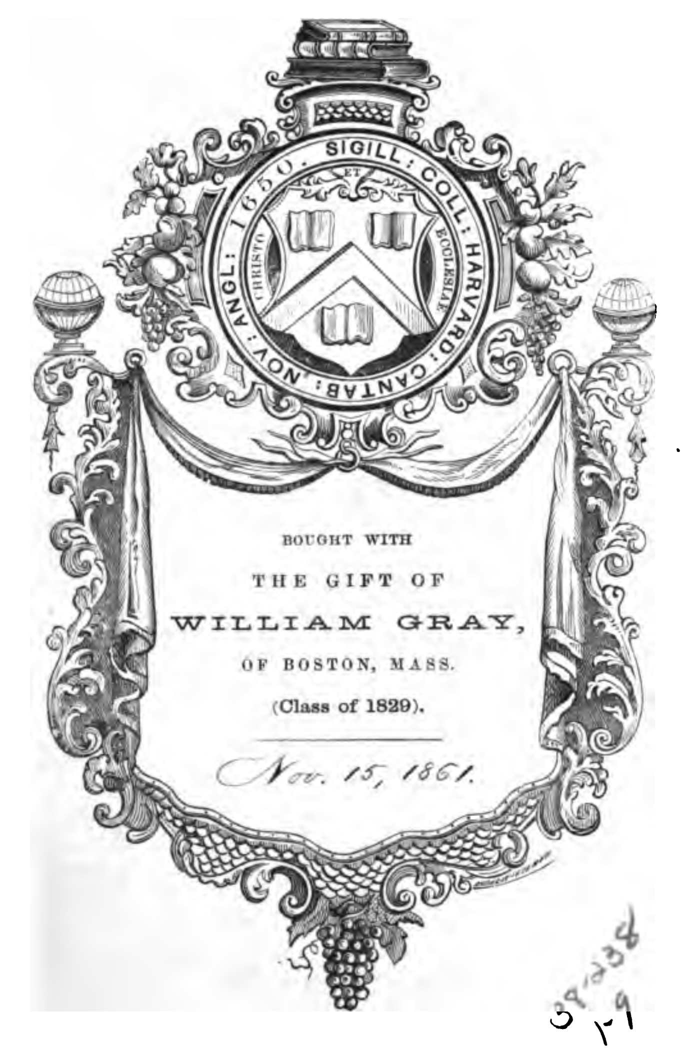
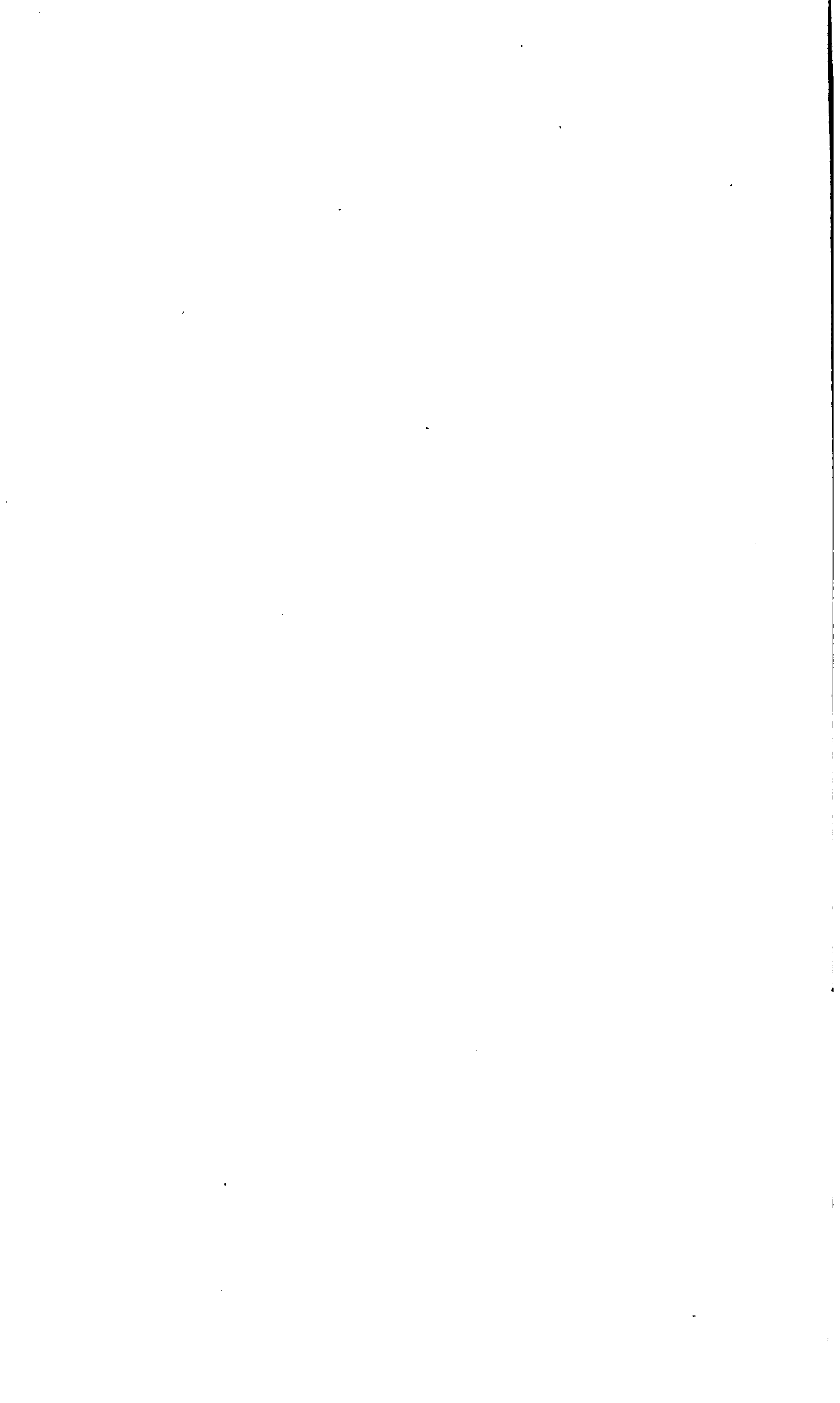
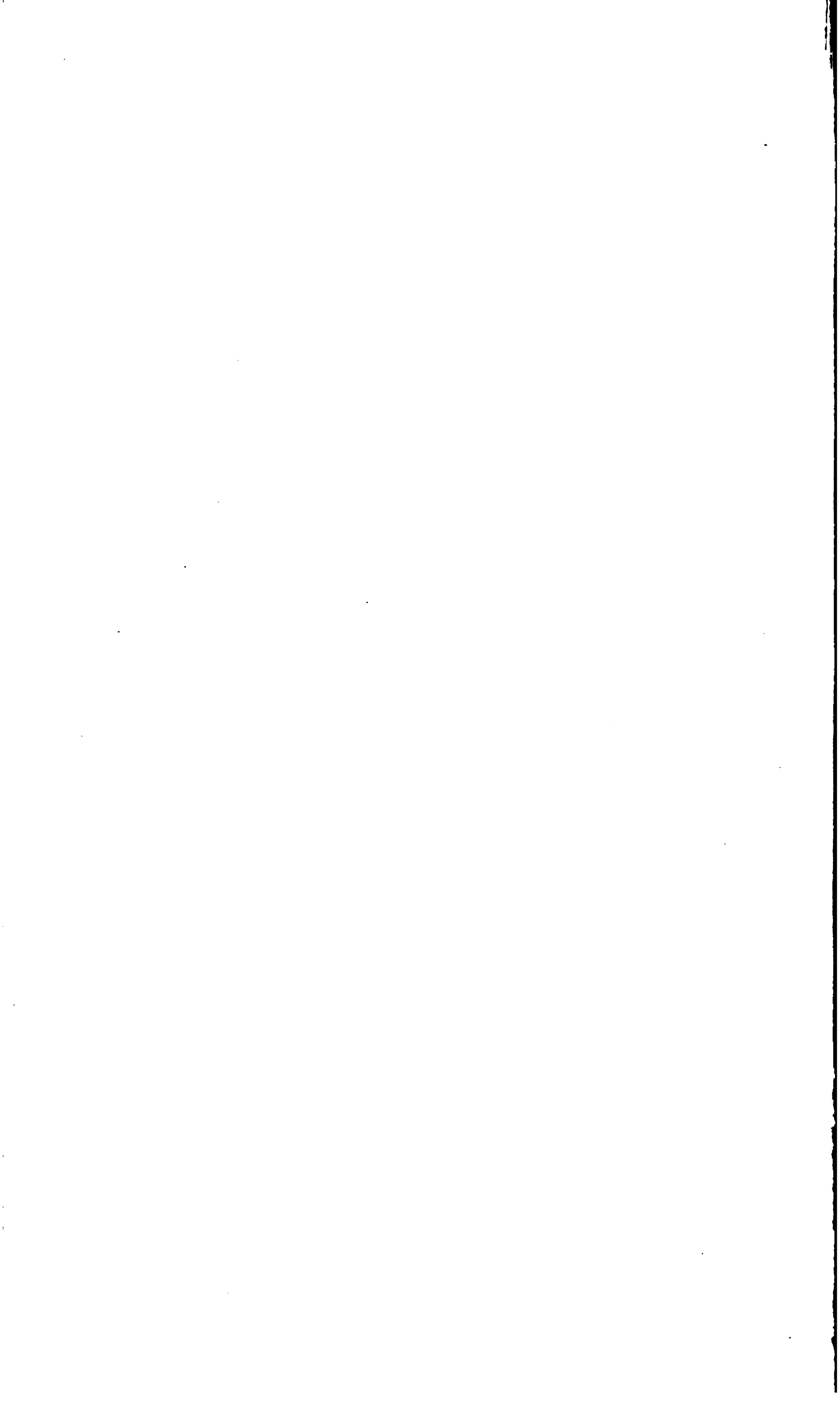



SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE GIFT OF
WILLIAM GRAY,
OF BOSTON, MASS.
(Class of 1829).
Nov. 15, 1861.









ARCHIV

für

das Studium

der neueren Sprachen

und Literaturen.

Eine Vierteljahrschrift.

Herausgegeben von

Ludwig Herrig und **Heinrich Viehoff.**

Zweiter Jahrgang.

Dritter Band.

Elberfeld u. Iserlohn.

Julius Bädeker.

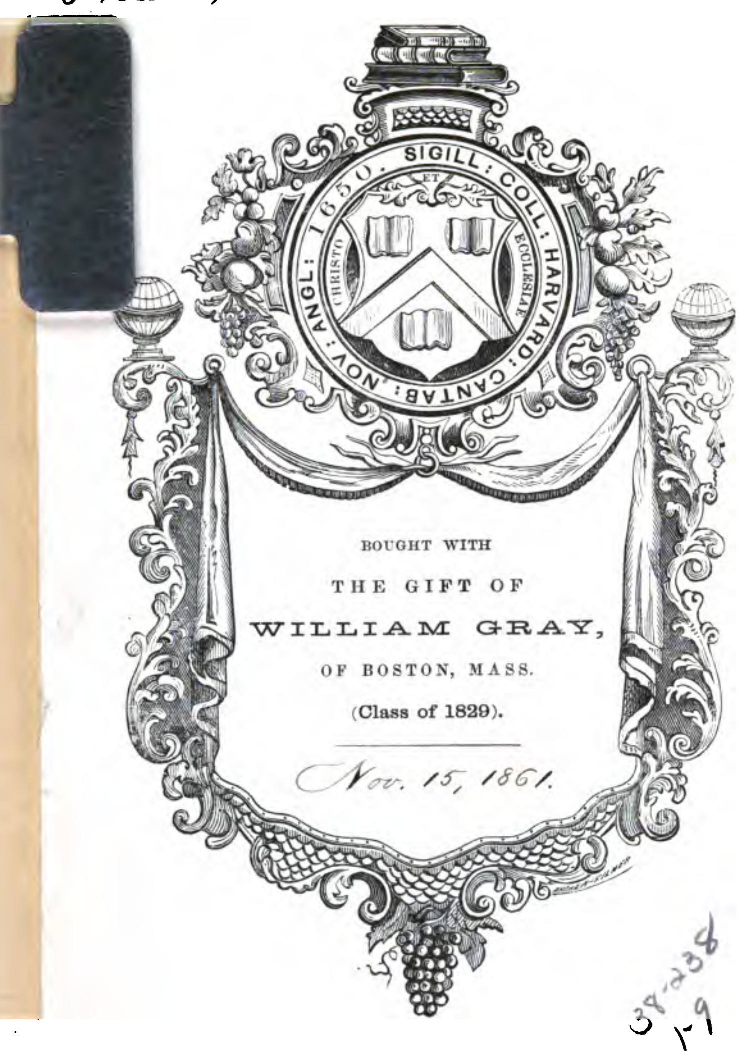
1847.

1861, Nov. 15.

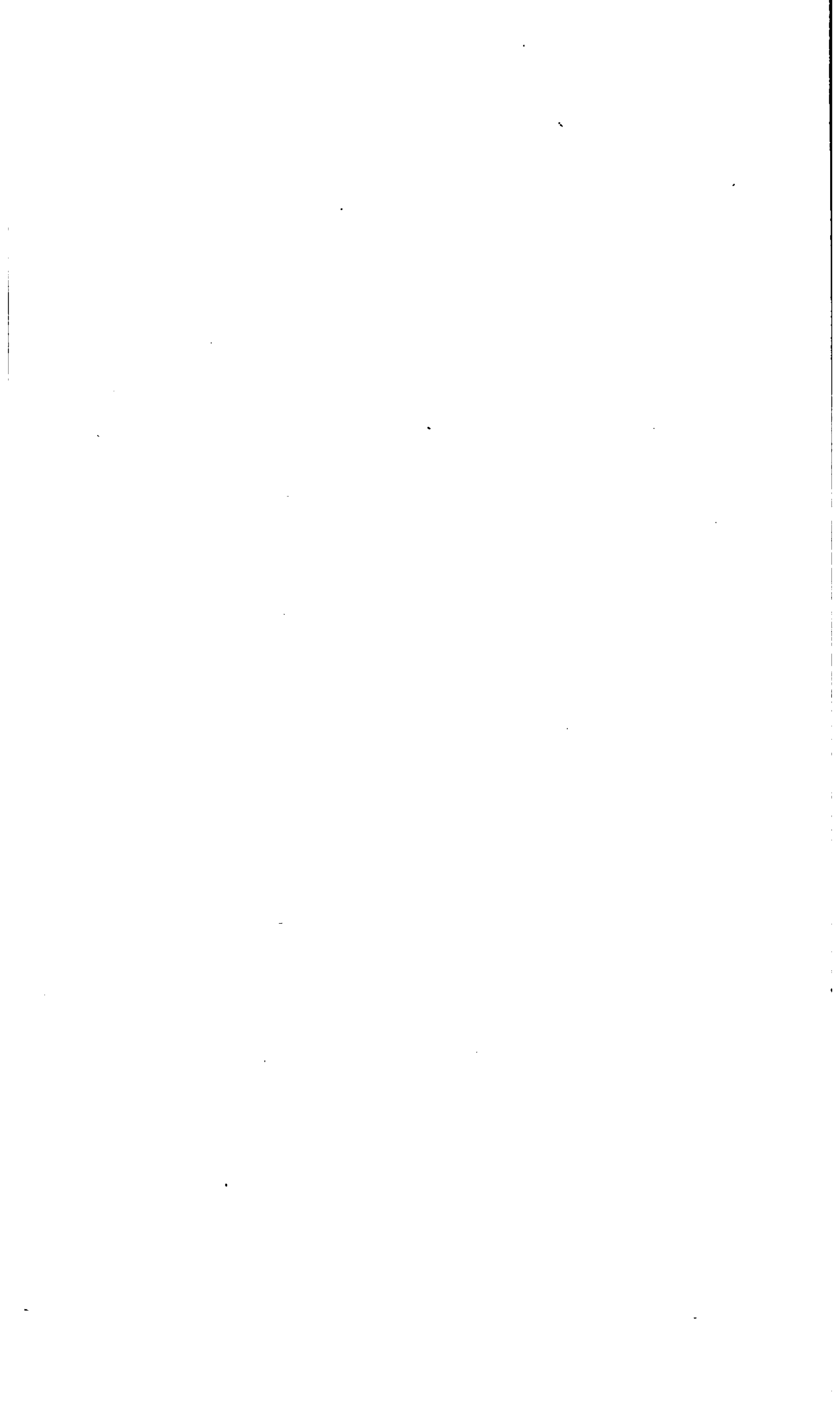
Inhalts-Verzeichniß.

Dritter Band.

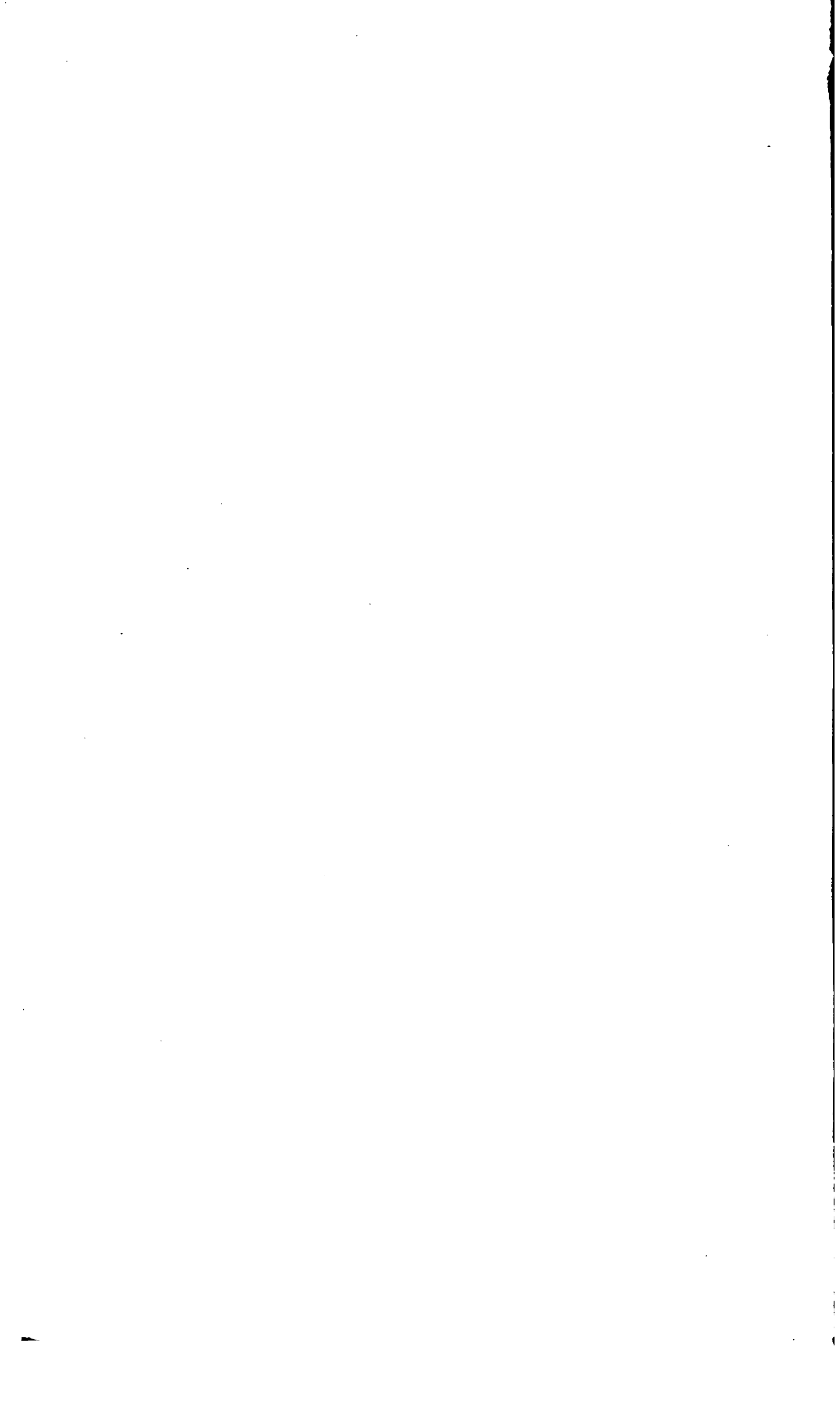
Abhandlungen.


SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE









ARCHIV

für

das Studium

der neueren Sprachen

und Literaturen.



Eine Vierteljahrschrift.

Herausgegeben von

Ludwig Herrig und **Heinrich Viehoff.**

Zweiter Jahrgang.

Dritter Band.

Elberfeld u. Iserlohn.

Julius Bädeker.

1847.

1861, Nov. 15.

Inhalts-Verzeichniß.

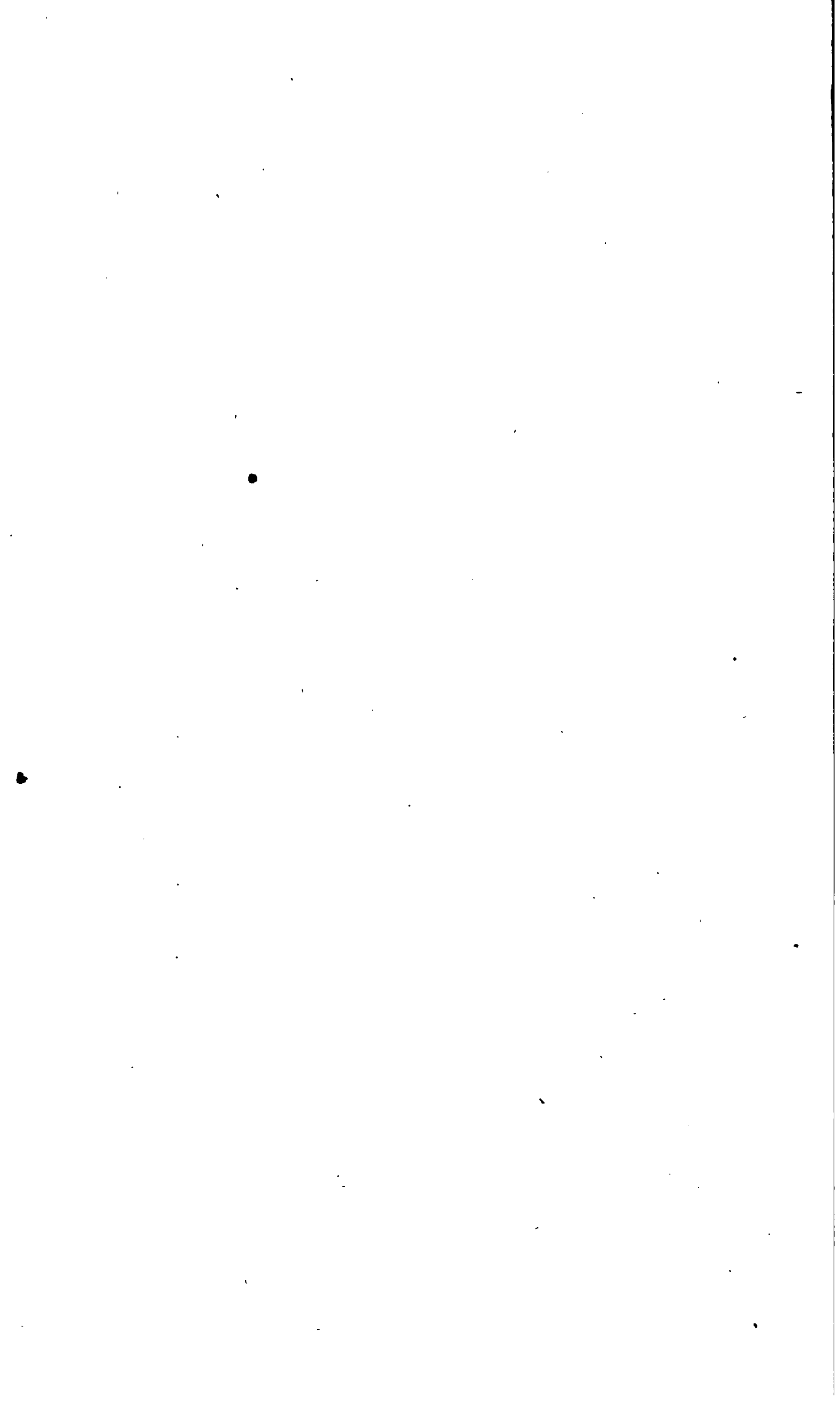
Dritter Band.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen. Bibliographischer Anzeiger.



Kritische Beleuchtung

der Ansicht L. Tieck's über den Monolog in Shakespeare's Hamlet Act. III. Sc. I., nebst Erörterungen über den Charakter Hamlets und die Tendenz der Tragödie.

L. Tieck hat im 2. Bändchen seiner dramaturgischen Blätter (Breslau 1826) über den bekannten Monolog Hamlets „Sein oder Nichtsein 2c." eine Ansicht aufgestellt und zu begründen versucht, die der in den weiteren Kreisen des Shakespeare lesenden Publikums herrschend gewordenen eben so sehr zuwiderläuft, als sie nach unserer Ueberzeugung auch die Probe wissenschaftlicher Kritik nicht bestehen kann. Da nun diese Ansicht, weder von Tieck seitdem zurückgenommen, noch auch, so viel wir wissen, eine Widerlegung derselben erschienen ist, so wollen wir hier eine solche versuchen, um so mehr, als dieser spezielle Punkt uns von selbst zu weiteren und interessanteren Erörterungen über den Charakter Hamlets und die Intention des ganzen Stückes führen wird.

Tieck sagt zwar bevorwortend (p. 104 in den angeführten dramaturgischen Blättern) „Ich weiß, welche angewohnten Vorurtheile man mir entgegensetzen wird, wie schwer es mir selbst geworden ist, Alles abzuweisen, was ich in Büchern darüber gelesen hatte; aber dennoch ist mir schon seit Jahren, und immer fester und klarer die Ueberzeugung geworden, daß sich Erklärer und Bewunderer des Dichters geirrt haben, daß dieses Selbstgespräch unmöglich den Sinn haben kann, den sie ihm unterlegen."

Wenn wir es nun trotz dieser entschiedenen Sprache eines so gefeierten Kritikers wie Ludwig Tieck, der sich anerkanntermaßen um das feinere Verständniß der Shakespeareschen Meisterwerke die bedeutendsten Verdienste erworben hat, wagen, ihm gegenüber der herrschenden Auffassung des fraglichen Monologs das Wort zu

reden, so geschieht dies nur nach wiederholter strengster Prüfung, sowohl jener herrschenden Auffassung, als der ihr entgegentretenden Tieck'schen Ansicht und der aus beiden gewonnenen Ueberzeugung, daß diese letztere, so scharfsinnig auch Einzelnes für sie geltend gemacht wird, der Hauptsache nach doch alles Grundes entbehre.

Der Leser wird sich davon ebenfalls überzeugen, wenn er dem Gange unserer Untersuchung vorurtheilsfrei folgt. Diese wird aber so verlaufen, daß wir zuerst die herrschende Auffassung, welche auch die unsere ist, hinstellen und sie durch eine genaue Interpretation des Monologs selbst begründen, sodann aber die ihr von Tieck gemachten besonderen Einwürfe beleuchten, und endlich drittens die neue Ansicht Tiecks, die, wie sich ergeben wird, auf einer irrthümlichen Fassung des Charakters des Hamlet beruht, eben aus einer genauen Charakterisirung des Helden als unhaltbar zurückweisen.

Obgleich wir nun voraussetzen können, daß den Meisten unserer Leser das Shakespeare'sche Stück zur Hand sein wird, so wollen wir doch der bequemeren Uebersicht wegen den Monolog in der Schlegelschen Uebersetzung (gegen welche auch Tieck bis auf eine einzige weiter unten zu beleuchtende Stelle nichts einzuwenden hat) hier folgen lassen;

„Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage:
Ob's edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern
Des wüthenden Geschickes erdulden, oder
Sich waffnend gegen eine See von Plagen,
Durch Widerstand sie enden? Sterben — schlafen —
Nichts weiter! — und zu wissen, daß ein Schlaf
Das Herzweh und die tausend Stöße endet
Die unsers Fleisches Erbtheil — 's ist ein Ziel
Auf's innigste zu wünschen. Sterben — schlafen —
Schlafen! Vielleicht auch träumen! — Ja, da liegts:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt,
Das zwingt uns still zu stehn. Das ist die Rücksicht,
Die Elend läßt zu hohen Jahren kommen.
Denn wer ertrug der Zeiten Spott und Geißel,
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
Verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,
Den Uebermuth der Aemter, und die Schmach,
Die Unwerth schweigendem Verdienst erweis't,
Wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnte,
Mit einer Nadel bloß? Wer trüge Lasten,
Und stöhnt' und schwitzte unter Lebensmüh?
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod —
Das unentdeckte Land, von deß Bezirk

Kein Wanderer wiederkehrt — den Willen irrt,
Daß wir die Uebel, die wir haben lieber
Ertragen, als zu unbekannten fliehn.
So macht Gewissen Feige aus uns Allen;
Der angebornen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Blässe angekränkelt;
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
Verlieren so der Handlung Namen." — — —

I.

Es müßte wunderbar zugehn, wenn der unmittelbare Eindruck, den der Leser durch diesen Monolog empfängt, nicht mit der allgemein darüber herrschenden Ansicht zusammenstimmte. Es ist nämlich von jeher eine Reflexion Hamlets über den Selbstmord darin gefunden worden. Dies zieht sich als der Grundgedanke so sehr durch das Ganze hindurch, daß wieder jede einzelne Gedankengruppe, ja jedes einzelne Wort hierin seine ungesuchte Erklärung, seinen unmittelbaren Zusammenhang hat. Ja, es liegt dies so sehr auf der Hand, daß ein Nachweis im Einzelnen als etwas Ueberflüssiges erscheinen könnte, wenn nicht eben eine ganz abweichende Ansicht in L. Tieck einen so entschiedenen Vertreter gefunden hätte.

Gehn wir also dem Gedankengange des Monologs Schritt vor Schritt nach. Daß Hamlet, wie es seinem Grundcharakter, den er im ganzen Stücke entfaltet, angemessen ist, auch in diesem Monologe vorzugsweise reflektirt, erwägt, untersucht, darauf weis't schon sein Anfang: „das ist hier die Frage" ganz bestimmt hin. Der Gegenstand seiner Reflexion wird aber ebenfalls gleich in diesem ersten Worte mit: „Sein oder Nichtsein" sehr deutlich bezeichnet. Es ist die Frage, handelt sich ihm darum, ob er noch ferner „sein" d. i. leben, oder ob er das „Nichtsein," d. i. den Tod vorziehen soll; ob er, wie er's gleich selbst noch individueller ausdrückt „die Pfeil' und Schleudern des wüthenden Geschicks erdulden, oder sich waffnend gegen eine See von Plagen durch Widerstand sie enden" soll. Enden würde er sie durch einen Selbstmord. Aber wäre denn mit dem Sterben alles abgethan? — Einer reflektirenden Natur, wie Hamlet, liegt das Verfolgen dieses Gedankens nahe. Deshalb fährt er auch fort: „Sterben — schlafen — nichts weiter! und zu wissen, daß ein Schlaf die tausend Stöße endet, die unsers Fleisches Erbtheil — 's ist ein Ziel aufs innigste zu wünschen." Auf dieser Stufe seiner Reflexion

erscheint ihm also der Tod höchst wünschenswerth, er ist ja nichts als ein Schlaf, ein bewußtloser Zustand, in welchem der geplagte Mensch von seinem Herzweh nichts mehr fühlt. Allein kaum ist er zu diesem Resultate gekommen, so drängt sich ihm auch schon der beunruhigende Gedanke auf, daß der Tod doch wohl noch etwas andres sei, als jener bewußtlose Zustand. Schon die Analogie des gebrauchten Bildes vom Schlafe führt ihn weiter. Deshalb das neue: „Sterben — schlafen — Schlafen! — Vielleicht auch träumen! — Ja, da liegt's:" Ist es mit dem Tode vielleicht nicht ebenso, frägt er sich, wie mit dem Schlafe, der ja im Grunde doch kein bewußtloser sondern ein von Träumen durchzogener und beunruhigter Zustand ist? Und in dieser Frage ist ihm, wie wir sehen, schon die uns angeborne Ueberzeugung wieder aufgegangen, daß der Mensch auch im Tode nicht stirbt, sondern fortlebt. Und da liegt's, oder, wie es im Grundtext heißt, das ist der Anstoß, der seinen Wünschen wieder eine andere Richtung gibt. Die Furcht vor den Träumen in dem Schlafe nach der Abschüttelung des Irdischen, die zwingt ihn still zu stehn, den Gedanken an Selbstmord zurückzuschieben. Ohne diese Rücksicht auf das unbekannte und eben deshalb mit Furcht uns erfüllende Jenseits würde ja Niemand die vielen und drückenden Plagen erdulden, von denen er nur einzelne namhaft macht: „der Zeiten Spott und Geißel, des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen, verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub" und wie sie weiter heißen. Ja, wer ertrüge das Alles, sagt er,

„Wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnte
Mit einer Nadel blos?"

Und dies ist nun das entscheidende Wort, was wenn Jemand bisher noch einer andern Auffassung als der herrschenden hätte Raum geben können, diese als nothwendig erscheinen läßt. Denn „sich mit einer bloßen Nadel in Ruhstand setzen," das kann, wenn man den Worten nicht jeden beliebigen Sinn andichten will, durchaus nichts anderes heißen, als: sich mit einer geringfügigen Waffe das Leben nehmen, so daß man Ruhe hat. (Um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, nehmen wir hier noch keine Rücksicht auf das, was Tieck gegen die Schlegelsche Uebersetzung des grundtextlichen „quietus" durch „Ruhestand" vorbringt; wir werden aber nachher zeigen, daß auch bei der von ihm beliebten Substituirung von „Rechnungsabschluß" der Sinn der Stelle nicht alterirt wird.) —

Also soweit waren wir Hamlet in seiner Reflexion gefolgt, daß wir sahen, er würde unter der Last der ihn drückenden Plagen den Tod aufs innigste wünschen müssen, wenn nicht der Gedanke an das Jenseits, an den Zustand nach dem Tode ihn zum Stillstehn zwänge. Dieses Alles noch einmal zusammenfassend, fährt er fort:

— — — „Wer trüge Lasten,
Und stöhnt' und schwitzte unter Lebensmüh?
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod —
Das unentdeckte Land, von deß Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt — den Willen irrt,
Daß wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen, als zu unbekannten fliehn."

Worte, aus denen man sieht, daß Hamlet den im Eingange des Monologs hervortretenden Wunsch nach Vernichtung, wieder zurückgeschoben hat. Würde er doch selbst durch den Tod, dem ja wieder ein Leben folgt, nicht sicher sein, die Ruhe nach der er sich sehnt, zu erlangen. Zu der ganzen bisherigen Reflexion getrieben in dem sehnlichen Wunsche, seine Plagen geendet zu sehn, muß er sich doch nun sagen, daß die Furcht vor dem Jenseits, entspringend aus der Stimme seines Gewissens, ihn an der dem Wunsche des Sterbens entsprechenden That des Selbstmordes hindere. Und diese Wahrnehmung, die er hier an sich selbst macht, führt ihn unwillkührlich zum Aussprechen des allgemeineren Erfahrungssatzes, mit dem der Monolog schließt:

„So macht Gewissen Feige aus uns Allen;
Der angebornen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Blässe angekränkelt;
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck
Verlieren so der Handlung Namen." —

Des Gedankens Blässe ist es in der That, die überall in Hamlet Entschlossenheit und Energie überkränkelt, so daß sie keine frische That erzeugt. Auch in diesem Augenblick ist der Wunsch, sein elendes Dasein abzuwerfen, bei ihm vorhanden, der Gedanke des Selbstmords tritt ihm nahe, aber die Reflexion über das „etwas nach dem Tode" macht die Schwingen dieses Wunsches sofort wieder lahm. Es ist überall nicht zum Entschlusse bei ihm gekommen, er hat eben nur gefragt, ob Sein oder Nichtsein vorzuziehn, und als er sich fragend findet, daß das Nichtsein doch wieder in ein Sein umschlage, bleibt er bei der Reflexion darüber stehn, ohne daß sie ihn zum Entschluß, noch weniger zur That triebe.

II.

Nach dieser ungezwungenen Interpretation des Monologs, wonach uns die herrschende Auffassung, welche eine Reflexion Hamlets über den Selbstmord darin findet, durchaus begründet erscheint, liegt uns nun zweitens ob, die Einwürfe, welche Tieck dagegen vorbringt, einer Prüfung zu unterwerfen. Wir berücksichtigen hier jedoch zunächst nur die Einwürfe, welche nicht unmittelbar mit seiner neuen Ansicht zusammenhängen, da diese so sehr aus dem Charakter Hamlets begründet wird, daß wir sie erst im dritten Theile, als dem Orte, den wir uns zur Erörterung des Charakters des Helden vorbehalten haben, werden würdigen können.

Es frägt sich also, was hat Tieck der obigen, von uns mit dem Monologe selbst begründeten Auffassung speziell vorzuwerfen? Welche Bedenken würde sie ihm erregen, auch wenn er zu der Aufstellung einer abweichenden Ansicht über das Ganze gar nicht gekommen wäre? Dieser Bedenken hat er drei: Er findet es unpassend, daß Hamlet, wenn er in unserm Monologe an Selbstmord gedacht habe, zu Anfange die Worte gebrauche:

„Sich waffnend gegen eine See von Plagen,
Durch Widerstand sie enden“ —

„Wäre denn der Selbstmord, sagt er, ein opposing, ein wirklicher Widerstand? Würde dann take arms, die Waffen ergreifen, wohl richtig und passend sein, wenn diese Waffen sich nur gegen den richten sollten, der sie ergriffen.“ Man soll also nach Tieck von einem Selbstmörder nicht sagen können, daß er seine Plagen durch Widerstand ende. Ist das aber richtig? Ich meine, wir brauchen hier nicht einmal auf eine dichterische Redeweise zu recurriren, auch in der prosaischsten Rede würde man sich so ausdrücken können. Gerade der Selbstmörder ergreift ja recht eigentlich die Waffen gegen sich selbst und indem er sich selbst vernichtet, endet er zugleich alle die Plagen, die gegen ihn einstürmen. — Diese Worte also, statt unsere Auffassung zu schwächen, dienen vielmehr dazu, sie zu bestätigen.

Gewichtiger könnte der zweite Einwurf erscheinen, da er eine Stelle der Uebersetzung als vom Original abweichend in Anspruch nimmt. Von der Stelle nämlich:

„Wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnte,
Mit einer Nadel bloß“ —

sagt Tieck, daß sie etwas andres enthalte, als im Original stehe.

Der Leser erlaube uns deshalb die angefochtene Stelle im Original zu citiren; sie lautet:

„When he himself might his quietus make
With a bare bodkin?“ —

Tieck behauptet „quietus“ könne „Ruhestand“ nur metaphorisch, nicht wörtlich bedeuten. Zugegeben nun auch, daß „quietus“ nicht in der nächsten, sondern in übertragener Bedeutung „Ruhestand“ heiße, so ist doch zunächst soviel gewiß, daß es diese metaphorische Bedeutung auch in unsrer Stelle haben könne. Und wie jedes bessere Lexikon Beispiele gibt, wo es offenbar den Sinn „endliche Ruhe,“ „Tod,“ „Ruhestand“ hat — was ja auch Tieck nicht in Abrede stellt, — so glauben wir auch in der That, daß es eben diesen Sinn hier habe, brauchen aber um so weniger darauf zu bestehen, als die wörtliche Bedeutung, welche Tieck hier festhalten zu müssen glaubt, den Sinn der Stelle nicht um ein Haar breit alterirt. Er sagt nämlich ganz richtig, daß das Wort quietus ursprünglich bezeichne: beim Gericht — den Abschluß der Akten, wenn alles vorüber ist; bei Rechnungsabnahmen: die völlige austilgende Quittirung, den Rechnungsabschluß. Nach dieser ursprünglichen Bedeutung würde also die Uebersetzung der Stelle, wie auch Tieck angibt, wörtlich so lauten: „Wenn er selbst seinen Rechnungsabschluß machen könnte mit einem bloßen Dolch.“ Führt denn das aber auf eine andere als die obige Erklärung? Es soll schwer halten, das zu beweisen. Selbst seinen Rechnungsabschluß machen mit einem Dolche, wird, wenn man nicht einen vorher fertig gemachten Sinn willkührlich hineinträgt, doch auch nichts andres heißen, als: selbst mit einem Dolche die Rechnung des Lebens abschließen. Ist doch das Wort ganz ähnlich von unserm Schiller in dem bekannten Monolog des Tell gebraucht, wenn er sagt: „Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Voigt“ ꝛc. Wird aber so der Sinn der Stelle, mag man das Wort „quietus“ in seiner ursprünglichen oder in metaphorischer Bedeutung nehmen, durchaus nicht verändert, so fällt auch dieser zweite Einwurf in sich selbst zusammen.

Wie steht es denn nun mit dem Dritten? Vielleicht enthält der wenigstens etwas Wesentliches, da die früheren, sich so wenig stichhaltig erwiesen. Tieck legt allerdings selbst das größte Gewicht auf diesen letzten Einwurf. Es ist nämlich der Schluß des Monologs von den Worten an, „So macht Gewissen Feige aus uns Allen — Verlieren so der Handlung Namen,“ — die er

vorzugsweise gegen die bisherige Fassung geltend zu machen sucht. Er läßt sich wörtlich so darüber aus: „Wer aber nun auch bis auf diese letzten Verse, sei es selbst etwas gewaltsam, die bisherige Erklärung hat beibehalten können, dem sollte es doch wohl mit diesem Schluß, wenn er aufrichtig zu Werke geht, sehr schwer, wenn nicht ganz unmöglich fallen. Ist denn jeder Selbstmord eine Handlung, ein Unternehmen voll Mark und Nachdruck? Und könnte Hamlet sich wohl selbst so ungeheuer belügen, die gemeine Feigheit, sich jetzt, unter diesen Umständen, selber umzubringen, um nur seiner ihm lästigen Aufgabe zu entfliehn, so vornehm zu benennen?" — Was haben wir nun darauf zu erwiedern? Dieses, daß, wie wir — nicht wie Tieck meint, etwas gewaltsam, sondern — durch die Sache gezwungen, die bisherige Erklärung haben festhalten müssen, so auch dieser letzte Einwurf uns keinen Augenblick hat irre machen können. Wir haben bereits oben hervorgehoben, daß Hamlet, nachdem er den Gedanken des Selbstmords, der ja überhaupt nur als Gedanke, nicht in der Form des Entschlusses bei ihm hervortritt, durch seine Reflexionen über das Jenseits wieder fallen lassen und zurückgeschoben hat, seinen Monolog mit einem allgemeinen Erfahrungssatz schließt, zu dessen Aussprechung sein besonderer Fall ihm Veranlassung gab. Er nennt danach in diesen letzten Versen auch nicht direkt den Selbstmord ein Unternehmen voll Mark und Nachdruck, sondern er sagt viel allgemeiner, daß Unternehmungen voll Mark und Nachdruck — wozu eine That wie der Selbstmord nur mitgehört — durch Rücksichten aus der Bahn gelenkt werden. Hat diese Fassung nur irgend etwas Gezwungenes oder Unwahrscheinliches? Denn selbst noch ganz abgesehen von dem besonderen Charakter Hamlets, der nach seiner Eigenthümlichkeit eine That wie den Selbstmord recht wohl auch direkt ein Unternehmen voll Mark und Nachdruck nennen könnte, was wäre überhaupt Auffallendes darin, wenn Jemand, der aus Gewissensskrupeln den Gedanken des Selbstmords verworfen hätte, sich eingestände, daß solche Skrupel und Bedenklichkeiten ihn schon oft von kräftigen Unternehmungen abgehalten hätten?! Erfordert es etwa gar keine Willenskraft, sich das Leben, daran der Mensch mit so mächtigen Banden gekettet ist, mit eigner Hand zu nehmen? Mag man den Selbstmord unter Umständen mit Recht eine Feigheit nennen und die wahre Tapferkeit in der muthigen Ertragung des widrigen Geschickes finden, nichts desto weniger ist so viel gewiß, daß zu dem Schritte der Selbstvernichtung, zu der That des Selbstmordes selbst doch immer

wenigstens eine augenblicklich ungewöhnlich gesteigerte, außerordentliche Willenskraft gehört. Aber, wie gesagt, es handelt sich in diesen letzten Versen gar nicht mehr ausschließlich um den Selbstmord, es wird dieser hier vielmehr als etwas Besonderes unter dem allgemeineren Begriff von: „kräftigen Unternehmungen“ nur noch mitgesetzt, und es kann deshalb um so weniger befremden, daß der Dichter dem Hamlet eben die Worte in den Mund legt, welche Tieck so anstößig erscheinen.

Und damit glauben wir erwiesen zu haben, daß die speziellen Einwürfe, welche unser Kritiker der bisherigen Erklärung macht, keinesweges der Art sind, um sie uns aufgeben, ja, uns auch nur momentan darin schwankend werden zu lassen. Hat es aber diese Bewandtniß damit, so werden wir um so begieriger, die neue Ansicht zu hören, welche Tieck positiv der bisherigen gegenüberstellt. Es ließe sich ja denken, daß sie uns einen ganz neuen Gesichtspunkt eröffnete, von dem aus wir in unsrer Auffassung, so ungesucht und natürlich sie sich auch ergab, doch wieder irre gemacht würden. Sie hängt nun aber ganz eng mit der Vorstellung zusammen, die Tieck von dem Charakter Hamlets sich gebildet hat und so werden wir hier auf den dritten Haupttheil unserer Untersuchung geführt.

III.

Tieck nun, die Ansicht, daß in unserm Monologe von Selbstmord die Rede sei, gänzlich verwerfend, faßt ihn, um es kurz zu sagen, so: daß Hamlet darin zu ergründen suche, „warum es ihm denn so schwer falle, den Entschluß, die That, die von ihm gefordert werde — nämlich die Rache am Könige — auszuführen.“ Da wir nun diese Frage: warum wird es mir so schwer, mich an dem Könige zu rächen? — sonderbarerweise in unserm Monologe überall nicht antreffen, so ist er, um doch einen Schein für diese Annahme zu haben, genöthigt gewesen, dieses Selbstgespräch mit einem früheren, das den zweiten Akt schließt, in unmittelbare Verbindung zu setzen. In jenem früheren Selbstgespräch tadelt sich Hamlet bitter über seinen Aufschub der Rache, über seinen Mangel an Entschlossenheit zu einer That, zu der er sich durch die Stimme seines Gewissens, wie des ihm erschienenen Geistes gleich sehr gedrängt fühlt. Er richtet darin die Frage an sich: „bin ich eine Memme?“ Und an diese Frage soll sich, nach Tieck, unser Monolog so anschließen, daß er darin untersuche, was ihn denn eigentlich abhalte, als Rächer aufzutreten.

Es läßt sich nun schon von vornherein nicht verkennen, daß es sehr mißlich ist, eine solche unmittelbare Verbindung zweier Monologe, die vom Dichter gar nicht weiter angedeutet wird, für eine ganz neue, der gewöhnlichen zuwiderlaufende Auffassung in Anspruch nehmen zu müssen. Die Art und Weise, wie Tieck sich dabei zu helfen sucht, setzt auch das Bewußtsein dieses Mißlichen bei ihm selbst voraus. Er sagt nämlich: „Shakespeare, es ist wahr, muthet uns oft viel zu, aber hier noch etwas mehr, als gewöhnlich; doch konnte er auch dem Kommentar seines Schauspielers vertrauen. Lassen wir freilich zwischen jenen heftigen Monolog und diesen ruhigen den Vorhang niederfallen, so wird die Gedankenverbindung, die der Dichter bei uns voraussetzt, die wir schnell wieder anknüpfen sollen, etwas zu gewaltsam unterbrochen.“ — Er sucht dann diese geforderte Gedankenverbindung dadurch zu erleichtern, daß er den zweiten Akt erst nach diesem berühmten Monolog und der Rede des Königs über den Prinzen schließen läßt. Auch dieses Mittel, zu dem er in Widerspruch mit der stehenden Eintheilung der Akte, seine Zuflucht nimmt, ist nicht geeignet, die von vornherein aufsteigenden Bedenklichkeiten gegen seine Auffassung zu verringern. Solche künstliche Annahmen und Aenderungen erwecken wenigstens kein günstiges Vorurtheil; bei der herrschenden Auffassung sind sie gänzlich überflüssig.

Doch nun zur Sache! Welches Licht verbreitet denn nun Tiecks Auffassung, wonach, wir wollen es noch einmal wiederholen, Hamlet hier, weit entfernt an Selbstmord zu denken, vielmehr einzig zu ergründen versucht, warum er die geforderte Rache an dem Könige nicht vollziehe, über den ganzen Monolog? In der That, ein so trübes und verworrenes, daß man schon völlig von der Tieckschen vorgefaßten Meinung inficirt sein muß, um wenigstens mit einigem Scheine einen Zusammenhang in dem Ganzen nachzuweisen. Während bei der herrschenden Auffassung, sich Alles, wie der Leser bezeugen wird, einfach und natürlich ergab, hier überall Gesuchtes, Hineininterpretirtes, Gezwungenes und doch keine Möglichkeit, das Einzelne mit dem Ganzen und das Ganze mit dem Einzelnen in Harmonie zu bringen! Das ganze Verfahren Tiecks erscheint in der That als Willkühr!

Bevor wir dies jedoch im Einzelnen an den betreffenden Stellen nachweisen, müssen wir die Schlußfolgerung selbst, die der ganzen Tieckschen Argumentation zum Grunde liegt, in Frage ziehn. Ist es denn wahr, was Tieck als ausgemacht voraussetzt und voraus-

setzen muß, um doch den Schein für seine Fassung zu retten, daß Hamlet, wenn er den König ermordet, sein Leben auf das Spiel setzt? Er, als rechtmäßiger Prinz, vom Volke, wie wir im Stücke sehn, eben so allgemein geliebt, wie der König verhaßt, hatte durch die Ermordung dieses Königs für sein Leben eben gar nichts zu fürchten. Und deshalb sieht man auch nicht ab, wie Hamlet den Gedanken an seinen eignen Tod mit der Ermordung des Königs in Verbindung setzen kann — was er auch nachweislich im ganzen Stücke nicht thut — ohne welche Verbindung aber die ganze Argumentation Tiecks zusammenfällt. Hat Hamlet, wenn er den König ermordet, für sein Leben nichts zu fürchten, so kann er auch durch den Gedanken an die Ermordung des Königs nicht auf die Betrachtungen geführt werden, denen wir in unserm Monologe begegnen. Aber gesetzt auch, es machte Jemand eine solche Verbindung ausfindig, so bliebe dennoch bei jeder einzelnen Stelle des Monologs der Vorwurf auf Tieck haften, daß er uns zumuthe, den Gedanken des Königsmordes hineinzutragen, da auch keine einzige nur die Andeutung davon enthält. Deshalb nannten wir sein Verfahren vorhin ein willkührliches, da er seine Ansicht nicht aus dem Monologe heraus, sondern sie überall in ihn hineininterpretirt. Indem wir dem Leser zur Begründung unserer Behauptung die betreffenden Stellen mit der Tieckschen Interpretation kurz vorführen, bitten wir ihn im Voraus auf die mit: d. h. (das heißt) beginnenden Sätze zu achten, von denen er leicht erkennen wird, daß sie stets nur die eigne Ansicht in den Text einschwärzen.

Dies geschieht gleich bei den Anfangsworten: „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage,“ wenn Tieck sagt: „d. h. mehr als das Leben kann ich nicht wagen und verlieren, wenn ich den König ermorde.“ Dies geschieht ferner bei den Worten: „Obs edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern des wüthenden Geschickes ertragen, oder &c.,“ wenn er sagt: „Dies geschieht dadurch, daß er seinem Gegner den Garaus macht.“

Dies geschieht ferner bei den Worten: „Sterben — Schlafen — es ist ein Ziel aufs innigste zu wünschen,“ wenn er sagt: „es ist aber freilich nicht der Augenblick des Todes und der Schmerz, der ihn begleiten mag, was uns abhält entschlossen zu sein — um unserm Feinde es unmöglich zu machen, uns ferner zu schaden.“ —

Dies geschieht ebenso bei den Worten: „Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel — wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnte mit einer Nadel bloß,“ wenn er sagt, der Sinn sei: „wer

ertrüge alle jene Drangsale, wenn er mit einem kleinen, bloßen Dolch seinen völligen Rechnungsabschluß zu Stande bringen könnte, d. h. wenn er den Gegner zum Schweigen brächte". —

Dies geschieht endlich bei den Schlußversen: „So macht Gewissen Feige aus uns Allen und Unternehmungen rc.", wenn er sagt: „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck, z. B. (dies z. B. steht auf ganz gleicher Stufe mit den früheren d. h.!) z. B. einem Usurpator das Reich entreißen, einen ermordeten Vater rächen, die Stelle als König einnehmen, auf welche Geburt und Landesrecht Anspruch geben rc., diese, wie ähnliche große Plane werden aus der Bahn gelenkt, weil der Unternehmer zagt, weil es ihm nicht gleichgültig ist, ob er in diesem Kampfe selbst zu Grunde geht."

Es wird dem Leser aus diesen mit den ipsissimis verbis angeführten Proben schon deutlich sein, daß Tieck, was Inhalt des Monologs sein soll, von Anfang bis zu Ende mit d. h., mit z. B. nur hinzusetzt. Die Ansicht des Kritikers wird, wie schon gesagt, nicht aus der Stelle heraus, sondern in sie hinein interpretirt. Das ist nun aber ein Verfahren, über welches L. Tieck in andern Fällen gewiß selbst den Stab brechen würde.

Es drängt sich uns deshalb die Frage auf, wie es denn komme, ja wie es nur möglich sei, daß eine allgemein herrschende und sich so entschieden als die rechte ergebende Fassung jenes Monologs von Tieck so vornehm desavouirt und durch eine so ganz außerhalb des Textes liegende, mithin willkürliche und das Ganze wie das Einzelne dennoch im Unklaren belassende Ansicht zu verdrängen versucht wird? — Das Vorurtheil Tieck's — denn als solches müssen wir seine Ansicht jetzt bezeichnen — erklärt sich nur aus seiner Auffassung des Charakters Hamlets, womit ihm die herrschende Ansicht von unserm Monolog nicht verträglich schien. Er meint nämlich, der Charakter Hamlets verliere bei unserer Ansicht zu sehr, er erscheine dabei allzu schwach. Wir führen die betreffende Stelle, weil sie für Tieck's Fassung entscheidend ist, selbst an. Er sagt aber p. 118, nachdem er zuvor zugegeben, daß Hamlet überhaupt kein Held sei, daß er, wie er auch Ophelien gestehe, Schwächen aller Art zeige, daß fast alles Gute und alles Böse des Menschen in ihm zur Sprache komme. „Aber, es hieße doch allzu tief sinken, wenn er jetzt darüber nachsinnen könnte, ob er sich nicht lieber umbringen sollte, und selbst dieses nur wieder aus Furcht unterließe. Mich wundert nur, fährt er fort, daß ihn

seine Freunde und Bewunderer so tief haben sinken lassen, ohne sich mit Unwillen von ihm abzuwenden."

Hier also erhält der Leser den Schlüssel zu dem Räthsel; der Charakter Hamlets, wie er ihn faßt, hat ihn verleitet, der herrschenden Ansicht über unsern Monolog entgegenzutreten und eine neue aufzustellen. Sehr zu bedauern ist es nun, daß Tieck es unterlassen hat, uns diesen Charakter Hamlets näher darzustellen; er sagt: dies würde ihn in zu vielfache Untersuchungen, Widerlegungen und Erklärungen verwickelt haben. Und doch wäre dies zur Begründung seiner paradoxen Ansicht unumgänglich nöthig gewesen. Denn wenn wir nun Behauptung gegen Behauptung setzten, wenn wir sagten, der Charakter Hamlets harmonire vortrefflich mit der herrschenden Auffassung des Monologs, so hätte unsere Behauptung wenigstens das vor der Tieckschen voraus, daß sie sich nicht, wie die seinige, auf künstliche Annahmen, sondern auf ein allgemein herrschendes Urtheil stützt. Indessen, da er nun einmal wegen des Charakters des Helden leugnet, daß er in unserm Monologe Reflexionen über den Selbstmord anstellen könne, so wollen wir, was er uns schuldig geblieben, unsererseits erfüllen, nämlich aus der genauen Charakterisirung Hamlets, wie sie das ganze Stück uns an die Hand gibt, den Beweis führen, daß gerade unsere Auffassung des Monologs mit dem Gesammtcharakter des Helden im vollsten Einklang stehe; ein Nachweis, der, wenn er schlagend ist, das obige aus der Interpretation des Monologs schon gewonnene Resultat nicht nur auf's Neue bestätigen, sondern überhaupt unsere Aufgabe zum vollständigen Abschluß bringen wird.

„Die Zeit ist aus dem Gelenke; wehe mir, daß ich geboren ward, sie wieder einzurichten." — In diesen Worten, — läßt Göthe den Wilhelm Meister sagen, — liegt der Schlüssel zu Hamlets ganzem Betragen und mir ist deutlich, daß Shakespeare habe schildern wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist. — Und bald darauf fährt er so fort: Ein schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen, ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Last zu Grunde, die es weder tragen, noch abwerfen kann; jede Pflicht ist ihm heilig, diese zu schwer. Das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das Unmögliche an sich, sondern das, was ihm unmöglich ist. Wie er sich windet, dreht, ängstigt, vor- und zurücktritt, immer erinnert wird, sich immer erinnert und zuletzt fast seinen Zweck aus dem Sinne verliert, ohne doch jemals wieder froh zu werden!

Der Hauptsache nach stimmen wir Göthe, dessen Charakterisirung der ganzen Tragödie überhaupt zu dem Geistreichsten und Gediegensten gehört, was darüber geschrieben ist, in dem Gesagten vollkommen bei.

Ganz ähnlich wie Göthe findet Franz Horn in denselben Worten, in denen jenem der Schlüssel zu Hamlets ganzem Betragen liegt, das offenherzigste Bekenntniß über sich selbst, das Bewußtsein davon, wie wenig er auf sich vertrauen dürfe. Hamlet habe mit seinem Vater die Säule verloren, an die er sich bisher habe lehnen dürfen und wanke nun einsam hin und her und arbeite sich ab in irren Planen, während die Kraft, die er für das stete Umschaffen dieser Plane anwende, vielleicht ausgereicht hätte, um mit ihr durch eine einzige besonnene kräftige Handlung zum Ziele zu gelangen.

Auch Aug. Wilh. Schlegel, wenn er sagt, das Ganze zwecke dahin ab, zu zeigen, wie eine Ueberlegung, welche alle Beziehungen und möglichen Folgen einer That bis an die Grenzen der menschlichen Voraussicht erschöpfen will, die Thatkraft lähmt — trifft, obwohl in etwas speziellerer Fassung, doch wesentlich mit den beiden vorangehenden Urtheilen zusammen. Alle drei Männer, deren Stimme hier schwer wiegt, weshalb wir es auch nicht für nöthig halten, noch andere Kritiker zu erwähnen, kommen also bei der Charakteristik Hamlets darin überein, daß sie Mangel an sinnlicher Stärke, Schwäche des Willens, Lähmung der Thatkraft in ihm finden.

Und das ist so richtig, daß wir dies von Anfang bis zu Ende des Stückes werden nachweisen können. Ja, wir müssen noch bestimmter, als es von jenen Männern geschehen ist, dieses hervorheben: Hamlet ist eine durch und durch reflektirende Natur. Solche vorzugsweise reflektirende Naturen haben, wie die gewöhnlichste Erfahrung lehrt, es in der Art, in Gedanken und Worten zwar auch zu handeln, aber nicht durch Thaten. Von diesem Gesichtspunkte aus, glaube ich, will der Dichter das Ganze betrachtet wissen. Es wird von Hamlet eine That gefordert, die Bestrafung des Königs, der seinen Vater ermordet hat. Zu dieser That, zu welcher der Geist seines Vaters durch wiederholte Erscheinungen ihn immer dringender anspornt, fehlt ihm die Entschlossenheit, das kühne, rasche Wagen, die Energie. Er sucht Ausflüchte, Entschuldigungen, um sich selbst wegen seines Zauderns zu rechtfertigen. Er hat durch die Offenbarung des Geistes zwar schon die Gewißheit, daß sein Oheim der Mörder ist. Aber der Geist kann ja ein Lügengeist sein, sagt er

sich, seine Rath- und Thatlosigkeit entschuldigend. Er will erst stärkere Gewißheit; der König soll sich ihm selbst unzweifelhaft als Mörder kund thun. Daher das Schauspiel im Schauspiel. Er erhält hier in dem Erblassen des Königs, in seinem plötzlichen Verlassen des Theaters jene Gewißheit, es ist ihm nun nicht der leiseste Zweifel mehr, der König ist wirklich der verruchte Mörder seines Vaters. Jetzt wird er doch handeln! Wir wollen sehn: Unmittelbar nach dem Schauspiel trifft er den König betend, ohne daß dieser ihn bemerkt. Jetzt ist die Gelegenheit so günstig wie nie. Und er selbst nach erlangter Gewißheit muß mächtiger als je von dem Wunsche der Bestrafung des Verbrechers durchglüht sein. Aber nein, Hamlet, der an Reflexionen stets in dem Maaße reiche, als am Handeln arme Hamlet ist auch hier schnell wieder mit einer Ausflucht fertig: der König, jetzt getödtet, würde in einer viel zu andächtigen Stimmung hinübergehn. Jetzt ist nicht die Zeit, er muß ihn mitten in seinen Sünden treffen, damit er ihn verdammt zu dem ewigen Richter schicke. Trotz aller Gewißheit, trotz der günstigsten Gelegenheit, trotz der mächtigsten Aufregung also wieder keine That! Statt dessen aber die bittersten Worte an seine Mutter, die sich einem solchen Verbrecher vermählt hat! Statt dessen ein blinder Stoß durch die Tapete, hinter der sich ein Geräusch vernehmen läßt: es könnte doch der König sein. Aber es ist nur der kindische Greis Polonius, dem die erste That, welche wir Hamlet vollbringen sehn, das Leben kostet, und so geht — tragisch genug — sein kräftigster Lebensmoment für die Bestrafung des Verbrechers wiederum verloren. Der König, immer mehr geängstet durch das verworrene Treiben des Prinzen, sucht sich seiner nun auf jede Weise zu entledigen und befiehlt ihm zu dem Ende, nach England zu gehn, wo er ihn ermorden lassen will. Und Hamlet, froh, der ihm lästigen Aufgabe für jetzt überhoben zu werden — so weit ist es schon mit ihm gekommen! — gehorcht geduldig, sich mit der leidigen Hoffnung tröstend, dort vielleicht die Mittel zu finden, den König um so sicherer zu vernichten. Er segelt ab, wird aber wider Willen nach Dänemark zurückgeworfen. Und da haben wir von Neuem das Schauspiel derselben Thatlosigkeit. Denn immer über neuen Plänen brütend, wird doch überall nichts nach seinem Plane gethan, bis er endlich, mehr durch ein Spiel des Zufalls, als aus freiem Antrieb, im letzten Augenblicke des Lebens den König in Hast und Eile ersticht und mit der Klage über diese herbe Welt das Dasein endet.

Wo, fragen wir, ist hier die Thatkraft, wo die Entschlossenheit? Fast gilt das Freiligrathsche in dem Gedichte, worin er Hamlet mit Deutschland vergleicht:

Doch eine That? behüte Gott!
Nie hatt' er eine zu beschön'gen!

Ja, Göthe, Horn und Schlegel haben Recht: da liegt sein Mangel. Und wenn wir oben sagten, daß wir es bei ihm mit einer durch und durch reflektirenden Natur zu thun hätten, die über allem Reflektiren nicht zur That komme, so müssen wir jetzt noch hinzufügen, daß eben hierin das Charakteristische der ganzen Tragödie besteht. Hamlet, der Held des Stückes, ist dies doch nicht in so fern, als er, was wir sonst von einem Helden gewohnt sind, starke, kräftige Thaten verrichtet, sondern eben dadurch wird er es, daß er keine thut und keine thun kann, er ist, mit einem Worte, ein Held der Reflexion. Darin liegt, wie seine Stärke, so seine ganze Schwäche. Und das ist eben das Tief-Tragische, was sich durch das ganze Stück hindurchzieht, daß Hamlet diese unthätige Reflektionsstufe nicht überwinden kann und darüber zu Grunde geht. Wir haben in der ganzen poetischen Literatur kein zweites Stück, in welcher ein Dichter sich diese ungeheure Aufgabe zu lösen gestellt hätte. Nur ein Riesengeist, wie Shakespeare, konnte sie wagen. Denn wenn es schon des schöpferischen Genius in hohem Grade bedarf, einen tragischen Helden zu zeichnen, der in der gewöhnlichen Weise, d. i. durch ein Uebermaß von Thatkraft, durch ein zu rasches und stürmisches Handeln, das den Ausgang gar nicht erwägt, oder durch eine falsche Anwendung seiner Kraft, jedenfalls aber durch sein Handeln untergeht, so hat Shakespeare in Hamlet das gerade Gegentheil versucht und damit eine unlösbar scheinende Aufgabe mit wunderbarer Genialität gelöst. Von hier aus sieht man aber auch, wie bedeutsam und für das Verständniß des Ganzen unerläßlich es ist, daß der Dichter den — wohl oft vornehm bespöttelten — Anachronismus begeht und seinen Helden in Deutschland, diesem Lande des tiefen, aber oft auch für das Leben und Handeln unfruchtbaren Denkens, daß er ihn in Wittenberg Philosophie studiren läßt. Kein Wunder daher, daß diese Schöpfung auch gerade in Deutschland die gewaltigsten Sympathien und vielleicht hier auch das innigste Verständniß gefunden hat. Es ist das Homogene des deutschen Geistes und der Hamletschen Natur, was jene große Sympathie sowohl, als auch das innigere Verständniß gerade bei uns Deutschen hervorrufen mußte.

Doch es ist wohl Zeit, daß wir diese weiteren Betrachtungen hier abbrechen und zu unserer unmittelbaren Aufgabe zurückkehren. Es handelt sich ja jetzt nur noch darum, ob Hamlet unbeschadet des Charakters, den wir als den seinigen erkannt haben, in unserm Monologe an Selbstmord denken und doch diesen Gedanken wieder verwerfen könne, oder ob eine solche Ansicht, wie Tieck behauptet, mit seinem Charakter unverträglich sei? — Wir bahnen uns aber den Weg zu dieser uns noch übrig bleibenden Untersuchung durch die Frage: wie muß die Stimmung eines Menschen beschaffen sein, der vor allem Reflektiren zu der That, die er doch als nothwendig erkannt hat, nicht kommen kann? Die Antwort wird sein: eine zerrissene, durch und durch unbefriedigte, unselige. Dies aus dem einfachen Grunde, weil er sich in Widerspruch mit sich selbst befindet, indem er, was er will und wollen muß, gleichwohl nie thut. Je größer nun die Aufforderung und Verpflichtung zu einer That und je geringer die Energie zu ihrer Ausführung, desto unseliger ist der Gemüthszustand eines solchen Menschen zu denken. Bei Hamlet aber ist diese Aufforderung eine der denkbar stärksten — Himmel und Erde vereinigen sich ja, ihn zur Rache zu spornen! — Die Energie aber eine der denkbar schwächsten, im steten klügelnden Ueberlegen ohnmächtig untergehend. Seine Gemüthslage wird folglich auch so zerrissen, unselig und verzweiflungsvoll sein, wie nur immer möglich. Ist aber das der Fall, so sehen wir schon hier, wie ihm der Wunsch, ein so elendes Dasein abzuschütteln, sehr nahe lag, so nahe, daß wir uns in der That wundern müßten, wäre er gar nicht in ihm aufgetaucht. Können wir also das, was wir hier nach allgemeinen Gesetzen schließen mußten, nun auch noch aus dem Stücke selbst belegen, können wir nachweisen, daß sich wirklich dieser äußerste Grad unseliger Melancholie in ihm findet, so erscheint uns auch von dieser Seite die herrschende Ansicht von unserm Monologe so begründet, daß das Bestehen auf einer andern Fassung — bei den sonstigen Röthigungen der Stelle selbst — uns als Willkür, ja als ein Mißverstehen des Charakters des Helden erscheinen muß.

Dieser Nachweis ist aber auf das schlagendste zu führen. Nehmen wir nur das Stück zur Hand.

Schon bei Hamlets erstem Auftreten hebt der Dichter geflissentlich den Zug der Trauer und der Melancholie in seinem Wesen hervor. Er ist unter allen Fröhlichen der Einzige, der in der Tracht des ernsten Schwarz erscheint. Und diese äußeren Zeichen

der Trauer sind kein bloßer Schein, sondern „was über allen Schein, das trägt er in sich.“ So erscheint Hamlet tieftraurig und gebeugt von Anfang an. Und doch hat diese Traurigkeit jetzt nur erst einen, gleichsam objektiven Grund. Es ist der geheimnißvolle Tod seines edlen Vaters, es ist die unnatürlich rasche Heirath seiner Mutter, die sich kaum einen Monat nach der Bestattung ihres früheren wahrhaft königlichen Gemahls einem Elenden in die Arme geworfen hat, was ihn mit Gram und Mißmuth erfüllt. Der subjektive, ungleich nagendere, weil aus dem Bewußtsein seiner unüberwindlichen Schwäche und Thatlosigkeit hervorgehende Schmerz war ihm zu Anfang noch ganz fremd.

Was sollen wir aber sagen, wenn wir ihn schon in diesem Stadium ausrufen hören Akt I. Sc. 2:

„O schmölze doch dies allzu feste Fleisch,
Zerging' und löſ't in einen Thau sich auf!
Oder hätte nicht der Ew'ge sein Gebot
Gerichtet gegen Selbstmord! — O Gott, o Gott!
Wie ekel, schal und flach und unersprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt.“

Ich weiß nicht, wie Tieck das Gewicht dieser doch so deutlichen Stelle so wenig hat in Anschlag bringen können! Ist Hamlet schon wegen des allerdings tief auf ihm lastenden Familienleids mit sich und der Welt so zerfallen, daß ihm das ganze Leben schal und ekel dünkt, daß er zergehen möchte, ja, daß er wünscht, der Ewige hätte sein Gebot nicht gegen den Selbstmord gerichtet, wie viel mehr muß er sich erst im innersten Herzen geknickt und gebrochen fühlen, wenn zu diesem Furchtbaren das noch weit Furchtbarere hinzutritt, daß er durch Alles, was ihm heilig ist, zur Rache aufgefordert, vergebens und immer wieder vergebens nach Kraft zur Ausübung derselben ringt! Kann Hamlet schon hier den Gedanken des Selbstmords in sich auftauchen lassen und sollte es später, wo seine tiefste Qual erst angeht, nicht können? Das wäre doch der seltsamste Widerspruch! So viel muß Tieck aber zugeben — denn diese Stelle ist keiner Mißdeutung fähig — hier ist ihm wirklich der Gedanke des Selbstmords nahe getreten. Streitet das aber hier nicht gegen seinen Charakter, setzt der Wunsch, dies schale Leben lieber mit dem Tode zu vertauschen, ihn hier nicht zu tief herab — und das hat Tieck doch nicht behauptet — so wird er es auch später nicht thun, oder vielmehr: derselbe Mangel an sinnlicher Stärke, der sich hier ausspricht, der ein wesentlicher Zug

seines Charakters ist, der spricht sich auch in unserm Monologe aus. Es ist also eine auf der Hand liegende Inkonsequenz, was hier gilt, von der späteren Stelle nicht gelten lassen zu wollen, — zuzugeben, daß Hamlet in einer unglücklichen Periode seines Lebens an Selbstmord gedacht habe und später in einer noch viel unglücklicheren nicht daran gedacht haben könne, „weil sein Charakter darunter leide".

Auch steht diese Stelle nicht vereinzelt da. Wir können vielmehr zeigen — und wollen das jetzt thun — wie die Aufgabe, die Hamlet, in der Rache am Könige erwächst, noch bedeutend dazu beiträgt, seine jetzt schon so belastete Seele noch tiefer zu beugen und damit seine Sehnsucht nach einem Ruhestand noch intensiver zu machen. Einzelne der hervorragenderen Parthien werden dazu schon genügen.

Als er vom Horatio die bloße Erzählung von der Erscheinung des Geistes vernommen hat, ruft er aus: „Meines Vaters Geist in Waffen! Es taugt nicht Alles, ich vermuthe was von argen Ränken." Er wünscht die Nacht herbei, die größte Unruhe bemächtigt sich seiner. Als ihm nun aber seines Vaters Geist selbst erschienen, ihm die ruchlose That erzählt, ihn zur Rache aufgefordert hat, da ist er plötzlich wie verwandelt, er will zwar Rächer sein, ja, schnell wie des Liebenden Gedanken zur Rache stürmen, — aber charakteristisch genug, — wie im Vorgefühl seiner Thatlosigkeit, beginnt seine Rache damit, daß er in seine Schreibtafel schreibt: „daß einer lächeln kann und immer lächeln und doch ein Schurke sein." Es ist eben das Bewußtsein seiner Schwäche, daß er schreibt, wo er handeln sollte. Und diese seine Rath- und Thatlosigkeit setzt ihn von vornherein so außer sich, daß er gegen die Freunde sogleich jenen Humor zeigt, der später die Miene des Wahnsinns annimmt, und der gerade recht grell seine tiefe Zerrissenheit bekundet und ein Gefühl des Weh's, was sich auch schon am Ende dieser Scene in dem Ausruf Luft macht, in welchem Göthe den Schlüssel zu dem ganzen Gedicht fand. Ja, daß er es war, der die aus den Fugen gerissene Zeit wieder einrichten, daß er, der so gern sich in Ideen und Spekulationen ergehende mit einem Male handeln und noch dazu in einer so schweren Zeit und unter so schwierigen Umständen handeln, daß er vor allen Dingen auch die große Rachethat vollziehen sollte, das ist es, was ihm, bei seinem ihm bewußten Mangel an aller Kraft zum Handeln, das Leben jetzt zu einer noch viel drückenderen Bürdet. macht

Deshalb auch außer jener erwähnten unzweifelhaften Stelle jetzt immer mehr Anklänge an den Wunsch, es los zu sein. Denn was anders bekundet die Antwort, die er in seiner Unterredung mit Polonius (Akt II. Sc. 2) diesem auf die Frage: „Wollt ihr nicht aus der Luft gehn, Prinz?" durch die Gegenfrage gibt: „in mein Grab?"; was anders das, was er ihm gleich darauf beim Weggehn zuruft: „Ihr könnt nichts von mir nehmen, Herr, das ich lieber fahren ließe, bis auf mein Leben." — Noch unverholener spricht sich dieser völlige Ueberdruß am Leben in der großartigen Stelle (Akt II. Sc. 2) aus, von den Worten an: „Ich habe seit Kurzem — ich weiß nicht wodurch — alle meine Munterkeit eingebüßt 2c." Das „Welch ein Meisterwerk ist der Mensch" bis „Und doch, was ist mir diese Quintessenz von Staube", ist gewiß der beredteste Kommentar, wie völlig er mit sich und der Welt zerfallen ist. — Und wie es gerade sein Mangel an Thatkraft ist, der diesen Grad von Unseligkeit zu Wege bringt, das zeigt eclatanter noch wie alles Frühere der den Schluß des zweiten Aktes bildende, höchst bewegte Monolog, welcher dem unsrigen kurz vorangeht, in welchem er auf Veranlassung des Schauspielers, der bei der Darstellung einer bloßen Dichtung mehr Energie entwickelt, als er bei der furchtbarsten Wirklichkeit, sich selbst die bittersten Vorwürfe macht. Was würde jener Schauspieler thun, klagt er sich an, hätte er das Merkwort und den Ruf zur Leidenschaft, wie ich! Während er „die Bühne mit Thränen ertränken, den Schuldigen bis zum Wahnwitz treiben würde", erkennt er um so tiefer das Schmachvolle, daß er „ein blöder, schwachgemuther Schurke, wie Hans der Träumer umherschleicht, ohne etwas für einen König, seinen Vater, zu thun, an dessen Eigenthum und theurem Leben verdammter Raub geschah." — Und das ist nun eben das Verzweifelte und ihn der Verzweiflung nahe bringende, daß er trotz dieser Erkenntniß, trotz des höchsten Unmuths über sich selbst, doch immer noch auf Umwegen seine Aufgabe zu erreichen sucht und daß er selbst von diesen Umwegen wieder das deutlichste Bewußtsein hat, daß sie nur ohnmächtige Versuche sind, welche seine Schwäche und Thatenscheu ihm eingibt. Im Allgemeinen verläßt ihn dies Bewußtsein nie. Konnte er sich aber vielleicht auch einmal auf Augenblicke darüber täuschen, so mußte ihm doch schon im nächsten ruhigen Momente der wahre Zustand seines Gemüthes wieder klar werden und damit auch um so schneidender die heillos jammervolle Lage, in der er sich befand.

Ein solcher ruhiger Moment, nach einer augenblicklichen Selbsttäuschung am Schluß des 2. Aktes war nun auch der für ihn, in welchem er unsern Monolog spricht. Die ganze Last seines Unglücks zusammen mit dem Bewußtsein der gänzlichen Energie- und Thatlosigkeit seiner großen Aufgabe gegenüber concentrirt sich in seiner Seele und macht sich naturgemäß Luft in dem Wunsche, der ihm schon früher gekommen, jetzt aber noch viel mehr als Rettung entgegenwinkt, in dem Wunsche, „nicht mehr zu sein."

Und ist nun wirklich das erste Wort, was er spricht: „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage", so zweifeln wir auch keinen Augenblick, wohin seine Gedanken steuern. Er denkt an Selbstmord, das ist gewiß. Aber wir kennen bei ihm auch den ungeheuren Schritt vom Denken zum Handeln und wundern uns deshalb nicht, daß sein Reflektiren auch hier wieder die dem Wunsche des Sterbens entsprechende That verhindert, ja, daß dieser Wunsch selbst gleichsam nur reflektionsartig, in der Gestalt des bloßen Gedankens bei ihm hervortritt.

Ob diese Annahme den Charakter Hamlets nun wirklich zu tief herabsetze, ob er bei solchem Wesen noch ein Recht habe, der Held einer Tragödie zu sein, das haben zunächst nicht wir, sondern der Dichter selbst zu vertreten, der, dünkt mich, in dieser tiefsinnigsten seiner Schöpfungen die beste Rechtfertigung darüber gegeben hat. Gewiß ist aber, daß diese Schwäche Hamlets, welche Tieck bei unserer Ansicht zu groß findet, wie sie im Monologe deutlich sich ausspricht, so auch seinem ganzen Charakter vollkommen angemessen ist.

Die Dichtung selbst, ihr großer und klarer Zusammenhang, die Erwägung der äußeren Lage und der innersten Eigenthümlichkeit Hamlets haben uns zu diesem Resultate geführt, ohne daß wir uns bewußt wären, auch nur einen Zug hinzu oder weggethan zu haben.

Und damit können wir diese Untersuchung schließen. Denn, wenn schon die Interpretation des Monologs an sich, auch außer seinem Zusammenhange mit der ganzen Oekonomie des Stückes keine andere Ansicht als die allgemein herrschende zuließ, wenn ferner die speziellen Einwürfe Tiecks dagegen als durchaus irrelevant erschienen, wie sicher steht uns dann vollends diese Ansicht, da sie durchaus mit dem Charakter des Helden, den er im ganzen Verlauf der Tragödie entfaltet, im Einklange ist, ja, mit Nothwendigkeit von ihm gefordert wird!

Es ist nicht anders — und der aufmerksame Leser wird hoffentlich zu demselben Resultate mit uns gelangt sein — nicht die bisherigen Erklärer und Bewunderer, sondern der scharfsinnige Kritiker selbst ist es, der sich hier geirrt hat. Die herrschende Ansicht von diesem Monolog wird, wie sie die erwiesen richtige ist, so auch gegen alle Kritik ihr gutes Recht siegreich behaupten.

Lüneburg.

Dr. A. F. Ziel.



Provenzalismen.

Von allen Gütern, welche man gegen Angriffe von außenher zu bewahren strebt, ist einem Volke seine Sprache, dieses treue Spiegelbild aller geistigen Eigenthümlichkeiten, am schwersten zu entreißen. So eng auch der Elsaß schon längst von französischem Wesen umsponnen und so sehr er auch dem Einflusse der herrschenden Nationalität ausgesetzt ist, so bewahrt die deutsche Mundart, wenn auch nur einem kümmerlichen, von seinem eigentlichen Stamme losgerissenen Reise gleich, noch immer hier ihren eigenthümlichen Zauber, und keine Gewalt hat sie bis jetzt aus dem Herzen des Volkes zu verdrängen vermocht. Wenn aber in Frankreich, wo die starre Centralisation ein ganzes Rüstzeug energischer Zwangsmaßregeln bietet, die Aufgebung des eigenthümlichen, von der herrschenden Sprache gesonderten Idiomes nicht erreicht werden konnte, so muß es doch wohl eine heilige Sache sein, welche man hier zu wahren strebte.

Wunderbarer noch als die Lebenszähigkeit des Deutschen im Elsasse, welche durch die Kluft einer ganz verschiedenen Sprachverwandtschaft vom Französischen geschieden ist, muß es erscheinen, daß man ungeachtet aller Versuche, die einzelnen Volksdialekte zu nivelliren, ja den ausdrücklichen Dekreten der centralisirenden Assemblée constituante zum Trotze, welche die an die alten Absonderungen erinnernden Patois verbannt wissen wollte, nicht im Stande gewesen ist, die provinziellen Abweichungen in der gemeinsamen Sprache aufgehen zu lassen. Noch immer giebt es in allen Provinzen eine ansehnliche Zahl von Personen, welche des Französischen mehr oder weniger unkundig sind und zu deren Herzen der Klang der heimischen Mundart inniger spricht, als das blasse Wort, welches man ihm aufzudrängen sucht.

Schon seit dem Ende des 15. Jahrhunderts ist die Provence mit dem größern französischen Reiche völlig verschmolzen; aber in

der Fortdauer der neuprovenzalischen Sprache, welche man kaum mit dem verächtlichen Namen eines Patois belegen darf, und in der Nachblüthe der südfranzösischen Poesie zeigt sich recht deutlich die Lebenskraft des eigenthümlichen Elementes. Noch immer ist für den Bewohner Südfrankreichs der Nordfranzose ein Franchiman, und selbst wenn er sich zum Gebrauche der Sprache versteht, welche ihm mit ihren abgeschwächten Lauten und eingeschnürten Regeln als eine fremde erscheint, rächt sich der Zwang, den er sich auferlegt, häufig genug. Das neue Gewand will nicht mehr passen, so glänzend es auch erscheint, und im Innern des häuslichen Kreises sucht man sich der drückenden Last zu entledigen.

Wir wollen damit die statistisch nachzuweisende Wahrheit, daß gerade aus denjenigen Departements, in denen die neuprovenzalische Sprache herrschend ist, verhältnißmäßig die meisten unter den hervorragenden Schriftstellern, besonders Rednern Frankreichs hervorgegangen sind, keineswegs in Abrede stellen; aber es würde uns doch nicht schwer fallen, bei mehr als einem dieser Autoren seinen Ursprung in zahlreichen Abweichungen vom strengen französischen Sprachgebrauche und in Anklängen an die provinziellen Eigenheiten seiner Geburtsgegend darzuthun.

Besonders bemerkbar wird uns die Eigenthümlichkeit des Südfranzosen beim Gebrauche des lebendigen Wortes. Die breite, vollere Aussprache, welche die Sylben etwas aus einander reißt (prononciation saccadée), besonders die merkliche Umwandlung der Vokale, der hüpfende, vom stereotypen Accente abweichende Tonfall verrathen das an die provenzalische Mundart gewöhnte Organ. Dazu kommen aber noch ganz eigenthümliche Wendungen, welche unmittelbarer oder versteckter mit der langue d'oc zusammenhängen, unfranzösische Ausdrücke, welche nur dem Freunde des gai saber bekannt sind, und Konstruktionen, welche vor dem strengen Richterstuhle der französischen Akademie keine Gnade finden können.

Es scheint mir nicht uninteressant, diese charakteristischen Abweichungen, welche in Südfrankreich beim Gebrauch der französischen Sprache hervortreten, weiter zu verfolgen. Der Sprachforscher wird in den Bemerkungen, welche wir zu diesem Zwecke bieten, Stoff zu manchen Vergleichungen finden. Denn wenn die Wechselwirkung der Sprachen auf einander überhaupt schon ein dankbarer Gegenstand des Studiums ist, so darf man auch die Abweichungen nicht unberücksichtigt lassen, in die eine so weit verbreitete Sprache wie die französische unter dem Einflusse provinzieller Besonderheiten

nothwendig fallen muß. Erschöpfendes läßt sich indessen hier nicht in Aussicht stellen, weil theils auf einem so weiten Felde der Kreis der eigenen Beobachtung immer nur ein beschränkter sein kann, theils die Quellen hier sehr spärlich fließen. Die einzige Schrift, welche uns hier einigen Nutzen gewährt hat, führt den Titel: „Corrections raisonnées des fautes de langage et de prononciation qui se commettent, même au sein de la bonne société, dans la Provence et quelques autres provinces du midi, par I. B. Reynier (Marseille, 1829).“ Ein anderes Werk von D. Gabrieli: „Manuel du Provençal ou Provençalismes corrigés“ (Aix, 1836), ist unsern Nachforschungen entgangen.

In Bezug auf die Pronunciation, welche wir hier zunächst berücksichtigen wollen, ist bereits bemerkt, daß der Provenzale — und unter diesem Namen wollen wir die Bewohner der Gegenden zusammenfassen, in denen die mit dem Altprovenzalischen verwandten Dialekte herrschend sind — das Französische mit einer eigenthümlichen, abgerissenen, sprunghaften Betonung spricht. Die eigenthümliche Hast seines ganzen Wesens spiegelt sich auch in seinem Accente. Er zerreißt den straffen Faden, welcher die französische Rede oft zu einer gewissen Monotonie zwingt, und erinnert an den melodienreichern Tonfall der alten Troubadoursprache. Die nüchternen französischen Vokale ersetzt er nicht selten durch den vollern, prunkenden Laut, besonders läßt er das dumpfe ou oft über die Gebühr eintreten und sagt z. B. diou statt dieu, huroux statt heureux, wenngleich auch zuweilen dieser Diphthong da verloren geht, wo er an der rechten Stelle wäre, z. B. in secoupe statt soucoupe. Am häufigsten tritt aber dieser letztere Fall ein, wo etymologische Gründe ein o statt des ou natürlicher scheinen lassen, z. B. in orlet für ourlet (ital. orlo, vom latein. ora).

Das stumme e, welches dem südlichen Dialekte unbekannt ist, liebt der an die reicheren Töne gewohnte Provenzale nicht. Er spricht es entweder als vollen E-laut oder vertauscht es mit anderen Vokalen, so z. B. fermature statt fermeture. Aus einem ähnlichen Verlangen gehen auch wohl solche Umwandlungen hervor, wie jeu d'eau statt jet d'eau, welche um so leichter bei der gewöhnlichen Sprache mit unterlaufen, als man sich nicht immer der eigentlichen Bedeutung des überlieferten Ausdrucks bewußt ist; apparution statt apparition u. s. w. Eine große Unsicherheit zeigt sich ferner in der Anwendung des accentuirten e, indem man es oft da setzt, wo das stumme e erheischt wird, z. B. dégré statt

degré und so sehr oft. Indessen ist hier zu bemerken, daß hier in der gewöhnlichen Sprache theils aus Sorglosigkeit, theils in Folge wirklicher Unkenntniß überall unendlich oft gefehlt wird, wie denn z. B. in Paris selbst dangéreux statt dangereux in niedern Kreisen ganz gewöhnlich ist.

Obgleich man nach der Analogie der andern südlichen Sprachen wohl schließen kann, daß der Provenzale bei der Aussprache des Französischen bedacht sein wird, die Anhäufung der Konsonanten zurückzudrängen — und in der That finden wir remoque statt remorque u. s. w. —, so kommen doch Fälle vor, wo er Consonanten einschiebt, welche ungehörig sind, indem er z. B. alcovre statt alcove und adversion statt aversion sagt. Sehr häufig ist die Vertauschung des r und l, nicht allein in gants. d'Angola statt Angora, was man auch an andern Orten hört, sondern auch in Wörtern wie flamboise statt framboise. In dem fehlerhaften barrou oder barreau de chaise statt baton de chaise mag vielleicht eine irrige Etymologie, wie dies so häufig der Fall ist, ihr Spiel treiben.

Der im Französischen so überwuchernde Nasallaut ist dem Provenzalen nicht eben sehr geläufig, und in vielen Fällen sucht man ihn ganz zu vermeiden; dagegen tritt er wieder oft an der unrechten Stelle (z. B. ranvers statt revers) hervor. Auch an dem nordfranzösischen ch nimmt der Südfranzose Anstoß und in der Regel erleidet es in seinem Munde eine bemerkbare Umwandlung. Zuweilen wird es geradezu wie ç gesprochen, z. B. capuçon statt capuchon.

Eine über den größten Theil des jenseits der Loire gelegenen Gebietes verbreitete Gewohnheit, welche besonders in der Gascogne und in den Pyrenäenländern hervortritt, ist die Milderung der Konsonantenverbindungen sc, sp und st durch den Vorschlag eines schnellen e, z. B. estatue statt statue, espectacle statt spectacle, escapulaire statt scapulaire. Diese Eigenthümlichkeit findet bekanntlich in der spanischen Wortbildung eine bemerkenswerthe Analogie. Auffallender ist schon dieses e in einigen wenigen Fällen vor einem bloßen t, wie in etenailles statt tenailles.

Um das Bild von der den Provenzalen gewöhnlichen Aussprache des Französischen zu vervollständigen, müssen wir noch hinzufügen, daß man im südlichen Frankreich das mouillirte l auf eine eigenthümliche, durch die Schrift schwer zu bezeichnende Aussprache, wegzuschleifen pflegt.

Aber die Aussprache ist es nicht allein, welche den Bewohner Südfrankreichs, wenn er nicht die Gewohnheiten seiner Gegend in einem seltenen Grade abgestreift hat, leicht erkennen läßt. Es giebt vielmehr eine sehr beträchtliche Anzahl von Wörtern, welche dem Provenzalen, theils weil er sie aus dem Sprachschatze des altprovenzalischen Dialektes überliefert erhalten hat, theils weil sie für ihn in Folge falscher Analogien einen französischen Klang haben, so geläufig geworden sind, daß er keinen Anstand nimmt, sie wenigstens in der familiären Ausdrucksweise in Anwendung zu bringen. Wir müssen uns hier auf einige Belege beschränken, die sich indessen leicht um ein Bedeutendes vermehren ließen. Wir finden hier ajout statt allonge, amande pistache statt amande fine (auch amande sucrée, was man im Süden oft hört, ist nicht französisch), bujet statt cloison, canisse statt claie, galavard als Adjektivum für glouton, gandoise statt faribole, gavot, otte statt montagnard (gavotte als Tanz ist eingebürgert), un bon gouvert statt une bonne ménagère, lauvisse statt mansarde, joule statt pot, suppè statt sèche und supion statt petite sèche, têtière (von tête) statt chevet, torrer (des amandes) statt torréfier, toupin statt petit pot, arète statt échauboulure, charrer statt parler, charreur statt causeur, faguine statt redingote, fruster statt friser, furner statt furetter, un luré statt un rusé, raplot statt trapu und so noch viele andere Wörter, die, wenn sie mit dem Französischen überhaupt verwandt sind, doch ihren eigentlichen Ursprung mehr oder minder offenbar im Provenzalischen haben.

Wenn wir die Wortbildungen, welche sich der Südfranzose erlaubt, betrachten, so tritt es uns zunächst entgegen, daß er gern die Freiheit, welche die südlichen Sprachen im Allgemeinen und namentlich einige südfranzösische Volksdialekte zu einer übergroßen Bildung von Augmentativen und besonders Diminutiven verleitet, auch auf das Französische überträgt, so sehr sich dies auch unter seinen Händen gegen solche Formationen sträubt. So haben charreton für petite charette, jarron statt petite jarre, fèveron statt petite fève immer im Französischen noch keinen Eingang gefunden, so gebräuchlich diese Bildungen auch in den mittägigen Gegenden sein mögen. Ebenso pflegt der Provenzale auch da, wo es nicht gebräuchlich ist, ein Femininum zu bilden, z. B. artisanne und tailleuse.

Manche Ableitungen, welche uns als Provenzalismen aufstoßen, bleiben enger am Stamme, als die sich mehr von der ursprüng-

lichen Etymologie entfernende französische Form. Dahin gehört z. B. bledier von bled (marchand de bled), wofür im Französischen wohl bladier oder blatier vorkommen. Auch dispersuader oder dépersuader statt dissuader läßt sich ebenfalls hieherziehen; wogegen déparler für déraisonner als eine ganz eigenthümliche Bildung erscheint, der es freilich nicht an Analogie fehlt. Offenbare Mißgriffe sind affranchissage für affranchissement, esclavitude für esclavage und corporence statt corpulence.

Bei einzelnen Zusammensetzungen, wie bei un enterre-mort statt fossoyeur, un trois-pied statt trépied, arrière-grand-père statt bisaïeul, sieht es fast aus, als seien sie nur gemacht, weil man den bezeichnenden Ausdruck, den die französische Sprache dafür hat, nicht kannte. Dagegen ist mal-complaisant nicht ganz zu verwerfen, weil das gebräuchlichere peu complaisant nicht stark genug zu sein scheint. Bei der Verbindung zweier Substantiven vermittelst der Präposition de fehlt es nicht an mehrfachen Fehlgriffen in der Wahl der durch den Gebrauch sanktionirten Ausdrücke; obgleich, wenn man bloß auf den Sinn sieht, die Sache selbst oft ebensogut so, wie sie der Provenzale nennt, bezeichnet werden könnte. Da aber im Französischen mehr als bei andern Sprachen der Gebrauch entscheidet, so sind Bildungen wie canon de plume statt tuyau de plume, porte d'armoire für volet d'armoire und ähnliche Zusammensetzungen immerhin als fehlerhaft und für die Schriftsprache unstatthaft zu bezeichnen.

Aehnliche Verstöße, wie z. B. auch barbe d'artichaut statt foin d'artichaut erklären sich zum Theil daraus, daß man hier sich der Gränze, wie weit nämlich der figürliche Gebrauch eines Wortes gehen kann, nicht bewußt ist. So kommt es denn auch, daß man oft den Begriff eines Ausdrucks willkürlich erweitert oder verengert und ein Wort in einem besondern Sinne gebraucht, den es, wenn nicht noch eine nähere Bestimmung hinzutritt, nicht so ohne Weiteres haben kann. Dahin gehört z. B. accident, das der Provenzale oft ohne Zusatz für convulsion gebraucht, obgleich es doch in der allgemeinen Bedeutung ein unerwartetes Ereigniß und im engern Sinne höchstens Krankheitsanfall überhaupt heißen kann. Eben so abweichend von der strengern Schriftsprache ist es, zu sagen: cette femme est embarrassée statt enceinte. Wenn wir aber balottes, was im Französischen nur eine Nesselart bezeichnet, für boulettes de viande finden, so scheint dies fast nur aus einer corrumpirten Aussprache hervorgegangen zu sein, so wie man auch

in der Wendung il faut être courant dans les affaires das Participium coulant für einen Beleg für die oben erwähnte Vertauschung des l und r ansehen könnte. Dagegen ist der Ausdruck tonne für treillage recouvert de verdure nicht so ohne Weiteres zu verwerfen, obgleich es jetzt in anderer Bedeutung gebraucht wird. Früher wurde dieses Wort wenigstens in der vom Provenzalen ihm beigelegten Bedeutung gebraucht, und tonnelle kommt im gleichen Sinne bei einigen Schriftstellern wohl selbst jetzt noch vor. Ebenso findet apprentif und ive für apprenti in folgendem Verse Boileau's eine Rechtfertigung:

De livres et d'écrits bourgeois admirateur,
Vais-je épouser ici quelque apprentive auteur?

Was wir bis jetzt angeführt haben, betrifft mehr den eigentlichen Wörtervorrath, den der an eine reiche, bildsame Sprache gewöhnte Provenzale zu erweitern bestrebt ist. Indem wir nun zur grammatikalischen Behandlung der Sprache übergehen, zeigt sich zunächst, daß der mit den Gesetzen des begünstigtern nordfranzösischen Idiomes unbekannte Südfranzose besonders häufig gegen die Geschlechtsregeln verstößt. Er läßt sich hierbei oft vom abweichenden Genus leiten, welches die Wörter im Provenzalischen haben. Hier nur einige auffallende Beispiele, welche durch das häufigere Vorkommen gewissermaßen stereotyp geworden sind. Masculinisch werden gebraucht alcove (oder wie oben bemerkt ist alcovre), poutre, antichambre, armoire, horloge, welche alle im Französischen eigentlich Feminina sind. Dagegen finden wir die Feminina: amadou, appetit, augure, bec-figue, flègme, indice, ongle, ustensiles und die auf die ganze Gestalt des Wortes influencirenden Veränderungen une caramelle statt un caramel, une sache für un sac, welche als Verstöße gegen den Sprachgebrauch zu bezeichnen sind; sowie auch une belle couleur de feu, une belle couleur de rose statt un beau couleur de feu, un beau couleur de rose auf einer Unkenntniß der Genusregeln beruht.

Von den zahlreichen Fehlern, die gegen die Conjugation begangen werden, heben wir nur folgende hervor, welche als die gewöhnlichsten betrachtet werden können: j'allas, je donnas statt j'allai, je donnai, assis-toi statt assieds-toi, ne le contredites pas für ne le contredisez pas, je cueillirai statt cueillerai, je recouvrirai für recouvrerai, la chèvre est traie statt traite, und dann den unrichtigen Imperativ n'aille pas me trahir statt ne va pas, ne vienne pas me reprocher für ne viens pas.

Am häufigsten fällt aber die mißbräuchliche Anhäufung der Reflexiv-pronomen auf, z. B. Madame s'est accouchée statt a accouché oder est accouchée; il se croit de bon faire; se languir statt languir.

Die beim Ausländer so häufig vorkommende Verwechselung der Pronomina son und leur finden wir auch beim Provenzalen.

Alles dies aber tritt in den Hintergrund gegen die auffallende Unsicherheit, welche wir bei ihm in der Anwendung der Präpositionen bemerken. Ganz gewöhnlich ist die Verwechselung der Präposition à mit de in den Redensarten à bonne heure statt de bonne heure (in der Steigerung sagt man fälschlich vous venez fort à bonne heure statt de fort bonne heure); le fils à Mons. statt de Mons.; le livre à votre père statt de votre père; un homme à talent statt de talent; je suis aîné à vous statt l'aîné de vous; à l'avance statt d'avance, was freilich auch bei Voltaire vorkommt; faire une partie aux cartes für partie de cartes; dagegen une soupe de lait statt soupe au lait; je suis décidé de partir für à partir u. s. w. Ferner steht à zuweilen, wo der Sprachgebrauch eine andere Präposition erfordert; so à statt dans in j'ai vu Monsieur à la rue statt dans la rue; mettez cela à la poche für dans la poche; à statt chez in: aller au tailleur statt chez le tailleur; à statt en: prendre à grippe statt en grippe (wofür der Provenzale auch prendre à tic sagt); couper à morceaux statt en morceaux. Endlich steht à auch statt des Accusativs, wenn man sagt: cet enfant sent à la rose, ce ragout sent au brulé statt sent la rose, le brulé, und ganz pleonastisch in il marche à pieds nus statt pieds nus, wogegen es wieder in andern Wendungen, wo man es wegfallen läßt, stehen müßte, z. B. il aime jouer statt à jouer. Ebenso unterdrückt man vor dem Infinitiv die Präposition de: avant partir statt avant de partir, je crains me tromper statt de me tromper, während sie in de depuis statt depuis, hors de lui seul statt hors lui seul und il fait plus de froid qu'hier statt plus froid qu'hier wieder rein pleonastisch steht. Zuweilen findet sich de statt vers z. B. avancer de qu. statt vers qu. (vergleiche s'approcher de qu.). Sehr unsicher ist man auch in der Bildung des Partitivs, indem de pain statt du pain nicht eben zu den Seltenheiten gehört. Einen fälschlichen Gebrauch der Präposition avec finden wir in den Redensarten compter avec les doigts statt sur les doigts; fermer avec le verrou für au verrou.

In einer auf unzähligen conventionellen Bestimmungen beruhenden Sprache, in der wie im Französischen das cela se dit und cela ne se dit pas bei so vielen Fällen die oberste Richtschnur bildet, kann es nicht fehlen, daß Jeder, dem diese Gewohnheitssatzungen, welche man gewöhnlich als sprachliche Feinheiten bezeichnet, noch nicht vollkommen geläufig sind, gegen den Sprachgebrauch oft genug anstoßen muß. Bei der Besprechung der Fehler, in welche der durch die nahe Verwandtschaft seines Idiomes mit dem Französischen so leicht irregeführte Provenzale verfällt, würde uns, wie man wohl denken kann, das Kapitel der Phraseologie eine unerschöpfliche Ausbeute gewähren. Der Stoff würde sogar zu umfassend sein, wenn wir uns nicht selbst eine nothwendige Beschränkung auferlegten, indem wir hier nur solche falschen Redensarten aufstechen, welche in den südlichen Provinzen durch das häufigere Vorkommen wieder eine, wenn auch von der Akademie nicht anerkannte, Sanktion erhalten haben. Eine gewisse systematische Ordnung ließe sich hier freilich nicht beobachten, und wir bieten daher Das, was uns an eigenthümlichen Wendungen aufgestoßen ist, in zufälliger Folge. Dahin gehören die elliptische Phrase il faut toujours que la sienne (nämlich sa volonté) passe, die proverbiale Redensart: il dort comme une souche, wofür man französisch comme un sabot sagt; ferner tirez-vous de là statt ôtez-vous de là; faire tirer son portrait statt faire peindre son portrait; il est dans la troupe statt dans les troupes; avoir quelqu'un à la dent statt avoir une dent contre qu.; je vous le rends tel et quel statt tel quel; par cas statt par hasard; elle est pâle comme une morte statt comme un mort; vous périssez votre habit statt vous l'abimez; les oreilles me sifflent statt me tintent; il donne de l'air oder des airs statt il a les airs, dagegen les airs de la campagne statt l'air de la campagne; tout ce que j'ai à écrire ne peut pas aller dans cette page statt entrer; il fait vent (nach Analogie von il fait nuit) statt il fait du vent; il est après diner statt il dine; il fait beaucoup froid statt bien froid; dann jouer à barre, wo man nur den Plural aux barres setzen darf; je manque de Paris depuis longtemps statt je suis absent; je lui ai bien rivé ses clous statt son clou; cela me fait besoin statt j'en ai besoin; il est dans les épines statt sur les épines; faire St. Michel statt deménager; mener du bruit statt faire du bruit; par contre statt en revanche; ton père te criera statt te grondera; je n'ai pas d'argent des-

phanten (elephas), Kameele (camelus), Panther (panther), Pfauen (pavo), Sittiche (psittacus), Strauße (strithio), Turteltauben (turtur), Scorpionen (scorpio), Salamander (salamandra, in Tyrol als Schimpfwort Tattermandl) und Drachen (draco); selbst der Esel (asellus) verräth noch südlichen Ursprung und verkümmert im Norden. Einige Fische mögen der römischen Ichthyomanie ihre specielle Bezeichnung verdanken, wie Alse (alausa), Barben (barba), Börsche (persa) und Salmen (salmo). Ob und warum der Walfisch (balaena), Dammhirsch (dama), Biber (fiber und biber), Marder (martes), Dachs (taxo, erst im Latein des Mittelalters), Falke (falco), Nattern (natrix) und Vipern (vipera) römische Namen erhielten, ist zweifelhaft, die meisten der genannten scheinen vielmehr deutsch zu sein. Die Lerche *) ist celtisch, der Kukuk κόκκυξ, cuculus) gehört der ganzen Welt, Enten **) und Gänse ***) sind urverwandt.

Der Mensch in Germanien ist mit Leib und Seele vom Fuß bis zum Scheitel deutsch, selbst Knie (genu) †) und Nase (nasus) nur urverwandt. Er hat nichts Römisches an sich, wenn er nicht etwa am Fieber (febris) oder der Pest (pestis) leidet, Krankheiten, die in Germanien wenigstens ihre wissenschaftlichen Namen erst durch die Römer erhielten, oder wenn er nicht mit

---

nach einem öfters vorkommenden sprachlichen Mißverständniß, als wäre l der beliebig wegzulassende Artikel.

*) Holl. laberick, engl. larke sind Deminutivformen desselben Wortes, welches den romanischen Deminutiven ital. allodola, franz. alouette zu Grunde liegt, und das gleiche Wurzel mit κλύω, laudo und laut zu haben scheint.

**) Mone glaubt, die Ente (anas) sei durch die Römer in Deutschland bekannt geworden; ich möchte lieber bloße Urverwandtschaft annehmen wegen des zum Stamm anat gehörigen νῆττα oder νῆσσα, was zu νήχω und nare schwimmen gehört, woraus denn auch die der Nava und dem Nicer entsprechende Benennung des Flusses Anas sich erklärt, der mit arabischem Präfix jetzt Guadiana heißt.

***) Gans ist sanskr. hansa χὴν zu χάω, χαίνω und gähnen, vom Aufsperren des Schnabels, böhmisch husz (Name Huß), Demin. engl. Gosling.

†) Knie, wozu knicken und knacken, kehrt auch im Celtischen wieder; Genabum das alte Orleans, Geneva Genf und Genua Genua sind drei Kniestädte, an denen das Gewässer in Kniebeugung sich umwindet.

Fisteln (fistula), Pusteln (pustula) und anderen Makeln (macula) behaftet ist. Seele, Gemüth, Empfindung, Begriff, Gedächtniß, Vernunft und Verstand, Anschauung und Begeisterung sind deutsch, aber ihre objektiv gewordenen Produkte: Religion, Poesie und Kultur, sind römisch.

Die römische Kleidung war für den germanischen Norden nicht geeignet, sie bedurfte jener Umbildung, welche aus vestis eine Weste gemacht hat, von der toga nur das Tuch gebrauchen konnte, das sagum gar zum Segel machte und das lederne scortum zu einem Schurz verarbeitete, dem dann die weibliche Schürze beigegeben wurde, deren Stipendien durch eine Ironie des Zufalls an scortum in anderm Sinne erinnern. Von Einzelnheiten sind nur etwa die Socken (soccus) mit den Sohlen (solea) römisch geblieben, während Schuhe (zu suo), Stiefeln (zu στείμω, steif und stapfen) und Strümpfe (zu struppus, στρέφω, στρόφιον und στροφή) nur urverwandt sind. Oefter sind die zu Kleidern verarbeiteten Stoffe römisch, wie Bühre (von burrae, wovon Bureau eig. der damit überzogene grüne Tisch), Filz (von pileus), selbst der moderne Kattun (von χίτων und כְּתֹנֶת), der nach einer andern Seite mit dem kattunartigen Pflaum (pluma) der Quitte von Kydonia in Kreta zusammenhängt.

Der Hausbau zeigt vielfältig römischen Einfluß, zumal bei Prachtgebäuden, wie Palästen (palatium, wovon auch Pfalz), Tempeln (templum), Kirchen (von circus, eig. heil. Bezirk) und Domen (von domus), oder in Einzelnheiten, wie Erker (arca), Fenster (fenestra), Kamin (caminus), Planken (planca), Mauern (murus), Pforten (porta), Pfosten (postis), Söller (solarium) u. s. w. Eben so der Hausrath und Alles, was zur häuslichen Ordnung und Einrichtung gehört. Das Familienleben selbst ist auf die humane Idee gegründet, daß es auch die dienenden Hausgenossen (familia von famulus) umschließt. Küche (culina aus coquilina) und Keller (cella) *) sind römisch; eben so in jener unter Anderm der Kelch (calix),

*) Die spätere Wortform cellarium gestattet, Keller unmittelbar aus dem Lateinischen abzuleiten; er war auch zu nothwendig, als daß man auf das ital. celliere hätte warten können, welches auch in der Aussprache des c widerstrebt. Das lateinische c ist später zum z geworden in Zelle, und Ortschaften mit Zell oder Zelle bezeichnen einen Mittelpunkt der von Mönchen geleiteten Anordnungen.

der Kessel (catinus) an der Kette (catena) über der Flamme (flamma), der Hamen (hamus), Löffel (ob von labellum?), die Laterne (laterna, würde von den Franzosen entlehnt Lanterne heißen), der Mörser (mortuarium auch Mörtel), die Schüssel (scutula), das Seidel (von situla), die Urne (urna) bis zum Besenstiel (stilus) herab. Nicht minder Kammer (camera) und Stube (scheint im Norden an die Stelle der von der Sonne geheizten στοά getreten) mit Ampel (von ampulla, freilich mit verändertem Sinne, aber nach Aehnlichkeit der antiken Gestalt), Kapsel (capsula, aber Casse und Chaise gleichfalls von capsa erst durch moderne Vermittelung), Fiedel (fidicula), Lampe (lampus), Pult (pulpitum), Pfühl oder Pülf (pulvinus), Puppe (puppa), Purpur (purpura), Schrein (scrinium), Seife (sapo), deren Verbrauch Hr. v. Liebig zum Kulturmesser der Völker macht, Spindel und Spendel (spinula, wozu dann später noch der Spengler, auch Schiene ist nur dialektisch von spina verschieden und steht für Spene, wovon der Name Spener), Sponde (sponda), Spiegel (speculum), Tafel (tabula), Teppich und Tapete (tapes) u. s. w. Den Sack (saccus) wollen wir hier unerwähnt lassen, denn bei der Zerstreuung nach dem babylonischen Thurmbau nahm Jeder auf die Wanderung seinen Sack mit, welcher so den Nationen gemeinsam blieb. — Weniger bemerkbar ist der römische Einfluß im Stalle, wo den Sprachforschern kaum zu glauben ist, daß das Pferd von paraveredus benannt sei *), und nur etwa Maul (mulus), Striegel (strigilis) und Wanne (ursprünglich vannus Futterschwinge) sich als römische Mittheilungen verrathen.

Verlassen wir das Haus, so ist es die nach römischer Weise trefflich gepflasterte (von emplastrum) Straße (via strata), die wir betreten mit den öffentlichen Plätzen (wohl nur urverwandt mit platea). — Das Fuhr- und Schiffswesen ist deutsch,

*) Bekanntlich sind alle mit P. anlautenden Wörter nicht deutschen Ursprungs, und neben Gaul (urverwandt caballus) und Mähre, die freilich plebejisch geworden sind, eine neben dem dichterischen Roß, das die Franzosen in rosse gleichfalls zur Schindmähre gemacht haben, bedurfte es auch des Pferdes nicht, um die germanische Reiterei zu Ehren zu bringen. Doch möchte ich Pferd lieber mit dem Namen der Perser und Parther als Reitervölker (פָּרָשׁ cquus und eques) in Verbindung setzen.

mit Ausnahme etwa des Karrens (currus) oder Karchs (carruca, wovon Kärcher), der Barke (barca) und des am Main noch so genannten Remen (remus).

Für den Krieg hat der Germane einige Waffen von den Römern entlehnt, die Lanze (lancea) sammt ihrem Schaft (scapus), den Speer (sparus), die Armbrust (korrumpirt aus arcubalista, wie aus arques ital. arciere, franz. archer Hatschier und Häscher geworden), auch die Fahne (von pannus). Von der Herrlichkeit des römischen Triumphs (triumphus) aber ist ihm nur ein bäurischer Trumpf geblieben.

Beispielsweise mögen endlich noch folgende durch alte Entlehnung germanisirte Wörter erwähnt werden: abyssus (in Rabisfrug), apotheca (von den Franzosen zur boutique gemacht) alphabetum, axis und axilla, baro (celtische Form von vir, bei den Römern zum Dummkopf herabgesunken, bei den Germanen zum Baron erhoben), biblia, cavea (Käfig), census (Zins), clausa (Klause) und claustrum (Kloster) (nur der Franzose hat neben cloître noch ein closet), colossus, decanus (Dechant, aber modern wieder Decan) emplastrum, fabula, festus, figura, forma, gradus, insula, larva, linea, lyra, machina, massa, materia, Maurus (Mohr), matutinum (Mette), mille (Meile), moneta, mulsum (Mus?), murmur, natura, natio, nebula, nervus, nimbus, nonna, norma, opium, ordo, pausa, persona, pituita (Pips der Hühner), planus (plan und Plan), pompa (sogar als Pumpe im ursprünglichen Sinne von πέμπω, pondo, pratum (Prater), pretium (Preis), propago (Pfropfreis), prosa, pullus (Füllen), puteus (zur Pfütze entwürdigt), pyxis, sarcophagus (Sarg), satira, scurra (Schurke?), sceptrum, schola, seta (Saite), sponsus, sportula, talentum *), testamentum, titulus, vespa, virtus (Werth), vivarium (Weiher), vocatus und advocatus (Vogt), zephyrus u. s. w. Auch die römischen Monatsnamen sind geblieben, und die von Karl dem Großen erfundenen deutschen Stellvertreter haben so wenig Glück gemacht, wie die des französischen Revolutionskalenders. Ob dem deutschen Volk und der Volksschule die babylonische Sprachverwirrung zum Heil gereichen werde, welche deutsche Juristen und Pädagogen

*) Wie sehr auch die Achtung des Alterthums abgenommen hat, dennoch stehen fortwährend Talente im antiken Sinne des Wortes in ungleich höherer Verehrung, als alle modernen Talente.

neuerdings in die Grammatik, Mathematik und Musik eingeführt haben, wird die Zeit lehren.

Auffallend kann erscheinen, daß die Zahl der entlehnten Substantiva so sehr viel größer ist, als die der Adjektiva und Verba. Es erklärt sich dies aber naturgemäß daraus, daß die einer fremdländischen Ergänzung bedürfende Rauheit mehr in den Begriffen und Gegenständen selbst, als in ihren auch wohl an anderen schon beobachteten Eigenschaften, Zuständen und Thätigkeiten gelegen war. Nur wo die letzteren gleichfalls als neu hervortreten, werden auch lateinische Verba adoptirt, wie von aequare aichen, eig. das rechte Maaß geben, von cassare cassiren, von damnare ahd. damnôn verdammen, beide als juristische Kunstausdrücke, von praedicare predigen, von scribo schreiben, wie mit Ausnahme der Feder auch alles auf das Schreiben Bezügliche römisch ist, z. B. Brief aus breve, dichten aus dictare eig. das Gedachte vorsagen und niederschreiben lassen, Styl von stilus u. s. w. Auch durchdringende Prüfung der Dinge verräth oft römische Beihülfe, wie eben bei dem Verbum probare sichtbar ist, aus dem neben dem urverwandten prüfen nochmals proben und Probe als Experiment der Prüfung entlehnt sind. Nicht selten gehen gleiche oder verwandte Wörter in verschiedene Andeutungen über, die dem beiderseitigen Nationalwesen entsprechen; selbst das Aufsperren des Maules bezeichnet an dem Römer strebende Begierde (hiare, inhiare zu χάω χαίνω), an dem Deutschen maulaffige Trägheit (gähnen gleichfalls zu χαίνω). Nichts aber ist charakteristischer, als das Wort vilis, welches im Munde des Römers das Schlechte bezeichnet. Für den Germanen ist dieses Schlechte noch gut genug, denn er beachtet nicht die Qualität, sondern den Preis, und freut sich, daß es feil oder wohlfeil ist, wird aber am Ende damit von dem Römer eben so betrogen, wie jetzt von dem Engländer, dem er seine wohlfeilen Twiste und sonstige Fabrikwaaren abkauft, nachdem er ihm vielleicht erst den Rohstoff dafür aus seiner Heimath geliefert hat.

Manche im Althochdeutschen aufgenommene lateinische Wörter sind wieder aus der Sprache verschwunden, wie rusticus ahd. rustic, rusticitas rustigî, sabanum (σάβανον) saban ein feines Tuch zum Abtrocknen im Bade, scopulus scopstein, securis scur, scrutari scrudôn, sagena segina, sextarius schtâri, sericum serih, siliqua siliha, speculator spehâlâri, spumare

spûman, stibium stiba, temperare temparôn, tympanum timpana, urceus urzel, tabula zabal u. s. w.

Um die Einwirkung der Römer auf unsere Sprache allseitig aufzufassen, muß man auch die Eigennamen in Betracht ziehen, deren wissenschaftliche Behandlung neuerdings in ihrer Wichtigkeit anerkannt wird und von der Akademie der Wissenschaften in Berlin, von der Germanistenversammlung in Frankfurt, von Schmidt's geschichtlicher Zeitschrift u. s. w. vielfach gefördert worden ist. Daß Deutsche römische Namen angenommen haben, wie Flavius, Italicus, Claudius Civilis, Silvanus, Macrianus, Serapio u. s. w. kommt nur insofern in Betracht, als umgekehrt geborne Römer wohl niemals deutsche Namen zu den ihrigen machten, sondern nur eingebürgerte, wie Stilico, ihre germanischen Namen meist behielten. Wichtiger scheint das römische Element, welches häufig in den Ortsnamen präsumirt wird. Indessen bedarf es darüber einer sichernden Verständigung, um einige in diesem Punkte herrschende Vorurtheile zu beseitigen, und nur da läßt sich jene erzielen, wo auch die geschichtlichen Momente für den sprachlichen Endzweck ausgebeutet werden. Damit dies um so bündiger geschehe, werde ich mich in dem Folgenden meist auf einen mir genau bekannten Schauplatz, den des Großherzogthums Hessen, beschränken, welches, mit Ausschluß seiner nördlichsten Gebietstheile in Oberhessen, einst einen Bestandtheil des römischen Kaiserreiches gebildet hat, und die hier einschlagenden Resultate einer ausführlichern Untersuchung über die Ortsnamen dieses Landes mittheilen.

Wenn hier die Behauptung vorangestellt wird, daß unsere Ortschaften im Allgemeinen weit älter sind, als man weiß und glaubt, und daß sie zum größten Theil wohl schon aus römischer oder noch älterer Zeit herrühren mögen, so liegt dabei die von der gesammten Geschichte, so weit wir sie verfolgen können, beglaubigte Thatsache zum Grunde, daß stets menschenreiche Völkermassen in Bewegung waren, welche, um den Besitz des Grund und Bodens streitend, auch dessen Bedürfniß und Werth anerkannten, daß bei dem Mangel größerer Ortschaften die kleineren um so zahlreicher sein mußten, und daß selbst die dem germanischen Anbau entsprechende Vereinzelung der Ansiedelungen nicht bestehen konnte, ohne mehrere benachbarte zur Einheit einer polititischen Gemeinde zu verbinden und mit einem gemeinschaftlichen Namen zu benennen. Verödung größerer Länderstrecken, wie am rechten Ufer des Oberrheins, bildet unter diesen Verhältnissen nur kurz dauernde Aus-

nahmen von der Regel. Daß nun aber die Völkerwanderung und die darauf folgende Herrschaft der Merovinger keine Zeit war, die einen allgemeinen Anbau des Landes begünstigen konnte, dies wird eines Beweises nicht bedürfen. Unmittelbar aber nach dem Untergang der Merovinger zeigt sich in den mittelalterlichen Urkunden ein großer Reichthum an Ortschaften und Ortsnamen, die nicht als neu begründet vollständig aufgezählt, sondern als längst bestanden und sichtbar schon durch viele sprachliche Veränderungen hindurchgegangen, gelegentlich und theilweise erwähnt werden. Bis zum 12ten Jahrhundert kann man annehmen, daß die Zahl der erwähnten Ortschaften doppelt so groß wurde, als die der jetzt bestehenden ist, und bis auf den heutigen Tag hat sich das Andenken an eine Menge von ausgegangenen Ortschaften erhalten, die großentheils schon vor dem 30jährigen Kriege nicht mehr bestanden, und die im Allgemeinen mehr durch allmälige Concentration der Gemeinden, als durch gewaltsame Vernichtung verschwunden sein mögen. Unter diesen Umständen ist die Entstehung einer so großen Menge von Ortschaften zu keiner andern Zeit als der des Alterthums möglich und denkbar, und wenn es dafür noch eines positiven Beweises bedarf, so läßt sich derselbe in einigen Fällen dadurch führen, daß ganz moderne und rein deutsche Ortsnamen bereits in römischen Inschriften nachweisbar erscheinen, wie Dollendorf in dem Genius Talliatium, Remaning in den exploratores Nemaningenses, Rumenhein in den Matres Rumanehae, Wachlendorf in den Matronae Vacallinehae, Wiesbaden in cives Wsinobates u. s. w., der Personennamen Perlet, Ramung, Voberg u. s. w. nicht zu gedenken.

Unterwerfen wir nun die ältesten uns bekannten Ortsnamen einer sprachlichen Analyse, so zeigt sich, daß das lateinische Element in ihnen, wenn auch nicht ganz fehlt, wie schon Augsburg Augusta, Zabern, Tabernae, Altrip Alta ripa, Coblenz Confluentes, Köln Colonia, Kellen u. s. w. beweisen können, doch im Allgemeinen und namentlich in unserm Lande nur selten und ausnahmsweise vorkommt, sofern nämlich die von den Römern selbst genannten Ortsnamen zwar mehr oder weniger latinisirt, aber darum doch nicht lateinisch, sondern celtisch oder deutsch sind. Als celtisch nehme ich insbesondere in Anspruch die Namen Altiaja Alzei, Bingium Bingen, Bonconica Oppenheim, Borbetomagus Worms, Cambus der gallische Merkur als Gott des Wechselgeschäfts, einen antiken Rothschild, Lupodunum Laden-

burg, Maerae die Meierinnen, göttliche Verwalterinnen des Natursegens, Melona Göttin in Cassel, Moenus Main, Moguntia Mainz, Nava Nahe, Nicer Neckar, Rhenus Rhein, Sirona Göttin des Bades zu Nierstein, Taranucnus Taunus Taunus, celtischer Donnergott, Tontiorx celtischer Apollon in Wiesbaden, Visucius Gott der Waschnitz? und eine Menge von Personennamen in den alten Inschriften bis auf die rheinhessischen Töpfer Camulixus, Cintugnatus, Jossa und Stropejus herab. Aber lateinische Namen haben selbst die römischen Castelle am Pfahlgraben nicht. Wir schließen daraus, daß der Anbau des Landes nicht von den Römern ausgegangen ist, sondern im Allgemeinen von ihnen schon vorgefunden wurde, daß die Römer selbst für eigene Anlagen meist ältere Ortsnamen in latinisirter Form beibehielten, und daß nur ausnahmsweise lateinische Namen zur Bezeichnung einzelner durch Römer illustrirten Stellen in Gebrauch kamen. Urkundlich nachweisen läßt sich der lateinische Ursprung von keinem inländischen Ortsnamen, doch ist er bei Kästrich von Castrum, Attacher Feld von attogia, Eichelstein von aquita nach dessen französirender Aussprache wie fraigle, Finthen von Fontana, Cassel von Castellum, Pfahlgraben, Pohlgöns und Bullau von pabus in so hohem Grade wahrscheinlich, daß die Wahrscheinlichkeit für geschichtliche Gewißheit gelten kann. Dasselbe gilt, doch in geringerm Grade, von Pfuddersheim aus Paterni villa, Nierstein aus Neriae aquae, Amorbach von Amor, der freilich später als christlicher Heiliger auftritt, Sackmauern aus Seccii oder Secciani murus, Höchst aus ostium, Bonnamäs aus bona mansio, Leichgestern (gleich englisch Leicester) aus Lichonis castrum. Dagegen sind grundlos oder entschieden falsch die Ableitungen Planig von Planities, Trennfurth von Trajanus, Wilbel von villa bella, Huddernheim von Hadrianus, Ulfa von Ulpius, Römershausen von Rom u. s. w. Amöneburg endlich ist durch Anlehnung an das ihm völlig fremde amoenum zu einem aus dem Namen des Flusses Amena Ohm korrumpirten Latinismus entstellt worden.

Beachtenswerth sind auch die deutschen Ausdrücke, mit denen im Sprachgebrauche des Volkes das Altrömische bezeichnet wird; sie vergessen der im Strudel der Zeiten untergegangenen römischen Nationalität und haften an bloßen Aeußerlichkeiten, welche die Gegenstände dem Anblick darbieten. So alt in Altenburg und Altenstadt, Burg (Burgel) und Schloß (Schlossau),

phanten (elephas), Kameele (camelus), Panther (panther), Pfauen (pavo), Sittiche (psittacus), Strauße (strithio), Turteltauben (turtur), Scorpionen (scorpio), Salamander (salamandra, in Tyrol als Schimpfwort Tattermandl) und Drachen (draco); selbst der Esel (asellus) verräth noch südlichen Ursprung und verkümmert im Norden. Einige Fische mögen der römischen Ichthyomanie ihre specielle Bezeichnung verdanken, wie Alse (alausa), Barben (barba), Börsche (persa) und Salmen (salmo). Ob und warum der Walfisch (balaena), Dammhirsch (dama), Biber (fiber und biber), Marder (martes), Dachs (taxo, erst im Latein des Mittelalters), Falke (falco), Nattern (natrix) und Vipern (vipera) römische Namen erhielten, ist zweifelhaft, die meisten der genannten scheinen vielmehr deutsch zu sein. Die Lerche *) ist celtisch, der Kukuk κόκκυξ, cuculus) gehört der ganzen Welt, Enten **) und Gänse ***) sind urverwandt.

Der Mensch in Germanien ist mit Leib und Seele vom Fuß bis zum Scheitel deutsch, selbst Knie (genu) †) und Nase (nasus) nur urverwandt. Er hat nichts Römisches an sich, wenn er nicht etwa am Fieber (febris) oder der Pest (pestis) leidet, Krankheiten, die in Germanien wenigstens ihre wissenschaftlichen Namen erst durch die Römer erhielten, oder wenn er nicht mit

---

nach einem öfters vorkommenden sprachlichen Mißverständniß, als wäre l der beliebig wegzulassende Artikel.

*) Holl. laberick, engl. larke sind Deminutivformen desselben Wortes, welches den romanischen Deminutiven ital. ullodola, franz. alouette zu Grunde liegt, und das gleiche Wurzel mit κλύω, laudo und laut zu haben scheint.

**) Mone glaubt, die Ente (anas) sei durch die Römer in Deutschland bekannt geworden; ich möchte lieber bloße Urverwandtschaft annehmen wegen des zum Stamm anat gehörigen νῆττα oder νῆσσα, was zu νήχω und nare schwimmen gehört, woraus denn auch die der Nava und dem Nicer entsprechende Benennung des Flusses Anas sich erklärt, der mit arabischem Präfix jetzt Guadiana heißt.

***) Gans ist sanskr. hansa χὴν zu χάω, χαίνω und gähnen, vom Aufsperren des Schnabels, böhmisch husz (Name Huß), Demin. engl. Gosling.

†) Knie, wozu knicken und knacken, kehrt auch im Celtischen wieder; Genabum das alte Orleans, Geneva Genf und Genua Genua sind drei Kniestädte, an denen das Gewässer in Kniebeugung sich umwindet.

Fisteln (fistula), Pusteln (pustula) und anderen Makeln (macula) behaftet ist. Seele, Gemüth, Empfindung, Begriff, Gedächtniß, Vernunft und Verstand, Anschauung und Begeisterung sind deutsch, aber ihre objektiv gewordenen Produkte: Religion, Poesie und Kultur, sind römisch.

Die römische Kleidung war für den germanischen Norden nicht geeignet, sie bedurfte jener Umbildung, welche aus vestis eine Weste gemacht hat, von der toga nur das Tuch gebrauchen konnte, das sagum gar zum Segel machte und das lederne scortum zu einem Schurz verarbeitete, dem dann die weibliche Schürze beigegeben wurde, deren Stipendien durch eine Ironie des Zufalls an scortum in anderm Sinne erinnern. Von Einzelnheiten sind nur etwa die Socken (soccus) mit den Sohlen (solea) römisch geblieben, während Schuhe (zu suo), Stiefeln (zu στείμω, steif und stapfen) und Strümpfe (zu struppus, στρέφω, στρόφιον und στροφή) nur urverwandt sind. Oefter sind die zu Kleidern verarbeiteten Stoffe römisch, wie Bühre (von burrae, wovon Bureau eig. der damit überzogene grüne Tisch), Filz (von pileus), selbst der moderne Kattun (von χίτων und כְּתֹנֶת), der nach einer andern Seite mit dem kattunartigen Pflaum (pluma) der Quitte von Kydonia in Kreta zusammenhängt.

Der Hausbau zeigt vielfältig römischen Einfluß, zumal bei Prachtgebäuden, wie Palästen (palatium, wovon auch Pfalz), Tempeln (templum), Kirchen (von circus, eig. heil. Bezirk) und Domen (von domus), oder in Einzelnheiten, wie Erker (arca), Fenster (fenestra), Kamin (caminus), Planken (planca), Mauern (murus), Pforten (porta), Pfosten (postis), Söller (solarium) u. s. w. Eben so der Hausrath und Alles, was zur häuslichen Ordnung und Einrichtung gehört. Das Familienleben selbst ist auf die humane Idee gegründet, daß es auch die dienenden Hausgenossen (familia von famulus) umschließt. Küche (culina aus coquilina) und Keller (cella) *) sind römisch; eben so in jener unter Anderm der Kelch (calix),

*) Die spätere Wortform cellarium gestattet, Keller unmittelbar aus dem Lateinischen abzuleiten; er war auch zu nothwendig, als daß man auf das ital. celliere hätte warten können, welches auch in der Aussprache des c widerstrebt. Das lateinische c ist später zum z geworden in Zelle, und Ortschaften mit Zell oder Zelle bezeichnen einen Mittelpunkt der von Mönchen geleiteten Anordnungen.

altbegründeter Nationalglaube, sondern eine bloße Uebersetzung aus dem Lateinischen zu Grunde liegt, die wahrscheinlich erst in den Zeiten der Antonine über den heidnischen Norden sich verbreitete. Nur Wodan ist von dem nur noch technisch benannten Mittwochen (aber engl. noch wednesday), und der germanische Stellvertreter des Saturn (aber engl. noch saturday) von dem nach jüdische Weise benannten Samstag für Sabbathstag verdrängt worden. Ein rein christliches Aequivalent ließ sich hier gar nicht schaffen, darum haben auch die romanischen Sprachen einen Mittelweg eingeschlagen, indem sie in diesem Punkte zwar römisch, aber nicht christlich geworden sind, mit alleiniger Ausnahme des Sonntags, der als dies dominica, ital. domenica, span. domingo, franz. dimanche dem Herrn (Christus) geweiht wurde. Am meisten hat sichtlich Thor den christlichen Priestern zu schaffen gemacht, die seinen Namen aus den heidnischen Flüchen zu verbannen suchten, indem sie lehrten, Thor sei der leibhaftige Teufel; aber nun fluchten die Germanen Donner und Teufel zusammen, und kaum ist es den Priestern gelungen, durch ein vorgesetztes heilig oder Kreuz die grauenvollen Donnerwetter der altgermanischen Flüche einigermaßen zu mildern.

Darmstadt.

K. Dilthey.

Ueber Orthoëpie moderner Sprachen.

In den meisten Fällen legt die Orthoëpie neuerer Sprachen dem Lehrer derselben beim Unterrichte so viele Hindernisse in den Weg, daß aus diesem Umstande die verschiedensten Ansichten über ihre Wichtigkeit oder Unwichtigkeit, und demnach über ihre Behandlung im Sprachunterrichte sich entwickelt haben: der Eine meint, die Aussprache finde sich im Fortschritte des grammatischen Studiums und der Lektüre so allmälig von selbst; besondere Regeln darüber zu lehren sei überflüssig, überdies gelange der Schüler durch den lebendigen Gebrauch zu einer viel größern Sicherheit, als durch alle Theorie; der Andere gibt seinem Schüler das nothwendigste theoretische Rüstzeug, und überläßt ihn des Uebrigen wegen seinem guten Stern; ein Dritter wieder ist ganz für die Theorie und hält sich Monate lang bei den Regeln über Aussprache auf, ehe sein Schüler nur ein Wort dekliniren oder konjugiren lernt. Ja, sehen wir die Grammatiken der verschiedenen neueren Sprachen selbst an, so tritt uns dieselbe Verschiedenheit der Ansicht und Behandlung des Gegenstandes entgegen; während dieser die theoretische Durchführung vor allem Andern empfiehlt und sorgfältig zu erstreben versucht, erklärt der Andere ein solches Beginnen für ganz unmöglich, und läßt daher in seiner Grammatik diesen Gegenstand unerörtert. Wenn nun die Grammatiker selber einander so schnurstracks entgegenstehen, so muß der unbefangene Anfänger einer fremden Sprache völlig rathlos bleiben, und in einem noch viel schlimmern Falle befindet sich die nicht unbedeutende Zahl der Lehrer dieser Sprachen, welche, sich nicht zu einer eigenen Ansicht erhebend, dem ersten besten Lehrbuche, das sie vertrauensvoll zum Führer erkoren, sich in die Arme werfen, und nicht ahnen, daß ein Lehrbuch anders als so Seite für Seite durchgemacht werden könne, nicht ahnen, daß der Schüler gerade nicht Alles, was in seiner Grammatik steht, oder stehen könnte und sollte, strictissime aus-

wendig zu lernen braucht, und es zur Zeit doch wissen könne, ja sogar wissen müsse, und bei richtiger Behandlung besser wisse, als das, was er dem Lehrer so aus dem Gedächtnisse, mente absente, vorgebetet hat. Es ist eine alt hergebrachte Sitte, eine leider von den lateinischen Schulen übererbte Schwachheit unseres Sprachunterrichtes, daß die ganze Grammatik bloß mit dem Gedächtniß aufgefaßt, und der Verstand dabei möglichst unthätig gelassen wird; denn einige Regeln kann der Schüler wohl lernen und mit dem Verstande lernen, und nachgehends anwenden, so daß sie ganz zu seinem Eigenthume werden; je mehr aber ihre Zahl wächst, desto leichter verwischen und verwirren sie sich gegenseitig, desto weniger Gewicht legt der Schüler selbst darauf, desto mehr überläßt er sich dem gedankenlosen Lernen und Herbeten, was ihn nachher, bei der Anwendung, ganz im Stiche läßt. Die Sprache ist aber ein so vielgestaltetes Wesen, daß mit „einigen" Regeln, und wenn durch diese allerdings unbestimmte Zahl auch hundert und mehr gemeint wären, nicht auszukommen ist; ja, die, besonders für neuere Sprachen bestimmte Zeit reicht auch gemeinhin nicht aus, um eine für die Erlangung einer völligen Kenntniß der Sprachgesetze hinreichende Zahl von Regeln lernen zu lassen. Eine Auswahl ist schwer zu treffen; denn lernt der Anfänger die eine Regel und die andere nicht, so heißt das, gegen die letztere mag er schon fehlen; und doch sind das eben so gut Fehler als die gegen die anderen begangenen. Also drängt sich schon von dieser Seite eine ganz andere Behandlungsweise des Sprachunterrichtes auf, womit denn auch eine ganz andere Behandlung der Orthoëpie eng verbunden sein wird.

Mögen wir den Sprachunterricht als bloß formales Bildungsmittel auffassen, oder mag man das positive Wissen, das Verstehen und Sprechen der zu erlernenden Sprache als Hauptziel desselben ansehen: immer wird es doch darauf ankommen, eine möglichst ausgedehnte Kenntniß der Sprachgesetze zu erwerben, da wir nur durch diese, einerseits zu der Fertigkeit, uns in der fremden Sprache zu bewegen, andererseits zu dem Grade von geistiger Ausbildung gelangen, welche wir mit Recht von der nicht geringen Mühe des Erlernens einer Sprache erwarten dürfen. Wenn nun, wie gewiß allgemein zugegeben werden wird, die Zeit nicht ausreicht, auch nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil der gesammten Sprachgesetze in der Stunde der Ordnung und Reihe nach zu besprechen, von dem Schüler zu Hause auswendig lernen zu lassen,

und in der folgenden Stunde zu überhören; wenn überhaupt dieses Auswendiglernen grammatischer Regeln leicht und unvermeidlich zu einem gedankenlosen Lernen wird, sobald ein sehr beschränktes Maß überschritten wird, so bleibt nichts Anderes übrig, als den Schüler, durch die Art der an ihn zu machenden Forderungen, zu nöthigen, die Mehrzahl grammatischer Regeln durch eigenen Privatfleiß einzustudiren, die Grammatik gerade so zu benutzen, wie er das Lexikon benutzt, als ein Nachschlagebuch, wo er die einzelnen Artikel, wie sie bei der aufgegebenen Arbeit gerade vorkommen, aufschlägt, aufmerksam durchliest, und bei seiner Arbeit in Anwendung bringt. Der Schüler erlangt dadurch einerseits die nicht gering anzuschlagende Fertigkeit, ein Buch selbst zu gebrauchen; ist dies eine Grammatik mit einer streng durchgeführten Disposition, so ist der bildende Werth eines solchen Verfahrens desto bedeutender; andererseits erwirbt der Schüler eine so allseitige Kenntniß der Sprache, wie sie sonst auf keinem andern Wege zu erreichen ist. Derselbe Satz führt ihn durch alle möglichen Abschnitte hindurch, der nächste eben so, erheischt aber wieder andere Regeln, als jener u. s. f., so daß eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Sätzen den Schüler in den Besitz einer großen Anzahl von Regeln setzen, während bei einem systematischen Durchlernen gewisse Abschnitte, die zufällig bei der gewählten Disposition der Grammatik an's Ende zu stehen gekommen sind, immer im Nachtheile bleiben, weil der Unterricht vor Ablauf der für den Kursus festgesetzten Zeit nicht bis dahin zu gelangen vermochte. Nur in dem Falle, wo die Grammatik aus einem kurzen Abrisse besteht, ist es möglich, seinen Kursus immer zu Ende zu bringen; aber was kann ein solcher Abriß dem Schüler helfen? Das Fehlende sind ebenfalls Sprachgesetze, die zu einer umfassenden Kenntniß der Sprache gerade eben so unentbehrlich sind, wie alle anderen, und deren Mangel den Schüler, wenn er ihrer gerade bedarf, dann rathlos läßt. Die Kontrole, daß der Schüler sich wirklich die Mühe genommen habe, die betreffenden Regeln in der Grammatik nachzuschlagen, ist sehr leicht zu führen, leichter als die Kontrole des Fleißes in den meisten anderen Unterrichtsgegenständen, und zwar um so leichter, je besser der Lehrer schon selbst mit den Hauptgegenständen der in den Händen des Schülers befindlichen Grammatik vertraut ist, und sehr viel sicherer, als das gewohnte Ueberhören auswendig gelernter Regeln. Auch dies ist aus dem pädagogischen Gesichtspunkte ein Gewinn, für einen Unterrichts-

gegenstand eine leichte und sichere Kontrole des Fleißes der Schüler zu haben, denn Nichts wirkt verderblicher, als daß der Unfleiß nicht entdeckt und geahndet, der redliche Fleiß nicht anerkannt wird.

Wenn ich in dem Vorhergehenden in kurzen Umrissen anzudeuten versucht habe, wie die Grammatik überhaupt zu gebrauchen sei, und sich daraus ergeben hat, daß namentlich nur eine recht ausführliche, wo möglich alle Sprachgesetze enthaltende Grammatik für einen solchen Unterricht zu gebrauchen sei, so wird sich daraus leicht ein Schluß auf die Orthoëpie machen lassen. Es ist jedoch nicht in Abrede zu stellen, daß dieses Gebiet für die allgemeinen Zwecke des Sprachunterrichts gerade nicht die Vollständigkeit und Umfänglichkeit des Unterrichts in Anspruch nehmen darf, wie die übrigen Theile der Grammatik, weil hier, auch selbst bei der oben angegebenen Behandlungsweise, die Zeit doch nicht ausreichen würde. Dessenungeachtet wird es auch hier immer mehr darauf ankommen, die wesentlicheren Gegenstände auf ein Gesetz zurückzuführen, als etwa nur überhaupt bei dem Schüler eine richtige Aussprache zu erzielen, was man denn wieder auf demselben Wege eher, als auf jedem andern erreichen wird. Auch hier wird das systematische Lernen nur wenig fruchten, was gerade vorkommt, werde erörtert, einstudirt und angewendet. Dazu ist freilich nöthig, daß die Grammatik auch das nöthige orthoëpische Material liefere, bloße Auszüge können auch hier wenig helfen. Wenn nun gleich dem Schüler, rücksichtlich der Orthoëpie aus den angeführten Gründen Manches erlassen werden muß, so ist es doch doppelt wünschenswerth, daß der Lehrer einer fremden Sprache hinreichende Mittel besitze, sich nach und nach auch eine durchgreifende Kenntniß der orthoëpischen Gesetze anzueignen; denn ich weiß aus eigener Erfahrung in mehr als einer fremden Sprache, daß, so leicht und gewandt man sich auch darin bewegen mag, selbst wenn man Jahre lang unter dem Volke, das sie spricht, gelebt und ihre Aneignung sich zum Hauptaugenmerk gemacht hat, dennoch öfters Fälle vorkommen, wo man rücksichtlich der Aussprache ungewiß bleibt; für manche Sprachen, wie z. B. das Englische, geben allerdings die Lexika die Aussprache an; allein in diesen findet man denn gerade nur die Aussprache des fraglichen Wortes, während es viel vorzüglicher ist, dasselbe auch unter das betreffende Gesetz rangirt zu sehen. In anderen Sprachen kommen aber auch noch Beziehungen in Betracht, welche kein Lexikon angeben kann,

wenigstens nicht durchweg, wie z. B. die liaison der Endkonsonanten im Französischen, und doch ist auch dieser Gegenstand für die Aussprache von der größten Wichtigkeit; auch bei ihm, und anderen, ihm ähnlichen, steht aber wieder das Gesetz viel höher, als die bloße Erörterung eines einzelnen Falles. Es muß daher ein lebhafter Wunsch aller derer, die sich für ein gründliches Studium der neueren Sprachen interessiren, sein, daß auch die Orthoëpie dieser Sprachen von wissenschaftlich gebildeten Männern in gründlicher, systematischer Ordnung, ausführlich behandelt werde, wobei überall, und in allen Fällen, das Gesetz aufgesucht und die Ausnahmen sämmtlich dabei angegeben werden.

Für das Französische besitzen wir ein solches Werk in A. Steffenhagen's französischer Orthoëpie. Parchim und Ludwigslust 1841. XX. u. 586 S.", das den Gegenstand nicht bloß in allen Einzelnheiten erschöpft, sondern auch nach einem so leicht übersichtlichen Plane, und mit so viel wissenschaftlichem Scharfsinn bearbeitet ist, daß jeder Kenner des Gegenstandes dem Verfasser den lebhaftesten Dank für die mühevolle Arbeit gern zollen wird. Wir wünschen dieser tüchtigen Arbeit eine recht ausgedehnte Verbreitung, namentlich auch unter denen, welche dazu berufen sind, das Französische zu lehren, da sie gewiß Alle nicht selten Gelegenheit finden werden, sich darin Raths zu erholen, und das Buch nie unbefriedigt aus der Hand legen werden. Wie es überhaupt zu wünschen ist, daß Schulmänner bei ihren eigenen Studien (und welcher ächte Schulmann könnte das Fortstudiren lassen!) sich nicht an jene Machwerke der Spekulation, welche lauter werthlose Kompilationen sind, halten, sondern ihre Nahrung in den tüchtigen Geisteswerken wissenschaftlicher Männer suchen, die zu solchen Arbeiten Beruf und Geschick haben: so muß dies auch ganz insbesondere von den Schriften über neuere Sprachen mit Nachdruck ausgesprochen werden; nirgends hat die Spekulation und Mittelmäßigkeit ihre Hand mehr im Spiele gehabt, als gerade hier; nirgends hat sie mehr Betrogene und arg Getäuschte als Opfer gewonnen, als auf dem Felde der neueren Sprachen.

Daß irgend Einer, der sich mit dem Französischen beschäftigt, eine so umfassende Arbeit, wie die oben genannte, für sich oder Andere für überflüssig halte, ist wohl kaum anzunehmen; er wäre sonst leicht von seinem Irrthume zu überführen; jede Seite des Buches liefert Stoff genug zu einer solchen Ueberführung. Neh-

Haag aus Hain, Pfahl oder Pohl u. s. w. So unverwüstlich scheinen die römischen Bauwerke, daß sie vorzugsweise eisern genannt werden, wie eiserne Hand, d. i. römische Clausur, eiserner Grund, Pfad, Pohl, Schlag. Endlich verschwimmt das Römische oft in der dunkelen Erinnerung an das Heidenthum, wie in Heidenkopf, Heidenmauer, Heidenschloß, auch wohl in Heidelberg und dem korrumpirten Haubach; dazu wird denn auch wohl der Teufel citirt, wie in Teufelsmauer, Teufelsmühle und den vielen Erzählungen von Bauwerken des Teufels. Oder es verschmelzen die Römer mit den Hunnen oder Hünen als den alten Riesen des Landes, wie in Hungen, den Hünengräbern, Hünensteinen, Hühnerköpfen u. s. w. Auch die Riesensäule verdankt ihren Namen vielleicht mehr den römischen Riesen, die sie bearbeiteten und aufrichten wollten, als ihrer eigenen wenig riesenhaften Gestalt. Römische Heerstraßen endlich haben im Munde des Volkes oft bis jetzt den Namen von Heer- oder Heerdwegen behalten.

Außer den Römern haben auch andere Völker, die einst auf diesem Gebiete des Völkerdranges sich umtrieben, noch mehr oder weniger deutliche Spuren ihrer Namen, zum Theil jedoch durch römische Vermittelung, hinterlassen. So die Bataver in Battenberg, Battenfeld, Battenhausen, die Belgier in Balkhausen, die Britannier in Bretzenheim (wie in Bretten in der Pfalz), die Schotten in Schotten, die Sueven oder Schwaben in Schwabenrod, Schwabsburg, Pfaffenschwabenheim, Sauerschwabenheim, die Chatten in vielen Lokalnamen, die Turonen in Dauernheim, die Longobarden in Lampertheim, die Alemannen in Rendel von ihrem Herzog Rando, die Franken in Frankenbach, Frankfurt, Frankenstein, Fränkisch Crumbach, die Sachsen in Sachsenhausen (aber nicht in Eichelsachsen, d. i. Eigil's Sitz), die Thüringer in Dörnberg und Dorntürkheim, die Burgunder in Birkurt (einst Burgunthart, wonach man auch Birklar für Burgundenlager halten darf), vielleicht auch in Gundbach, Gundheim, Gundhof, Güntherfürst, Gontershausen, Guntersblum, wenigstens sofern die mit Gund anfangenden Namen vorzugsweise unter den Burgundern üblich waren; doch wird hierbei immer leicht Irrung mit unterlaufen, so lange nicht die ältesten Namensformen urkundlich festgestellt sind, wie z. B. Gunders-

heim aus Guntramstein, Gundernhausen aus Cuncheraitshusen geworden ist.

Einen Hauptbestandtheil des lateinischen Elements der deutschen Sprache haben wir bisher großentheils unberührt gelassen, denjenigen nämlich, welchen Bibel, Christenthum, Kirche und Hierarchie geschaffen haben, und der um so umfassender ist, je mehr alle Verhältnisse des Lebens nach deren formgebenden Gesetzen sich gestaltet hatten. Zwar ist der dem Orient angehörige Ideenkreis des jüdischen Volkes der Vater, die griechische Sprache die Mutter der christlichen Literatur, aber nur unter der stellvertretenden Verwaltung der lateinischen Stiefmutter gelangten Bibel und Christenthum in den Occident, wo sie mit römisch-lateinischer Kultur und Sprache zu einem unzertrennlichen Ganzen verschmolzen. Nicht bloß gingen biblische Namen vielfältig über in praktischen Gebrauch, nicht bloß erzeugte die mit Christenthum und Mönchthum verbundene Kolonisation unzählige ihren Ursprung verrathende Ortsnamen, sondern es erhielt selbst das profane Latein in vielen Beziehungen eine christlich germanisirende Umgestaltung, in welcher der Prozeß der Sprachbildung Jahrhunderte hindurch sich fortsetzte, wie aus signum, als dem Zeichen des Kreuzes, der unter dessen Anwendung ertheilte Segen geworden ist. Es bedarf dieser Gegenstand einer gesonderten Behandlung, die der Unterzeichnete in Verbindung mit mittelalterlicher Ortsgeschichte und Namengebung anderwärts liefern wird. Für jetzt nur noch die Bemerkung, daß das germanische Heidenthum von dem lateinischen Christenthum in der Sprache bis auf den heutigen Tag nicht völlig hat überwunden werden können. Von den drei hohen Festen: Ostern, Pfingsten und Weihnachten haben nur die Pfingsten (von πεντηκοστή) einen christlichen Namen, während an den Ostern die Frühlingsgöttin Ostra als ein leibhaftiges Stück Heidenthum sitzen geblieben ist, dessen Ausmärzung nur den romanischen Sprachen gelang, indem sie das jüdische Passah (ital. pasqua, wovon pasquino, franz. pâques, auch engl. pasch und passover) beibehielten. Weihnachten erinnert noch an die Weihen in den Mysterien des Mithras als Sol invictus mundi, an dessen Stelle Christus gesetzt wurde, wie engl. yule (zu volvo) an die Umkreisung des Jahres, die nach dem tiefsten Stande der Sonne von neuem beginnt. Eben so sind unsere Wochentage meist heidnisch geblieben, der Sonne, dem Monde, dem Tyr, dem Thor und der Freya geweiht, obwohl dabei kein origineller und

ein deutlicher Fingerzeig für die Behandlung desselben Gegenstandes in anderen Sprachen dienen kann. Ich glaube daher, Manchem einen Dienst erwiesen zu haben, wenn ich hier ein Werk zur allgemeinen Kenntniß gebracht, das in der Bibliothek keines modernen Philologen fehlen sollte. Eine vollständige Würdigung der Schrift konnte indeß hier nicht beabsichtigt sein, dazu wäre eine eigentliche Recension nöthig; vor Allem aber ist Jedem die eigene Ansicht des gehaltvollen Werkes zu empfehlen.

Dieselbe Wichtigkeit aber, welche der Orthoëpie für das Französische beigelegt werden muß, gebührt ihr unzweifelhaft auch für das Englische; wie viele Fälle gibt es auch da, die sich schwer unter ein Gesetz fügen? oder, wenn dies gelungen, doch so viele Einzelnfälle und Klauseln erfordern, daß sie sich dem Gedächtniß gar leicht wieder entziehen? Man nehme z. B. das s; es hat nur vier Laute, aber wie kompliciren sich die Fälle? ob es als An- oder Auslauter steht, vor Vokalen oder Konsonanten, im Anfange oder in der Mitte des Wortes, ob ihm ein Vokal oder Konsonant vorhergeht, ob dieser Konsonant hart oder weich ist, ob es, als Auslauter, mitten im Worte, oder am Ende desselben steht, im ersten Falle, ob die folgende Sylbe wieder mit s, oder mit einem andern Konsonanten anfängt, im letztern, ob s der letzte Buchstabe des Wortes ist, oder ob ihm noch ein Konsonant folgt, ob ihm ein Vokal oder Konsonant vorhergeht u. s. w. Es würde überflüssig sein, noch von anderen neueren Sprachen zu sprechen, oder von den beiden genannten noch mehr Einzelnheiten heranzuziehen; es reicht das Gesagte hin, um Jedem die Ueberzeugung zu geben, daß in der Orthoëpie irgend einer lebenden Sprache gar Manches zu lernen, daß in diese Disciplin, so gut wie in jede andere grammatische, System und Ordnung zu bringen ist, und daß da, wo Gesetzmäßigkeit herrscht, wäre sie auch noch so komplicirt und voller Klauseln, der Geist eine Nahrung findet, ist allgemein anerkannt. Auf der andern Seite aber darf man die Sache auch wieder nicht für so leicht und überflüssig ansehen, wie die bloßen Empiriker sie darstellen möchten; man benutze daher die vorhandenen Mittel mit Umsicht und zur rechten Zeit, so werden Uebung in der Aussprache und Kenntniß des Sprachgesetzes einander die Hand bieten und jene Gewandtheit und Sicherheit erzeugen, welche das Ziel jedes Sprachunterrichtes sein muß.

Parchim. Dr. J. Heussi.

Ueber Orthoëpie moderner Sprachen.

In den meisten Fällen legt die Orthoëpie neuerer Sprachen dem Lehrer derselben beim Unterrichte so viele Hindernisse in den Weg, daß aus diesem Umstande die verschiedensten Ansichten über ihre Wichtigkeit oder Unwichtigkeit, und demnach über ihre Behandlung im Sprachunterrichte sich entwickelt haben: der Eine meint, die Aussprache finde sich im Fortschritte des grammatischen Studiums und der Lektüre so allmälig von selbst; besondere Regeln darüber zu lehren sei überflüssig, überdies gelange der Schüler durch den lebendigen Gebrauch zu einer viel größern Sicherheit, als durch alle Theorie; der Andere gibt seinem Schüler das nothwendigste theoretische Rüstzeug, und überläßt ihn des Uebrigen wegen seinem guten Stern; ein Dritter wieder ist ganz für die Theorie und hält sich Monate lang bei den Regeln über Aussprache auf, ehe sein Schüler nur ein Wort dekliniren oder konjugiren lernt. Ja, sehen wir die Grammatiken der verschiedenen neueren Sprachen selbst an, so tritt uns dieselbe Verschiedenheit der Ansicht und Behandlung des Gegenstandes entgegen; während dieser die theoretische Durchführung vor allem Andern empfiehlt und sorgfältig zu erstreben versucht, erklärt der Andere ein solches Beginnen für ganz unmöglich, und läßt daher in seiner Grammatik diesen Gegenstand unerörtert. Wenn nun die Grammatiker selber einander so schnurstracks entgegenstehen, so muß der unbefangene Anfänger einer fremden Sprache völlig rathlos bleiben, und in einem noch viel schlimmern Falle befindet sich die nicht unbedeutende Zahl der Lehrer dieser Sprachen, welche, sich nicht zu einer eigenen Ansicht erhebend, dem ersten besten Lehrbuche, das sie vertrauensvoll zum Führer erkoren, sich in die Arme werfen, und nicht ahnen, daß ein Lehrbuch anders als so Seite für Seite durchgemacht werden könne, nicht ahnen, daß der Schüler gerade nicht Alles, was in seiner Grammatik steht, oder stehen könnte und sollte, strictissime aus-

Allein die Zahl der gemäßigten und den lieben alten Schlendrian verläugnenden Philologen blieb immer noch die bei weitem geringere: die Mehrzahl wollte nicht haarbreit vom Platze weichen, suchte vielmehr mit aller Gewalt die philologischen Rüstkammern auf alle Fälle vorzubereiten und in Stand zu setzen. Man raisonnirte de particula ἂν c. conj., opt., cum imperf. indic. u. s. w. auf Schulen ein Langes und ein Breites und glaubte viel gewonnen zu haben, wenn man den Feinheiten der griechischen Sprache auf diese Weise bis in die äußersten Falten nachgespürt hatte. Da konnte der Kampf nicht ausbleiben; die entgegengesetzte Richtung gewann das Vertrauen des Volkes, indem sie sich an die Bedürfnisse des Volkes anschloß: Realschulen entstanden. Da wußten die alten Philologen anfangs nicht, was sie dazu sagen sollten; doch bald hatten sie die Antwort gefunden; sie verkündeten: „Heil uns, daß das Materielle sich von uns trennt und seinen Weg allein wandelt; nun erst ist die Zeit gekommen, in welcher wir unsere großartigste Entwickelung zeigen können.“ Allein auch diese egoistischen Trostgründe hatten keinen Nachhalt; es schien gleichsam in der Luft, d. h. in der Zeit, zu liegen, welche das realistische Miasma bald hier, bald da in die gelehrten Schulen einschleppte, indem bald hier, bald dort das Leben des Volkes andere, vielseitige, nicht philologisch einseitige Bildung verlangte. Dazu kam der Umstand, daß die alten Philologen bald wahrnahmen, wie ihre Schüler gar nicht mehr recht anbeißen wollten und gleichgültig blieben bei der gelehrten Entwickelung von οὐ μή und μὴ οὐ. Jetzt wäre es nun an der Zeit gewesen, nachzugeben und einer wissenschaftlichen toleranten Bildung Eingang zu verschaffen. Leider unterblieb es. So ist es denn geschehen, daß mitten aus dem Kreise philologischer Gymnasiallehrer Männer auftreten mußten, welche radikale Reform predigen und welche von keiner Vermittelung mehr etwas wissen wollen, sondern geradezu verlangen, man solle und müsse sich entweder durchaus für oder gegen ihre Ansichten erklären. Ein solcher Mann ist Herr Köchly, ein Mann, dem wir Lob und Anerkennung nicht verweigern, der aber in seiner geistreichen Starrheit eben von keiner gemäßigten Ansicht etwas wissen will; Herr Köchly glaubt, den Gymnasien das wahre Licht aufgesteckt, ihr Heil allein gefunden zu haben, indem er, um's kurz zu sagen, das Kind mit dem Bade ausschüttet, und es fehlt nicht an Leuten, die in die Köchlysche Trommete gleich als in eine Siegesposaune

und in der folgenden Stunde zu überhören; wenn überhaupt dieses Auswendiglernen grammatischer Regeln leicht und unvermeidlich zu einem gedankenlosen Lernen wird, sobald ein sehr beschränktes Maß überschritten wird, so bleibt nichts Anderes übrig, als den Schüler, durch die Art der an ihn zu machenden Forderungen, zu nöthigen, die Mehrzahl grammatischer Regeln durch eigenen Privatfleiß einzustudiren, die Grammatik gerade so zu benutzen, wie er das Lexikon benutzt, als ein Nachschlagebuch, wo er die einzelnen Artikel, wie sie bei der aufgegebenen Arbeit gerade vorkommen, aufschlägt, aufmerksam durchliest, und bei seiner Arbeit in Anwendung bringt. Der Schüler erlangt dadurch einerseits die nicht gering anzuschlagende Fertigkeit, ein Buch selbst zu gebrauchen; ist dies eine Grammatik mit einer streng durchgeführten Disposition, so ist der bildende Werth eines solchen Verfahrens desto bedeutender; andererseits erwirbt der Schüler eine so allseitige Kenntniß der Sprache, wie sie sonst auf keinem andern Wege zu erreichen ist. Derselbe Satz führt ihn durch alle möglichen Abschnitte hindurch, der nächste eben so, erheischt aber wieder andere Regeln, als jener u. s. f., so daß eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Sätzen den Schüler in den Besitz einer großen Anzahl von Regeln setzen, während bei einem systematischen Durchlernen gewisse Abschnitte, die zufällig bei der gewählten Disposition der Grammatik an's Ende zu stehen gekommen sind, immer im Nachtheile bleiben, weil der Unterricht vor Ablauf der für den Kursus festgesetzten Zeit nicht bis dahin zu gelangen vermochte. Nur in dem Falle, wo die Grammatik aus einem kurzen Abrisse besteht, ist es möglich, seinen Kursus immer zu Ende zu bringen; aber was kann ein solcher Abriß dem Schüler helfen? Das Fehlende sind ebenfalls Sprachgesetze, die zu einer umfassenden Kenntniß der Sprache gerade eben so unentbehrlich sind, wie alle anderen, und deren Mangel den Schüler, wenn er ihrer gerade bedarf, dann rathlos läßt. Die Kontrole, daß der Schüler sich wirklich die Mühe genommen habe, die betreffenden Regeln in der Grammatik nachzuschlagen, ist sehr leicht zu führen, leichter als die Kontrole des Fleißes in den meisten anderen Unterrichtsgegenständen, und zwar um so leichter, je besser der Lehrer schon selbst mit den Hauptgegenständen der in den Händen des Schülers befindlichen Grammatik vertraut ist, und sehr viel sicherer, als das gewohnte Ueberhören auswendig gelernter Regeln. Auch dies ist aus dem pädagogischen Gesichtspunkte ein Gewinn, für einen Unterrichts-

bekenntniß vel pro vel contra fordern. Wir dagegen lassen einen Jeden seines Glaubens leben, lassen uns aber nicht imponiren durch Autorität und Macht.

Wie oberflächlich müßte die Lektüre *) sein, wenn man zwar Vieles lesen, aber dabei keine Erklärung der Lesestücke beifügen wollte? Die Aufgabe bei der Lektüre der griech. und latein. Autoren ist: den Schüler auf die grammatische Struktur der einzelnen Ausdrucksweisen und Sätze aufmerksam zu machen und den Grund zur genaueren und feineren Kenntniß der Grammatik zu legen, überhaupt durch ausführliche Erklärungen und theilweise durch kürzere Winke den Schüler in der Ueberwindung sprachlicher und sachlicher Schwierigkeiten zu unterstützen, welche sich sowohl in Bezug des Verständnisses, als in Bezug auf richtige Uebersetzung darbieten. Es muß daher über Alles Belehrung und Auskunft ertheilt werden, woran die Schüler, versteht sich im Verhältnisse ihrer bereits erlangten Bildungsstufe, Anstoß nehmen können. Der Schüler ist dahin zu bringen, den Autor als ein schriftstellerisches Individuum von bestimmten Charakter und Gedanken und Sprache genau kennen zu lernen. Die Erklärungen müssen durch sorgfältige Andeutungen auf die Eigenheiten des Ausdrucks und die Wendungen, deren sich der Schriftsteller bedient, aufmerksam machen. Wenn unsere Gegner behaupten, dadurch, daß man immer wieder auf Regeln der Grammatik, welche, beiläufig gesagt, nicht allein mündlich, sondern auch schriftlich zu behandeln ist, zurückweise und den Paragraphen anmerken lasse, werde die Lust des Schülers — das Wort Lust ist das Loosungswort der Herren, — gelähmt; wenn man meint, daß durch beständiges Citiren der einschlägigen Paragraphen der Grammatik der Geschmack der Schüler — wieder ein Lieblingsausdruck der geschmackvollen Schulen, abgestumpft werde, so muß ich mich auf meine Erfahrung berufen, welche mich seit 20 Jahren lehrt, daß die Schüler, denen ich den Paragraphen der Ggammatik

*) Nach unserer Ansicht dürfte sich die Lektüre in der ersten Klasse eines Gymnasiums oder einer Realschule, unbeschadet aller Gründlichkeit, in mancher Hinsicht anders behandeln lassen, als der geehrte Herr Verf. obigen Aufsatzes vorschlägt. Wir beziehen uns der Kürze wegen auf dasjenige, was Nägelsbach in der Einleitung zu seinen „Anmerkungen zur Ilias“ und in der Vorrede zu seiner „lateinischen Stilistik für Deutsche“ über die Behandlung der Lektüre ausführlich entwickelt.

Die Red.

entweder angebe oder die ich denselben nachzuschlagen veranlasse, bei weitem gründlicher werden, als wenn dies unterlassen wird. Auf Unterscheidung und Entwickelung von Synonymen lege ich mit Döderlein und Schulz großes Gewicht, da ich aus Erfahrung weiß, daß der Schüler den Unterschied sinnverwandter Wörter mit Interesse auffaßt. Ferner sind Citate aus dem Gelesenen und Rückweisungen auf dasselbe in der Schule durchaus nothwendig und der Gründlichkeit förderlich, und der Lehrer lasse sich nicht durch die grundlosen Anklagen der Gegner stören, welche uns beschuldigen, wir docirten, als ob wir ein philologisches Seminar vor uns hätten: passende und schlagende Parallelstellen der den Schülern bekannten Lesestücke müssen überall angegeben werden. Auch die Adnotatenbücher der Schüler sind beizubehalten und es ist gut, wenn der Schüler sich frühzeitig daran gewöhnt, den Vortrag des Lehrers frei aufzufassen und niederzuschreiben; das, was man schreibt, resp. geschrieben hat, drückt sich dem Gedächtniß eo ipso bei weitem tiefer ein, als das, was das Ohr allein, ohne Beihülfe des Auges, aufnimmt; da, wo die Schüler nicht gehalten sind, Adnotatenbücher zu führen, müssen entweder in der Hand jedes Schülers gute Kompendien und die besten Editionen der Autoren sich befinden oder der Lehrer muß oft zu einem kurzen Diktat seine Zuflucht nehmen. Auch kommt es mit nichten darauf an, wie viele Bücher rc. eines Klassikers gelesen wurden, sondern ob das Wenige, was gelesen wurde, besser und gründlicher verstanden und behalten wurde, als das Viele, welches Herr Köchly im hohen geistigen Fluge allseitig im Kontext und historisch erschöpft!! — Um das Bewußtsein der vergleichenden Geistesthätigkeit, bei Erlernung der fremden Sprache, gleichviel ob alte oder neue, muß den Uebersetzungen in's Deutsche, (welche Hr. Köchly und seine Nachfolger verdammen) als praktischen Uebungen der Sprachvergleichung, besondere Aufmerksamkeit gewidmet, sorgfältig schriftlich übersetzt und jede Uebersetzung durch Vorlesen derselben gehörig kontrolirt und verbessert werden; ferner ist es durchaus zweckmäßig, gute Uebersetzungen als Muster vorzulesen. Das Lateinschreiben ist unbedingt nothwendig und nicht in der Weise, wie Hr. Köchly will, zu beschränken, wenn wir überhaupt Latein lehren und unsere Schüler Latein lernen wollen und sollen. Der gesammte latein. Unterricht auf Gymnasien muß so eingerichtet sein und so viel leisten, daß endlich in Prima freie Aufsätze in latein. Sprache geliefert

daß latein. Disputationen, unter Leitung des Lehrers, gehalten werden können, daß nicht bloß in latein. Phrasen geradebrecht wird, kurz die latein. Arbeiten der Primaner stilistische Reife, nicht aber eine deutsch=lateinische Maskerade beweisen. Die griechische Sprache dagegen darf einer Beschränkung unterworfen werden: die Lektüre der griech. Tragiker gehört nicht in den Kreis der Gymnasialunterrichtsgegenstände: Homer, Demosthenes, Xenophon, Plato und das Leichteste aus Pindar reichen vollkommen hin, um die griech. Sprache gründlich kennen zu lernen; doch sind die Schreibeübungen in derselben insofern beizubehalten, als man mehr auf Korrektheit der Form als des Styls sieh't. — Dem bis hierher von uns Gesagten als dem ersten Theil unserer Ansichten über „moderne Gymnasialbildung" betreffend, werden wir den zweiten in der Kürze folgen lassen.

B.

und Höhe des Lautes. Die Lehre vom qualitativen Verhältniß der Laute ist das, was man Lautlehre nennt, die des quantitativen gibt die Tonlehre, welche wieder in Quantitätslehre und Accentlehre zerfällt, welche der dritte Theil in der Grammatik nicht behandelt, sondern der Musik überlassen wird. Wir finden nun diese beiden Gegenstände der Tonlehre in dem angeführten Werke für das Französische zum ersten Male behandelt und zugleich auf ein geordnetes System gebracht. Beide Gegenstände sind für die Aussprache von der größten Wichtigkeit, so unbekannt sie auch den Grammatikern und Sprachlehrern sonst sein mögen; eine richtige Aussprache ist ohne sie eine Unmöglichkeit. Wie jeder gebildete Franzose bekanntlich selbst behauptet, daß Keiner seine Sprache richtig sprechen und schreiben könne, der sie nicht grammatikalisch gelernt, so gilt dies ganz insbesondere von der Aussprache, und namentlich spielen Zeitverhalt und Accent hier eine wichtige Rolle. Es liegt dies in der That in der Natur des Französischen; kein Engländer lernt seine Sprache grammatikalisch, unsere besten deutschen Schriftsteller haben auch nicht grammatisch Deutsch gelernt; der Franzose würde ohne Grammatik schlecht bestehen. Es ist übrigens zu bemerken, daß unter Zeitverhalt der Vokale hier nicht die gewöhnliche Prosodie zum Zwecke des Versbaues zu verstehen ist, denn die Verse werden immer nur nach dem Accente gebaut und gelesen; sondern unsere Lehre vom Zeitverhalt bezieht sich lediglich auf die Aussprache beim Lesen und Sprechen; so z. B. gehört hierher die Bestimmung, daß ai kurz gesprochen wird in je travaille, lang in funérailles, a lang in que je fasse, kurz in face u. s. w. Es kommen hier Gesetze vor, die in der Rede, aus Unkenntniß, nur zu häufig verletzt werden. Nicht weniger wichtig sind die Gesetze der Betonung, von denen keine Grammatik Etwas enthält; der Verfasser betrachtet hier die Betonung der Sylben im Worte, der Wörter im Satze und der Sätze in ihrer Verbindung zur Rede, jedes grammatisch und oratorisch; zum Schluß des Ganzen werden noch die Regeln zur Betonung in den einzelnen Arten des Vortrags aufgestellt, nämlich: in der Konversation, Lektüre (Prosa und Poesie) und in der Deklamation. In dieser Ausführung bildet das Ganze ein System der französischen Aussprache, in welchem kein dahin gehöriger Gegenstand unerörtert geblieben, so daß es jedem Freunde der neueren Sprachen in mehr als einer Beziehung eine höchst willkommene Erscheinung sein muß, insofern dasselbe zugleich als

auf mich gesagt worden; denn die ungeheure Kluft zwischen unseren Denkweisen klaffte nur desto entschiedener. An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schiller'n nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos; ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistes-Antipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidewand mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen in Eins nicht zusammen fallen können. Daß aber doch ein Bezug unter ihnen stattfinde, erhellt aus Folgendem:

Schiller zog nach Jena, wo ich ihn ebenfalls nicht sah. Zu gleicher Zeit hatte Batsch durch unglaubliche Regsamkeit eine naturforschende Gesellschaft in Thätigkeit gesetzt, auf schöne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet. Ihren periodischen Sitzungen wohnte ich gewöhnlich bei; einst fand ich Schiller'n daselbst; wir gingen zufällig beide zugleich hinaus, ein Gespräch knüpfte sich an, er schien an dem Vorgetragenen Theil zu nehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig, und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne. Ich erwiederte darauf: daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelet vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe. Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das Alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen: denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch auf's strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe. Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte, als ich, und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriffe stand, mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiederte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruche entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht; Keiner von Beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. Sätze, wie folgender, machten mich ganz unglücklich: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruiren könne.“ — Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten! Der erste Schritt war jedoch gethan. Schiller's Anziehungskraft war groß, er hielt Alle fest, die sich ihm näherten! ich nahm Theil an seinen Absichten, und versprach zu den Horen Manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben

Köchly und Antiköchly.

Ein Wort über moderne Gymnasialbildung.

Erster Theil.

Die Zeiten sind nicht mehr, in denen man die Scala wissenschaftlicher Bildung auch an das Wissen und an die Kenntnisse im Griechischen und Lateinischen legte; vorüber sind die Zeiten, in denen man auf die richtige Setzung griechischer Accente höheren Werth legte als auf die gründlichste Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur: beide waren verachtet oder verkannt. Man hielt es wirklich unter seiner Würde, sich mit einer Sprache zu befassen, eine Sprache in den Kreis wissenschaftlicher Untersuchungen und Studien zu ziehen, die der Mund jedes Bauern sprach. Nachdem nun endlich der gesunde Menschenverstand die Oberhand gewonnen und Licht verbreitet hatte, fing man an, die alte Philologie in den gelehrten Schulen dadurch zu beschränken, daß man andere Unterrichtsgegenstände in den Lehrkreis aufnahm: deutsche Sprache und Literatur, Mathematik, Französisch, hier und da sogar Englisch und Italienisch, Physik u. s. w. fanden Eingang, und tüchtige Lehrer zeichneten sich im Vortrage dieser Gegenstände aus, welche wir moderne nennen wollen, weil die moderne oder Neuzeit sie mit sich brachte. Vernünftige Gymnasial-Direktoren und Lehrer sahen ein, daß man Bildung des Geistes ebensogut durch das Studium neuerer Sprachen, mathematischer Wissenschaften u. s. w. fördern könne, als durch das Griechische; ja daß ohne Mathematik und ohne neuere Sprachen gründlich zu erlernen, viele Fächer geradezu unbesetzt bleiben müßten, deren Vertretung der Fortschritt der Zeit gebieterisch fordert.

Stückes möglich war. Ganz anders Fr. v. Schlegel, dessen Horizont viel weiter reichte, nicht bloß in der Poesie. Dadurch ist wieder dargethan, daß jede Konfession Elastizität genug besitzt, wenn man sie selbst nur hat, um „gewaltsame und unzweckmäßige Anwendungen" fern zu halten und um „mit brüderlicher Liebe unter alle Parteien und Sekten zu treten." Wenn dagegen Göschel (Paränes. Bd. 5 S. 143 f.) bei Göthe auch da Christliches findet, wo derselbe vielleicht dessen selbst sich nicht bewußt war; so ist auch dies erklärlich. Mit Faust schritt Göthe über Klassisches und Romantisches hinaus und zeigte uns in neuer Schöpfung die tausendjährige Arbeit des Menschengeistes, als Ringen des Idealen gegen das Reale, zur Gewinnung der höhern Einheit im Denken und Handeln, nach der Form deutscher Nationalität, welche im ruhigen Fortschritte der Wissenschaft und politischen Gesetzlichkeit erstrebt, was jenseit des Rheines der wüthende Sturmschritt blutiger Gewaltthat sich nahm. Bekannt ist Schellings Urtheil (Paränes. Bd. 5 S. 179) über Faust, eines Denkers, der, wie Wenige, selbst auf der Zinne zwischen Vergangenheit und Zukunft gestanden hat und noch stehet. Wenn auch die „Vermählung des Helenenthumes und des Germanenthumes" den zweiten Theil des Faust als ziemlich getrenntes Stück vom ersten aufweisen sollte; so liegt doch eben darin die poetische Andeutung von der Aufgabe unserer ganzen Zukunft, und insofern ist die Helena unbestritten eine Fortsetzung, wie von der Dichtung selbst, die natürlich nicht als darstellbares Theaterstück zu nehmen ist, so von dem Streben und Bewußtsein des Dichters, welcher zur Lösung der Aufgabe dichtend und forschend, in Lied und Prosa, das Seinige redlich beitrug. Ob, wann, wie und durch wen die „letzte Aufgabe der tragischen Kunst" (vgl. G. Justi „der Unterschied der Persönlichkeit und der Subjektivität" [Frankf. 1844] St. 12) vollzogen werden wird, stehet freilich dahin.

Wie nun Schiller und Göthe im Leben, trotz mancher Ungleichheiten, selbst bei vorübergehenden Verstimmungen, neben und mit einander gingen; wie Beide, in aufrichtiger Achtung und gegenseitiger Unterstützung, ihrem Volke das Höchste und Beste zu geben suchten, und noch lange als das helle Doppelgestirn von Castor und Pollux am literarischen Himmel Deutschlands leuchten werden: so soll und kann nicht von pedantischer Abwägung ihrer gegenseitigen Größe die Rede sein, da dieselbe spezifisch verschieden ist und eine absolute Vergleichung sonach ausschließt. Viel-

mehr wollen wir uns Göthe's eigene Worte zurufen: „Was streitet ihr über uns? Freut euch lieber, daß ihr ein paar solcher Kerle habt, worüber ihr streiten könnt." Die Briefe Beider sind uns die schönsten Denkmale dessen, was sie einander waren, und was sie uns sein können und sollen.

Unsere Jünglinge, die unbefleckter Charaktere zu ihrer sittlichen und wissenschaftlichen Bildung und Erstarkung bedürfen, mögen bei Schiller sich begeistern lassen für Alles, was gut und wahr und schön ist; sie mögen mit ihm schwelgen in den Idealen, deren Verwirklichung das Streben aller Wohlgesinnten unter Heiden und Christen von jeher war und ewig bleiben wird, so lange die Menschheit ihre Zwecke selbst nicht verkennt; sie mögen bei den mühevolleren Geschicken des Talentes ihren Willen stählen, „ihre eigene Individualität zur reinsten und vortrefflichsten Humanität hinauf zu läutern" suchen, selbst unter äußerm Drucke in edler Arbeit, gemäß der stillen Majestät des kategorischen Imperatives der Pflicht, wie denn strenge Moral der rothe Faden ist, welcher durch das ganze Gewebe der Kantischen Philosophie sich hinziehet und in der Schillerschen Poesie als Entrüstung gegen das Gemeine erscheint. Im unabweisbaren Gefühle des Homerischen *ἄτη, ἣ πάντας ἀᾶται*, und der hohen sittlichen Größe Schiller's sprach Göthe von ihm das ewig denkwürdige und in seinem Munde doppelt gewichtige Wort:

„Weit hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

Den ganzen großen Werth Schiller's erkannte Göthe am tiefsten bei dessen Tode und hat davon nicht den geringsten Hehl gemacht, vielmehr laut und unverhalten seinen Schmerz in Wort und That bekundet, wie einst Achilles beim Hinscheiden seines Patroklos.

Von Göthe aber mögen dann unsere Jünglinge später, wenn sie Männer *) geworden sind, in die tieferen Geheimnisse des gesammten Menschenlebens sich einweihen lassen, damit sie, wie er ein inneres Ganzes war, gleich dem Horazischen Weisen, in se ipso totus, teres atque rotundus (Serm. 2, 7, 86), wenn sie

*) Es versteht sich von selbst, daß Einzelnes, aber nur in Auswahl, von Göthe auch schon Knaben und Jünglingen auf Schulen dargeboten werden kann und muß. Vgl. dieses Archiv Bd. I. S. 195 ff. S. 429 ff. Göthe wußte und sagte oft, daß seine Schriften nimmer populär werden könnten und sollten.

in der Prosa des Lebens irgendwie den Glauben an einzelne Menschen aufgeben müssen, doch den höheren Glauben an die Idee der Menschheit nimmer verlieren, welche nie erhaben genug gedacht werden kann, um für sie Alles zu wirken und zu dulden, wie auch das Christenthum durch gleich erhabene Lehren und Beispiele zeigt und fordert. Bemerken sie am Ende bei dem Dichter, „dessen Genie nur mühelos und leise an dem Baume der Poesie zu schütteln brauchte, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen," einen ethischen Flecken, den man gern wegwünschte, so mögen sie bedenken, daß er selbst nichts mehr und nichts minder sein wollte, als ein Mensch. Und so hat denn auch Röhr *), was irdisch war an dem Ruhmgekrönten, unter seinen eigenen Worten zur Erde bestattet: „Wenn der Mensch über sein Körperliches und Sittliches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank. Wir leiden Alle ein Leben. Wer will uns, außer Gott, zur Rechenschaft ziehen? Tadeln darf man keinen Abgeschiedenen. Nicht was sie gefehlt und gelitten, sondern was sie geleistet und gethan, beschäftige die Hinterbliebenen. An den Fehlern erkennt man den Menschen; an den Vorzügen den Einzelnen. Mängel haben wir Alle gemein; die Tugend gehört Jedem besonders." —

Es sind in diesem Sommer eben zwanzig volle Jahre, daß ich, von solchen Grundsätzen ausgehend, in den „Paränesen" für Studirende und Studirte, unter eigenen Andeutungen, eine Sammlung begann, welche das vereinte Studium moderner und antiker Klassiker in gegenseitiger Durchdringung **) zeigen sollte, nach den Aussprüchen und Darstellungen der vorzüglichsten Gelehrten der Neuzeit und nicht bloß Deutschland's. Denn, obwohl z. B. Lateinisches in Prosa und Versen mit allem Ernst von jeher lernend und lehrend, habe ich doch unsere Gymnasien niemals bloß für „lateinische Schulen" genommen, sondern für die höchsten allgemeinen Bildungsanstalten deutscher Nationalität und christlicher Humanität vor der Bestimmung zu einem besonderen Fache und Lebensberufe, sei es auf Universitäten oder anderen Fachschulen. Daher müssen sie Antikes und Modernes, Linguistisches und Reales, Natur

*) Vgl. „Trauerworte bei v. Göthe's Bestattung am 26. März 1832, gesprochen von Dr. J. Fr. Röhr, Großherz. Oberhofpred." (Weim. 1832) S. 8 f.

**) Vgl. auch meine Abhandlung in Bd. 2 S. 256 ff. dieses Archivs, worin „der modernen Philologie fortdauernde Rücksicht auf die antike empfohlen" wird.

und Geist, zur Anschauung bringen durch die mannichfaltigsten Studien und Uebungen, zunächst an den wahren Klassikern alter und neuer Zeit, als den besten Jugendbildnern. Denn (Paränes. Bd. 1 Aufl. 2 S. 205 f.) Latein allein macht leicht pedantisch, Griechisch allein leicht ungezügelt, Deutsch allein allewege hohl und oberflächlich; während eine gehörige Verschmelzung dieser Elemente, mit Beimischung des Französischen und des Englischen, zu der ächten höheren Bildung führen muß, welche unsere Zeit eben so sehr gestattet, als fordert *). Mag dieses Ziel ein zu hohes genannt werden; mag es für einzelne Individuen von Lehrern und Schülern in seinem ganzen Umfange unerreichbar sein: es wird immer Stufen geben, auf welchen man jedem Ziele sich nähert; eben darum darf die leitende Idee, die dem Ganzen vorschwebt, nicht fehlen. Das Christenthum kann hier als schlagendes Beispiel dienen. Ist die hohe Idee desselben in dem fast 1900jährigen Bestehen von allen seinen einzelnen Bekennern je in ganzem Umfange erreicht worden? Wollen wir, weil diese Frage leider! in großem Umfange verneint werden muß, wie die Geschichte zeigt, darum die Idee, das Ziel desselben, irgendwie herabsetzen?

Die Bewegungen, welche inzwischen auf dem ganzen Gebiete des höheren Unterrichts stattfanden und noch fortdauern, habe ich unablässig verfolgt, und keinen Grund entdeckt, von den immer mehr befestigten Ueberzeugungen abzugehen. Vielmehr haben die „Paränesen innere und äußere ununterbrochene Theilnahme und Aufmunterung gefunden, selbst durch mehrfache Nachahmungen, so-

*) Eben darum muß das Ziel der neuen Real-Gymnasien, wenn sie wirkliche Gymnasien, d. h. allgemeine Vorbereitungsanstalten für Jünglinge sein wollen, welche im 18—20sten Lebensjahre noch 3 Jahre lang eine höhere Fachschule besuchen, mit dem Ziele der alten Gymnasien mehrfach zusammenfallen, wodurch sie zum Theile sich selbst aufheben. Andere Ziele und andere Mittel müssen die Realschulen haben, welche ihre Zöglinge im 18ten oder 16ten oder gar schon im 14ten Lebensjahre unmittelbar in einen Beruf senden. Der Mangel an Sonderung dieser genau sich scheidenden Arten läßt die pädagogischen Grundbegriffe noch gar nicht zur gehörigen Uebereinstimmung kommen. Es fragt sich sogar, ob diese ganz verschiedenen Ziele auf einer und derselben Anstalt, selbst wenn sie mehrfache Klassen und Stufen hat, so vereinigt werden können, wie es erforderlich ist. Vgl. meinen Aufsatz „über Auswahl der Lehrgegenstände für Ideal- und Real-Gymnasien“ in Mager's pädagogischer Revue v. 1844, Oktob.

gar unter gleichem Titel; hart von der türkischen Grenze her hat ein mir persönlich ganz unbekannter ungerischer Jurist durch einen direkten Brief zur Post, schon vor mehreren Jahren, zu ununterbrochener Fortsetzung mich aufgefordert. „Auch über Schiller und Göthe, diese zwei Brüder auf einem Throne," welche den Deutschen noch lange reichliche literarische Beschäftigung aller Art darbieten werden, und allmählig eine ganze Bibliothek von Kommentaren rc., selbst schon für Schüler, hervorgerufen haben, geben die Paränesen das Erforderliche nach und nach, was selbst schon für Oberklassen der Gymnasien und höheren Realschulen brauchbar sein konnte und sollte.

Ich habe in den letzten Jahren nicht Alles lesen können, was ich wünschte, und ich kann mich deßhalb irren; aber mich däucht, daß unter Allen, welche über Schiller und Göthe, für Schulen und nicht für Schulen, geschrieben haben, das oben bezeichnete Verhältniß Niemand so klar und tiefeindringend, so rückhaltlos und doch vermittelnd, so allseitig und fruchtbringend schildert, als J. Hillebrand zu Gießen, in seiner Schrift: „Die deutsche National=Literatur von Lessing bis auf die Gegenwart" (Gotha, 1846) Thl. 2 S. 289—322 in der „allgemeinen Charakteristik Schiller's und Thl. 2 S. 8—68 in der „allgemeinen Charakteristik Göthe's." Um dies so zu können, war freilich eine ausgebreitete Kenntniß der antiken und modernen Poetik und Rhetorik erforderlich, wie der neueren Philosophie und Theologie. Die Kenntniß der letzteren hat der Verf. besonders in der Schilderung Schleiermacher's Bd. 3 S. 403 ff. bewährt, und wenn Jemand sagen wollte, er habe Manches nur zwischen den Zeilen gelesen, so würde dies eben kein Tadel sein. Wenigstens hat Hengstenberg schon insofern den Verf. gerechtfertiget, da er vor Kurzem die ganze Richtung Schleiermacher's als dem heterodoxen Rationalismus verfallen erklärte, nachdem Schl. und sein Anhang bisher unbedenklich noch zu der Orthodoxie gerechnet wurde. Nämliches erlitt auch bekanntlich Hegel nach seinem Tode, als der Preußische Staat seiner scheinbaren Orthodoxie den lange gewährten äußeren Schutz plötzlich entzog und das ganze System an die Wissenschaft zur unparteiischen inneren Schätzung abtrat und preisgab.

Wie der Mensch durch seine Natur gezwungen *) ist zu

*) Vgl. Rehberg in den Paränes. Bd. 3 S. 246, 255. Solger in Bd. 1 Aufl. 2 S. 268. Schelling in Bd. 2 Aufl. 2 S. 79 ff.

Schiller und Göthe.

Wenn irgend Etwas geeignet ist, die innerste Differenz des Wesens Beider in Charakter, Dichtung und System der Weltanschauung in theoretischer und praktischer Richtung alles Denkens und Thuns für Leben und Literatur klar darzulegen; so ist es Göthe's eigner Aufsatz über seine erste Bekanntschaft mit Schiller im J. 1794, in den nachgelassenen Werken (Bd. XX. Stuttg. b. Cotta, 1842). Die Wiener Jahrbücher der Literatur haben diese Wichtigkeit gefühlt und (Bd. CIV, v. 1843 S. 207 ff.) das Ganze mitgetheilt, obwohl auf den Kern, der ziemlich deutlich darin liegt, nicht hingewiesen. Es ist dies aber eben nichts Anderes, als der Gegensatz von Natur und Freiheit, von Wirklichkeit und Gedanken, das auseinandergehende objektive und subjektive, reale und ideale Prinzip der neuen Philosophie, welches sie, ungeachtet vieler späterer Versöhnungen, Wechselbeziehungen und Gemeinsamkeiten, doch stets im Innersten schied und scheiden mußte, beiden damals vielleicht noch nicht ganz bewußt, wie denn häufig die Dichter, eben als Seher, schon früher in ihren Gefühlen und Instinkten unbewußte Träger dessen sind, was die Geister ihrer Zeit bewegt, und was die Philosophen mit klarem Bewußtsein aussprechen und deduzirend nachweisen. Das Ganze ist wichtig genug, um hier mitgetheilt zu werden.

„Die Kantische Philosophie, welche das Subject so hoch erhebt, indem sie es einzuengen scheint, hatte er mit Freuden in sich aufgenommen; sie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, und er, im höchsten Gefühle der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt sie als selbstständig, lebendig vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischer menschlicher Natürlichkeiten. Gewisse harte Stellen (des Aufsatzes „über Anmuth und Würde") sogar konnte ich direct auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntniß in einem falschen Lichte; dabei fühlte ich, es sei noch schlimmer, wenn es ohne Beziehung

auf mich gesagt worden; denn die ungeheure Kluft zwischen unseren Denkweisen klaffte nur desto entschiedener. An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schiller'n nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos; ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistes-Antipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidewand mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen in Eins nicht zusammen fallen können. Daß aber doch ein Bezug unter ihnen stattfinde, erhellt aus Folgendem:

Schiller zog nach Jena, wo ich ihn ebenfalls nicht sah. Zu gleicher Zeit hatte Batsch durch unglaubliche Regsamkeit eine naturforschende Gesellschaft in Thätigkeit gesetzt, auf schöne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet. Ihren periodischen Sitzungen wohnte ich gewöhnlich bei; einst fand ich Schiller'n daselbst; wir gingen zufällig beide zugleich hinaus, ein Gespräch knüpfte sich an, er schien an dem Vorgetragenen Theil zu nehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig, und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne. Ich erwiederte darauf: daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelet vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe. Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das Alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen: denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch auf's strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe. Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte, als ich, und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriffe stand, mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiederte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruche entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht; Keiner von Beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. Sätze, wie folgender, machten mich ganz unglücklich: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruiren könne.“ — Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten! Der erste Schritt war jedoch gethan. Schiller's Anziehungskraft war groß, er hielt Alle fest, die sich ihm näherten! ich nahm Theil an seinen Absichten, und versprach zu den Horen Manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben

und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständnisse, alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir, durch den größten vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt, einen Bund, der ununterbrochen gedauert, und für uns und Andere manches Gute gewirkt hat. Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte, und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging. Unsere beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugniß."

Schiller ist aus dem betretenen Kreise wohl niemals völlig herausgegangen, sondern im Hauptprinzipe, wie ernstes Naturell und äußere Lebensgeschicke ihn dahin leiteten und darin befestigten, immer — Kantianer geblieben. Göthe dagegen, durch leichteres Naturell und günstigere Lebensverhältnisse vielfach auf Reales und selbst auf Genuß hingewiesen, widmete demselben später eifrige Studien und näherte sich so dem Focus, wo Reales und Ideales zu höherer Einheit verschmilzt. Schiller, obwohl durch seine Abhandlung „über naive und sentimentale Dichtkunst" des Gegensatzes klarer bewußt geworden, neigte sich doch mit seiner ganzen philosophischen Natur überwiegend der rhetorisch-idealen Seite der Poesie und dem Drama zu, nicht ohne Aehnlichkeit mit Euripides, bei dem (vgl. Solger in Paränes. Bd. 5 S. 230 ff.) wir den ersten entscheidenden Anklang der Modernität und subjektiven Innerlichkeit auch philosophisch-rhetorisirend finden, wie denn dessen Leben mit des Sokrates neuem Prinzipe (vgl. Hegel in Paränes. Bd. 2 Aufl. 2 S. 290 ff.) völlig und ganz unverkennbar aus der antiken in die moderne Weltanschauung eintrat, bis die Zeit erfüllet ward, und das Christenthum in voller Glorie erschien. Göthe, dem Objektiven, Epischen entschieden zugewandt, hat theils das rein plastische Wesen, wie Sophokles, theils das Romantische, dargestellt, theils das Objektive mit dem Subjektiven vermählt, wie er denn in keiner Gattung an sich etwas Tadelnswerthes fand und überall nur „Gesundes" (Paränes. Bd. 4 S. 495 ff. Bd. 5 S. 134 ff.) wollte und anerkannte. Wenn Beide den Orthodoxen unchristlich erschienen, so ist dies zu entschuldigen, da zum Verständnisse der höheren Stellung des Christenthumes, nicht als äußerer Religion, sondern als innersten und Alles durchdringenden Lebensprinzipes aller Richtungen der neuen Welt, ein Standpunkt gehört, welchen man gewöhnlichen Orthodoxen kaum zumuthen darf. Fr. v. Stollberg fand schon in den „Göttern Griechenlands" dieses Unchristliche und gab dadurch klar zu erkennen, daß ihm nicht einmal das poetische Verständniß dieses

der Winter war selten besungen worden, und die Weise, in welcher Thomson es that, mußte die Aufmerksamkeit aller Freunde der Dichtkunst erregen. Der gereimte Vers, der seit Dryden fast durchgängig für die englische Poesie in Gebrauch geblieben war, hatte theils der freiern Bewegung des Gedankens eine lästige Fessel auferlegt, theils zu müßiger Tändelei Veranlassung gegeben; desto glücklicher mußte daher Thomsons Versuch erscheinen, sich des reimlosen Jambus zu bedienen, der seit Milton in der bezeichneten Gattung von Gedichten keine Anwendung mehr gefunden hatte.*) Nur Philips ist in dieser Beziehung als unmittelbarer Vorgänger Thomsons zu nennen, und sein Verdienst wird von unserm Dichter gebührend anerkannt in den im Herbste enthaltenen Versen:

Philips Pomona'sbard, the second thou
Who nobly durst, in rhyme-unfetter'd verse,
With British freedom sing the British song.

Somerville, obgleich älter als Thomson, hat sein Gedicht über die Jagd erst geschrieben, als die Jahreszeiten längst veröffentlicht waren. Fehlt aber einer Seits auch dem Verse Thomsons die Kraft des Miltonschen Rhythmus, dessen sein Gegenstand nur selten bedurfte, so lehrt andrer Seits ein flüchtiger Blick, wie hoch er in der Kunst des Verses über seinen unmittelbaren Vorgänger sich erhob. Während Philips Vers, durch die eingemischten Sponden und Trochäen, so wie durch das häufige Hinübergreifen einer Reihe in die folgende, oft nur wenig von der Prosa verschieden ist; hat die Sprache Thomsons eine stets rhythmische Bewegung, in welcher der jambische Sylbenfall nur selten mit dem Spondeus und noch viel seltner mit dem Trochäus wechselt; und auch dieser Wechsel erscheint nicht als Schwäche, sondern als Vorzug, indem er eine dem Sinn entsprechende Wirkung hervorbringt.

Auch in Bezug auf den Inhalt steht Thomson höher als seine Vorgänger in derselben Gattung. In so umfassender Weise wie von ihm, war noch von keinem namhaften englischen Dichter die Beschreibung der Natur und aller ihrer Erscheinungen zum Gegenstande der Dichtung gemacht worden. Sie hatten unmittelbar auf das empfängliche Gemüth des Dichters eingewirkt und ihn selbst gleichsam zu ihrem Preise berufen. Und nicht als ein Laie schritt

*) Die Einführung des blank verse im Drama rührt von Thomas Sackville (1561) her. S. Herrig, Entwicklung des englischen Dramas, in diesem Archiv 1846 Nro. I. S. 50.

er zum Werke. Theokrit, Virgil und Horaz*) waren die Vorbilder, welchen er nachfolgte und er scheut sich nicht, seine Verwandtschaft mit ihnen zu bekennen, indem er seine Muse eine dorische nennt. Unter den einheimischen Dichtern verdankte er zwar eine kräftige Anregung dem so eben erwähnten Philips, der in seinem Gedichte, The Cider, den Obstwein und dessen Bereitung mit mehr Würde, als dieser Gegenstand zu erlauben scheint, besungen hatte; auch finden sich im Frühling und im Herbste Beschreibungen des Fischfangs und der Jagd, welche auf ähnliche Weise in Gay's rural sports behandelt sind; aber in jenen Dichtungen athmet nicht die erhabene Begeisterung, von welcher der Dichter der Jahreszeiten ergriffen ist, und die seinem Werke einen so hohen Werth verleiht. Die rural sports sind ein Gedicht, erfunden zur Ergötzung des reichen Gutsbesitzers, der sich geschmeichelt fühlen muß, Fischfang und Jagd, mit welchen er seine ihm so reichlich zugemessenen müssigen Stunden ausfüllt, mit poetischen Farben dargestellt zu sehn; Thomson's Jahreszeiten, fern davon, sich mit einem so geringfügigen Ziele zu begnügen, sind ein Werk von allgemein menschlichem Belange. Sie sind der künstlerische Ausdruck der Freude, welche er in schuldloser Jugend an der Betrachtung der Natur empfand und, in ihrer Wirkung gleich einem wohlgelungnen landschaftlichen Gemälde, höchst geeignet, die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Quelle hinzuleiten, aus welcher die Begeisterung floß.

Deutlich weist der Dichter selbst hierauf hin im Anfange seines Winters, wo er sagt:

„Der Winter naht um seinerseits zu herrschen,
Mit finsterm Blick und trüb, wie sein Gefolge:
Gewölke, Nebel, Sturm. Er sei mein Sang!
Er, der die Seele feierlich erhebt
Zu himmlischen Gedanken! Seid willkommen
Ihr Schatten und verwandte Schauer, Heil!
Oft hab' in meines Lebens heiterm Morgen,
Als sorgenfrei, von Einsamkeit umfangen,
Ich freudevoll schon die Natur besang;
Oft hab' entzückt ich dein Gebiet durchstrichen,

*) Villemain in seinem vortrefflichen Cours de literature doc. XVIII. siècle Deuxième partie, leç. I. vergleicht, freilich nicht zu Thomsons Vortheile, einen Abschnitt aus dem Herbste: „Oh, knew he but his happiness, of men the happies the etc.“ mit Virgils. „Oh fortunatos nimium“ etc. Georg. II., 457 — 474. Dem Dichter scheint aber auch des Horaz „Beatus ille“ vorgeschwebt zu haben.

in der Prosa des Lebens irgendwie den Glauben an einzelne Menschen aufgeben müssen, doch den höheren Glauben an die Idee der Menschheit nimmer verlieren, welche nie erhaben genug gedacht werden kann, um für sie Alles zu wirken und zu dulden, wie auch das Christenthum durch gleich erhabene Lehren und Beispiele zeigt und fordert. Bemerken sie am Ende bei dem Dichter, „dessen Genie nur mühelos und leise an dem Baume der Poesie zu schütteln brauchte, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen," einen ethischen Flecken, den man gern wegwünschte, so mögen sie bedenken, daß er selbst nichts mehr und nichts minder sein wollte, als ein Mensch. Und so hat denn auch Röhr *), was irdisch war an dem Ruhmgekrönten, unter seinen eigenen Worten zur Erde bestattet: „Wenn der Mensch über sein Körperliches und Sittliches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank. Wir leiden Alle ein Leben. Wer will uns, außer Gott, zur Rechenschaft ziehen? Tadeln darf man keinen Abgeschiedenen. Nicht was sie gefehlt und gelitten, sondern was sie geleistet und gethan, beschäftige die Hinterbliebenen. An den Fehlern erkennt man den Menschen; an den Vorzügen den Einzelnen. Mängel haben wir Alle gemein; die Tugend gehört Jedem besonders." —

Es sind in diesem Sommer eben zwanzig volle Jahre, daß ich, von solchen Grundsätzen ausgehend, in den „Paränesen" für Studirende und Studirte, unter eigenen Andeutungen, eine Sammlung begann, welche das vereinte Studium moderner und antiker Klassiker in gegenseitiger Durchdringung **) zeigen sollte, nach den Aussprüchen und Darstellungen der vorzüglichsten Gelehrten der Neuzeit und nicht bloß Deutschland's. Denn, obwohl z. B. Lateinisches in Prosa und Versen mit allem Ernst von jeher lernend und lehrend, habe ich doch unsere Gymnasien niemals bloß für „lateinische Schulen" genommen, sondern für die höchsten allgemeinen Bildungsanstalten deutscher Nationalität und christlicher Humanität vor der Bestimmung zu einem besonderen Fache und Lebensberufe, sei es auf Universitäten oder anderen Fachschulen. Daher müssen sie Antikes und Modernes, Linguistisches und Reales, Natur

*) Vgl. „Trauerworte bei v. Göthe's Bestattung am 26. März 1832, gesprochen von Dr. J. Fr. Röhr, Großherz. Oberhofpred." (Weim. 1832) S. 8 f.

**) Vgl. auch meine Abhandlung in Bd. 2 S. 256 ff. dieses Archivs, worin „der modernen Philologie fortdauernde Rücksicht auf die antike empfohlen" wird.

lehrsamkeit, und doch in höchst poetischer Weise die großen Entdeckungen des Astronomen feiert,*) man würde, in mehr als einer Stelle der Jahreszeiten, die gründliche Ehrfurcht, die er vor ihm hegte, erkennen. Wenn bei der Erscheinung eines Kometen „der große Haufe, der mystisch glaubt und blind bewundert, vor Schrecken bebt," so erinnert der Dichter an die „lichterfüllten Wenigen, deren Götterseelen Weisheit adelt."

Beschreibt er den Regenbogen, der den Erdball überschreitet, so nennt er ihn das Regenprisma des erhabenen Newton, den er an einer andern Stelle die reine Intelligenz nennt, die Gott den Sterblichen lieh, um ihnen seine gränzenlosen Werke nach erhaben einfachen Gesetzen vorzuführen.

Ueberhaupt aber scheint sich der Dichter die Aufgabe gestellt zu haben, eine umfassende Schilderung der Natur und der mit derselben zusammenhängenden Erscheinungen des geistigen Lebens zu geben; und es wäre nicht leicht, eine Seite und Richtung derselben zu finden, die er übergangen hätte. Auf ähnliche Weise wie Schiller im Eleusischen Fest und im Spaziergang aus dem Ackerbau die ganze Kulturgeschichte des Menschengeschlechtes sich entwickeln läßt, feiert Thomson im Eingang des Herbstes, bei Gelegenheit der Ernte, den Fleiß des Menschen, durch den alle Künste und Wissenschaften, alle Zweige menschlicher Thätigkeit hervorgerufen werden, und das Leben der gebildeten Völker seine eigenthümliche Gestalt erhält.

Besonders umfassend aber ist seine Schilderung der Naturerscheinungen während des Sommers, indem sie ihm Gelegenheit giebt, alle heißen Erdstriche, von der Küste Koromandel bis zu den Minen von Potosi in seiner Phantasie zu durchwandern, und die Wirkungen der Hitze auf Thiere und Menschen zu schildern. Die eingefügte Beschreibung der Pest verdient wegen der Lebhaftigkeit der Farben eine besondere Auszeichnung; wie überhaupt diese Jahreszeit mit dem größten Aufwande von Fleiß und Talent von dem Dichter behandelt zu sein scheint. Hierfür zeugen, neben den

*) Lessing sagt von dieser Ode, daß wenn Thomson auch nichts als dieses Gedicht geschrieben hätte, er eine vorzügliche Stelle unter den Dichtern verdient haben würde. Thomson's Leben in Lachmann's Ausgabe von Lessings Werken Bd. 4. S. 164. Und Villemain behauptet, daß dieselbe einen bedeutenden Einfluß auf Voltaire gehabt habe und von ihm nachgebildet worden sei. Cours de la littérature in XVIIIe. siècle leçon VII.

umfassenden Schilderungen, auch die zwei lieblichen, in diesen Abschnitt eingeschalteten Episoden von Celadon und Amelia und von Damon und Musidora, während die übrigen Jahreszeiten nicht mehr als eine Episode der Art enthalten. Der Dichter wollte durch diese Fortsetzung sein Werk der günstigen Aufnahme würdig zeigen, welche der erste Theil desselben gefunden hatte. Denn mit dem Sommer machte er nicht den Beschluß des ganzen Werkes, wie Lessing (am bezeichneten Orte) irrthümlich angiebt, sondern er ließ denselben unmittelbar auf den Winter folgen.*)

Johnson, in seiner im Uebrigen höchst anerkennenden und gerechten Würdigung des Dichters, spricht den Tadel aus, daß es dem Werke an Methode fehle, und Lessing wiederholt denselben indem er sagt, daß man nirgends die Folge und Verbindung der einzelnen Theile dieses Werkes unter einander erkenne. Der aufmerksame Leser aber wird den Dichter von diesem Vorwurfe freisprechen können, indem er erkennt, daß die verschiedenen Gegenstände der Beschreibung meist in einer sehr natürlichen und gleichsam durch eine innere Nothwendigkeit bedingten Folge, sich an einander reihen. Diese letztere verbirgt sich freilich häufig hinter die eingemischten Betrachtungen und lyrischen Ergüsse; aber die Beschreibung bedarf, um poetisch zu werden, der Betrachtung, d. h. des Ausdrucks des Gedankens, welcher dem beschriebnen Gegenstande gleichsam inwohnt, und durch welchen er zu einem poetischen geworden ist. Dieses ist auch das Urtheil Herders, indem er, bei der Besprechung von Thomsons Jahreszeiten,**) zwar etwas unklar sagt: „mit Empfindung zur Lehre muß eine Gegend geschildert werden, wenn sie als Poesie in die Seele des Hörenden wirken soll."

Wenn Herder an demselben Orte „Thomson, wie unsern Geßner und Kleist einen liebenswürdigen Narren" nennt, so darf man diese Nebeneinanderstellung in Bezug auf das Naturell der genannten Dichter zwar gern zugeben; der Kenner aber muß,

---

*) Lessing sagt: Die welche (von den übrigen Jahreszeiten) zuerst an's Licht trat, war der Herbst, hierauf folgte der Frühling und dann der Sommer. Er hatte wahrscheinlich nur flüchtig Johnson angesehen, welcher sagt: „Autumn," the season to which the „Spring" and „Summer" are preparatory, still remained unsung and was delayed till he published (1730) his works collected. — Der Sommer erschien 1728 und der Frühling im Anfang des Jahres 1729.

**) Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie und bildenden Künste 48.

denken und zu philosophiren, er mag wollen oder nicht; so wird jeder Denkende wieder genöthigt, irgend eine Art der Weltanschauung, d. h. philosophisches System, seinem Denken zu Grunde zu legen: und so können wir in allen Zweigen der Wissenschaft, auf allen Wegen des Lebens, uns nimmer der Philosophie und der Theologie erwehren oder entschlagen, sondern sie begleiten uns, ohne und wider unser Wissen und Wollen überall hin, und wir entscheiden uns, mit und ohne deutliches Bewußtsein, mit und ohne Konsequenz, ganz oder theilweise, für oder wider einzelne solche Systeme oder Auffassungsweisen. Es war immer und ewig so, lange vor Plato und Aristoteles, seitdem Menschen existiren; aber diese klare Erkenntniß von der durchgängigen und unabweisbaren Nothwendigkeit dieses Verhältnisses datirt aus neuerer Zeit. Mit Recht konnte also auch Hillebrand bei der Entwickelung deutscher Nationalliteratur der neuesten Zeit, wo ihm auf jedem Schritte Philosophie und Theologie begegneten, welche, genau genommen, zusammenfallen, denselben nicht ausweichen. Er selbst gehört zur römisch-katholischen Konfession, und war ehedem Mitglied des geistlichen Standes. Dies gehört zwar nicht zur Sache, weil in der Wissenschaft nur von Wahrheit die Rede sein soll und kann; aber die hohe Unbefangenheit seiner Resultate und die scheulose Vertiefung in alle Richtungen müssen ihm bei solchen Umständen zu desto größerem Verdienste angerechnet werden.

Hat man nun auf seinen Lebenswegen Veranlassung gehabt und genommen, mehrere Gebiete der Wissenschaft zu durchstreichen, ohne überall lange genug verweilen zu können: so freut man sich, einen wahrheitsliebenden Mann gefunden zu haben, welcher eben diese Gebiete mit gleicher Liebe, aber mit allseitigerem und anhaltenderem Fleiße, durchwanderte und seine Ergebnisse bekannt macht. Man erinnert sich seiner eigenen Gedankenreihen, und ist nun angenehm überrascht, eigene Resultate vielfach bestätiget, eigenen Ansichten den rechten Ausdruck gegeben zu sehen. In diesem Verhältnisse habe ich mich zu dem Buche und seinem Verfasser befunden. Darum ermangele ich nicht, ohne mein Urtheil Anderen aufdringen zu wollen, dasselbe zu eifriger Kenntnißnahme Allen zu empfehlen, welche sich etwa in ähnlichem Verhältnisse befinden und über den Zusammenhang der gesammten neueren deutschen Nationalliteratur gründlich und unparteiisch sich unterrichten wollen.

Idstein. **Dr. F. T. Friedemann.**

den. Die Freiheit erzählt, nach der Einkleidung des Dichters, ihre eigne Geschichte bei den Völkern des Alterthums und bei den Engländern; trägt aber auch geschichtliche Begebenheiten vor, welche mit ihr in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehen und wird in der That oft sehr weitschweifig.

Dennoch mag dieses Werk auf die edleren Geister des englischen Volkes einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt haben, indem es die Begeisterung für das klassische Alterthum neu belebte und den Werth der Freiheit, so wie den weisen Gebrauch derselben schätzen lehrte. Man wird wenigstens eine gewisse Aehnlichkeit der Gesinnung nicht verkennen, zwischen dem Dichter, wenn er sagt, daß während er sinnend hinschaute auf die Trümmer der einst ruhmvollen Roma, die Freiheit zu ihm trat, um ihm ihren Gesang mitzutheilen, und dem Geschichtschreiber Gibbon, in dessen Seele sich der Entschluß, den Untergang des römischen Reiches zu beschreiben, befestigte, als er, einige Jahrzehnte später als Thomson, von den Trümmern des Kapitols hinab auf das verfallene Rom blickte.

Das letzte Werk, welches Thomson der Oeffentlichkeit übergab, war die Burg der Trägheit (the castle of Indolence), ein allegorisches Gedicht, von welchem Lessing (am angef. Orte) urtheilt, daß es mehr Genie und poetische Beurtheilungskraft zeige, als alle seine andern Werke. Dieses Gedicht, welches offenbar mit vieler Sorgfalt gearbeitet ist, scheint nichts anders als ein geistreicher Scherz zu sein, der wohl begonnen ist, ohne daß der Dichter gleich anfänglich beabsichtigt hatte, ihm den ernsten Inhalt und die Abrundung zu geben, die es durch die weitere Ausführung erhielt. Es ist mit Beibehaltung der alten, zu Spensers Zeit gebräuchlichen Sprache in der sogenannten Spensers Strophe abgefaßt, wie dieses für scherzhafte Gedichte Sitte geworden war. Auch Shenstone's School-Mistress hat diese Form, die wir in Lord Byrons Childe Harold's Pilgrimage wieder finden, außer daß hier die Sprache nicht mehr jenen veralteten Charakter trägt.

Thomson's Gedicht besteht in zwei Gesängen, in deren ersterm der Aufenthalt des Dämons der Trägheit und aller derjenigen, die er dahin verlockt hat, mit den anziehendsten Farben geschildert wird. Unbekümmert um den andern lebt jeder Bewohner in sanften Genüssen, zu deren Erlangung es keiner Mühe und Anstrengung bedarf. Selbst Nachtmütze, Schlafrock und Pantoffeln sind nicht vergessen; mit ihnen bekleidet der Thürhüter jeden der Eintretenden, ehe er ihn zu der Quelle Negenthe zuläßt, aus

welcher jeder der Gäste in vollen Zügen trinkt. Auch an guter Gesellschaft fehlt es nicht. Indem der Dichter einige Charaktere der Anwesenden ausmalt, benutzt er die Gelegenheit, das Ebenbild mehrerer seiner Freunde in satirischem Geiste mitzutheilen, und selbst sein eignes findet sich in einer Strophe, welche von seinem Freunde Lord Littleton, eingefügt sein soll. Der zweite Gesang handelt von dem Ritter der Künste und Gewerbe und seinen edlen Thaten, denen er durch die Zerstörung der Burg die Krone aufgesetzt hat. Er ist Sohn eines kräftigen Jägers und der Armuth. Vom Orient her kommt er nach Britannien, hier schafft er die Wildniß in civilisirtes Land um, und ruft auch die Dichtung und die freien Künste aus Griechenland herbei. Nachdem er zum Schlusse seiner Wohlthaten, das Glück des Landes auch durch eine politische Verfassung gesichert hat, zieht er sich in ein entlegnes Thal zurück, wo er in patriarchalischer Weise die Landwirthschaft führt. Aber der Dämon der Trägheit droht seinen neuen Wohnsitz sich zu unterwerfen. Da läßt der alte Ritter sein Roß vorführen und eilt, in Begleitung seines Barden zu der Burg der Trägheit. Auch dieser Ankömmlinge sucht der alte Zauberer sich zu bemächtigen; aber der Ritter wirft über seinen Gegner das Netz der Schmerzen und nun ist aller Widerstand vergeblich. Bestürzung und Lärm erfüllt den Ort, und als die Ruhe wieder eingetreten ist, läßt der Ritter, durch ein Lied seines Barden, die noch nicht ganz verderbten Gemüther zur Thätigkeit bekehren. Der Aufenthalt derjenigen aber, welche ihm nicht nachfolgen, wird in eine Wildniß verwandelt, in welcher die Trägen in thierischem Zustande zu leben fortfahren.

Der Anfang dieses Gedichtes möge schließlich hier folgen, indem einer andern Gelegenheit aufbehalten bleiben mag, Thomson als dramatischen Dichter zu besprechen.

1) O Sterblicher, der du von Arbeit lebst,
Beklage nicht die allzu harte Lage,
Bedenke, wenn du vor der Müh' erbebst,
Sie sei, nach ernstem Spruch', die alte Plage.
Ist's nöthig, daß ich dir die Ursach' sage?
Presst's dir auch manchmal Stöhnen ab und Thränen,
Und brichst du aus in ungeduld'ge Klage;
Wär' Arbeit nicht, du würdest sie ersehnen,
Zu wilder Leidenschaft und Pein führt müß'ges Gähnen.

der Winter war selten besungen worden, und die Weise, in welcher Thomson es that, mußte die Aufmerksamkeit aller Freunde der Dichtkunst erregen. Der gereimte Vers, der seit Dryden fast durchgängig für die englische Poesie in Gebrauch geblieben war, hatte theils der freiern Bewegung des Gedankens eine lästige Fessel auferlegt, theils zu müßiger Tändelei Veranlassung gegeben; desto glücklicher mußte daher Thomsons Versuch erscheinen, sich des reimlosen Jambus zu bedienen, der seit Milton in der bezeichneten Gattung von Gedichten keine Anwendung mehr gefunden hatte.*) Nur Philips ist in dieser Beziehung als unmittelbarer Vorgänger Thomsons zu nennen, und sein Verdienst wird von unserm Dichter gebührend anerkannt in den im Herbste enthaltenen Versen:

Philips Pomona'sbard, the second thou
Who nobly durst, in rhyme-unfetter'd verse,
With British freedom sing the British song.

Somerville, obgleich älter als Thomson, hat sein Gedicht über die Jagd erst geschrieben, als die Jahreszeiten längst veröffentlicht waren. Fehlt aber einer Seits auch dem Verse Thomsons die Kraft des Miltonschen Rhythmus, dessen sein Gegenstand nur selten bedurfte, so lehrt andrer Seits ein flüchtiger Blick, wie hoch er in der Kunst des Verses über seinen unmittelbaren Vorgänger sich erhob. Während Philips Vers, durch die eingemischten Spondeen und Trochäen, so wie durch das häufige Hinübergreifen einer Reihe in die folgende, oft nur wenig von der Prosa verschieden ist; hat die Sprache Thomsons eine stets rhythmische Bewegung, in welcher der jambische Sylbenfall nur selten mit dem Spondeus und noch viel seltner mit dem Trochäus wechselt; und auch dieser Wechsel erscheint nicht als Schwäche, sondern als Vorzug, indem er eine dem Sinn entsprechende Wirkung hervorbringt.

Auch in Bezug auf den Inhalt steht Thomson höher als seine Vorgänger in derselben Gattung. In so umfassender Weise wie von ihm, war noch von keinem namhaften englischen Dichter die Beschreibung der Natur und aller ihrer Erscheinungen zum Gegenstande der Dichtung gemacht worden. Sie hatten unmittelbar auf das empfängliche Gemüth des Dichters eingewirkt und ihn selbst gleichsam zu ihrem Preise berufen. Und nicht als ein Laie schritt

*) Die Einführung des blank verse im Drama rührt von Thomas Sackville (1561) her. S. Herrig, Entwicklung des englischen Dramas, in diesem Archiv 1846 Nro. I. S. 50.

7) So war die Landschaft, dieser Sitz der Wonne,
Wo Müssigang, der Herr der Zaubermacht,
Sein Schloß bewacht, — geschützet vor der Sonne
Durch alter Bäume blätterreiche Pracht,
Die Tag verkehrt zu einer bunten Nacht.
Er streckte sich in die bequemste Lage,
Der Wicht, den nichts aus seiner Ruhe bracht,
Und hub, zu seiner Laute Schall, die Klage
Von rauher Arbeit an und von der Menschen Plage.

8) Beständig zogen Pilger zu dem Ort,
Die nah gelegne Straßen schnell verließen,
Wann, auf den Hügeln wandelnd, sie von dort
Die frischen Düfte, die sich hier ergießen,
Durch ihre Brust wie Balsam fühlten fließen.
Den Zaub'rer hielten sie im Kreis umringt,
Und wähnen höchstes Glück schon zu genießen,
Wenn seine Hand auf zarten Saiten springt,
Und zu verführerischem Schall er also singt:

9) „Schaut, Pilger dieses Erdenthales, schaut,
Wie Alles ungesäete Freuden findet:
Der Schmetterling, geschmückt wie eine Braut,
Im Mai dem Wintergrabe sich entwindet;
Wer ihn nur anschaut, von dem Glanz erblindet,
Und niemand nimmt's in Frohsinn mit ihm auf,
Nichts giebt's das seine bunten Flügel bindet,
Von Wies' zu Wiese nimmt er seinen Lauf
Und blickt vom Blumenkelch zum heitern Himmel auf."

10) Schaut auch des Frühroths heitern Sängerchor,
Wie sorglos er im Waldesgrün sich reget,
Zehntausend Kehlen sind es! und hervor
Aus blum'gen Dickicht dringt, von Dank beweget
Des Schöpfers Loblied, das erst spät sich leget.
Und muß der Vogel pflügen erst und säen,
Und auf der Tenn' er wohl zu dreschen pfleget?
Das Korn, durch das die lauen Winde wehen,
Es wächst und reift für ihn, er braucht es nicht zu mähen.

11) „Der Mensch allein ist Stiefkind der Natur,
Zur Müh' verdammt, den Schweiß im Angesicht,
Sein Herz umlagern bittre Sorgen nur,
Und stets begehrt er mehr, als ihm gebricht,
Verachten lehrt ihn Habsucht jede Pflicht.
Als harter Eigennutz sein Reich begann,
Saß nicht Asträa ferner zu Gericht,
Bestechung galt, Gewalt, was List ersann;
Statt Milch und Honig jetzt nur Blut in Strömen rann.

An Reinheit gleich dem Schnee, den ich betrat.
Dann lauscht' ich auf des Windes Sausen, horchte
Auf angeschwollner Bäche wild Gebrüll,
Und sah, wie aus verdunkeltem Gewölk
Ein Sturm hervorquoll mit erneuter Kraft."

Diese Betrachtung der Natur führt den Dichter aber auch zum Nachdenken über ihre Entstehung und die Gesetze, durch welche sie gelenkt wird, so wie auf die Ehrfurcht, die der Mensch dem Urheber der Natur schuldet. Ohne sich von dem Charakter eines beschreibenden Gedichtes zu entfernen, ohne sein Werk in eine versificirte Theodicee ausarten zu lassen, nimmt er doch Veranlassung, auf die durch die Naturbetrachtung angeregten philosophischen Fragen, die von seinen Zeitgenossen, Bayle, Leibnitz, Newton u. a. behandelt worden waren, hinzuweisen. Mit seinen Freunden will er während der Einsamkeit des Winters untersuchen, ob

„Das Schrankenlose der Natur sich spät,
Auf einen Ruf aus leerem Nichts erhob,
Ob ewiglich entsprang aus ew'gem Geist
Sein Leben, Wachsthum, Grundgesetz und Ziel.
Dann öffnen sich des Ganzen weitre Kreise
Allmälig vor dem offnen Geistesblick,
Und die noch jüngst zerstreuten Farbentöne
Verein'gen sich zu schönster Harmonie.
Der Sittlichkeit Gesetz erforschen wir,
Die scheinbar nur verwirrt, zu höherm Ziele
Hinanstrebt, durch der Weisheit Hand gelenkt,
Zum allgemeinen Glück."

Und an einer andern Stelle heißt es:

„Laß nicht vermess'ne Spötter Gottes Weisheit
Bekritteln, daß umsonst sie etwas schuf,
Das nicht zu wunderbaren Zwecken diente."
— — — — — — — — — — — —
Und lebt der Mann, deß allumfassend Auge,
Mit einem Blick, der Welt Zusammenhang
Durchläuft und dann mit Zuversicht erklärt:
Dies Eine nützet nichts?" —

Wir erkennen deutlich, daß die Fortschritte, welche durch jene Männer in der Kenntniß der Naturgesetze gemacht waren, einen mächtigen Antheil an der Begeisterung für seinen Gegenstand haben. Hätte Thomson auch nicht seine vortreffliche Ode zum Gedächtnisse Newtons geschrieben, in welcher er, man mögte sagen, mit Ge-

lehrsamkeit, und doch in höchst poetischer Weise die großen Entdeckungen des Astronomen feiert,*) man würde, in mehr als einer Stelle der Jahreszeiten, die gründliche Ehrfurcht, die er vor ihm hegte, erkennen. Wenn bei der Erscheinung eines Kometen „der große Haufe, der mystisch glaubt und blind bewundert, vor Schrecken bebt," so erinnert der Dichter an die „lichterfüllten Wenigen, deren Götterseelen Weisheit adelt."

Beschreibt er den Regenbogen, der den Erdball überschreitet, so nennt er ihn das Regenprisma des erhabenen Newton, den er an einer andern Stelle die reine Intelligenz nennt, die Gott den Sterblichen lieh, um ihnen seine gränzenlosen Werke nach erhaben einfachen Gesetzen vorzuführen.

Ueberhaupt aber scheint sich der Dichter die Aufgabe gestellt zu haben, eine umfassende Schilderung der Natur und der mit derselben zusammenhängenden Erscheinungen des geistigen Lebens zu geben; und es wäre nicht leicht, eine Seite und Richtung derselben zu finden, die er übergangen hätte. Auf ähnliche Weise wie Schiller im Eleusischen Fest und im Spaziergang aus dem Ackerbau die ganze Kulturgeschichte des Menschengeschlechts sich entwickeln läßt, feiert Thomson im Eingang des Herbstes, bei Gelegenheit der Ernte, den Fleiß des Menschen, durch den alle Künste und Wissenschaften, alle Zweige menschlicher Thätigkeit hervorgerufen werden, und das Leben der gebildeten Völker seine eigenthümliche Gestalt erhält.

Besonders umfassend aber ist seine Schilderung der Naturerscheinungen während des Sommers, indem sie ihm Gelegenheit giebt, alle heißen Erdstriche, von der Küste Koromandel bis zu den Minen von Potosi in seiner Phantasie zu durchwandern, und die Wirkungen der Hitze auf Thiere und Menschen zu schildern. Die eingefügte Beschreibung der Pest verdient wegen der Lebhaftigkeit der Farben eine besondere Auszeichnung; wie überhaupt diese Jahreszeit mit dem größten Aufwande von Fleiß und Talent von dem Dichter behandelt zu sein scheint. Hierfür zeugen, neben den

*) Lessing sagt von dieser Ode, daß wenn Thomson auch nichts als dieses Gedicht geschrieben hätte, er eine vorzügliche Stelle unter den Dichtern verdient haben würde. Thomson's Leben in Lachmann's Ausgabe von Lessings Werken Bd. 4. S. 164. Und Villemain behauptet, daß dieselbe einen bedeutenden Einfluß auf Voltaire gehabt habe und von ihm nachgebildet worden sei. Cours de la littérature in XVIIIe. siècle leçon VII.

solchen bestimmten Tongehalt zuschreiben können. Dies müssen wir verneinen, und eben hierin liegt der Unterschied der hellen und getrübten Selbstlauter. Getrübte Selbstlauter nennen wir aber nicht mit Becker (d. Gr. §. 31) diejenigen, die man gewöhnlich Umlaute nennt (s. nachher); sondern nur solche, deren Tongehalt sich nicht deutlich bestimmen läßt, Laute, wie sie in mehreren Sprachen, auch wohl in den Mundarten des Deutschen sich finden. Becker sagt an dem angeführten Orte Anm. 3 ebenfalls: „Die hochdeutsche Sprache unterscheidet sich von den Mundarten der Volkssprache besonders dadurch, daß sie jedem Vokal den ihm eigenthümlichen Laut in seiner ganzen Reinheit gibt." Dadurch kommt er unserer Ansicht schon nahe. Doch verfolgt er diesen Gedanken nicht; sondern bezieht dies nur darauf, daß die Mundarten oft die Vokale verwechseln.

Getrübte Selbstlauter sind also, wie gesagt, solche, deren Tonverhältniß gegen andere sich nicht bestimmt feststellen läßt. Klare oder helle sind solche, die gegen die übrigen ein bestimmtes Tonverhältniß haben. Und hier tritt das in der deutschen Hauptsprache bestehende feste Tonverhältniß sogleich hervor. Die deutschen Selbstlauter nämlich bilden nach unserer Ansicht eine musikalische Tonleiter, welche gerade eine Oktave umfaßt. Ihr tiefster Ton ist a; von diesem aus geht sie in folgender Ordnung fort: a, ä, e, i, o, ö, u, ü. Die Mundhöhle und das ganze Innere des Mundes gleicht dabei einer Saite, die sich, den Gesetzen des Tones gemäß, von der Tiefe zur Höhe immer mehr verkürzt. Die Bestimmtheit und Klarheit dieses Tonverhältnisses ist auffallend, und eben darin liegt das euphonische Moment unserer Sprache. Keine der übrigen europäischen Sprachen kann sich, unsers Bedünkens, in dieser Hinsicht der unsrigen ganz gleich stellen, es müßte denn die italienische sein. Die englische mit ihren meist getrübten Vokalen steht dagegen gänzlich zurück, die französische, obwohl schon näher stehend, hat dennoch in ihren Vokalen zu viel Eigenthümliches, um den Vergleich mit der unsrigen auszuhalten *); und um so weniger kann sie dies, da die Franzosen der Jetztzeit in ihren Vokallauten, wenigstens in dem a, mehr und mehr sich den Engländern anzuschließen suchen und in der Trübung dieses Lautes einen besondern Vorzug der Aussprache zu finden glauben.

*) Man denke nur z. B. an die sogenannten voyelles nasales.

Die Ansicht Beckers scheint mit der unsrigen zu streiten, wenn er drei Hauptselbstlauter annimmt, a, i, u (d. Gramm. §. 31). Allein wenn man statt u, o annimmt, was wohl eben so richtig sein möchte, so ist dies vielmehr eine Bestätigung derselben. Wer hört hier nicht den harmonischen Dreiklang ganz deutlich hindurch: Grundton, Terz und Quinte? Auf diesem Unterschiede des euphonischen Momentes beruht nun auch das Sangbare einer Sprache, so wie es selbst aus der größern oder geringern musikalischen Grundanlage eines Volkes hervorzugehen scheint. Am meisten sangbar ist dem Gesagten zufolge diejenige Sprache, welche dies musikalische Element in ihren Selbstlautern am vollkommensten zeigt. Daher ist auch das Englische zum Gesange ungünstig; das Französische weniger, da ihm an und für sich dieses Tonverhältniß nicht ganz fremd ist.

Mit der hier aufgestellten Ansicht hängt noch Verschiedenes zusammen. Erstlich ergibt sich daraus die Wirkung der Assonanz, wie sie nicht bloße Allitteration ist, und die des Reimes, als der euphonischen Gleichstellung. Zweitens erklärt sich auf diesem Wege am deutlichsten, warum die Abwechselung der Selbstlauter in der schönen Rede überhaupt und in der dichterischen Strophe insonderheit für den Wohllaut so nothwendig ist. Sie ist ein Tonwechsel, eine Folge von Tönen, ohne welche in der Rede nichts einer Melodie Aehnliches stattfinden könnte. Vorzüglich aber erläutert sich so der innere Zusammenhang, den der Selbstlauter eines Wurzelwortes mit dem in ihm liegenden Empfindungsmomente hat, woraus denn gleichsam der geistige Charakter des Wortes entsteht. Eine weitere Ausführung dieses letzten Punktes möchte, da die Sache an sich bekannt ist, hier überflüssig sein. Dagegen ist aber noch eine Schwierigkeit zu beseitigen, eine Lautart, welche unserer Ansicht widersprechend oder wenigstens mit derselben unvereinbar zu sein scheint. Wir meinen die Doppellaute (Diphthongen). Welche Stelle können diese in unserer Tonleiter einnehmen? Sind sie als nacheinander oder als miteinander angeschlagene Töne (Akkorde) zu betrachten? Da sie eigentlich nicht als eine Einheit vernommen werden, so müssen wir uns für das Erstere erklären. Bemerkenswerth ist dabei, daß sie stets vom tieferen zum höheren Tone übergehen. So wie ai, au, ei, eu, äu. Auch müssen wir noch bemerken, daß bei dem Gesange, so wie auch bei fast allen mundartischen Abweichungen von der mustergültigen Sprache der Diphthong wieder in einen einfachen Laut überzugehen scheint.

Wir überlassen nun diese Ansicht, die wir keineswegs als maßgebend aufstellen wollen, die uns aber doch für die theoretische Auffassung und Behandlung unserer Sprache nicht als bedeutungslos erschien, der Beurtheilung Kundiger, falls solche sich dafür interessiren sollten.

Crefeld. **Karl Risler.**

Sprache und Poesie der Slawen.

Unser Deutschland hat die persönliche Bekanntschaft mit den Slawen in den Kriegsjahren 1814 und 1815 gemacht. Damals kam ihnen die politische Sympathie von unserer Seite entgegen, aber für die inneren und geistigen Interessen dieser Völker hatten wir nicht die Zeit, eine tiefer gehende Aufmerksamkeit aufzuwenden. Wohl hörten wir sie ihre Volkslieder singen, und einzelne wurden uns gedolmetscht und gingen selbst in den Volksbesitz über: aber die nähere Bekanntschaft konnte nur auf langsamem, gedehnten Wege erfolgen. Der lange Frieden gewährte auch der Entwickelung dieser Völker einen großen Vorschub; durch die von Deutschland aus ihnen zukommende Bildung gelang es serbischen, illyrischen, böhmischen Gelehrten, das Auge der Lesenden auf die einheimischen Schätze der Slawen zu lenken. Mit welcher Freude begrüßte Göthe und bald ganz Deutschland die naturkräftige Volkspoesie der Serben! Als aber weiterhin besonders unter den Böhmen die Gelehrsamkeit und Geschichtschreibung sich in nazionalem Gewand zu entwickeln begann, so war es nicht zu verwundern, daß die sich abstoßenden Sympathieen beiderseitiger Nazionalität auch zu Collisionen führen mußten. Der politischen Geschichte der Böhmen von Pulazky und der Urgeschichte des Slawenthums von Schufarek wollte man zum Verbrechen machen, daß diese Männer im patriotischen Eifer für ihr Volk sich hier und da Aeußerungen erlaubten, die nicht durchaus zum Ruhm deutscher Nazionalität gereichten. Mit Einem Wort, es war uns etwas Neues, slawische Patrioten sprechen zu hören.

Man nannte die Bestrebungen dieser Männer einseitig und undankbar, ohne zu bedenken, daß jeder Patriotismus einseitig ist und sein muß, und daß jedes Volk, das sich bildet, sobald es sich selbst fühlt, seinen Lehrjahren entwachsen ist und in diesem Sinne jede Entwickelung ihren Undank in sich trägt.

Der Patriotismus ist aber der sittlich berechtigte Boden, den jedes Volk für sich anzusprechen hat. Weisen wir den Nachbar auf das höhere Gebiet des Kosmopolitismus zurück, so haben vor Allen wir Deutschen, die wir uns rühmen, in dieser Richtung stärker als andere Völker zu sein, allen Grund, auch dem slawischen Patriotismus die kosmopolitische Duldung angedeihen zu lassen.

Zu einer gegenseitigen Anerkennung führt wohl nichts sicherer, als ein gegenseitiges Verständniß. Jedermann weiß, daß die Slawen sich lange her bemüht haben, unsere Sprache und unsere Bildung sich mehr und mehr vertraut zu machen; wir können aber von unserer Seite nicht das Gleiche rühmen. Während man täglich darüber Klagen hören kann, daß unsere westlichen Nachbarn so wenig vom deutschen Wesen wissen und begreifen, ist es zuverlässig, daß unsere östlichen Nachbarn, die Slawen, uns unendlich unbekannter sind, als Franzosen und Engländern unser Deutschland. Slawisches Land ist den meisten Deutschen terra incognita. Daß ihre Sprache uns stammverwandt, wissen wenige, ja die meisten halten sie für so fremd und barbarisch, wie türkisch oder ungrisch.

Wir wollen in den folgenden Blättern versuchen, eine Uebersicht über die Eigenthümlichkeit der slawischen Grammatik zusammenzustellen, um unsere Landsleute daran zu erinnern, wie nah die Beziehungen sind, die zwischen der indischen, den klassischen Sprachen, unserer Muttersprache und den slawischen Idiomen stattfinden, und vielleicht einen oder den andern Leser zu veranlassen, auf diesem nicht so sehr undankbaren Gebiete sich etwas besser umzusehen.

Nach diesem werden wir es versuchen, über den Reichthum slawischer volksthümlicher Poesie eine so viel als möglich erschöpfende Uebersicht zu geben.

Ueber die Lautlehre wollen wir uns Alles ermüdenden Details enthalten und nur das Allgemeinste in wenigen kurzen Sätzen zusammenfassen.

1) In den slawischen Sprachen ist der Vocalismus viel weniger, der Consonant hingegen feiner entwickelt, als in unseren verwandten Sprachen. Die ursprüngliche Weichheit der Sprache zeigt sich darin, daß die Silbe in der Regel vocalisch schließt; im

Altslawischen kann ein Wort nur auf den Vokal schließen, d. h. der Silbe klingt jedenfalls einer jener matten Vocale nach, welche sie Zerr und Zerj nennen; und die Jakob Grimm für halbverschluckte u und i prädicirt hat, wie auch letzteres Zeichen unseren mouillirten Buchstaben entspricht.

2) Dem Slawen fehlt die organische Länge des Vocals, die der Indier, Grieche, Lateiner und Gothe immer gehabt hat, und er kennt eigentlich nur kurze Vocale.

3) Eigenthümlich ist das Accentsystem, das sich in den slawischen Idiomen nach völlig diverganten Richtungen entwickelt hat, so daß jedes Idiom seinen unabhängigen Weg geht. Am auffallendsten ist der russische Accent, der mit nichts in Europa als dem Griechischen zu vergleichen, diesen sogar an Beweglichkeit der Tonstellung noch übertrifft.

4) Die uns so auffallende Häufung der Consonanten im Silbenanlaut beruht auf der oben erwähnten Vernachlässigung des Vocals, indem der Slawe durch die Betonung der Endsilben eine Neigung hat, den Wurzelvocal der Wörter herauszuwerfen, so daß bloß der Derivativ- oder Flexionsvocal der Schlußsilben die Tonkraft des Worts repräsentirt.

5) In einigen Mundarten, wie Böhmisch und Serbisch, können auch die liquiden Laute R und L (das sich factisch dann in u auflöst) die Stelle des Wurzelvokals vertreten.

6) Sind die Laute selbst den anderen Sprachen gleich, so haben doch Polen und Böhmen ein ihnen eigenthümliches R mouillé, dessen Werth sich nach französischer Orthographie durch rjé ausdrücken läßt.

7) Der einzige den Slawen ganz eigenthümliche Sprachlaut ist das russische breite oder lambacistische L, das durch eine Wölbung der Zungenspitze producirt wird. Dasselbe wird, aber in geringerer Ausdehnung, auch im Polnischen gebraucht, wo es als durchstrichenes L ausgezeichnet wird.

Unter diesen sieben Punkten wollen wir nur den ersten, wichtigsten noch einmal in's Auge fassen und mit einigen Beispielen erläutern.

Slawische und germanische Silbenbildung lassen sich so versinnlichen, wenn wir den Consonant durch I, den Vocal durch O bezeichnen.

Normalstellung

im slawischen	im germanischen
I I O.	I O I.

Man vergleiche einige bekannte Wörter:

la-be	el-be.
ra-bota	ar-beit.
bra-da	bart.
grad	gar-ten.
mar-mor	mar-mor.

Der Slawe sucht den Consonanten im Anlaut und gewinnt dadurch vocalischen Silbenschluß, wie es im Ganzen auch der Grieche liebt. Darum werden hier, wie im Griechischen, so gern flexivische Schlußconsonanten abgeworfen. Aber der Slawe haßt auch noch den reinen Vocalanlaut und besonders der Hindus, die er durch eingeschobene Halbvocale, nämlich j und v zu umgehen weiß. Unser h kennt er nicht. Wie nur wenige Mundarten später gedehnte Vokale zeigen, so ist auch der Diphthong selten.

Dem oben angegebenen Systeme der Silbenbildung scheinen aber zwei Momente zu widersprechen. Das eine ist der polnische Nasal, indem den Vokalen o und e ein n angehängt wird; r scheint aus einer nasalen Färbung des Vocals entsprungen und erst später consonantische Geltung angenommen zu haben. Das zweite Moment ist, daß das dem Consonanten nachschlagende kurze i oder j sich hinter Schlaglauten in einen Zischlaut zu assimiliren pflegt, so daß also diese Silben jetzt consonantisch schließen, wenn man übersieht, daß eben der Zischlaut den Vokal i historisch in sich schließt. So sind aus den Verbindungen pj, gj, tj dj, sj, rj (wie zum Theil im Sanskrit und vielen anderen Sprachen) die vielen slawischen tsh, tç, ts, dſ, ſ, ſh, ç, rſh hervorgegangen *).

*) Da wir in diesem Aufsatz, was zur Sprachvergleichung ohnehin unentbehrlich ist, uns durchaus der lateinischen Schrift bedienen müssen, so sei kurz erwähnt, wie wir die Zeichen verwenden. Das y ist dem Slawen ein trüberes i, das der Russe unserm ü, der Pole dem e nähert; Böhmen lassen es im Laut mit i zusammenfallen; die Südslawen auch in der Schrift. Unser ſ ist weiches, s hartes s oder ss, sh ist sch, ſh aber das französische j, durch ç suchen wir den Mittellaut zwischen unserm ß und sch auszudrücken. Daß das russische L lambacirt wird, ist erwähnt; das russische g wird aspirirt, wie bei uns am Niederrhein. Noch ist zu merken, daß wir im Deutschen eigentlich ßlawisch und der Sslawe schreiben sollten, da die Differenz zwischen hartem und wei-

Aus allem Gesagten können wir das Resultat ziehen, der Lautcharakter der slawischen Sprache ist entschiedene Weichheit. Germanen und Römer häufen Consonanten im In- und Auslaut, und dadurch wird die Sprache härter und schwerer.

Der nämliche Charakter wird sich auch in der innern Structur der Sprache nachweisen lassen, der sich so zusammenfassen läßt: Casusreichthum neben Mangel der Conjugation, fehlender Artikel und Reichthum an Partizipien. Man sieht, der nominale Organismus überwiegt gegen den verbalen; kann man aber das Nomen die Pflanze und das Verbum das Thier der Sprache mit Recht nennen, so folgt daraus, daß der slawische Sprachcharakter mehr vegetative als zoophyte Lebendigkeit in sich hat, und auch dieses weist auf ein gebundenes passiveres Leben, als es unseren anderen europäischen Sprachen inwohnt.

Ohne aber das Physiologische der slawischen Sprache in ein weiteres grammatisches Detail zu verfolgen, ziehen wir es vor, statt dessen zu versuchen, wie wir die wesentlichen Momente kurz ausheben können, welche den charakteristischen Gehalt der slawischen Grammatik nach ihrer innern Structur und durch alle Mundarten ausmachen.

Wie alle Sprachen indischen Stammes, geht auch die slawische vom Organismus des Verbums aus, und zwar vom sogenannten starken oder primären Verbum. Es hat aber einige Schwierigkeiten, in der slawischen Grammatik die starke Conjugation genau von der schwachen zu unterscheiden, und hierin ist auch zum Theil Dobrowsky, der mit Recht als der Gründer der slawischen wissenschaftlichen Grammatik gilt, in seinen Darstellungen noch nicht hinlänglich entschieden aufgetreten. Hätte er die Resultate der Grimmischen Grammatik auf sein Gebiet bereits anwenden können, so würde er einen Schritt weiter gegangen sein. Es geht den slawischen Grammatikern hierin, wie den lateinischen, von deren Vorbild jene ausgingen, während nur die deutsche Sprache und die scharfsinnige Darstellung unsers Grimm zusammen das Verdienst haben, daß sie diese Differenz weit faßlicher und klarer herausstellen, als anderwärts der Fall ist. Wie die Lateiner ihr amâre, tenêre und audîre fälschlich in Eine Reihe stellten mit der primären Form legĕre, so ging es auch der slawischen Kon-

chem s in diesem Sprachen ein organisches ist. Wir sind aber bei dem einmal eingeführten Mißbrauch geblieben.

jugation. Sie hat schwache und abgeleitete Verba auf a, i, je, ov oder n und mit der Silbe nu, welche sie mit den einfachen primären Formen irrthümlich auf eine Reihe setzte. Die wissenschaftliche Grammatik muß beides weit auseinander halten. Denn vom primären Verbum stammt das secundäre Nomen, und erst vom sekundären Nomen das terziäre oder sogenannte schwache Verbum.

Die slawische Conjugation hat ursprünglich drei flektirte Tempora gehabt, Präsens, Präteritum und Imperativ. Die Flexionszeichen der Personen sind völlig dieselben, wie in allen unseren Sprachen, und lassen sich auf das Sanskrit zurückführen. Die erste Person Singular endet entweder auf das ursprüngliche M, wie dam, ich gebe, gleich dem griechischen Verbum auf M, oder auf ein U, das dem lateinischen O entspricht, wie biju, ich schlage. Die zweite Person flectirt auf S oder häufiger Sh; dasi, du gibst; bieshi, du schlägst; die dritte auf T, wie lateinisch und deutsch, biet, er schlägt. Dieses T hat sich jetzt nur im Russischen erhalten; alle anderen Slawen werfen es ab, wie die südromanischen Sprachen. Die erste Person Plural hat überall ein M, biem, wir schlagen; in den Mundarten, wo eine Collision mit dem Singular zu fürchten wäre, ist ihm noch ein Auslautsvokal belassen (mo, my, me); die zweite biete, ihr schlagt; die dritte wieder T, vor dem überall ein älteres N ausgefallen ist; bijut, sie schlagen. Auch hat sich das lateinische T nur im Russischen erhalten, während es griechisch, romanisch und neudeutsch verloren ist. Der Slawe hat aber im ältern Dialekt auch noch den indischen Dual, und zwar vollständiger als der Grieche; bieva heißt wir beide schlagen; bieta, ihr beide schlagt und sie beide schlagen; dabei tritt aber eine Eigenheit der Sprache heraus, die wir nachher besprechen; sie tritt mit dem Verbalorganismus in's Nomen herunter, denn sie stellt dem Dual, den sie als Masculin auffaßt, ein Feminin zur Seite, so daß bieva im Feminin bievje, bieta aber bietje bildet.

Das altslawische Präteritum ist mit einem Consonant abgeleitet, der in der Gestalt des gutturalen X in allen ersten Personen steht; in der zweiten und dritten fällt er im Singular ab, in den andern Numeris tritt er als S oder Sh auf. Es ist kein Zweifel, daß dieser Ableitungsbuchstabe dem S entspricht, das den griechischen Aoristus I und so viele lateinische Perfecta bildet, also ἔτυψα, scripsi entsprechen dem slawischen bix ich schlug, bi du schlugst, bi er schlug, bixum wir schlugen, biste ihr schlugt, bisha sie schlugen. Die Dualformen lauten bixova, bixovje und

Die Ansicht Beckers scheint mit der unsrigen zu streiten, wenn er drei Hauptselbstlauter annimmt, a, i, u (d. Gramm. §. 31). Allein wenn man statt u, o annimmt, was wohl eben so richtig sein möchte, so ist dies vielmehr eine Bestätigung derselben. Wer hört hier nicht den harmonischen Dreiklang ganz deutlich hindurch: Grundton, Terz und Quinte? Auf diesem Unterschiede des euphonischen Momentes beruht nun auch das Sangbare einer Sprache, so wie es selbst aus der größern oder geringern musikalischen Grundanlage eines Volkes hervorzugehen scheint. Am meisten sangbar ist dem Gesagten zufolge diejenige Sprache, welche dies musikalische Element in ihren Selbstlautern am vollkommensten zeigt. Daher ist auch das Englische zum Gesange ungünstig; das Französische weniger, da ihm an und für sich dieses Tonverhältniß nicht ganz fremd ist.

Mit der hier aufgestellten Ansicht hängt noch Verschiedenes zusammen. Erstlich ergibt sich daraus die Wirkung der Assonanz, wie sie nicht bloße Alliteration ist, und die des Reimes, als der euphonischen Gleichstellung. Zweitens erklärt sich auf diesem Wege am deutlichsten, warum die Abwechselung der Selbstlauter in der schönen Rede überhaupt und in der dichterischen Strophe insonderheit für den Wohllaut so nothwendig ist. Sie ist ein Tonwechsel, eine Folge von Tönen, ohne welche in der Rede nichts einer Melodie Aehnliches stattfinden könnte. Vorzüglich aber erläutert sich so der innere Zusammenhang, den der Selbstlauter eines Wurzelwortes mit dem in ihm liegenden Empfindungsmomente hat, woraus denn gleichsam der geistige Charakter des Wortes entsteht. Eine weitere Ausführung dieses letzten Punktes möchte, da die Sache an sich bekannt ist, hier überflüssig sein. Dagegen ist aber noch eine Schwierigkeit zu beseitigen, eine Lautart, welche unserer Ansicht widersprechend oder wenigstens mit derselben unvereinbar zu sein scheint. Wir meinen die Doppellaute (Diphthongen). Welche Stelle können diese in unserer Tonleiter einnehmen? Sind sie als nacheinander oder als miteinander angeschlagene Töne (Akkorde) zu betrachten? Da sie eigentlich nicht als eine Einheit vernommen werden, so müssen wir uns für das Erstere erklären. Bemerkenswerth ist dabei, daß sie stets vom tieferen zum höheren Tone übergehen. So wie ai, au, ei, eu, äu. Auch müssen wir noch bemerken, daß bei dem Gesange, so wie auch bei fast allen mundartischen Abweichungen von der mustergültigen Sprache der Diphthong wieder in einen einfachen Laut überzugehen scheint.

visch entwickelt. Daraus entstehen ihre verba iterativa oder frequentativa. Das verbum frequentativum ist in der Regel eine erweiterte Form des einfachen Verbum mit eingeschobenem v, j oder auch anderen Konsonanten, die nach der schwachen A-Konjugation flektirt; so gilt neben dam die Form davam, ich gebe öfters oder pflege zu geben, neben bili, schlagen, ein schwaches bijati, öfters schlagen. Von dieser letztern Form nun wird jenes sogenannte Imperfektum gebildet; es ist wie das Präteritum des einfachen Wortes mit dem Konsonant S abgeleitet, der sich in Sh und χ verändert. Also bijaχ, ich schlug, bijashe, du schlugst und er schlug; bijaχom, wir schlugen, bijaste, ihr schluget, bijaχu, sie schlugen. Dieses ist altslawisch; vergleicht man damit die südslawische, serbische oder illyrische Flexion, so wird sich finden, daß das sogenannte Imperfekt in der A-Konjugation sich vom Perfekt nur in einer etwas abweichenden Verstümmlung des ableitenden S unterscheidet; in allen übrigen Konjugationen aber geht nun das Imperfekt nach dieser A-Konjugation, woraus sogleich klar wird, daß es nicht als eigenthümliche Flexion jeder einzelnen Konjugation betrachtet werden kann. Dazu kommt noch der Umstand, daß dieses praeteritum iterativum nicht in denjenigen Verben gebildet werden kann, welche der Slawe verba perfectiva nennt, wovon wir sogleich sprechen.

Sieht man nun aber auf den syntaktischen Gebrauch, den die Südslawen, namentlich die serbischen Länder, von ihren verschiedenen Pärteritalformen machen, so muß man gestehen, daß sie diesen Reichthum nicht in ihren Nutzen zu verkehren wußten, denn sie erzählen, wie unsere Volkssprache, am liebsten im Präsens, springen dann auch ohne erheblichen Grund, in's participielle Perfekt über, und bedienen sich ihres einfachen Präteritum und des iterativen Imperfekt im Ganzen nur ausnahmsweise, so daß also der syntaktische Unterschied dieser Formen nahezu verloren geht. Es ist also eher ein Ueberfluß der Formation, als grammatischer Reichthum und entschuldigt einigermaßen den Mißbrauch, daß die nördlichen Dialekte Russisch, Polnisch und Böhmisch, in der neuern Sprache sich ganz auf das participielle Präteritum beschränkt haben. Die frequentativen bestehen aber daneben als selbstständige Verba fort.

Das uns Fremdartigste am slawischen Verbum ist aber der Unterschied der verba perfectiva und imperfectiva; dafür müssen wir etwas weiter ausholen.

Sprache und Poesie der Slawen.

Unser Deutschland hat die persönliche Bekanntschaft mit den Slawen in den Kriegsjahren 1814 und 1815 gemacht. Damals kam ihnen die politische Sympathie von unserer Seite entgegen, aber für die inneren und geistigen Interessen dieser Völker hatten wir nicht die Zeit, eine tiefer gehende Aufmerksamkeit aufzuwenden. Wohl hörten wir sie ihre Volkslieder singen, und einzelne wurden uns gedolmetscht und gingen selbst in den Volksbesitz über: aber die nähere Bekanntschaft konnte nur auf langsamem, gedehnten Wege erfolgen. Der lange Frieden gewährte auch der Entwickelung dieser Völker einen großen Vorschub; durch die von Deutschland aus ihnen zukommende Bildung gelang es serbischen, illyrischen, böhmischen Gelehrten, das Auge der Lesenden auf die einheimischen Schätze der Slawen zu lenken. Mit welcher Freude begrüßte Göthe und bald ganz Deutschland die naturkräftige Volkspoesie der Serben! Als aber weiterhin besonders unter den Böhmen die Gelehrsamkeit und Geschichtschreibung sich in nazionalem Gewand zu entwickeln begann, so war es nicht zu verwundern, daß die sich abstoßenden Sympathieen beiderseitiger Nazionalität auch zu Collisionen führen mußten. Der politischen Geschichte der Böhmen von Pulazky und der Urgeschichte des Slawenthums von Schufarsk wollte man zum Verbrechen machen, daß diese Männer im patriotischen Eifer für ihr Volk sich hier und da Aeußerungen erlaubten, die nicht durchaus zum Ruhm deutscher Nazionalität gereichten. Mit Einem Wort, es war uns etwas Neues, slawische Patrioten sprechen zu hören.

lung bezeichnen. Daher das Präteritum der ersten Klasse dem historischen Tempus, Aorist oder lateinischen Perfekt entspricht (daher der Namen verba perfectiva), das Präteritum der zweiten aber dem klassischen Imperfektum, das eine Dauer oder eine Wiederholung ausdrückt (verba imperfectiva). Dieselbe Differenz kann man nun durch Imperative, Infinitive und Participien verfolgen; sie geht aber meist verloren, wie bei den griechischen Tempora im gleichen Fall.

Nun bedienen sich die slawischen Sprachen verschiedener Kunstgriffe, um für jede einzelne Verbalform ein Präsens und ein Futurum zu gewinnen. Im besten Fall werden zwei Verba desselben Stammes, eines nach starker und eines nach schwacher Form gebildet. So dient das schon erwähnte einfache dam syntaktisch eigentlich als Futur: ich werde geben. Dagegen wird ein abgeleitetes daju gebraucht, um das Präsens: ich gebe, auszudrücken. Man könnte diese schwache Form ein Frequentativ nennen, obgleich sie von dem schon erwähnten davam, ich pflege zu geben, wieder verschieden ist. So wird vom einfachen padu, ich werde fallen, das schwache padaju, ich falle, abgeleitet. So von sadu, ich werde mich setzen oder sitzen, sjeſhdu, ich sitze; von lagu, ich werde mich legen oder liegen, leſhu, ich liege. Von kuplju, ich werde kaufen, kupuju, ich kaufe, von lishu, ich werde entbehren, lishaju, ich entbehre. Die Sprache muß also hier immer zwei Verba Einer Wurzel in Bereitschaft halten, um die ganze Konjugation zu gewinnen, und sie entwickelt auch in dieser Beziehung einen bewundernswerthen Reichthum.

Da aber diese Formation bei weitem nicht überall ausreicht, so müssen noch andere Derivationen aushelfen. Dies wird besonders durch die Ableitungssilbe nu erreicht, welche auch im Indischen, Griechischen und Gothischen (wo nô ein Passiv bildet) bedeutende Rollen spielt. In der Regel stehen sich hier zwei schwache Verba mit verschiedenen Derivationen gegenüber. Das Verbum stoju, ich stehe, bildet für's Futurum stanu, ich werde stehen; zu pljuju, ich speie, gilt pljunu, ich werde speien; zu dvigaju, ich bewege, dvignu, ich werde bewegen u. s. w.

Hilft auch dieser Kunstgriff nicht, so steht ein anderer in Reserve, der selten im Stich lassen wird. Die ursprüngliche Futurnatur der einfachen oder Präsensform hat sich zwar in primitiven Verben, wie gesagt, oft in's Präsens bestimmt, tritt aber als vorherrschendes Element wieder hervor, sobald ein Verbum mit

Altslawischen kann ein Wort nur auf den Vokal schließen, d. h. der Silbe klingt jedenfalls einer jener matten Vocale nach, welche sie Jerr und Jerj nennen; und die Jakob Grimm für halbverschluckte u und i prädicirt hat, wie auch letzteres Zeichen unseren mouillirten Buchstaben entspricht.

2) Dem Slawen fehlt die organische Länge des Vocals, die der Indier, Grieche, Lateiner und Gothe immer gehabt hat, und er kennt eigentlich nur kurze Vocale.

3) Eigenthümlich ist das Accentsystem, das sich in den slawischen Idiomen nach völlig diverganten Richtungen entwickelt hat, so daß jedes Idiom seinen unabhängigen Weg geht. Am auffallendsten ist der russische Accent, der mit nichts in Europa als dem Griechischen zu vergleichen, diesen sogar an Beweglichkeit der Tonstellung noch übertrifft.

4) Die uns so auffallende Häufung der Consonanten im Silbenanlaut beruht auf der oben erwähnten Vernachlässigung des Vocals, indem der Slawe durch die Betonung der Endsilben eine Neigung hat, den Wurzelvocal der Wörter herauszuwerfen, so daß bloß der Derivativ- oder Flexionsvocal der Schlußsilben die Tonkraft des Worts repräsentirt.

5) In einigen Mundarten, wie Böhmisch und Serbisch, können auch die liquiden Laute R und L (das sich factisch dann in u auflöst) die Stelle des Wurzelvokals vertreten.

6) Sind die Laute selbst den anderen Sprachen gleich, so haben doch Polen und Böhmen ein ihnen eigenthümliches R mouillé, dessen Werth sich nach französischer Orthographie durch rjé ausdrücken läßt.

7) Der einzige den Slawen ganz eigenthümliche Sprachlaut ist das russische breite oder lambacistische L, das durch eine Wölbung der Zungenspitze producirt wird. Dasselbe wird, aber in geringerer Ausdehnung, auch im Polnischen gebraucht, wo es als durchstrichenes L ausgezeichnet wird.

Unter diesen sieben Punkten wollen wir nur den ersten, wichtigsten noch einmal in's Auge fassen und mit einigen Beispielen erläutern.

Slawische und germanische Silbenbildung lassen sich so versinnlichen, wenn wir den Consonant durch I, den Vocal durch O bezeichnen.

entspricht die zoophyte Sprachbildung. Weniger zum Volkscharakter zu stimmen scheint dagegen, daß die Römersprache zwischen zoophyter und vegetaler Bildung ein gewisses Gleichgewicht darstellt, was man auch von der neudeutschen Grammatik behaupten könnte. In den heutigen romanischen Sprachen hat der Nominalorganismus ganz aufgehört; sie sind nur noch zoophytisch lebendig; beim Engländer ist alle Flexion bis auf eine Spur zoophyten Lebens verschwunden. In dieser Beziehung stellt sich nun der Slawe dicht neben den Indier, das heißt, sein Verbalorganismus ist beinahe untergegangen, während der nominale fast den völligen Reichthum der Indiers (sieben Kasus von achten) besitzt. Daß dieses zum Charakter des Slawenvolkes stimmt, wollen wir später auszuführen versuchen.

Wie sehr die ganze Bildungskraft des slawischen Organismus sich aus dem zoophyten Leben zurück und in die Vegetation geworfen hat, das zeigt sich besonders in der unendlich reichen Entfaltung der Partizipialformen; das Verbum selbst löst sich so zu sagen in Nomina auf, das heißt in Adjektiv- und Substantivformen.

So ist für's erste allen Slawen ein participium præteriti activi gemein, das weder die romanische noch germanische Zunge jemals gekannt hat, und das in den neuen Idiomen allgemein die Stelle des einfachen Perfekt ausfüllt. Ja die Vorliebe für diese Form hat das einfache Präteritum in Vergessenheit gebracht. Der Slawe stellt das, was geschehen ist, als ein abgeschlossenes, als ein Objekt hin, giebt ihm darum Nomencharakter, Sexus und Numerus. Es erinnert dieses zwar an die romanisch-germanische moderne Einrichtung der verba auxiliaria, ist aber davon doch wesentlich verschieden, weil, wie gesagt, unsere Sprachen durchaus kein participium præteriti activi kennen, sondern sehr unlogisch das ursprüngliche participium præteriti passivi hieher verwenden, was nur beim verbum neutrum leidlicher sich ausnimmt, weil z. B. bei der Form „ich bin gegangen" kein Passivbegriff im Spiel ist. Aber das französische j'ai aimé und deutsche „ich habe geliebt," ist in der That eine viel schlechtere Form als das slawische Perfektum, weil diese Partizipien wesentlich als passive gebildet worden sind; dem slawischen Präteritum ließe sich nur das griechische participium præteriti activi im Perfekt und Aoristus vergleichen.

Dieses fragliche Partizip wird nun in allen slawischen Zungen durch das Suffix L gebildet. Es ist im Russischen und Polnischen ein breites lambazistisches, beim Böhmen dem dieses fehlt, ein ge-

wöhnliches L, beim Südslawen ebenso, nur daß er es auslautend völlig in den Vokal O aufgelöst hat. In der russischen Konjugation kommt eine Klasse von Verben vor, die das L abwirft; z. B. pekû ich backe, hat das Präteritum pek ich buk, wodurch der Schein einer starken Präteritalflexion entstehen könnte. Daß aber der Bildungslaut bloß abgeworfen ist, sieht man sogleich am Feminin peklâ. Womit sich nun dieses ableitende L etymologisch vergleichen lasse, wollen wir hier nicht untersuchen. Die Form hat in unsern Sprachen durchaus nichts Analoges.

Nun ist zu merken, daß dieses Partizip nicht als solches, d. h. niemals in der Funktion eines Adjektivs gebraucht wird, sondern es steht immer an der Stelle, wo andere Sprachen ihr Präteritum gebrauchen, oder mit by verbunden als Konjunktiv oder Optativ und mit budu als Futurum. Dieses Präteritum aber wird nun sexuell flektirt; nämlich bil schlug, wenn es ein Mann ist, eigentlich geschlagen habender, hat im Feminin bila sie schlug, und im Neutrum bilo, es schlug. Das Altslawische hat den Dual bila Feminin bilje sie beide schlugen, läßt aber den Plural bili unverändert; ebenso die Russen. Die Polen sagen nur bili, wenn von männlichen Personen die Rede ist; in allen übrigen Fällen steht bily. Die Böhmen und Serben haben neben dem Maskulin bili ein Neutrum bila; das Feminin heißt böhmisch bily und serbisch bile. Um nun die Personen des Präteritums zu unterscheiden, fügt der Altslawe das Verbum sein bei, also bil jesmj, jesi, jestj (ich bin, d. h. ich habe geschlagen, eigentlich ich bin ein geschlagen habender; haben kann der Slawe nie als Auxiliare fürs Präteritum verwenden; mit dem Infinitiv verbunden, drückt es ihm unser ich habe zu aus.) Ebenso verfährt der Serbe, nur daß er das Auxiliare etwas verkürzt, (statt jesam ich bin, bloß sam.) Die Nordsprachen hingegen lassen in der dritten Person durchaus das Partizip allein stehen, so daß bil er der Mann schlug, bili sie die Männer schlugen bedeutet. Eine sehr kurze Ausdrucksweise, die durchaus kein Mißverständniß zuläßt. Die erste und zweite Person müssen aber nun von der dritten unterschieden werden, und hierin verfahren die Sprachen nicht auf einerlei Weise. Die Westslawen oder Polen und Böhmen setzen hier das Verbum sein bei, nur in etwas verkürzter Gestalt. Der Böhme schreibt jsem ich bin, jsi du bist, jsme wir sind, und jste ihr seid, wiewohl das j des Worts in der Regel nicht ausgesprochen wird. Als Auxiliare heißt es nun bil sem ich habe geschlagen, Feminin bila sem; bil si du hast ge-

schlagen, bili sme wir haben geschlagen, und bili ste ihr habt geschlagen. Beim Polen sind beide Formen noch schärfer geschieden, indem das selbstständige Wort sein seine Form erweitert in jestem, jesteç, jesteçmy, jesteçtçe,*) während es als Hilfswort nicht nur verkürzt, sondern völlig mit dem Verbum in Ein Wort vereinigt wird, so daß der Schein einer einfachen Flexion entsteht. Es heißt also bilem ich Mann schlug, Feminin bilam, neutral bilom, die zweite Person bileç, bilaç, biloç, Plural biliçmy wir Männer schlugen, sonst bilyçmy, biliçtçe ihr Männer schluget, sonst bilyçtçe. Hingegen der Russe, der sich überhaupt angewöhnt hat das Verbum sein überall auszuwerfen, so daß es beinahe aus der Sprache verschwunden ist, bedient sich zur Bezeichnung der beiden ersten Personen vielmehr der Pronomina ich, du, wir, ihr. Er sagt also ja bil, ich Mann schlug, ja bila ich Frau schlug, ty bil du Mann schlugst, ty bila du Frau schlugst; im Plural my bili wir schlugen, und vy bili ihr schlugt, ohne Unterscheidung der Geschlechter. Das Neutrum ja bilo, ty bilo (ich, ein Neutrum, schlug) kann begreiflich in der natürlichen Sprache nicht vorkommen, denn wenn auch das Wort Kind ein Neutrum ist, und man in der dritten Person davor bilo brauchen kann, so versteht sich doch von selbst, daß das Kind von sich selbst nicht als Neutrum spricht, sondern wie es die Alten sprechen hört, als männliches oder weibliches Wesen. Jene Formen können also höchstens in der äsopischen Fabel vorkommen, wo der Poet etwa einen Baum oder Topf oder ein andres vernunftloses Objekt redend einführt.

Was nun die weiteren Partizipien betrifft, so ist ferner das participium præsens passivi interessant, (das den römischen und gothischen Sprachen ebenfalls abgeht) wenn man es nämlich mit dem participium præteriti passivi zusammenstellt. Altslawisch heißt das erste

Sing.	biem	biema	biemo	geschlagen seiend.
Plural.	biemi	biemy	biema	
Dual.	biema	biemje	biemje	

das zweite aber

Sing.	bien	biena	bieno	geschlagen gewesen oder geschlagen.
Plural.	bieni	bieny	biena	
Dual.	biena	bienje	bienje	

*) Durch ç drücken wir den mittlern Laut zwischen ß und sch aus.

Derselbe Unterschied besteht noch im Russischen, wo ja dvishem*) ich werde bewegt heißt, ohne Hilfsverbum, im Fem. ja dvishema, dagegen ja byl dvigan ich wurde bewegt, Fem. ja byla dvigana, und auch im Fut. ja búdu dvigan, ich werde bewegt werden, Fem. dvigana.

Den übrigen Sprachen ist das erste dieser Partizipe verloren gegangen und sie brauchen das zweite auch im Präsens, wie unsre Sprachen. Auch stehen sie sodann adjektivisch, z. B. polnisch tshytány der gelesene, Feminin tshytána, Neutrum tshytáne. Serbisch inflexibel igran gespielt. Die Vergleichung der beiden Partizipe ist aber darum interessant, weil im Indischen das participium passivi im Präsens patshamânas, im Präteritum aber pêtshânas heißt, im Griechischen das Präsens τιομενος und das Perfekt τετιμενος und auch im Lateinischen nach Bopp's Entdeckung die Form legimini ein altes Partizip ist, das im Singular legiminus, legimina, legiminum und im Plural legimini, legiminæ, legimina geheißen haben muß. Wir sehen nun, daß diese drei Sprachen eine Partizipialflexion haben, die aus zwei Sylben besteht, ma und na, oder mânas, menos, minus lautet, der Slawe hat daraus zwei Partizipien gemacht, eines mit M fürs Präsens, und eines mit N fürs Präteritum, biem und bien, dvishem und dvigan. Sind nun diese beiden das zerschnittene mânas oder ist mânas das kombiinrte doppelte slavische? Oder aber ist biem das abgekürzte indische patshamânas (für biemen) und bien das indische pêtshânas? Dieses würde allerdings der Bedeutung nach am besten stimmen, da sie sich beiderseits als Präsens und Präteritum gegenüber stehen.

Ferner ist merkwürdig, daß das zweite Partizip auf N im Slawischen nicht bei allen Verben gebräuchlich ist, sondern sehr viele statt dessen eines auf T bilden. So heißt es neben bien, biena, bieno von biti schlagen, von piti trinken, pit, pita, pito, getrunken; im Böhmischen eben so. Im Indischen bestehen diese beiden Formen auf T und N, als eine Art Adjektiva aus Verbalwurzeln; im Griechischen wird mit T das adjectivum verbale gebildet, von λεγω λεκτος oder λεκτεος, was zu sagen ist; im Lateinischen hingegen werden sämmtliche participia passivi auf T gebildet. Nur das aus der Wurzel dâ gebildete Nomen dônum könnte auf den Bestand eines frühern N-Partizip bezogen werden. Im Deutschen haben sich bekanntlich diese beiden Formen so geschieden, daß die N-Form der starken, die T-Form aber der schwachen Konjugation anheimfällt.

*) Durch sh wird das französische j bezeichnet.

visch entwickelt. Daraus entstehen ihre verba iterativa oder frequentativa. Das verbum frequentativum ist in der Regel eine erweiterte Form des einfachen Verbum mit eingeschobenem v, j oder auch anderen Konsonanten, die nach der schwachen A=Konjugation flektirt; so gilt neben dam die Form davam, ich gebe öfters oder pflege zu geben, neben biti, schlagen, ein schwaches bijati, öfters schlagen. Von dieser letztern Form nun wird jenes sogenannte Imperfektum gebildet; es ist wie das Präteritum des einfachen Wortes mit dem Konsonant S abgeleitet, der sich in Sh und χ verändert. Also bijaχ, ich schlug, bijashe, du schlugst und er schlug; bijaχom, wir schlugen, bijaste, ihr schluget, bijaχu, sie schlugen. Dieses ist altslawisch; vergleicht man damit die südslawische, serbische oder illyrische Flexion, so wird sich finden, daß das sogenannte Imperfekt in der A=Konjugation sich vom Perfekt nur in einer etwas abweichenden Verstümmlung des ableitenden S unterscheidet; in allen übrigen Konjugationen aber geht nun das Imperfekt nach dieser A=Konjugation, woraus sogleich klar wird, daß es nicht als eigenthümliche Flexion jeder einzelnen Konjugation betrachtet werden kann. Dazu kommt noch der Umstand, daß dieses praeteritum iterativum nicht in denjenigen Verben gebildet werden kann, welche der Slawe verba perfectiva nennt, wovon wir sogleich sprechen.

Sieht man nun aber auf den syntaktischen Gebrauch, den die Südslawen, namentlich die serbischen Länder, von ihren verschiedenen Pärteritalformen machen, so muß man gestehen, daß sie diesen Reichthum nicht in ihren Nutzen zu verkehren wußten, denn sie erzählen, wie unsere Volkssprache, am liebsten im Präsens, springen dann auch ohne erheblichen Grund, in's participielle Perfekt über, und bedienen sich ihres einfachen Präteritum und des iterativen Imperfekt im Ganzen nur ausnahmsweise, so daß also der syntaktische Unterschied dieser Formen nahezu verloren geht. Es ist also eher ein Ueberfluß der Formation, als grammatischer Reichthum und entschuldigt einigermaßen den Mißbrauch, daß die nördlichen Dialekte Russisch, Polnisch und Böhmisch, in der neuern Sprache sich ganz auf das participielle Präteritum beschränkt haben. Die frequentativen bestehen aber daneben als selbstständige Verba fort.

Das uns Fremdartigste am slawischen Verbum ist aber der Unterschied der verba perfectiva und imperfectiva; dafür müssen wir etwas weiter ausholen.

biv, indem oder nachdem man geschlagen hat. Diese Form in v ist wohl unbezweifelt aus dem L des Präteritums bil abgeleitet, weil dieses L ein breites dem V verwandtes war, und serbisch sich in bio auflöst. Das Feminin hingegen hat die Ableitung bivshi, der Plural für alle Geschlechter bivshe, der Dual bivsha, Feminin bivshi. Der Russe sagt inflexibel kurz dvigaf oder mit der Ableitung dvigavshi, nachdem man bewegt hat, und im flektirten Partizip dvigavshii, der bewegt hat, Feminin dvigavshaja, Neutrum — eje. Der Böhme sagt byv, nachdem man gewesen ist, Feminin byvshi, Plural byvshe. Polen und Serben haben nur ein inflexibles tshytávshy, nachdem man gelesen hat, igravshi, wenn man gespielt hat.

Endlich der slawische Infinitiv wird ursprünglich auf die Sylbe ti gebildet; biti schlagen; ebenso im Südslawischen; die Böhmen pflegen noch bíti zu schreiben, aber bít zu sprechen; dagegen war im Altslawischen nach Dobrowsky die verkürzte Form bit ein vom Infinitiv verschiednes Supinum. Der Russe spricht mouillirt bitj und dieses j geht im Polnischen in den Zischlaut bitç über. Diese Endung T ist unverkennbar der indische Infinitiv auf tum, persisch den, und entspricht dem lateinischen Supinum, das als ein ursprüngliches Nomen zu betrachten ist, das in den Formen lectu und lectum noch seinen Dativ und Akkusativ vorweist, obwohl die eine Form passiven, die andere aktiven Sinn hat.

Hiemit wird der Reichthum des slawischen Verbum an Stammformen zur Genüge belegt sein.

Das Partizip führt uns auf die Nominalformen. Wir wollen zuerst einen Blick auf die Zahlwörter werfen, deren Wurzelvergleichung mit unsern Sprachen interessant ist.

Die zehn Grundzahlen heißen altslawisch jedin, dva, tri, tshetyri, pjatj oder pentj, shestj, sedmj, osmj, devjatj oder deventj, desjatj oder desentj. Merkwürdig ist die Zahl 9, die hier wie im littauischen devyni mit d anlautet, statt des n der andern Sprachen, deren Form mit novus, neu zusammenzuhängen scheint. Der Grund dieser Abweichung vom Indischen ist dunkel. Für 100 gilt sto, aus seto zusammengezogen, dem griechischen ἑ-κατον lateinischen kentum gothischen χ und entsprechend; für 1000 tysushtsha oder tysjashtsha, unser tausend. Die erste Ordinalzahl pervyi ist wie πρωτος primus und gothisch frams von pro, vor, geleitet. Die zweite vtoryi stimmt zum griechischen δευτερος

Ueber das Adjektiv ist dreierlei bemerkenswerth. Erstens daß der Slawe zwei verschiedene Flexionsformen dafür besitzt, die er die

indefinite und die definite benennt, und deren Differenz auf den ersten Anblick an die deutsche, schwache und starke Deklination erinnert. Bei näherer Betrachtung schwindet die Aehnlichkeit. Beim deutschen Nomen ist außer Zweifel, daß die starke Flexion die ursprüngliche, die schwache hingegen die daraus abgeschliffene und hinterher erst mit einem epenthetischen N ergänzte zu nennen ist. Ganz anders beim Slawen, wo diese Differenz einzig beim Adjektiv zur Sprache kommt. Die indefinite Form ist das reine einfache Adjektiv und hat auch die einfachen Flexions-Endungen, das definitive hingegen entsteht, indem der einfachen Form eine Vokalsylbe angehängt wird, die i gewesen sein muß, und wodurch nun die Flexion verstärkt und verlängert und gewissermaßen verdoppelt wird. Es vergleicht sich dieses ganz dem griechischen ι demonstrativum, wie αὐτοσί, dieser da, Feminin αὐτηί, Neutrum τουτί oder lateinisch hicce oder französisch celui-ci. Dieser Gegensatz hat sich am reinsten im Südslawischen erhalten, indem serbisch noch beide Formen vollständig deklinirt werden, z. B. shut, gelb, flektirt in der einfachen Form shut, shuta, shuto, in der verstärkten shutî, shutâ, shutô. Bei den Böhmen werden einzelne Adjektiva einfach, andre verstärkt gebraucht; die einfache Form wäre etwa shiv, shiva, shivo lebendig, das aber gewöhnlich verstärkt shivy, shivâ, shivê lautet. Dazu kommen noch Adjektiva der zweiten Deklination, wie in den andern Sprachen, d. h. die ein derivatives î in sich haben, die lateinischen der dritten Deklination. Diese haben hier für alle drei Geschlechter lang i, z. B. prvyî, der die das erste. Der Pole braucht auch nur in einzelnen Adjektiven die einfache Form neben der verstärkten, und der Russe bedient sich der einfachen Form gewöhnlich nur, wo das Adjektiv als Apposition steht, wo wir im Deutschen die unflektirte Form mit der Kopula ist gebrauchen, die aber im Russischen wegbleibt. So kommt es in der Regel nur als Nominativ vor; z. B. unser heilig heißt hier svät, sväta, sväto, das nun in poetischer Form auch flektirt wird. Setzt man das Wort aber als wirklichen Begleiter eines Substantivs, wie unser heiliger oder der heilige, so muß die verstärkte Form svätyi oder gemeiner svätoi, svätaja, svätoje eintreten. Die Adjektiva der i-Ableitung werden wie in der einfachen Form gebraucht.

Das Zweite wäre nun die Deklination. Der Slawe hat von den acht indischen Casus sieben erhalten, wovon aber der Vocativ nur beim Substantiv vorkommt. Sie heißen Nominativ, Akku-

sativ, Genitiv, Dativ, Vokativ, Lokativ und Instrumental. Der Lokativ (auch Lokal) wird im Russischen, Präpositional genannt, weil dieser Casus nie mehr selbstständig, sondern nur im Gefolge von Präpositionen vorkommt, was auch im Polnischen und Böhmischen der Fall ist; er bezeichnet die Ruhe an einem Ort, dann auch einen Zeitpunkt; der Instrumental heißt auch Sociativ; er entspricht nebst dem Lokativ dem lateinischen Ablativ, und drückt bald ein Werkzeug (durch) bald bloße Begleitung (mit) aus. Es bestehen die drei Genera und zwei Numeri, vom Dual noch Spuren für Adjektiv und Pronomen und für die Zahlwörter zwei und beide. Die Adjektivdeklination, namentlich die verstärkte erscheint voller als die substantivische; doch ist in der ganzen slawischen Deklination das Charakterzeichen des nomin. sing. masc., das ursprüngliche S war, verloren, weil der Slawe überhaupt Schlußkonsonanten abwarf und Vokalschluß liebt, ebenso das neutrale T der andern Sprachen. Beide Formen lauten also vokalisch aus wie überall das Feminin. Die Endungen selbst sind im Feminin Singular vorherrschend vokalisch; im Maskulin und Neutrum zeichnet sich der verstärkte Genitiv durch die Endung go, der Dativ durch mu, der Instrumental durch ym, der Lokativ durch om aus. Der Nominativ Plural hat ii, yja, aja; sonst gilt für alle Geschlechter im Genitiv yχ, im Dativ ym, im Instrumental ymi, und im Lokativ wieder yχ.

Das Dritte wäre die Steigerung. Sie wird im Altslawischen, Serbischen und Russischen durch die Sylbe ji, oder je gebildet, die als verstärktes Adjektiv deklinirt; im Polnischen und Böhmischen dagegen durch shy, ebenso. Der Superlativ wird im Altslawischen durch den Comparativ ausgedrückt und nöthigenfalls durch ein vse (omnino) oder pre (prae) verstärkt; die neuen Sprachen fügen für diesen Fall dem Comparativ die Sylbe nai oder nei vor, die also den Begriff vorzugsweise einschließen muß, wie der Neugrieche den Superlativ durch *ο πλέον καλότερος*, (der beste) der Franzose durch le plus grand ausdrückt.

Erwähnenswerth ist noch eine besondere Form von Possessiv-Adjektiven, die man von jedem Substantiv, doch vorzugsweise von belebten Wesen bildet, um das ihnen zugehörige oder eigentlich bloß den Genitivbegriff, auszudrücken; es wird nämlich an Maskuline die Derivation ov, an Feminine in angehängt, welche nun als vollständige einfache Adjektive flektiren, z. B. von pop, Priester, kommt popov, popova, popovo, eigentlich des Priesters oder dem

entspricht die zoophyte Sprachbildung. Weniger zum Volkscharakter zu stimmen scheint dagegen, daß die Römersprache zwischen zoophyter und vegetaler Bildung ein gewisses Gleichgewicht darstellt, was man auch von der neudeutschen Grammatik behaupten könnte. In den heutigen romanischen Sprachen hat der Nominalorganismus ganz aufgehört; sie sind nur noch zoophytisch lebendig; beim Engländer ist alle Flexion bis auf eine Spur zoophyten Lebens verschwunden. In dieser Beziehung stellt sich nun der Slawe dicht neben den Indier, das heißt, sein Verbalorganismus ist beinahe untergegangen, während der nominale fast den völligen Reichthum der Indiers (sieben Kasus von achten) besitzt. Daß dieses zum Charakter des Slawenvolkes stimmt, wollen wir später auszuführen versuchen.

Wie sehr die ganze Bildungskraft des slawischen Organismus sich aus dem zoophyten Leben zurück und in die Vegetation geworfen hat, das zeigt sich besonders in der unendlich reichen Entfaltung der Partizipialformen; das Verbum selbst löst sich so zu sagen in Nomina auf, das heißt in Adjektiv- und Substantivformen.

So ist für's erste allen Slawen ein participium præteriti activi gemein, das weder die romanische noch germanische Zunge jemals gekannt hat, und das in den neuen Idiomen allgemein die Stelle des einfachen Perfekt ausfüllt. Ja die Vorliebe für diese Form hat das einfache Präteritum in Vergessenheit gebracht. Der Slawe stellt das, was geschehen ist, als ein abgeschlossenes, als ein Objekt hin, giebt ihm darum Nomencharakter, Sexus und Numerus. Es erinnert dieses zwar an die romanisch-germanische moderne Einrichtung der verba auxiliaria, ist aber davon doch wesentlich verschieden, weil, wie gesagt, unsere Sprachen durchaus kein participium præteriti activi kennen, sondern sehr unlogisch das ursprüngliche participium præteriti passivi hieher verwenden, was nur beim verbum neutrum leidlicher sich ausnimmt, weil z. B. bei der Form „ich bin gegangen" kein Passivbegriff im Spiel ist. Aber das französische j'ai aimé und deutsche „ich habe geliebt," ist in der That eine viel schlechtere Form als das slawische Perfektum, weil diese Partizipien wesentlich als passive gebildet worden sind; dem slawischen Präteritum ließe sich nur das griechische participium præteriti activi im Perfekt und Aoristus vergleichen.

Dieses fragliche Partizip wird nun in allen slawischen Zungen durch das Suffix L gebildet. Es ist im Russischen und Polnischen ein breites lambazistisches, beim Böhmen dem dieses fehlt, ein ge-

wöhnliches L, beim Südslawen ebenso, nur daß er es auslautend völlig in den Vokal O aufgelöst hat. In der russischen Konjugation kommt eine Klasse von Verben vor, die das L abwirft; z. B. pekû ich backe, hat das Präteritum pek ich buk, wodurch der Schein einer starken Präteritalflexion entstehen könnte. Daß aber der Bildungslaut bloß abgeworfen ist, sieht man sogleich am Feminin peklá. Womit sich nun dieses ableitende L etymologisch vergleichen lasse, wollen wir hier nicht untersuchen. Die Form hat in unsern Sprachen durchaus nichts Analoges.

Nun ist zu merken, daß dieses Partizip nicht als solches, d. h. niemals in der Funktion eines Adjektivs gebraucht wird, sondern es steht immer an der Stelle, wo andere Sprachen ihr Präteritum gebrauchen, oder mit by verbunden als Konjunktiv oder Optativ und mit budu als Futurum. Dieses Präteritum aber wird nun sexuell flektirt; nämlich bil schlug, wenn es ein Mann ist, eigentlich g e s c h l a g e n h a b e n d e r, hat im Feminin bila sie schlug, und im Neutrum bilo, es schlug. Das Altslawische hat den Dual bila Feminin bilje sie beide schlugen, läßt aber den Plural bili unverändert; ebenso die Russen. Die Polen sagen nur bili, wenn von männlichen Personen die Rede ist; in allen übrigen Fällen steht bily. Die Böhmen und Serben haben neben dem Maskulin bili ein Neutrum bila; das Feminin heißt böhmisch bily und serbisch bile. Um nun die Personen des Präteritums zu unterscheiden, fügt der Altslawe das Verbum s e i n bei, also bil jesmj, jesi, jestj (ich bin, d. h. ich habe geschlagen, eigentlich ich bin ein geschlagen habender; h a b e n kann der Slawe nie als Auxiliare fürs Präteritum verwenden; mit dem Infinitiv verbunden, drückt es ihm unser i c h h a b e z u aus.) Ebenso verfährt der Serbe, nur daß er das Auxiliare etwas verkürzt, (statt jesam ich bin, bloß sam.) Die Nordsprachen hingegen lassen in der dritten Person durchaus das Partizip allein stehen, so daß bil er der Mann schlug, bili sie die Männer schlugen bedeutet. Eine sehr kurze Ausdrucksweise, die durchaus kein Mißverständniß zuläßt. Die erste und zweite Person müssen aber nun von der dritten unterschieden werden, und hierin verfahren die Sprachen nicht auf einerlei Weise. Die Westslawen oder Polen und Böhmen setzen hier das Verbum s e i n bei, nur in etwas verkürzter Gestalt. Der Böhme schreibt jsem ich bin, jsi du bist, jsme wir sind, und jste ihr seid, wiewohl das j des Worts in der Regel nicht ausgesprochen wird. Als Auxiliare heißt es nun bil sem ich habe geschlagen, Feminin bila sem; bil si du hast ge-

durch ein Genitivpronomen ejus ausgedrückt werden. Jene Form des Reflexivverbums fällt übrigens mit dem lateinischen Passiv zusammen, das bekanntlich durch ein beigefügtes S gebildet wird, das sich später in R verwandelte. Auch die neuscandinavischen Sprachen haben sich doch erst hinterher aus dem Pronomen sig. ein solches Passiv auf stehendes S gebildet. Der Slawe braucht bei Impersonalien zuweilen das Reflexivpronomen mit dem personellen vereinigt; so entspricht namentlich dem lateinischen videtur mihi, wenn man dieses in videt se mihi auflöst, vollständig der slawische Gebrauch, der in diesem Falle sagt: es scheint mir sich; ebenso es ekelt mir sich u. s. w.

Von den Pronomen der dritten Person wollen wir noch dasjenige erwähnen, das dem lateinischen is, ea, id, und dem deutschen er, es, entspricht. Es hat beim Slawen keinen Nominativ. Maskulin Akkus. i, Gen. jego, Dat. jemu, Lok. jem, Instr. im; Plural Acc. ja, Gen. Loc. ix, Dat. im, Instr. imi. Feminin Acc. ja, Gen. jeja, Dat. Lok. jei, Instr. jeju. Neutrum Accus. je; sonst alles wie im Masculin.

Somit hätten wir die merkwürdigsten Punkte der slawischen Flexion angezeigt; die Derivation und Composition entspricht völlig unseren Sprachen. Nur möchte hier noch auf den großen Reichthum aufmerksam zu machen sein, den die jüngern Dialecte in Deminutiv- und Augmentativ-, Liebkosungs- und Verachtungsformen entwickeln, was von einer gemüthlichen Sprachausbildung zeugt und den Erfordernissen der einheimischen Poesie großen Vorschub leistet.

Alle slawischen Völker sind mit Gesang reich begabt, doch vorzugsweise wieder die ostslawische Hälfte, wozu sprachlich auch die Südslawen sich rechnen, also Serben, Russen, Kleinrussen (Ukrainer, Kosaken); am wenigsten vielleicht die Polen; diese haben aber, da sie den ersten slawischen modernen Staat hatten, schon im sechszehnten Jahrhunderte eine Kunstpoesie; sie war aber wie der Staat etwas übereilt, halb lateinisch halb französisch gebildet; in unsern Tagen hat der Littauer Mizkjewitsch den Lorbeer des polnischen Gesangs davon getragen. Die Russen, die im vorigen Jahrhundert mehr auf der Stufe der Nachahmung standen, haben in Karamsin den ersten geistreichen Schriftsteller und endlich in Puschkin ein bedeutendes Dichtertalent gewonnen. Die Serben, mit der

reichsten Volkspoesie begabt, haben erst in unserm Jahrhundert angefangen, sie aufzuschreiben; Wuk Stephanowitsch konnte sogar noch die Orthographie fixiren; Milutinowitsch wurde der erste Kunst-Dichter. Die bulgarische Mundart ist noch nicht einmal grammatisch fixirt. Croaten und Böhmen zeichnen sich in unsern Tagen mehr durch wissenschaftliche Cultur, als durch Kunstpoesie aus. Die größten Sprachforscher gehören Dobrowsky dem böhmischen, Schaforik dem slowakischen, Kopitar dem krainischen Stamme an. An vergleichender Grammatik arbeiten mehrere; Mikloschitsch hat eine gute Grundlage in seinen Radices gelegt.

Eine Geschichte der slawischen Kunstpoesie liegt nicht in dem Plan unsrer Arbeit. Es ist in diesen Formen schon so vieles Gute und selbst Treffliche geleistet, daß nur ein geborner Slawe sich dieser Aufgabe unterziehen könnte. Wir denken später einzelnes zu besprechen, wie es uns bekannt geworden; an Uebersetzungen, namentlich guten, dieser Werke sind wir Deutschen in der That noch arm und die Originale aller Mundarten zu lesen, hat für den Deutschen immer seine Schwierigkeiten.

Dagegen denken wir in einem folgenden Artikel eine Uebersicht über die ältere und neuere slawische sogenannte Volkspoesie zu geben. Man kann das Material so abtheilen:

I. Kann man slawische alte Nationalpoesie nennen, was erst in neuerer Zeit von Dichtungen des Mittelalters wieder aufgefunden und durch gelehrte Kenner erklärt worden ist. Dahin rechne ich
   1) das altrussische prosaische Gedicht vom Zuge Igors,
   2) die altböhmischen Gedichte der sogenannten Königinhofer Handschrift.

II. Stellen wir Dichtungen zusammen, die zwar nicht in alten Manuscripten, wohl aber im Munde der Völker vom Mittelalter bis auf unsre Tage sich vererbt haben. Sie sind, wie alle Tradition nicht rein geblieben, da im Lauf der Jahrhunderte immer neuer Stoff sich ansetzte, sind aber um so lebenskräftiger und verständlicher. Dahin rechnen wir
   1) die russischen Lieder aus dem Sagenkreise des Fürsten Wladimir,
   2) die reichhaltige Sammlung serbischer alter Heldenlieder, die der unermüdliche Wuk Karakschitç gesammelt hat.

Als zweite Abtheilung können wir die jüngern Volkslieder betrachten. Die Hauptquelle für sie ist die Sammlung von Tsche-

Im Slawischen ist die Differenz an einzelne Wortklassen gebunden, ohne Rücksicht auf starke oder schwache Verba.

Von dem participium præteriti passivi werden noch einige weitere Formen abgeleitet. So hat der Pole neben seinem Partizip tshytány das gelesene, eine absolute Form tshytáno man hat gelesen, und ein Substantivum-Verbale tshytánie, das Lesen, was allgemein slawisch ist. Ist aber das Partizip auf T gebildet, so so heißt es von bil geschlagen, bity, bito und bitçe. Der Serbe sagt sowohl igran als igrat gespielt, im Substantiv aber nur igranje das Spielen.

Außer den drei genannten Partizipien, deren zwei alle Slawen besitzen, haben sie aber sämmtlich noch besondere Gerundien für das Aktiv, und zwar sowohl Präsens als Präteritum. Davon ist im erstern Fall der sing. masc. durch seine Kürze merkwürdig; er lautet altslawisch bija, nach andrer Auffassung eigentlich bijen, schlagend, indem ich schlage oder du schlägst, wie das romanische battendo. So im Russischen dvigaja, indem ich bewege, und im Böhmischen, wo man es modus transgressivus nennt, jsa indem ich bin. Im Polnischen und Südslawischen ist diese einfache Form ausgestorben. Die Form bijen scheint aufs indische patshan, griechische τιων, lateinische legens zu deuten, entspräche also dem participium præsens dieser Sprachen. Dieses wird noch wahrscheinlicher durch die polnische Form, welche ähnlich dem griechischen τιοντος, lateinischen legentis ein weiter gebildetes tshytáionts, als indeklinables Gerundiv, indem man liest, bildet, und davon das deklinirte Partizip tshytaióntsy, — a, — e, der die das Lesende. Ebenso sagt nun der Serbe, nur mit ausgefallenem N, inflexibel igrajutshi, indem ich, du, er spielt. Die andern Sprachen, welche jene kürzere Form für den sing. masc. besitzen, müssen doch die Flexion ebenfalls aus dieser weiter gebildeten entlehnen. So gilt neben dem altslawischen bija oder bijen das Feminin bijushtshi, indem sie schlägt, der Plural für alle Geschlechter bijushtshe, und der Dual für Maskulin und Neutrum bijushtsha, für das Feminin bijushtshi. Im Böhmischen gilt neben jsa, indem man ist, das Feminin jsoutsi und der Plural jsoutse. Endlich im Russischen kann überhaupt für das kurze dvigaja auch das abgeleitete dvigajutshi für alle Geschlechter gebraucht werden, indem ich bewege, du bewegst u. s. w. Das flektirte Partizip aber heißt dvigajushtshii, der Bewegende, Feminin dvigajushtshaja, Neutrum — eje. Das Gerundiv Präteritum hat im sing. masc. wieder eine kurze Form

biv, indem oder nachdem man geschlagen hat. Diese Form in v ist wohl unbezweifelt aus dem L des Präteritums bil abgeleitet, weil dieses L ein breites dem V verwandtes war, und serbisch sich in bio auflöst. Das Feminin hingegen hat die Ableitung bivshi, der Plural für alle Geschlechter bivshe, der Dual bivsha, Feminin bivshi. Der Russe sagt inflexibel kurz dvigaf oder mit der Ableitung dvigavshi, nachdem man bewegt hat, und im flektirten Partizip dvigavshii, der bewegt hat, Feminin dvigavshaja, Neutrum — eje. Der Böhme sagt byv, nachdem man gewesen ist, Feminin byvshi, Plural byvshe. Polen und Serben haben nur ein inflexibles tshytávshy, nachdem man gelesen hat, igravshi, wenn man gespielt hat.

Endlich der slawische Infinitiv wird ursprünglich auf die Sylbe ti gebildet; biti schlagen; ebenso im Südslawischen; die Böhmen pflegen noch bìti zu schreiben, aber bît zu sprechen; dagegen war im Altslawischen nach Dobrowsky die verkürzte Form bit ein vom Infinitiv verschiednes Supinum. Der Russe spricht mouillirt bitj und dieses j geht im Polnischen in den Zischlaut biç über. Diese Endung T ist unverkennbar der indische Infinitiv auf tum, persisch den, und entspricht dem lateinischen Supinum, das als ein ursprüngliches Nomen zu betrachten ist, das in den Formen lectu und lectum noch seinen Dativ und Akkusativ vorweist, obwohl die eine Form passiven, die andere aktiven Sinn hat.

Hiemit wird der Reichthum des slawischen Verbum an Stammformen zur Genüge belegt sein.

Das Partizip führt uns auf die Nominalformen. Wir wollen zuerst einen Blick auf die Zahlwörter werfen, deren Wurzelvergleichung mit unsern Sprachen interessant ist.

Die zehn Grundzahlen heißen altslawisch jedin, dva, tri, tshetyri, pjatj oder pentj, shestj, sedmj, osmj, devjatj oder deventj, desjatj oder desentj. Merkwürdig ist die Zahl 9, die hier wie im littauischen devyni mit d anlautet, statt des n der andern Sprachen, deren Form mit novus, neu zusammenzuhängen scheint. Der Grund dieser Abweichung vom Indischen ist dunkel. Für 100 gilt sto, aus seto zusammengezogen, dem griechischen ἑ-κατον lateinischen kentum gothischen χund entsprechend; für 1000 tysushtsha oder tysjashtsha, unser tausend. Die erste Ordinalzahl pervyi ist wie πρωτος primus und gothisch frams von pro, vor, geleitet. Die zweite vtoryi stimmt zum griechischen δευτερος

Ueber das Adjektiv ist dreierlei bemerkenswerth. Erstens daß der Slawe zwei verschiedene Flexionsformen dafür besitzt, die er die

dem auch daran liegen müsse, daß man ihn hinter seinem Tische gewähren lasse und nicht seine Künste den bewundernden Zuschauern verrathe. Aber auch Nichtdichter haben Bedenken gegen jenes Verfahren laut werden lassen, und ein selbst um die Erklärung deutscher Dichter sehr verdienter Mann, Hoffmeister, spricht sich über ein Zurückgehen auf die Quellen, wie wir es bei Schmidt, Götzinger u. a. finden, in folgender Stelle seiner Biographie Schiller's aus: „Den Stoff zu seinen Balladen hat Schiller in der Regel aus der Geschichte oder Mythe genommen. Da nun häufig Ein Gegenstand sehr verschiedenartig überliefert und behandelt ist, so hat es für den Literarhistoriker allerdings ein großes Interesse, diese abweichenden Sagen, Geschichten und Bearbeitungen einer Begebenheit zu erforschen und miteinander zu vergleichen, damit die Entwickelung und Umgestaltung derselben bei verschiedenen Völkern, Zeiten und Dichtern lebendig erkannt werde. Mir scheint aber dieses Verfahren, so höchst verdienstlich es in anderer Hinsicht sein mag, von einem bestimmten Gedichte die Aufmerksamkeit eher abzuleiten, als zur wahren Einsicht und zum Genusse desselben etwas beizutragen. Begräbt eine solche Methode nicht das Aesthetische durch das Literarische?" Und ein anderer, gleichfalls um Erläuterung deutscher Gedichte und zugleich um den gesammten deutschen Unterricht hochverdienter Mann bemerkt im nächstvorigen Hefte dieses Archivs (S. 313.) gelegentlich: „Wird der Stoff eines Gedichtes in seiner Urgestalt ausfindig gemacht, so kann die materielle Verschiedenheit desselben, die wohl als einen Ueberschuß an Reichthum sich geltend macht, dazu verleiten, daß man im Gedichte Manches vermißt, was in dem Grundstoffe sich vorfindet, und daß man dann einen Mangel an Klarheit und Vollständigkeit wahrzunehmen glaubt, wo doch für den poetischen Sinn Alles gegeben ist, wessen derselbe bedarf."

Um die hier bezeichneten und andern Abwege zu vermeiden, auf die man beim Zurückgehen zu den Quellen der Gedichte allerdings leicht gerathen kann, dürften folgende Punkte festzuhalten sein:

Erstens wird man sich, in der Regel wenigstens, auf die Betrachtung der Quelle zu beschränken haben, aus welcher der Dichter unmittelbar geschöpft hat, — was auch Hoffmeister im Verlauf der obigen Stelle in folgenden Worten ausspricht: „Den Erklärer als solchen geht der Stoff in allen seinen übrigen Gestalten nichts

an, sondern nur in der Einen Form, in welcher ihn der Dichter vorfand.“ Damit ist indeß nicht gesagt, daß Verfasser von Commentaren, die den Schüler nicht ausschließlich im Auge haben, das interessante Phänomen der wandernden und sich verwandelnden Sagen, die so oft den Gegenstand unsrer Balladenpoesie bilden, nicht zuweilen nach mehrern Seiten hin verfolgen dürfte; und darin mag denn auch Schreiber dieses Entschuldigung finden, wenn er, nach Götzinger's Vorgange, in seinem Commentare zu Schiller's Gedichten (weniger in dem zu Goethe) manchmal den sagenhaften oder geschichtlichen Grundstoff eines Gedichtes in mehrern Gestalten vorgeführt hat. Auch dürfte es nicht zu mißbilligen sein, wenn man ein paarmal auf Veranlassung eines Gedichtes den reifern Schülern jene merkwürdige Erscheinung der Sagen-Wanderung und Wandelung an einem Beispiel veranschaulichte. Aber als Regel wird bei der Interpretation in der Schule jene Beschränkung auf die nächste und unmittelbare Quelle des Dichters anerkannt werden müssen.

Dann lasse man zweitens das Zurückführen der Dichtungen auf ihre Quellen erst auf den obersten Stufen des deutschen Unterrichtes eintreten. Es ist von großer Wichtigkeit, daß der Eindruck eines Gedichtes auf den Jüngling unbefangen, rein und sicher sei. Nun läßt sich aber nicht läugnen, daß durch die Vergleichung mit dem rohen, ungeformten Stoffe der Eindruck der Poesie, zumal auf den Sinn einer unreifern Jugend, leicht getrübt und gestört werden könne. Also nur dem sichrer fassenden, schärfer scheidenden Sinne reiferer Jünglinge muthe man eine solche Vergleichung zu. Allein auch bei diesen ist darauf zu achten, daß sich zuerst das Gedicht dem Geiste rein und bestimmt einpräge, ehe man die Zurückführung desselben auf seine Quelle unternimmt. Wenn das Gedicht ein ächtes Gedicht ist, wenn es zu einem wahrhaft selbstständigen Gebilde, zu voller Sicherheit, Klarheit und Ganzheit in sich ausgestaltet ist, so ist, wie dies auch in der oben angezogenen Abhandlung von Hiecke (S. das vorige Heft, S. 313.) ausgesprochen worden, das Zurückführen auf die Quelle keineswegs nothwendig: der Interpret als solcher hat dazu gar keine Verpflichtung; wenn er es unternimmt, so thut er es vorzüglich im Interesse der Poetik, um den Prozeß der dichterischen Formgebung zu veranschaulichen und zu erläutern. Hieraus erhellt aber wieder beides, was wir eben als Regel aufstellten, einmal daß eine solche Behandlung des

Priester gehörig; von sestra Schwester, sestrin der Schwester gehörig. So heißt Fjodorov, des Theodor u. s. w.

Am Substantiv ist uns das Fremdartigste, der gänzliche Mangel eines Artikels bei allen Slawen; gleich dem Römer macht der Slawe im Ganzen keinen Unterschied zwischen unserm das Haus und ein Haus, was für unser Ohr etwas ungelenkes hat. Es setzt aber zugleich eine reiner erhaltene Flexion voraus, die uns ebenfalls vorzüglich ans Latein erinnert. Zu den sechs Casus des Adjektiv kommt nun wie im Griechischen und Latein noch ein mangelhafter Vokativ, der nur für Maskulin und Feminin Singular noch besteht, sonst aber mit dem Nominativ zusammenfällt; in serbischen Liedern steht er gern für den Nominativ; er ist immer eine vokalische Erweiterung desselben. Es bestehen drei Genera, aber keine Differenz starker und schwacher Form wie im Deutschen; der Dual kommt noch von den doppelten Leibesgliedmaßen Augen, Ohren, Händen, Füßen vor. Diese so reiche Deklination macht viele Präpositionen unsrer Sprachen entbehrlich, was uns wieder fremd klingt; so ist es uns seltsam, wenn die Bewegung an einen Ort im Slawischen durch eine einfache Akkusativform, ohne Präposition und Artikel auftritt. Die Casusformen sind hier nicht so voll, wie im verstärkten Adjektiv, sondern geschwächter. Im Singular werden alle Casus bloß vokalisch abgeleitet, mit Ausnahme des Instrumental im Maskulin und Neutrum, der auf M schließt. Der Plural Nominativ hat immer Vokal (jedoch auch mit Sylbeneinschiebung) und dieser fällt sofort ab, um den Genitiv Plural zu bilden, der dann die kürzeste Form des Plural darstellt. Der Dativ schließt überall auf M, der Lokativ auf χ, der Instrumental im Maskulin fast immer und im Feminin immer vokalisch, in einigen Maskulinen und im Neutrum auf mi. Der Akkusativ ist nur im Maskulin vom Nominativ durch einen andern Vokal geschieden.

Eine große Eigenheit der Deklination aller Neuslawischen Dialekte ist, daß durch die ganze Deklination sich eine Differenz ausgebildet hat, je nachdem das Nomen ein belebtes oder unbelebtes Wesen bezeichnet. Nach diesem Unterschied richtet sich die Form des Akkusativ. Es ist Regel, daß mit Ausnahme des Feminin und Neutrum im Singular, dieser Casus bei belebten Wesen mit dem Genitiv, bei unbelebten mit dem Nominativ gleich lautet.

Ferner ist merkwürdig, daß die Deklination des Neutrum in vielen Wörtern, mit Ausnahme des Nominativ und Akkusativ Singular, eine epenthetische Sylbe einschiebt; altslawisch lauten diese

Sylben en, jat und es; sie erinnern deutlich an die deutsche Grammatik, wo das Neutrum ebenfalls bald N (wie im angelsächsischen gif—en—a) bald R (wie im althochdeutschen hûs—ir—ô) einschiebt.

Ueber den Gebrauch der Casus wäre manches zu bemerken; wir wollen nur Eine Seltsamkeit hervorheben; das Verbum sein regiert seine Apposition gern im casus instrumentalis, was uns seltsam lautet. Z. B. sagt der Pole für: Tarquinius Superbus war der letzte römische König: Tárkvyn hárdy byl ostátnim rſhymjan krúlem, wo die drei letzten Wörter auf M diesen Casus zeigen. Die Sprache hat keinen andern Zweck dabei, als das Prädikat des Satzes von seinem Subjekt zu unterscheiden; der specifische Sinn des Instrumental kann dabei nicht ins Spiel kommen. Etwas Aehnliches in unsren Volkssprachen, wenn man hört: Einen zum Narren haben oder für Narren haben, oder: er wird zum Narren. Niemals aber beim Verbum sein. Doch hat das slawische sein auch wohl den Dativ hinter sich, wie im russischen bytj dviganu, bewegt werden.

Endlich das Pronomen bietet durch manche Formen interessante Vergleichung mit allen verwandten Sprachen. Es heißt as, später ja für ego, ich; dazu die flektirten Formen mja, mene, mnje, mi, mnoju; du ist ty, flektirt tja, tebe, tebje, ti, toboju, wir und ihr lauten my, vy, flektirt nas, nam, namy; vas, vam, vamy. Das Reflexivum hat auch hier wie anderwärts keinen Nominativ und flektirt für Singular und Plural sja, sebe, sebje, si, soboju. Die Possessive lauten moi, tvoi, svoi, nash und vash.

Nun ist aber für die Reflexivformen eine große Abweichung von allen europäischen Sprachen zu bemerken, die ihren Grund im Indischen findet. Der Indier und Slawe geht von einem Nomen sva aus, das ihm den Begriff eigen ausdrückt, und daß sich auch im Gothischen svês, Eigenthum wiederfindet. Aus diesem Nominalbegriff entwickelt er den Reflexivbegriff des Pronomen, und er muß jedesmal eintreten, wo das Pronomen als Subjekt sich auf sich selbst bezieht. Der Slawe sagt zwar wie wir: Ich sehe dich, du siehst mich, er sieht mich, ich sehe dein Haus, er sieht mein Haus, sie sehen unser Haus u. s. w. Ist aber Subjekt und Objekt identisch, so muß immer das Reflexiv folgen. Er sagt also im verbum reflexivum nicht nur: er schämt sich, sie schämen sich, sondern auch ich schäme sich, du schämst sich, wir schämen sich und ihr schämt sich, und ebenso, ich sehe sein Haus, d. h. das eigne, nämlich mein Haus; unser sein Haus müßte wie im Lateinischen

Das zuletzt erwähnte Gedicht veranlaßt mich schließlich zu der Bemerkung, daß man kein Bedenken tragen dürfe, zur Zurückführung auf die Quelle auch so schlichte, leichtverständliche, eigentlich der untern Lehrstufe des deutschen Unterrichts angehörige Gedichte, wie das genannte, auszuwählen. Es ist dies gerade recht anzurathen, damit die ältern Schüler zur Ueberzeugung gelangen, daß auch die einfachsten Gedichte für sie noch einen reichen Bildungsstoff enthalten, und damit ihnen der Dünkel fern bleibe, als sei die Lectüre der untern Klassen für sie nicht mehr gut genug.

B.



Die Ballade vom Eremiten.

Von Oliver Goldsmith.

Kaum sind wohl irgendwo schönere, ergötzlichere Familien-Gemälde zur verdienten Bewunderung nicht verbildeter Leser ausgestellt worden, als in dem durch ächten, glücklichen Humor ausgezeichneten, so oft mit neckischer Selbstironie schmackhaft gewürzten „Vicar of Wakefield“ des trefflichen Oliver Goldsmith, einem Romane, in welchem mit lieblicher Feinheit der Beobachtung, seltener Wärme, Tiefe und Innigkeit, Wahrheit und Richtigkeit der Reflexion absonderlich die Lächerlichkeiten, Verkehrtheiten und Thorheiten der gewöhnlichen Erziehung, namentlich der weiblichen, höchst ergötzlich bloßgestellt werden, so daß dem trefflichen Werkchen die gerechte Anerkennung nur von Seiten derer entgehen dürfte, welche sich die eben so leichte, als traurige Aufgabe gestellt haben, nichts zu bewundern. Die schwedische Verfasserin der „Nachbaren“ hat in ihrem Romane „das Haus, oder die Familiensorgen und Familienfreuden“ den in seinem Werthe von ihr sicher anerkannten englischen Roman nachzuahmen, ohne Erfolg sich bemüht, und die Werthschätzung, die noch jetzt dem gediegenen, „romantischen Miniaturgemälde,“ wie es Lord Byron nennt, zu Theil wird, gibt sich u. A. auch darin kund, daß, nachdem zuerst der Vicar of Wakefield kaum einen Verleger fand, der ihn nach zaghaftem Bedenken des Drucks würdigte, er noch jüngst in französischen, italienischen und deutschen Uebersetzungen, zum Theil dem modernen Geschmacke gemäß mit Illustrationen ausgestattet, erschienen ist. Unter den letztgedachten ist die von Susemihl, mit Illustrationen von L. Richter herausgegebene Uebersetzung mit der nicht wohl zu unterdrückenden Bemerkung zu erwähnen, daß in diesem zu vielseitigem Genusse bestimmten Werke die wünschenswerthe Sorgfalt, Geläufigkeit und Reinheit des Ausdrucks leider zum Oeftern vermißt wird.

Vorzüglich befremdend war für den Unterzeichneten die Wahrnehmung der höchst auffallenden Steifheit, Ungenauigkeit, Geschmacklosigkeit, ja der oft zügellosen Willkühr, so wie der argen metrischen und prosodischen Verstöße, wodurch der gedachte Uebersetzer die schöne Ballade vom Eremiten an so vielen Stellen wahrhaft verunstaltet hat. Bei näherer Vergleichung mit dem herrlichen Originale, so wie auch mit der nachstehend mitgetheilten, dem englischen Texte sich möglichst genau anschließenden, schon vor mehreren Jahren aus innigem Wohlgefallen an dem Originale hervorgegangenen Uebersetzung des Unterzeichneten wird sich die Richtigkeit der ausgesprochenen Rüge sicher genügend herausstellen, wobei immerhin billiger Weise anerkannt wird, daß bei einer Sprache, wie die englische, welcher Präcision, ja Kargheit in Worten vor allen eigenthümlich ist, jedes schmückende Beiwort, jede unwesentliche Färbung des Ausdrucks in der deutschen Uebersetzung metrischer Stücke unmöglich wiedergegeben werden kann, wenn nicht die Zahl der Verse ungebührlich ausgedehnt werden soll, weshalb denn auch der Unterzeichnete in der nachstehenden Uebersetzung sich der Lösung einer so rigoristischen Aufgabe zu entschlagen keinen Anstand genommen hat.

Die besonders auffallenden oder rügenswerthen Strophen und Stellen der Uebersetzung von Susemihl wollen wir unter der unsrigen, nach der Strophenzahl geordnet, zur Vergleichung mittheilen.

1) „Komm, frommer Eremit vom Thal,
„Komm, führ' den öden Pfad
„Mich dorthin, wo ein milder Strahl
„Den Grund erhellet hat.

2) „Verlassen, einsam walle ich
„Mit trägem, mattem Schritt;
„Stets weitre Wildniß dehnte sich
„Mit jedem neuen Tritt."

3) „Sohn," sprach der Klausner, „schauerlich
„Bricht schon die Nacht herein,
„Und in's Verderben locket Dich
„Der treulos arge Schein.

4) „Des heimathlosen Pilgers Noth
„Verschließ' ich nie die Thür;
„Hab' ich auch selbst nur wenig Brod,
„Ich theil' es gern mit Dir.

5) „Bleib diese Nacht, genieße frei
„Der Hütte Gut als Gast:
„Ich geb' ein mäßig Mahl und Streu,
„Den Segensspruch und Rast.

6) „Frei hier im Thal das Schäfchen spielt,
„Sein Blut verschone ich;
„Die Macht, die mit mir Mitleid fühlt,
„Sie lehrt auch Mitleid mich.

7) „Doch hol' ich von des Berges Grün
„Ein Mahl mir, frei von Fehl;
„Für mich reicht Kraut und Früchte hin,
„Und Wasser aus dem Quell.

8) „Kehr' ein, o Fremdling, fasse Muth;
„Was hilft der Sorge Leid?
„Man braucht ja hier nur wenig Gut,
„Und dies nur kurze Zeit." —

9) Sanft, wie wenn Thau vom Himmel steigt,
So klang das traute Wort: —
Voll Demuth sich der Fremdling beugt,
Sie gehn zum Hüttchen fort.

10) Es lag an einem wüsten Ort
Das Hüttchen, still und fern;
Es fand der Arme Hülfe dort,
Verirrten half es gern.

11) Die Habe unterm Dach von Stroh
Ließ ohne Sorgen sein;
Durch eine Klinkthür traten froh
Sie in die Hütte ein.

12) Und zu der Zeit, wo jedermann
Sich müde sehnt nach Rast,
Der Klausner macht ein Feuer an
Dem ernstgestimmten Gast.

13) Er trägt ihm auf ein Kräutermahl,
Das er ihm liebreich beut,
Und freundlich durch der Mährchen Zahl
Verkürzt er ihm die Zeit.

---

5) Mein Binsenbett und nüchtern Mahl,
Segen und Ruh sind Dein.
10) War Armen Schutz in Noth und Plag, (!)
Wandrern ein Zufluchtsort.
12) Jetzt, wo der Städter bunte Schaar
Zum Schmause eilt in Hast, ꝛc.
Welche Lesart mag dieser Uebersetzung zum Grunde gelegen haben?

14) Und auch das Kätzchen springt vertraut
In ausgelaßnem Scherz,
Das Heimchen zirpt, das Reis sprüht laut
Die Funken himmelwärts.

15) Doch nichts vermochte alle Lust,
Nicht heiter ward der Gast;
Denn Kummer wohnt' ihm in der Brust,
Er weinte sonder Rast.

16) Der Klausner forschet aus sein Weh,
— Ihm blutet auch das Herz —
„O, armer Jüngling Du, gesteh,"
Sprach er, „woher Dein Schmerz?

17) „Irrst Du aus besserm Heimathland
„Entfernt in bitterm Harm?
„Versagt ein Freund Dir seine Hand?
„Wardst Du durch Liebe arm?

18) „Ach, Freuden, die das Schicksal bringt,
„Sie sind nur flücht'ger Tand,
„Und wer nach solchen Gütern ringt,
„Zeigt noch mehr Unbestand.

19) „Ist Freundschaft mehr als leerer Klang,
„Der uns im Schlummer wiegt,
„Ein Schattenbild, das, treu dem Rang,
„Den Armen herzlos trügt?

20) „Und Lieb' ist nur ein leer Getön,
„Der heut'gen Frau'n Gespött;
„Auf Erden wird sie nicht gesehn,
„Wärmt nur der Täubchen Bett. —

21) „Verliebter, weg mit Sorgennoth!"
Sprach er, „sei Weibern Feind! —
Und ihm verrieth der Wange Roth
Den liebekranken Freund.

---

14) Die Katze auch ihr Theil begehrt, (?)
Und schmiegt sich an ihn dicht, (?)
Das Heimchen zirpet unterm (?) Herd,
Die Motte schwirrt um's Licht. (??)

16) Der Eremit bemerkt, (?) sein Weh,
Sich gleichen Weh's bewußt (?) ꝛc.

18) Auffallend steif und ungefällig:
Und die sie schätzen, sind noch weit,
Weit eiteler, mein Kind

22) Er sieht verklärt das Angesicht
Vom Reiz, der schnell entflieht,
Gleichwie Aurora's Purpurlicht
Bald leuchtet, bald verglüht.

23) Scheu ist der Blick, es wogt die Brust
In banger Aengstlichkeit:
Im schönen Fremdling schaut mit Lust
Er — eine holde Maid.

24) „Verzeih," sprach sie, „die Frevelthat,
„Verzeih der armen Maid,
„Die frech dies Heiligthum betrat,
„Für Gott und Dich geweiht.

25) „Erbarm' Dich mein, erbarme Dich!
„Mich trieb die Lieb' umher;
„Ich suchte Ruh, doch quälet mich
„Verzweiflung immer mehr.

26) „Mein Vater wohnte an der Tyne, *)
„Reich, wie's nicht viele sind;
„Sein Reichthum sollte werden mein,
„Ich war sein einzig Kind.

27) „Es kam der Freier große Schaar,
„Mit mir davon zu ziehn;
„Man hieß mich schön, falsch oder wahr
„Sprach man von Liebesglühn.

28) „Stets kam der Wuchrer neue Schaar,
„Und bot viel Geld und Gut,
„Doch Edwin, der auch drunter war,
„Sprach nie von Liebesgluth.

---

22) Die Wange glüht wie Morgenroth,
Gleich wechselnd und gleich klar (?) rc.

23) Und vor dem Fremdling bebt zurück (?)
Ein Mädchen, reizbelebt.

24) Unschön, willkührlich und zu unverständlich:
„Verzeiht der Fremden," flehend bat
Die Trostlose, „verzeiht,
„Daß diese Schwell' mein Fuß betrat,
„Der Heiligkeit geweiht"

*) Tyne (spr. Tein',) ein Fluß in Northumberlandshire.

Gedichtes nur für reifere Schüler gehört, und zweitens, daß sie etwas Secondaires, Accessorisches ist und der eigentlichen Interpretation folgen soll.

Es sollte sich von selbst verstehen, ist aber doch vielleicht nicht überflüssig zu erinnern, daß diese Vergleichung des Gedichtes mit dem Grundstoffe nicht auf eine Kritik des Dichters, sondern auf eine bloße Beobachtung seines Verfahrens hinauslaufen dürfe. Der Schüler soll in die Werkstätte des Künstlers geführt werden, damit der Anblick seines Schaffens, seiner Sorgfalt, seiner Umsicht belehrend, belebend und begeisternd auf ihn wirke, nicht damit der Geist einer dünkelhaften, naseweisen Kritik in ihm angeregt werde. Es wird daher anzurathen sein, diese Beobachtung der Genesis eines dichterischen Kunstwerkes vorzüglich bei solchen Productionen vorzunehmen, wo das Verfahren des Dichters wenigstens nicht häufig zu Mißbilligung und Tadel herausfordert; und da wo man sich nicht mit ihm einverstanden erklären kann, mag von Seiten des Lehrers die Kritik mehr in Form von Bedenken, als entschiedenen Ausstellungen auftreten.

Unter den hier angegebenen Beschränkungen darf man aber unbedenklich das Ableiten der Gedichte aus ihren Quellen als eine treffliche Geistesgymnastik, als einen für Geschmack und Urtheil gleich bildenden Cursus der Poetik und Aesthetik ansehen. Was könnte belehrender und übender sein, als dieses Nachschaffen und Nachformen, diese Thätigkeit, worin sich Theorie und Praxis auf's innigste verbinden? Es kommen dabei ganz andere und feinere Punkte aus der Dichtungs- und Geschmackslehre, aus der Metrik und der Theorie poetischer Formgebung überhaupt zur Sprache, als in einem gewöhnlichen Cursus dieser Disciplinen.

Wie aber in allem Unterricht, so ist auch hier eine gewisse Stufenfolge, ein Fortschritt vom Leichtern zum Schwerern zu beobachten. Zuerst werden solche Uebungen bei Gedichten anzustellen sein, in denen die selbsterfundene Zuthat des Dichters zu dem, was er aus der Quelle geschöpft, nur gering ist, wo er das Quantum des Stoffes, die Reihenfolge, worin er dargestellt ist, und die zu Grunde liegende Idee ziemlich unverändert gelassen hat. In diesem Falle richtet sich die Aufmerksamkeit mehr auf das Aeußerlichste der poetischen Gestaltung, auf die Wahl des Metrums, auf die Vertheilung des Stoffes in die Strophen, auf den Unterschied des dichterischen und prosaischen Ausdrucks u. s. w. Zu andern Betrach-

tungen ist Anlaß geboten, wenn der Dichter es zwar bei dem überlieferten Quantum des Stoffes ungefähr gelassen, aber die Ordnung und Folge der Darstellung geändert hat, wie Schiller in seinem Kampf mit dem Drachen. Hier kommt nun das Zusammenziehen des zeitlich und räumlich Entlegenen auf einen engern Raum, die scenische Einheit, die dramatische Gestaltung eines epischen Stoffes u. dgl. zur Sprache. Wieder eine Stufe höher wird der Schüler geführt, wenn der Dichter das in der Quelle Vorgefundene bedeutend erweitert und ausgeführt hat, wie in Schiller's Bürgschaft. Bei diesem Gedichte z. B. wäre der Schüler dazu anzuleiten, sich Rechenschaft zu geben, warum der Stoff weiter ausgeführt werden mußte; und welche besondere Bestimmung jedes der vom Dichter erfundenen Motive habe. Einem bescheidenen Zweifel an der Zweckmäßigkeit des einen, schon von Goethe bedenklich gefundenen Motivs („Ich soll hier verschmachtend verderben.") mag dabei immerhin Raum gegönnt werden. Andere Betrachtungen ruft wieder ein Gedicht hervor, worin einem überkommenen ältern Stoffe eine neue Grundidee untergelegt ist; und so ließen sich von der Zurückführung der Gedichte auf ihre Quellen noch manche Abstufungen und Modificationen angeben, bis zu dem an der Gränze der freien Erfindung stehenden Falle, wo der Dichter aus einem irgendwo vorgefundenen ganz einfachen Keime durch die befruchtende Kraft seiner warmen Phantasie und Empfindung ein reiches und volles poetisches Gebilde entwickelt hat, wie z. B. Goethe im neuen Pausias. Auf welche Weise man bei diesem Gedichte dem Schüler einen Einblick in den Prozeß des dichterischen Verfahrens verschaffen könne, habe ich in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten (II. 285 ff.) wenigstens anzudeuten versucht. Ich ging dabei von dem Gedanken aus, daß es dem Dichter um einen förmlichen Wettstreit mit dem Maler zu thun gewesen sei, und finde diese Annahme nachträglich durch den Goethe-Schiller'schen Briefwechsel vollkommen bestätigt. Hält Jemand dies Gedicht seines Inhaltes wegen zur Behandlung mit Schülern nicht für geeignet, so fehlt es in unserer Literatur auch nicht an ganz unverfänglichen, die in gleicher Weise behandelt werden können. Ich nenne beispielsweise das schöne Gedicht „das Gewitter," von Schwab, welches gleichfalls aus einer ganz einfachen Notiz eines Tagesblattes sich hervorgebildet hat. Auf welche Weise dies geschehen, habe ich in dem ältern Archiv für den deutschen Unterricht (Jg. 1843, Hft. III., S. 34. ff.) zu zeigen gesucht.

Mittheilung

einer vorlutherischen deutschen Uebersetzung von Psalmen und anderen poetischen Stücken der Bibel.

Die hier mitgetheilten Stücke sind aus einer mir eigenthümlich gehörenden Handschrift entnommen. Dieselbe besteht aus 194 Pergamentblättern von 4 Zoll Höhe und 3 Zoll Breite, und enthält ihrem größeren Theile nach eine Agende in deutscher Sprache. Voran geht auf 13 Blättern ein Kalender, ganz so wie er sich in den lateinischen Büchern der Art sehr gewöhnlich findet. Dann folgen, mit der Ueberschrift: „He begynnen die seuen Psalmen zoe duitzen," die sieben Bußpsalmen, nämlich Ps. 6, 32, 38, 51, 102, 130, und 143, und dann erst kommen liturgische Formeln und Gebete, welche den Hauptbestandtheil des Buches ausmachen. Dabei sind aber nicht blos einzelne Bibelverse, sondern auch ganze Psalmen, außerdem Jes. 38, 10 — 20, desgleichen Mariä Lobgesang Luc. 1, 46 — 55. und Zachariä Lobgesang, Luc. 1, 68 — 79 benutzt, und diese längeren, in sich selbst abgeschlossenen Stücke sind es, die hier mitgetheilt werden sollen.

Das Alter der Handschrift kann nicht über das Jahr 1330 zurückgehen, da darin ein Ablaß des Pabstes Johannes von diesem Jahre erwähnt wird. Sie scheint der Mitte oder der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts anzugehören.

Der Dialekt des Buches ist nicht rein. Das niederdeutsche Element ist darin mehrfach mit dem hochdeutschen vermischt.

Die Uebersetzung ist unmittelbar aus der Vulgata, nicht aus dem Urtext, geflossen. Der Abweichungen von dem heutigen Text der Vulgata sind aber darin nur wenige und unbedeutende; nur die Versabtheilung — in der Handschrift immer durch große Anfangsbuchstaben angedeutet — ist oft eine andere. Für die Kritik

der Vulgata hat sie daher keinen Werth; aber als Sprachdenkmal verdient sie wohl aufbewahrt zu werden.

Zwei Bußpsalmen, nämlich 6 und 130, (nach der Vulgata 129) kommen nachher unter den Gebeten in etwas veränderter Gestalt noch einmal vor. Daraus scheint zu folgen, daß der Abschreiber zugleich der Uebersetzer ist. Wahrscheinlich ist das ganze Buch aus einem lateinischen Original, in welchem die beiden Psalmen nach der Vulgata auch doppelt vorkamen, unmittelbar übersetzt.

Im Folgenden ist die inkonsequente Orthographie der Handschrift mit diplomatischer Genauigkeit beibehalten. Auch in dem Gebrauche der Buchstaben v und u, deren jeder sowohl Vokal als Konsonant sein kann, bin ich genau der Handschrift gefolgt. In den meisten Fällen ist zwar die Aussprache nicht fraglich; so kann z. B. leuentich nur = leventich, vp nur = up sein; aber es kommen auch fragliche Fälle vor, und darum war es besser, Nichts zu ändern. Nur die Copula ind ist überall so geschrieben, während in der Handschrift nicht selten „iñ,“ einige Male sogar „in“ ohne Strich über dem n steht. Die zweite Form schien mir Nichts weiter als eine Abbreviatur für ind; aber die dritte Form, die zu spät bemerkt wurde, läßt es zweifelhaft, ob hier ein Schreibfehler anzunehmen ist, oder ob der Abschreiber wirklich promiscue ind und in sprach. Letzteres ist möglich, da in der Handschrift auch sonst ähnliche Inkonsequenzen vorkommen.

Eine Interpunktion hat die Handschrift nicht. Die Seitenzahlen in dem folgenden Abdruck beziehen sich auf die Versabtheilung der Vulgata. Da diese mit der Handschrift nicht immer übereinstimmt, so ist zur Erleichterung für das Auge hinter jedem Verse, sowohl nach der Abtheilung der Vulgata als auch nach der Abtheilung im Manuscript, ein Gedankenstrich gesetzt.

Psalm V.

Here myt dynen oren verhoire myne wort ind yn dynnen verstant 2.
myn roissen — Denck yn die stymme myns gebetz myn konynck ind myn 3.
got — Want zoe dyr here sal ich beden ind vroy morgens saltu verhoren 4.
myn stymme. — Vroy morgens sal ich by dir stayn ind sal seyn want 5.
du en bis neit der got der boisheit wilt — Noch de boissen en sullen neit 6.
by dyr wonen noch die vnrechten en sullen zeit blyuen vur dynen ougen
— Du hais gehast alle die boischeiden wirckent ind du salt verleisen 7.
alle die loegen sprechen — Den Mann der bloide ind den droigenaff-
tigen sal der heir verhassen — mer*) ich hoffde in die manch- 8.

*) Dies „mer“ in der Bedeutung aber ist ein gutes Analogon zu der Entstehung des französischen mais aus dem lateinischen magis.

uelbicheit dynre barmhertzicheit — Jch sal in gayn in dyn huis ind
9. sal anbeden zo dyme hilgen tempel yn dynre vorten — Here leyde
mich vort in dynre gerechticheit vmb mynre viant wille ind wyse zo recht
10. mynen weg in dyme angesicht. — Want in yrme monde en is die wair-
11. heit neit yr hertz is ydel — Jr kele is eyn offen graff sy wirckent be-
dreichlichen mit eren zongen got ordel sy — Si moissen vallen van eren
gedencken na der manchuelbicheit yrs affkerens van dyr so verdryff sy
12. want sy dich verzoernten — Jnd alle die in dich hoffen die sullen sich
verblijden in ewicheit ind du salt wonen yn in — Jnd in groisser glo-
13. rien sullen sy dich hauen al die dynen namen mynnent — want du salt
gebenediden d[illegible] rechtuerdiger — Here du hais vns gekroent als myt eyme
schilde dyns goiden willen —

Psalm VI.

2. Here in dyme grymmen moide en berispel mich neit noch in dyme
3. zorne en straiff mich neit. — Here erbarme dich over mich want ich dyn
4. seich mach mich gesont want alle myn beyn synt mir bedroeuet — Jnde
5. myne sele is seyr bedroeuet ind du here wie lange — Here beker ind er-
6. loise myne sele mach mich gesont vmb dyn barmhertzicheit — Want ne-
mant en is in deme dode der dynre gedenck noch in der hellen der dir
7. bicht — Jch arbeiden in myme suchten durch eyn eickliche nachte sal ich
8. weschen myn bedde myt mynen trenen sal ich netzen mynen leger. — Van
dem grymmen synt myne ougen bedroifft ich dyn gealdet vnder allen my-
9. nen vianden — Vleit van myr alle die quaide dynck wircken want der
10. here hait gehoirt die stymme myns weynens — Der here erhoirte myn
11. gebet der here ynt incks myn biddung he — Si schament sich ind
sullen snellichen bedroeuet werden alle myn viande sy sullen werden be-
keirt ind schamen sich snellichen —

Derselbe Psalm (VI.)

2. Here in dynre grymmicheit en bestraiff mich neit ind in dyme zorn
3. en berispel mich neit — Erbarm dich mynre here want ich kranck dyn ind
4. mach mich gesont here want alle myne gebeyntz synt myr verstoirt — Jnd
5. myne sele is seir verstoirt mer du here we lange — Kere dich vmb ind
6. verloisse myn sele mach mich gesunt vmb dyne barmherzicheit — Want in
dem dode en is nemant der dynre gedenckt ind wer sal dir bichten in der
7. hellen — Jch hayn gearbeit yn myme suchten yn eynre eicklicher naicht
sal ich weschen myn bedde mit mynen trenen sal ich netzen mynen leger
8. — Myn ouge is van zornicheit seir verstoirt ich alde vnder alle mynen
9. vyanden — Gait van myr alle die boisheit virckt want der here hait
10. verhoirt de stymme myns gebetz — Der here hait verhoirt myne bede
11. he hait myn gebet vntfangen — Alle myne vyanden moissen sich schamen
ind werden seir verstoirt sy moissen vmbgekeirt werden ind schamen sich
snellichen —

Psalm VII.

2. Here myn got in dich hain ich gehofft behalt mich van alle den
3. die mich veruolgen vnd verloise mich — Vp dat he neit als eyn lewe en

griff myne sele als nemant en is der sy verlois off behalde — Here myn 4.
got is id dat boisheit is in mynen henden — Ind ich in quait weder 5.
geuen die myr quait doynt so. sal ich mit rechte ydelichen vallen vur
mynen vyanden — Ind myn vyant sal veruolgen myn sele ind sal sy 6.
begreuen ind zotreden myn leuen in die erde ind sal myn glorie zo nete
machen — Stant vp here in dyme zorne ind verhijff dich in den enden 7.
mynre vyanden — Ind stant vp here myn got in dem gebode dat du geboden
hais — ind die vergaderunge der volck sullen dich vmbstayn — 8.
Ind vmb disse so ganck foirder in die hoichde — der heirre richtet die 9.
wolck — Richt mich na mynre rechtuerdicheit ind nae mynre vnnoselheit bouen mich — De boisheit der sunder sal vertzert werden ind du 10.
got salt zo recht wysen die rechtuerdighen du der vndersuiks die hertzen ind
die neren — Myne rechtuerdighe hulpe is van dem heren der dae behoit 11.
de rechtuerdigen van hertzen — Got is eyn rechtuerdich rijchter starck ind 12.
lidsam he en sal sich neit alle dage zurnen — Is id dat yr vch neit en 13.
bekeirt so sal se schudden syn swert synen bogen hait he gespannen ind
hait den bereit gemaicht — In deme Bogen hait he bereit die vass des 14.
doitz syne geschutze hait he bereit gelich als brende — Sich he gebeirt 15.
vnrechtuerdicheit he hait vntfangen bedroiffenisse ind hait vortbraicht die
boisheit — He offende die vnrein kule ind vyss groiff die ind veil in die 16.
kule die he gemacht habde — Syn wewe sal weder geknirt werden in syn 17.
houfft ind syne boisheit sal neder stijgen vp syne scheidel — Ich sal deme 18.
heren begeyn nae synre gerechticheit ind sal syngen dem namen des alre
ouersten heren —

Psalm XXII.
(Nach Luther XXIII.)

Der here regeirt mich ind mir en sal neit gebrechen — in die stat 1. 2.
der weyden hait he mich gesat — Bouen dat wasser der wederlauungen
hait he mich gevoit — ind hait bekeirt myn sele — He hait mich vort 3.
geleit vp de wege der rechtuerdicheit vmb synen namen — Want off ich 4.
wandelen in den midden des doitz scheme ich en sal dat quait neit ontforten want du mit mir bis — Dyne roide ind dyn staff de hant mich
getroist — Du hais eyne taiffel bereit vur myme angesichte ontgeyn die 5.
gene die mich bedrucken — Du hais vet gemaicht myn houfft in oley ind
myn kelch der droncken maicht we oeuerclair is he — Ind dyne barmhertzicheit sal myr na volgen alle de dage myns leuens — Ind vp dat 6. 7.
ich wone in deme huyse des heren in lanckheit der dage —

Psalm XXIV.
(Nach Luther. XXV.)

Zzo dir here hain ich vp gehauen myne sele — myn got in dich 1. 2.
getruwen ich ind des en sal ich mich neit schamen — Ind myne vyande 3.
ensullen mich neit bespotten want alle die dych verbeyden die en sullen
neit bespot werden — Alle die boisse dynck doynt vol ydel die werden 4.
confuyst — Here bewise myr dyne wege ind leir mich dyne pede —
Schick mich here in dynre wairheit inde lere mich want du bis myn got 5.

myn heilgeuer ind al den dach hayn ich dynre verbeidende gewairt —
6. Gedenck here dynre erbermden ind dynre barmhertzicheit die van ewich
7. synt — De sunden mynre yucht ind myne vnwissenheit en wil here neit
gedencken — Mer ghedenck mynre na dynre barmhertzicheit du here vmb
8. dyne guide — Der here is sois indgerecht darumb sal he eyne ewe geuen
9. den die mysdoint yn deme wege — He sal zo gerecht wisen die sanfft-
moidigen in dat gericht ind die soisse hertzen sal he syne wege leren —
10. Alle die wege des heren synt barmhertzicheit ind wairheit den genen de
11. dae begeren syn testament ind syne getzuge — Vmb dynen Namen saltu
12. here genedich syn mynen sunden want der is vil — Wer is der mynsch
der den heren ontfort he setzet eme eyn ewe in dem wege den he verkois
13. — Syne sele sal wonen in guide ind syn same sal eruen in der erden
14. — Der here is eyn fast fundament den die in ontfoirten ind syn testa-
15. ment vp dat id yn offenbair werde — Myne ougen synt alzijt zo deme
16. heren want he sal afftrecken myne voisse van dem stricke — Sich in mich
17. ind erbarme dich mynre want ich eynich ind arm byn — Die bedroissenisse
myns hertzen synt gemanychuelbichet verlois mich van mynen noeden —
18. Sich myne oitmoedicheit ind mynen arbeit ind vergijff myr alle myn sun-
19. den — Sich myne vyant want sy synt gemanchuelbiget ind mit boissem
20. bass haint sy mich gehast — Behoide myn sele ind verloise mich ich en
21. sal mich neit schamen want ich gehofft hayn in dich — Die onnoeselen
22. ind die gerechten heyncken mir an want ich hayn dynre verbeit — Ver-
loise got israhel van al synre bedroissenisse —

Psalm XXVI.

(Nach Luther: XXVII.)

1. Der here is myne erluchtunge ind myn heil wen sal ich foirten —
2. Der here is eyn beschirmer myns leuens van weme sal ich beuen — Als
die boisen neicken vp mich vp dat sy eissen myn vleisch — Myne vyande
3. die mich bedrucken sy synt gekrenckt ind synt geuallen — Ist dat sy setzen
weder mich ir sloisse myn hertz en salt neit foirten — Ist dat intghen
4. mich vpsteit ein strijt dar in sal ich hoffen — Eyn dynck bad ich van dem
heren dat sal ich verkrijgen dat ich wone in dem huse des heren alle die
dage myns leuens — Op dat ich sey den wille des heren ind vysentepr
5. synen tempel — Want he bedeckt mich in synen tabernakel in deme dage
der boiser he hait mich beschirmet in der verborgenheit syns tabernakels —
6. In dem steyne verhoiff he mich ind un hait he verhauen myn houfft bouen
myne vyande — Ich geynck vmb ind offerde in syme tabernakel dat offer
des roiffens ich sal deme heren syngen ind eynen pselmen sprechen —
7. Verhoir here myn stymme da ich mit roiffen dir erberme dich mynre ind
8. erhoire mich — Myn hertz sprach zo dyr myn angesicht hait dich gesucht
9. here dyn angesicht sal ich soicken — En keir dyn angesichte neit van
myr here nochen neighe dich neit in dyme zorne van dyme knecht —
Here bis mn hulper ind en laif mich neit achter nochen versmae mich
10. neit got myn heilgeuer — Want myn vader ind myn moder hant mich
11. achter gelaissen mer der here hait mich intfangen — Setze mich eyn
12. ewe in dyme wege ind schick mich yn die rechte pede vmb myn vyant — En

wil mich neit achter laissen in die selen der die mich verdrucken want valsche getzuge stonden vp vntgeyn mich ind die boisheit hayt ir seluer gelogen — Ich gelouuen zo seyn dat guit des heren yn deme lande der leuentichen — Verbeide des heren ind wirck menlich dyn hertz werde gesterckt verbeydende des heren — 13. 14.

Psalm XXXI.
(Nach Luther: XXXII.)

Selich synt die den ere misdait vergeuen ys ind der sunden bedeckt synt — Selich is der man dem der here geyne sunden gerechent en hait noch in syme geist en is geyn valscheit — Want ich sweich do veralden myr alle myne beyne do ich alle den dach reiff — Want dach ind nacht is dyne hand beswerет ouer mich ich bin bekeirt in mynere iamerheit als mit dornen umbstechen — Myne myssdait machen ich dir bekant ind myne vngerechticheit en verbarch ich neit — Ich sprach ich bichten yntghen mich myne vngerechticheit deme heren ind du vergheues mir die boisheit mynre sunden — Herumb sal bidden zo dir eyn eicklich hilge in der bequeymlicher tzijt — Nochtant in der vloit van vijl wassers en sullen sy eme neit neken — Du bis myn zoevluicht van deme bedroissenis dat mich vmbveynck myne vreude erloise mich van den die mich vmbgeynt — Ich sal dir geuen verstentenisse ind sal dich leren in deme wege dae du ynne geis myne ougen sal ich stichten oeuer dich — Ir en sult neit werden als dat part in der muyl in deme geyn verstentenisse en is — In deme tzoume ind in deme breidel twynck yr kinbacken die sich zo dir neit enneken — Der geiselen der sunder is vijl mer die yn den heren hoffent die vmbdeit barmhertzicheit — Ervreuwet vch in deme heren ind verblijt vch yr rechtverdigen ind glorieirt al die van rechten hertzen synt — 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11.

Psalm XXXVII.
(Nach Luther: XXXVIII.)

Here in dyme grymmen moide en berispel mich neit noch in dyme zorn en laster mich neit — Want dyn geschutze synt geuestiget in mich inde du hais dyne hant gestetiget ouer mich — Id en is geyn gesuntheit yn myne vleische van deme angesichte dyns zorns noch geyn vrede en is yn mynen beynen van deme angesichte mynre sunden — Want myne quaitheit hant ouergangen myn houfft ind als eyne swair burden synt sy gesweiert oeuer mich — Myne wonden synt vervolt ind zobrochen van dem angesichte mynre vnwissenheit — Ich byn gemaicht vnselich ind byn gekrumpt bis in dat ende in alle den dach geynck ich bedroifft yn — Want myn lenden syn vervult mit spot ind in myme vleische en is geyne gesuntheit — Ich byn bedroifft ind seir genedert ich grymmende van dem suchten myns hertzen — Here vur dir is al myn begerde inde myn suchten en is neit verborgen van dir — Myn hertz is bedroifft ind myn krafft hait mich gelaissen inde dat lichte mynre ougen en yss neit myt myr — Myn vrunt ind myn neisten neckden yntgeyn mich ind stonden ontgeyn mich — Ind die mit myr waren die stonden van verrens — Ind sy daeden macht die myn sele soichten — Ind die intghen mich soichten 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13.

14. quait die spraichen ydelheit ind sy dachten alle den dach boisheit — Mer ich was als wer ich douff ind was als eyn stumme der synen mont neit open deit —
15. Ind ich byn geworden als eyn mynsche der neit en hoirt ind neit havende
16. in syme monde eynge vnschuldunge — Want ich hoiffde in dich here
17. ind du hais mich gehoirt myn got myn here — Want ich sprach myne vyande en moissen sich neit ervreuwen eynghe zijt ouer mich ind als myne voisse beweget werden so haint sy grosse dynck gesprochen vp mich —
18. Want ich bereit byn in der geisselen ind myn wewe der is alzijt vur
19. myne angesichte — Want ich sal myn quaitheit kundigen ind sal dencken
20. vmb myne sunden — Mer myne viand leuent ind synt gesterckt ouer
21. mich ind synt gemenchueldiget die mich haynt gehast boislichen — Die myr gauen quait vmb guit die achtersprachen myr want ich voulchde der
22. guitheit — Here en lais mich neit myn got noch en ganck neit verre
23. van myr — Andencke in myne hulpe here got myns heils —

Psalm XL.
(Nach Luther: XLI.)

2. Selich is he die dae versteit vp die noitdurfftiche inde vp den armen
3. yn den quaiden dage sal yn der here verloisen — Der here bewart yn ind mach yn leuentich ind sal yn selich machen noch en sal yn neit ouer
4. geuen yn die selen synre vyant — Der here brenckt eme hulpe vp dat bedde syn wewens al syn gespreite bedde haistu gekeirt yn synre kranc-
5. heit — Ich sprach here erbarme dich mynere mach gesont myn sele
6. want ich dir gesundichet hayn — Myne vyande spraichen mir quait
7. wanneir sal se steruen ind syn name vergayn — Ind wast dat he van en bynnen yn geynck vp dat he sege he sprach eme seluer ydel dynck ind syn hertz sal eme seluer boisheit vergaderen — He vyf geynck en
8. buissen ind sprach in dat selue — Weder mich luysterent al myne vyande
9. weder mich dachten sy quait — Eyn boise wort sachten sy weder mich
10. die da sleifft he en sal neit me doyn vp dat he weder vperstae — Want der mynsche myns vreden deme ich betruweden der myn broit as der hait
11. groisselichen vermeiret die vedertredunge vp mich — Mer du here erbarme dich mynre ind verweck mich weder ind ich salt yn wedergeuen —
12. Daer yn bekant ich dat du mich woltz want myn vyant en sal sich neit ver-
13. vreuwen bouen mich — Mer du ontfeyncks mich vmb mynre vnnoeselheit
14. wilte inde verstichdes mich vur dyme angesichte in ewicheit — Gebenedijt sijstu here got ysrahel van ewicheit in ewicheit dat gewerde dat gesche —

Psalm XLI.
(Nach Luther: XLII.)

2. Als das hirtz begert zo deme born der wasser also got begert myn
3. sele zo dir — Myne sele hait gedurst na dir deme leuentichen born
4. wanneir sal ich komen ind verschinen vur deme angesichte gotzs — Myne trene waren myr broit dach ind nachte als man mir sachte wae is dyn
5. got — Dese dynck hain ich ouer gedacht ind vyf goif in myr myn sele want ich sal ouergayn in die stede des wonderlichen tabernakels bis zo deme huyse gotz — In der stymmen der vreuden in der begeungen ic

dat geluyt der wirtschaff — Wair vmb bistu bedroifft myn sele ind wair 6.
vmb verstuyrs du mich — Hoff in got want ich eme noch begayn he is
dat heil myns angesichtes — ind myn got — Tzo myr seluer is myne sele 7.
verstuirt darvmb sal ich dynre gedencken van dem lande der yordanen ind
hermonyim van dem cleinen berge — Dat afgront anroifft den affgront in 8.
der stymmen dynre hemelzeichen — Alle dyn hoichden ind alle dyne vloiden
synt ouergeganen ouer mich — In deme dage geboit der here syne barm- 9.
hertzicheit ind yn der naicht synen sanck — Sich myr is myn gebet zo gode 10.
ind ich sal zo gode sprechen du bis myn yntfenger — Wairvmb bistu mynre
vergessen ind wairvmb gayn ich bedroeuet yn als mich der vyant yynichet —
Als myne beyn zo braichen so spraichen sy myr schetlich myne vyant die mich 11.
bedruckden — Als sy myr sagen all dage wae is dyn got — Wairvmb bis 12.
du bedroifft myn sele ind wair vmb verstuyrs du mich — Hoff in got want
ich eme noch sall begeyn eyn selich geuer myns angesichts ind myn got —

(Der Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Salzwedel.

W. Gliemann.

Ueber Wortbildung besonders der neueren Sprachen.

(Schluß zu Archiv II. 2. p. 288.)

Mit Ζεύς, Ze-us (zweisilbig, wie das lat. De-us, da es nicht, z. B. wie νοῦς, παῖς perispomenirt oder wie die Silbe ζεῦγ in ζεῦγμα properispomenirt) ist, wie bemerkt, durch Vertauschung des ζ in ϑ logisch-organisch verwandt ϑε-ός und dieses mit dem lat. de-us, welches ebenfalls so viel als Erzeuger, Schöpfer heißt. Der Zusatz πατήρ zu Ζεύς in den griech. Autoren ist daher Nichts als Apposition oder etymologische Erklärung von Ζεύς. Die Dii oder Götter der Alten waren ihnen hiernach alle erzeugende oder belebende Wesen. Auch Δὶς (Διός, Διΐ, Δια; plur. Διές, Διάς) ist so viel als Ζεύς oder Deus, kret. Θιός, laked. Σιός, und alle diese Formen sind nur verschiedene Dialektformen der Wurzel Ze oder Zi. Da ζ in ς übergeht, so ist auch die Wurzelform συ in der Präposit. σύ-ν und in su-ere, su-mere, sum(-m)a, span. su-ma verwandt mit der Wurzel ζυ (zu gespr.) in ζυ-γός, und mit der deutsch. Präpos. zu (aus dem ahd. zu oder ze), so wie mit zu in zu-pfen (mit den Zehen der Hand) verwandt, und selbst das Wort Zu-nge zeigt seine fragl. Verwandtschaft mit zu in logischer und phonetischer Hinsicht. —

Geht e der Wurzel ze in i über, so erscheint das Wort Zi-ze (=Zitze=Brust-warze), so auch zi-ehen (mittelst der Hand-zehen) erziehen (mittelst der Brust-zehen) und ziehen mit den Fußzehen) über einen Fluß; auch zie-len (subjectiv) und Zi-el (objectiv, d. h. der Gegenstand, nach welchem gezielt wird). Eben so das Wort zi-mmern s. v. a. bilden (d. h. mit den

der Vulgata hat sie daher keinen Werth; aber als Sprachdenkmal verdient sie wohl aufbewahrt zu werden.

Zwei Bußpsalmen, nämlich 6 und 130, (nach der Vulgata 129) kommen nachher unter den Gebeten in etwas veränderter Gestalt noch einmal vor. Daraus scheint zu folgen, daß der Abschreiber zugleich der Uebersetzer ist. Wahrscheinlich ist das ganze Buch aus einem lateinischen Original, in welchem die beiden Psalmen nach der Vulgata auch doppelt vorkamen, unmittelbar übersetzt.

Im Folgenden ist die inkonsequente Orthographie der Handschrift mit diplomatischer Genauigkeit beibehalten. Auch in dem Gebrauche der Buchstaben v und u, deren jeder sowohl Vokal als Konsonant sein kann, bin ich genau der Handschrift gefolgt. In den meisten Fällen ist zwar die Aussprache nicht fraglich; so kann z. B. leuentich nur = leventich, vp nur = up sein; aber es kommen auch fragliche Fälle vor, und darum war es besser, Nichts zu ändern. Nur die Copula ind ist überall so geschrieben, während in der Handschrift nicht selten „iñ,“ einige Male sogar „in“ ohne Strich über dem n steht. Die zweite Form schien mir Nichts weiter als eine Abbreviatur für ind; aber die dritte Form, die zu spät bemerkt wurde, läßt es zweifelhaft, ob hier ein Schreibfehler anzunehmen ist, oder ob der Abschreiber wirklich promiscue ind und in sprach. Letzteres ist möglich, da in der Handschrift auch sonst ähnliche Inkonsequenzen vorkommen.

Eine Interpunktion hat die Handschrift nicht. Die Seitenzahlen in dem folgenden Abdruck beziehen sich auf die Versabtheilung der Vulgata. Da diese mit der Handschrift nicht immer übereinstimmt, so ist zur Erleichterung für das Auge hinter jedem Verse, sowohl nach der Abtheilung der Vulgata als auch nach der Abtheilung im Manuscript, ein Gedankenstrich gesetzt.

Psalm V.

Here myt dynen oren verhoire myne wort ind yn dynnen verstant 2.
myn roiffen — Denck yn die stymme myns gebetz myn konynck ind myn 3.
got — Want zoe dyr here sal ich beden ind vroy morgens saltu verhoren 4.
myn stymme. — Vroy morgens sal ich by dir stayn ind sal seyn want 5.
du en bis neit der got der boisheit wilt — Noch de boissen en sullen neit 6.
by dyr wonen noch die vnrechten en sullen neit blyuen vur dynen ougen
— Du hais gehast alle die boischeiden wirckent ind du salt verleisen 7.
alle die loegen sprechen — Den Mann der bloide ind den droigenaff-
tigen sal der heir verhassen — mer*) ich hoffde in die manch- 8.

*) Dies „mer“ in der Bedeutung aber ist ein gutes Analogon zu der Entstehung des französischen mais aus dem lateinischen magis.

uelbicheit dynre barmhertzicheit — Ich sal in gayn in dyn huis ind
9. sal anbeden zo dyme hilgen tempel yn dynre vorten — Here leyde
mich vort in dynre gerechticheit vmb mynre viant wille ind wyse zo recht
10. mynen weg in dyme angesicht. — Want in yrme monde en is die wair-
11. heit neit yr hertz is ydel — Ir kele is eyn offen graff sy wirckent be-
dreichlichen mit eren zongen got ordel sy — Si moissen vallen van eren
gedencken na der manchuelbicheit yrs afferens van dyr so verdryff sy
12. want sy dich verzoernten — Ind alle die in dich hoffen die sullen sich
verblijden in ewicheit ind du salt wonen yn in — Ind in groisser glo-
13. rien sullen sy dich bauen al die dynen namen mynnent — want du salt
gebenediden de rechtuerdiger — Here du hais vns gekroent als myt eyme
schilde dyns goiden willen —

Psalm VI.

2. Here in dyme grymmen moide en berispel mich neit noch in dyme
3. zorne en straiff mich neit. — Here erbarme dich over mich want ich dyn
4. seich mach mich gesont want alle myn beyn synt mir bedroeuet — Inde
5. myne sele is seyr bedroeuet ind du here wie lange — Here beker ind er-
6. loise myne sele mach mich gesont vmb dyn barmhertzicheit — Want ne-
mant en is in deme dode der dynre gedenck noch in der hellen der dir
7. bicht — Ich arbeiden in myme suchten durch eyn eickliche nachte sal ich
8. weschen myn bedde myt mynen trenen sal ich netzen mynen leger. — Van
dem grymmen synt myne ougen bedroifft ich dyn gealdet vnder allen my-
9. nen vianden — Vleit van myr alle die quaide dynck wircken want der
10. here hait gehoirt die stymme myns weynens — Der here erhoirte myn
11. gebet der here ynt incks myn biddung he — Si schament sich ind
sullen snellichen bedroeuet werden alle myn viande sy sullen werden be-
keirt ind schamen sich snellichen —

Derselbe Psalm (VI.)

2. Here in dynre grymmicheit en bestraiff mich neit ind in dyme zorn
3. en berispel mich neit — Erbarm dich mynre here want ich kranck dyn ind
4. mach mich gesont here want alle myne gebeyntz synt myr verstoirt — Ind
5. myne sele is seir verstoirt mer du here we lange — Kere dich vmb ind
6. verloisse myn sele mach mich gesunt vmb dyne barmherzicheit — Want in
dem dode en is nemant der dynre gedenckt ind wer sal dir bichten in der
7. hellen — Ich hayn gearbeit yn myme suchten yn eynre eicklicher naicht
sal ich weschen myn bedde mit mynen trenen sal ich netzen mynen leger
8. — Myn ouge is van zornicheit seir verstoirt ich alde vnder alle mynen
9. vyanden — Gait van myr alle die boisheit virckt want der here hait
10. verhoirt de stymme myns gebetz — Der here hait verhoirt myne bede
11. he hait myn gebet vntfangen — Alle myne vyanden moissen sich schamen
ind werden seir verstoirt sy moissen vmbgekeirt werden ind schamen sich
snellichen —

Psalm VII.

2. Here myn got in dich hain ich gehofft behalt mich van alle den
3. die mich veruolgen vnd verloise mich — Vp dat he neit als eyn lewe en

griff myne sele als nemant en is der sy verlois off behalde — Here myn 4.
got is id dat boisheit is in mynen henden — Ind ich in quait weder 5.
geuen die myr quait doynt so. sal ich mit rechte ydelichen vallen vur
mynen vyanden — Ind myn vyant sal veruolgen myn sele ind sal sy 6.
begrenen ind zotreden myn leuen in die erde ind sal myn glorie zo nete
machen — Stant vp here in dyme zorne ind verhiff dich in den enden 7.
mynre vyanden — Ind stant vp here myn got in dem gebode dat du ge-
boden hais — ind die vergaderunge der volck sullen dich vmbstayn — 8.
Ind vmb disse so ganck foirder in die hoichde — der heirre richtet die 9.
wolck — Richt mich na mynre rechtuerdicheit ind nae mynre on norsel-
heit bouen mich — De boisheit der sunder sal vertzert werden ind du 10.
got salt zo recht wysen die rechtuerdighen du der vndersuiks die hertzen ind
die neren — Myne rechtuerdighe hulpe is van dem heren der dae behoit 11.
de rechtuerdigen van hertzen — Got is eyn rechtuerdich rijchter starck ind 12.
lidsam he en sal sich neit alle dage zurnen — Is id dat yr vch neit en 13.
bekeirt so sal se schudden syn swert synen bogen hait he gespannen ind
hait den bereit gemaicht — In deme Bogen hait he bereit die vass des 14.
doitz syne geschutze hait he bereit gelich als brende — Sich he gebeirt 15.
vnrechtuerdicheit he hait vntfangen bedroiffenisse ind hait vortbraicht die
boisheit — He offende die vnrein kule ind vyss groiff die ind veil in die 16.
kule die he gemacht habde — Syn wewe sal weder geknirt werden in syn 17.
houfft ind syne boisheit sal neder stijgen vp syne scheidel — Ich sal deme 18.
heren begeyn nae synre gerechticheit ind sal syngen dem namen des alre
oversten heren —

Psalm XXII.
(Nach Luther XXIII.)

Der here regeirt mich ind mir en sal neit gebrechen — in die stat 1. 2.
der weyden hait he mich gesat — Bouen dat wasser der wederlaunungen
hait he mich gevoit — ind hait bekeirt myn sele — He hait mich vort 3.
geleit vp de wege der rechtuerdicheit vmb synen namen — Want off ich 4.
wandelen in den midden des doitz scheme ich en sal dat quait neit ont-
forten want du mit mir bis — Dyne roide ind dyn staff de hant mich
getroist — Du hais eyne taiffel bereit vur myme angesichte ontgeyn die 5.
gene die mich bedrucken — Du hais vet gemaicht myn houfft in oley ind
myn kelch der droncken maicht we oeuerclair is he — Ind dyne barm- 6.
hertzicheit sal myr na volgen alle de dage myns leuens — Ind vp dat 7.
ich wone in deme huyse des heren in lanckheit der dage —

Psalm XXIV.
(Nach Luther. XXV.)

Zzo dir here hain ich vp gehauen myne sele — myn got in dich 1. 2.
getruwen ich ind des en sal ich mich neit schamen — Ind myne vyande 3.
ensullen mich neit bespotten want alle die dych verbeyden die en sullen
neit bespot werden — Alle die boisse dynck doynt vol ydel die werden 4.
confuyst — Here bewise myr dyne wege ind leir mich dyne pede —
Schick mich here in dynre wairheit inde lere mich want du bis myn got 5.

den Handzehen s. v. a. mit den Händen) und ta=nzen (mit den Fußzehen oder Füßen) verwandt mit da in dem span. da-nzár, und franz. da-nser, tanzen. Im lat. sa-lire (springen). sal-tare (tanzen) ist s (=s=z=d) noch zu sehen. Eben so kömmt die Wurzel da auch im span. da-ño (Schaden), im span. da-ma und franz. da-me, Frauenbild vor, wo die Wurzel da=de=ζε=ze auf das organisirende Mittelglied (Zehe) hinweiset. Auch findet sich diese Wurzel im griech. δά-ω, oder δα-ύ-ω, ich baue, bilde. Auch erscheint da im altlat. da-nare statt da-re, span. dá-r, geben, und in der deut. Vorsylbe dar, z. B. da=rreichen, da=rbieten, Da=rlehen ist die Wurzel da, da und bezeichnet die Handzehe (d. i. den Finger oder überhaupt auch die Hand, mit welcher man gibt und nimmt. Im Engl. ging d in t über, z. B. to ta-me (s. v. a. do-mare, zähmen, daher auch im Deutsch. za=hm, d. h. durch und an die Handzehen gewöhnt ꝛc. Eben so betrachte man das griech. δα-ίω, ich the=ile (nämlich mit den Handzehen) und δα-ίς, die Theilung, Zutheilung beim Mahle, daher das Mahl selbst. Auch das griech δά-πνειν, beißen (mit den Zähnen, de-ntibus, welche zehenartig geformt sind, wie Zehen aussehen), daher δά-απνειν, essen, verwandt mit dem lat. da-ps, da-pes, Mahl, und dies, wie δά-πνω organisch entsprossen aus der Wurzel da, δα = de in de-ns, Zahn). Im Engl. heißen teeth und tooth, Zahn, und de-ntel, Zähnchen. Auch gehört zur Vergleichung hieher δά-ω, ich ze=hre, verze=hre (mit den Zähnen, d. h.) esse, auch ze=rreiße (d. h. theile, reiße mit den Handzehen). Und selbst das Wort reisen s. v. a. einen Weg zurücklegen, gehen, steht statt ve=r= oder ze=rreißen (nämlich mit den Zehen der Füße, d. h. mit den Füßen durch Gehen, den einen Ort vom andern gleichsam trennen). —

Geht i in u über, so erscheint die Wurzel du, δυ, du, z. B. in dem deutsch. und schwed. Personal=Pronomen Du (lat. tu, span. tú, griech. τύ, ital. tu, franz. tu). Dieses Wort stellt uns zugleich das Naturgemälde der sprechenden und der mit dem Zeigefinger angesprochenen Person dar, wobei wir sehen, daß der Name Du (ursprüngl. s. v. a. Zehe oder Zeigefinger, mit welchem der Naturmensch die Anrede begleitet) zugleich auf die Person, die er anredete, übertragen wurde. Wie oben schon einmal bemerkt wurde, heißt im Engl. toe (tu) die Zehe, ursprüngl. auch s. v. a. Handzehe oder Finger; daher to,

do s. v. a. das deutsche zu thu-en (st. zu du-en). Wie to und do, so sind die deutsch. Sylben du, zu und thu logisch-phonetisch verwandt, und haben alle den Wurzelbegriff von Zehe (di-gitus). Im Ahd. lautete zü wie zu oder zi. Auf gleiche Weise, wie das Wurzelwort Zehe, unter der Gestalt von de, im Altdeutschen, im Engl. unter der von the, als demonstratives Pronomen gebraucht wurde, so war es auch im Span. und Franz. unter der Form von de und im Ital. unter der von di (Zehe) zur Bezeichnung des Genitiv-Verhältnisses verwendet. Darum ist der Genitiv-Casus der Lateiner, Griechen und anderer älteren Völker recht eigentlich der Zeugungs-Fall. Und wenn wir ihn nicht mit Zeugungs- oder Deutefall übersetzen wollen, so legen wir recht klar an den Tag, daß uns der Sinn zur Erkenntniß der Natur-Verhältnisse abgeht. — Bei der weitern Betrachtung des Genitiv-Verhältnisses und dessen Bezeichnung finden wir, daß sogar der Infinitiv des Zeitwortes in dieses Casus-Verhältniß tritt und dasselbe im Franz. durch de, z. B. de dormir, zu schlafen, im Span. durch de, jedoch zur Bezeichnung des Futurums, z. B. haber de amar, zu lieben haben; im Ital. durch di, z. B. di dormire, zu schlafen; im Engl. to, z. B. to think, zu denken, für deren dreierlei Formen im Deutschen zu steht. Auch im Biblisch-orientalischen findet sich dieses Genitiv-Verhältniß im Infinitiv mit lĕ (zu) ausgedrückt, wovon uns die Sprache der Juden in dem Satze: er kommt zu (le) gehen, zu fahren, zu reiten, ein recht anschauliches Beispiel gibt. Es liegt in diesem Satze für uns, wenn wir ihn genau betrachten, wirklich ein Genitiv-Verhältniß, welches durch zu, im Hebr. durch lĕ (d. h. Lamed und Schĕwa mobile), mit dem Infinitiv ausgedrückt ist; denn es kann Jemand gehen, fahren oder reiten, ohne (zu uns) zu kommen; aber Niemand kann (zu uns) kommen, ohne entweder zu gehen, oder zu fahren oder zu reiten. Deßwegen sind die Infinitive mit zu (le) auch abhängig vom Verbum finitum kommen, und stehen logisch und grammatisch im Verhältnisse des Genitiv-Casus als dem Casus der Zeugung oder Abhängigkeit. Auf dieses Verhältniß weiset die hebr. Sprache durch le, die span. und franz. durch de, die ital. durch di, die deutsche durch zu hin; und der Grundbegriff von Zehe als dem hinweisenden Zeigefinger. — Auch gehört hieher die Wurzel du in du-deln, und tu in tu-pfen (mit den Fingern); auch du in du-mm von du-pfen (st. tu-pfen), d. h.

so viel als durch Tupfen, besudlerisch wie das dumme Schwein. Ingleichen hat die Wurzel δυ in δύ-νασθαι, können, vermögen (nämlich mit den dreierlei Zehen, daher auch) zeugen eine logisch-organische Verwandtschaft mit di, de und ze, als der Wurzel von Zehe. Deßwegen ist auch δυ-νάστης (do-minus) der Mächtige, und δύ-νατος, potens, vermögend, mit Zehe logisch-organisch verwandt. So die lat. Wörter du-cere, führen (mit den Zehen der Hände oder Füße, im letztern Falle als Wegführer oder Wegweiser. — Nebenbei sei bemerkt, daß das Verbum kön-nen (Subst. Kunst) in dem Begriffe von Zeugen mit dem tartarischen kun, Sonne, logisch-organisch verwandt ist. — Auch das lat. du-lcire, s. v. a. mit den Hand- oder Fußzehen, d. h. überhaupt mit den Händen oder Füßen weich, flüssig, süß oder angenehm zu essen machen, hat du zur Wurzel. Dagegen auch du-rare, hart, trocken machen (d. h. mit den Händen oder Füßen, und du-plicare, verdoppeln, d. h. (z. B. Zehen) zusammen legen, um das Doppelte anzuzeigen. Und selbst das Wort zwei, ahd. zwo, ist mit δύ-ω, δύ-ο, lat. du-o, franz. deux, span. dos, ital. dü-e insofern logisch-organisch verwandt, als z st. δ, d und w vor dem Diphthongen ei oder vor dem Vocale o nach Art des u im Sanskrit, Hebr., Latein. und anderen Sprachen in den Halbvocal w übergeht. — In dieser Weise könnten wir die organischen Verwandlungen der Lautformen s in sh, sch und z in dsch, tsch in d, th und t, so wie dieser in g (γ), j, c (κ) und χ, und dieser in b (β), p (π) und f (φ) nebst den logischen Verwandtschaften der, aus diesen Elementen, Vocalen und Diphthongen bestehenden, Wörter stammverwandter Sprachen noch verfolgen, um darzuthun, daß alle diese Elemente in mannigfaltiger Verbindung mit Vocalen aus einer innern logischen Einheit, d. h. aus Einem Lichtpunkte der Natur und des Geistes ausgehen und sich in ganzen Reihen von Wortbildungen und mannigfaltiger Färbung verbreiten: allein dies würde die Grenze des gegenwärtigen Versuches übersteigen; da wir nur noch die logischen Verwandtschaften des s und th, so wie den organischen Uebergang des s in d und den des d in g in unseren Wörtern aus verschiedenen Sprachen nachweisen wollen.

Daß nämlich s, σ in th, θ überzugehen pflegt, ersehen wir aus mehreren Beispielen; z. B. das lakon. Wort σῆ-μα lat. signum, Zeichen, geht im attisch. θῆ μα in θ über; und die logi-

schen Bedeutungen von θῆ-μα und σῆ-μα sind identisch; denn beide heißen s. v. a. signum, Zeichen d. h. eigentl. Etwas (mittelst der Handzehe) Gesetztes, Gestelltes; das Dor. σέ-ω, ich laufe, (mit den Fußzehen) ist logisch und organisch verwandt mit θέ-ω ich laufe, wenn θε=σε auf den Begriff der Fußzehe sich beziehen. Auch ist σε ίειν, wedeln (mit dem einer Zehe ähnlichen Schweife der Hunde, und von diesen gesagt) ist verwandt. Bezieht sich σε (se) oder θ auf den Begriff der Mittelzehe, so heißt se-o, auch se-r-o, ich sä=e (eigentl. se=e,) zeuge z. B. eine Frucht. Aber auch das dtsch. Wort Se=ite ist mit Ze=he logisch=organisch verwandt, da dasselbe den Ort des Körpers bezeichnet, wo die Handzehen sich befinden. Desgleichen ist ση-κός lakon., im attisch. θη-κός, ein Flechtwerk (mit den Handzehen gemacht,) daher ein um=ze=umter Ort, innerhalb dessen man Etwas setzt, hinthut, um es aufzubewahren, z. B. ein Schafepferch; daher auch ein Stall, weil man das Vieh da einstellt. Eben so ist θή-κη (auch θή-γη, von θέ-ω, ich setze mit der Handzehe) ein Behältniß, Kasten, Kiste, um Etwas da hinein zu setzen, um es aufzubewahren, und θέ-σις das Setzen verwandt mit ση-κός. Mit diesem ist aber hinwiederum logisch=organisch verwandt σά-κος oder σά-κκος, Sa=ck (meistens aus Ziegenharen gestrickt, daher auch χ ein Kleid, eine Kutte, um den Körper darin gegen Verletzung oder sonstige schädliche Einwirkungen zu schützen. Daher das gr. σά-γος, lat. sa-gum, überhaupt eine Art von groben Mantel, und σά γμα, die Decke (der Pferde); ebenso und selbst im Engl. ist d (von de, de =se), wie schon bemerkt, in th übergegangen, z. B. in the (Art. de=r, di=e, da=s) mit der allgemeinen Bedeutung des Hinweisens auf einen beliebigen Gegenstand; eben so in thin, deutsch dü=nnen, ver=dü=nnen (eigentl. mit i zu schreiben); auch thi-ng, das Di=ng, auch thi-nk, de=nken, und andere Wörter mehr. —

Wie in der griech. Sprache das δ (=ζ=σ) in γ (g und j), κ und χ (z. B. χέ-ω st. ἔχω, ich habe, und χε-ὶρ, die Hand, von χε-ίω ich fasse, halte) 2c., und diese in β (b und v=w) π und φ =f (z. B. φί-ω (fi-o) φί-λος, fi-lius φι-μός, Korb um die Saug= oder Brustzehen der Thiere, damit diese nicht sau=gen (säugen) können. Φό-ω (fuo) auch φά-ω, fo-r, fa-ri, sagen, φε-ρω, fe-ro führen, fahren, auch tragen st. ge-ro u. ge-o) übergeschlagen sind, um aus Einer Wurzel neue Stämme zu treiben, z. B. dor. δᾶ in γᾶ (st. γέ-α) und γῆ (st. γέ-η).

(Die Erde, Ernährerin,) γέ-νω, γε-νος, ge-nus, ge-nerare, γο-νευς (Erzeuger) von γο-νέω (ich zeuge,) γο-νος, γί-νομαι, γο-νή genitrix, Gebärende, Erzieherin, Ernährerin (mulier), verwandt mit dem pers. tsche, deutsch Zehe, i. g. σά-θη, u. a. m.; so ist dies auch in den neuern Sprachen geschehen, als: im Deutschen z. B. in: ge-ben und ge-hen; st. de-ben und dehen und diese st. ze-ben und ze-hen; und insbesondere im Englischen, wo die Wurzel ge in to gi-ve, ge-ben, ge-t, gehen und s. v. a. das altlat. ge-o, griech. γέ-ω, zeu-gen, zi-ehen, und erzi-ehen, auch gebären, pers. ge-io, Sonne (eigentl. Erze-uger.) Um diese logisch-organische Wortbildung noch mehr und überzeugender in der neuern Sprache zu zeigen, bietet sich uns gerade bei der Wurzel ge, ge ein gewünschter Anlaß in der engl. und deutsch. Sprache dar.

Im Engl. findet sich to go (=tu-g), zie-hen (mit der Handzehe) und to go ge-hen (mit den Fußzehen, d. h. mit den Füßen) z. B. to go to the college, ins Colleg gehen. — To giv-e, ge-ben (I ga-ve, ich ga-b) z. B. to gi-ve birth, Geburtgeben d. h. gebären, to give evidence, Zeugniß geben, bezeugen. — Kehren wir zum Urlaute e zurück, so erscheint uns ge-t, welches bald bedeutet: thun, (machen) bald bekommen, bald nehmen (näml. mit den Handzehen,) bald gehen, ziehen (z. B. wohin, nämlich mit den Fußzehen oder Füßen), bald zeugen, erzeugen (z. B. Kinder mit der Mittelzehe, dig. med), daher ist to be-ge-t, verwandt mit den deutschen Wörtern: be-ga-tten, Ga-tte. Beispiele hiezu sind: to ge-t off, weg-thun, get you ready, macht euch fertig (mit den Handzehen,) he got me in, er that, (brachte) mich hinein. I could never ge-t him to do it, ich konnte ihn nie machen (oder thun) zu thun es d. h. ich konnte ihn nie dazu bringen, es zu thun; to get away, weg-geben, weg-thun, weg-nehmen (oder weg-bringen, entfernen); to get a place, gehen, gelangen zu einem Amte, d. h., ein Amt bekommen; to get a wife, gehen (oder gelangen) zu einem Weibe, d. h. ein Weib bekommen; to get any thing abroad eigentl. geben ein Ding hinaus, d. h. Etwas bekannt machen; to get a woman with children, eigentl. gehen zu einer Frau mit einem Kinde, d. h. eine Frau schwängern, get you gone, begebt (oder macht) euch fort (näml. mit den Fußzehen oder Füßen); to get children, eigentl. Kinder erzeugen, Kin-

der bekommen. Auch heißt get selbst Kind (eigentl. ein mittelst der Mittelzehe Gezeugtes; daher be-getter, der Begatter, Gatte, Erzeuger; to get from, eigentl. ziehen (mit den Handzehen) von, d. h. entziehen; to get on, an-ziehen (mittelst der Handzehen) z. B. den Rock; to get over, gehen und ziehen (näml. mit den Fußzehen) über d. h. passiren, z. B. to get a river ziehen oder setzen über einen Fluß, a bridge, über eine Brücke gehen, ziehen; to get up, gehen, ziehen, steigen auf, z. B. auf ein Pferd; I shall get him up, ich soll ihn aufziehen (d. h. mit den Handzehen) aufstehen machen. Zu diesen Beispielen betrachte man noch got (imperf von to get) bekam, empfing (näml. mit den Handzehen), gate (la porte, porta) Thor (eigentl. s. v. a. Eingang (nämlich mit den Fußzehen) so wie das deutsche Gatte eigentl. s. v. a. Erzeuger (näml. mit der Mittelzehe) und Gatte oder Gattin s. v. a. Erzieherin oder Ernährerin (nämlich der Kinder mittelst der Brustzehe.)

Das Räthsel, wie die logische Verwandtschaft vieler, uns einander fremdartig scheinender Begriffe phonetisch und organisch verwandter Wörter zu erklären sei, ist also im Vorausgehenden gelöset. Die verschiedenen Völker Eines Mutterstammes haben nämlich im Laufe der Zeit und bei der räumlichen Entfernung von ihrem Mutterlande den Begriff des einen, hinweisenden Lebens-Momentes, des Lebens und Seins der Dinge, der Erzeugung derselben und deren zu vollendenden Bildung mit den bezeichneten vier organischen Gliedern, deren jedes wegen der unter ihnen bestehenden Aehnlichkeit im Aeußern und Innern, von dem Ur- oder Naturmenschen Se (Si) oder Ze (Zi) Zehe genannt wurde, verbunden und aus diesem General-Begriffe als der obersten Einheit, die jenem Glieder-Begriffe subordinirten, speziellen und individuellen Begriffe entwickelt, und nebenbei die beiden Laute s (oder z) und e (oder i) zur Bezeichnung dieser abgeleiteten Begriffe in der Weise organisch-phonetisch verändert, daß die Laute und Begriffe einander vollkommen entsprachen. Im Uebrigen dürfte aus diesem Versuche erhellen, daß noch alle diejenigen Wörter, welche mit den aus den aufgeführten Sprachen ausgehobenen und verglichenen phonetisch oder organisch verwandt sind, auch ihr ähnliches Verhältniß der logischen Verwandtschaft zu den aufgestellten Begriffen der Bildungsformen des Le-

bens und Daseins der Dinge, sowie zum obersten Begriffe aller Lebensbildungen d. h. zum Begriffe oder zur Idee des Lebens und Seins überhaupt beurkunden müssen.

Eine zweite Urwurzel und deren gleichmäßige etymologische Behandlung liefert ähnliche Familienreihen von Wörtern logisch-phonetischer Verwandtschaft, wie die betrachtete Se oder Ze. Sie ist aus gleichem Grunde des Geistes und der Natur erzeugt. Ihre physiologische Entwickelung in bestimmte Wortreihen ist jener der bezeichneten durchaus analog, und dürfte den Forscher gleichfalls zu den interessantesten Wahrnehmungen der Formen führen, welche, als Formen der Lebenserscheinungen und des sich aufnehmenden Geistes, in der Bildung oder Erzeugung ihrer Urwurzel und deren logisch-organischen Verwandlungen niedergelegt sind. Diese Urwurzel ist Ne (ni), oder No (nu), d. h. der, von dem Nasalen n eingeführte, dumpfe, noch unbestimmte Vokal e und verbindet mit sich den Urbegriff des Neigens mit dem Kopfe. Haben wir im Vorausgehenden versucht, die Erzeugung der Urwurzel Se in dem lebendigen, schaffenden Grunde der Natur und des Geistes zu erfassen, und deren logisch-organischen Entwickelungen in mannigfaltigen Bildungen an Beispielen mehrerer Wortfamilien stammverwandter Sprachen zu verfolgen: so wollen wir demnächst einen ähnlichen Versuch in Ansehung der dynamischen Erzeugung und logisch-organischen Verwandlungen dieser zweiten Urwurzel anstellen. Wir werden dabei wahrnehmen, daß alle Erscheinungen des Naturlebens, welche unter der Form des Neigens der Anschauung begegnen, durch Worte bezeichnet werden, die sämmtlich mit der Urwurzel Ne, welcher selbst, wenn sie pronuntiirt wird, das Neigen des Kopfes organisch begleitet, dem Laut und Begriff nach, logisch und phonetisch verwandt sind.

Vielleicht, vielleicht, sage ich, weil es jetzt noch nicht mit Sicherheit zu bestimmen ist, wird es sich dann ergeben, daß die beiden Wurzeln Se und Ne s. g. Urwurzeln und ihre Begriffe daher auch Urwurzelbegriffe sind, die wie fruchtbare Keime von allen Seiten hin neue Wurzeln treiben, aus denen Wortstämme sich bilden, die selbst wieder zu Wurzeln weiterer Wortstämme werden, wodurch eben mehrere Wortfamilien entstehen, die im ersten, zweiten, dritten und vierten Gliede mit einander logisch-organisch verwandt sind. Sollte Dieses das Ergebniß weiterer Forschung sein; dann würden zunächst die Naturlaute, welche, dem Ohre vernehmbar, von den Sprachorganen phonetisch nachgebildet wor-

den sind, der etymologischen Behandlung müssen unterworfen werden. Mit der organischen Darstellung dieser Laute in Worten und der daraus erwachsenen kleinen Wortreihen dürfte also ein großer Kreis der Wortforschung in seinem Grundrisse als durchlaufen anzusehen sein. Und da auch die Darstellung der Physiologie der Flexionsformen bereits anderswo gegeben ist; so bliebe endlich nur noch übrig, die logisch-organische Qualität der verschiedenen Partikeln, der Vor- und Nachsylben zu ermitteln, eine Arbeit, die in der That mehr Schwierigkeit darbieten wird, als man sich denken mag.

Wir hätten hiernach im Vorausgehenden die dynamische oder physiologische Wurzelbildung mehrerer Wortreihen nachgewiesen und zugleich den Schlüssel zu noch weiteren interessanten Aufschlüssen in dem geheimnißvollen Reiche der sprachlichen Erscheinungen gefunden. Es entsteht uns nun die Frage, nach welchen logisch-organischen Gesetzen sich aber die Wurzeln zu Stämmen formirt haben. Ein Versuch, auch diese Frage zu beantworten, wäre gewiß sehr wünschenswerth.

Zum Schlusse sei es mir vergönnt, noch einige Reflexionen über die Physiologie der Wurzelgebilde und deren Erforschung hinzuzufügen.

Werfe ich noch einen Blick auf meinen etymologischen Versuch, ganze Wortfamilien in ihrem logisch-organischen Lebensgrunde zu erfassen, zurück; so glaube ich dargethan zu haben, daß von dem innern Zusammenhange, von dem lebendigen Reciprocitäts-Verhältnisse der Dinge, als ihrer großen Einheit, die ursprüngliche und weit umfassende Verwandtschaft der Laute und Begriffe ausgehe; so daß Gedanken und Dinge, Wörter und Sachen in dem gemeinsamen leuchtenden Quell des Geistes- und Naturlebens identisch erscheinen müssen. Die Ursache dieser Identität ist nämlich die, daß der Geist Prinzip und Form des Naturlebens treulich in sich aufgenommen d. h. erkannt und dieselben in der Wortbildung genau reflectirt hat. Die ursprüngliche Menschheit hat hiernach, von innerer Naturnothwendigkeit getrieben, die Identität von Gedanke und Ding in das vermittelnde Wort niedergelegt. Wort ist etymologisch: das gehörte (eigentl. das gehorte, vom ahd. Zeitworte horen, horte st. hören, hörte, welches von Ohr abzuleiten ist) Ding, und hat demnach einen objectiven Begriff. Ding dagegen hat, da dieses vom ahd. Zeitwort dingen (verw. mit dem lat. dicere, sagen) deri-

virt wird, und sonach s. v. a. der gedingte oder ausgesagte Gedanke ist, einen subjectiven Begriff. Die Qualität des Wortes kann also nicht bloß von der logischen Seite, sondern muß auch von der Naturseite her, weil diese in dem Worte nachgebildet ist, aufgefaßt werden; wenn es dem Sprachforscher möglich werden soll, in desselben organischer Structur das Leben der äußern Natur und die Thätigkeit des dasselbe in sein Erkenntniß übertragenden menschlichen Geistes zu erkennen. Ein solches Qualitäts-Verhältniß, — dessen Auffindbarkeit schon, ohne Rücksicht auf dessen logisch-phonetische Entwickelung und Nachweisbarkeit in organisch-verwandten Wortreihen mit mehreren früheren Sprachgelehrten selbst von B. bis jetzt im Ernste bezweifelt wurde, — ein solches Qualitäts-Verhältniß glaube ich gefunden und in den vorausgehenden Entwickelungen an den Hauptgliedern physiologisch-verwandter Wortfamilien nachgewiesen zu haben. Daher betrachte ich auch, außer den angeführten Wörtern alle andern, mit Rücksicht auf ihre Formendungen (Formalismus) als reine Organismen, in ihrer äußern und innern Construktion als vollkommene Abbilder, als lebendige, ehrwürdige Kinder des menschlichen Geistes und der äußern Natur; da wir bei unserer Erforschung ermittelt haben, daß der Geist der Urmenschheit die Erkenntnisse einfacher Naturerscheinungen nach den mannigfaltigsten Verhältnissen des Lebens in dieselben gelegt hat. Wir haben in mehreren stammverwandten Sprachen gemeinsame Laute und deren Verbindungen untersucht und haben nicht ohne hohe Ehrfurcht und tiefen Schauer vor dem Urgeiste der Menschheit erkannt, daß jene Verbindungen in den betrachteten Wortfamilien von der Idee des allgemeinen Seins als der einfachsten Idee des Lebens ausgegangen sind und die Erscheinungen des Lebens im Zusammenhange naher und entfernter Verwandtschafts-Verhälnisse auf das Getreueste darstellen.

Es wäre mir wohl thunlich gewesen, noch mehrere Wörter aus verschiedenen indo-germanischen Sprachen in den Kreis unserer Forschung aufzunehmen; aber ich glaubte, daß schon aus den gegebenen mannigfaltigen Inductionen und Vergleichungen ersichtlich werde, wie aus dem Einen Lebens-Keime, Se oder Si genannt, Wurzeln schlagen, aus denen sich Nenn- und Zeitwörter bilden, die dann ebenfalls in frischer Lebensfülle neue Wurzeln von weiteren, durch organische Verwandlungen der Laut-Elemente gebildeten, Wortfamilien aus sich hervorbringen. Die also im zweiten oder dritten Grade mit den erstgenannten verwandten Wörter dürften

jedoch nur durch Erweiterung der Ansichten, die der menschliche Geist von andern und besonderen Lebensanschauungen gewonnen hat, *erzeugt* worden sein. — Sollte man übrigens nicht auf dem einmal geöffneten Wege können zu einer allgemeinen Natursprache kommen, welche uns zugleich aus der Erfassung ihrer Worte in deren gemeinsamem dynamischen Sinne und organischen Zusammenhange die Schlüssel zu einem alten philosophischen System der Natur entnehmen ließe? —

Mainz. **Dr. A. Schmitt.**

Zur Geschichte der neugriechischen Literatur.

Bemerkungen über die Gedichte des Manthos Joannu von Jánnina aus dem ersten Viertel des 18ten Jahrhunderts.

So großen Beifalls im westlichen Europa die neugriechische Volkspoesie, seit Göthe's günstigem Urtheil darüber und besonders seit Fauriel's trefflicher Sammlung sich zu rühmen hat, so wenig hielt bis jetzt die Literaturgeschichte, geschweige denn die Lesewelt, es der Mühe werth, von den Leistungen der wenigen genannten Dichter jenes unglücklichen Volks während der Jahrhunderte seiner tiefsten Erniedrigung Notiz zu nehmen; und stoßen wir ja einmal in Reisebeschreibungen oder andern Werken ethnographischen und historischen Inhalts auf beiläufige Bemerkungen über solche Productionen, so sind die Urtheile darüber durchweg entschieden wegwerfend und wohl geeignet, von jeder nähern Prüfung der verkümmerten und noch dazu schwer habhaft zu werdenden Früchte des rhomäischen Parnasses abzuschrecken. Läßt sich nun auch nicht leugnen, daß diese ungünstigen Urtheile vom Gesichtspunkt der ästhetischen Kritik aus nur zu wohl begründet erscheinen, ja daß die neugriechische Poesie in der That, wie J. Grimm (im Sendschreiben an Lachmann über Reinhart Fuchs) bemerkt, seit ihren ersten Anfängen bis auf die neueste Zeit außer den Volksliedern wenig Tüchtiges, nichts Treffliches aufzuweisen hatte, so ist dadurch noch keineswegs die Gleichgültigkeit des Historikers gegen literarische Denkmäler gerechtfertigt, die, ob auch poetisch null, doch unbestreitbar zu den wenigen und schwachen, aber zuverlässigen Lebens-Symptomen eines der merkwürdigsten Völker der Erde während einer langen und dunkeln, fast dürfte man sagen asphyktischen Periode sei-

ner Geschichte gehören. Eben diese Rücksicht erweckte in mir bei einer Stelle in des griechenfeindlichen J. L. S. Bartholdy „Bruchstücken zur nähern Kenntniß des heutigen Griechenlands“ (Berlin 1805), wo ein historisches Gedicht über die Eroberung Morea's durch die Türken (im J. 1715) beiläufig mit der souveränsten Geringschätzung erwähnt wird, nur den lebhaften Wunsch, das verachtete Produkt, das ich in spätern Werken über neugriechische Literatur, so weit sie mir zu Gebot stehen, nirgends angeführt finde, selbst kennen zu lernen. Nachdem der genannte Reisende, dessen wüthende Erbitterung gegen Alles, was griechisch heißt, nicht selten ans Komische streift, [1]) aus einer versificirten Erzählung des russisch-türkischen Krieges von 1768 bis 1774 einige Bruchstücke, aber nur in deutscher Uebersetzung angeführt hat, fertigt er, S. 410, das Gedicht über die Eroberung Morea's mit der Bemerkung ab, es sei „wo möglich noch unendlich kläglicher,“ als jenes, und er wolle keine Zeit damit verderben, Proben daraus mitzutheilen.“ Die Gefälligkeit eines Freundes, dem ich schon manche interessante Mittheilungen dieser Art verdanke, des Hrn. Oberstl. Heinze in Leipzig, verschaffte mir endlich das lange vergebens gesuchte Gedicht und nach sorgfältiger Prüfung desselben, die Bartholdy sich erspart zu haben scheint, rechne ich auf die Nachsicht des Lesers, wenn ich nicht so vornehm, wie jener, darauf herabsehe und es nicht für Zeitverderb achte, meinen Bemerkungen darüber auch ein paar charakteristische Proben daraus in Original und Uebersetzung beizufügen.

Das Gedicht über die Eroberung Morea's füllt in dem mir vorliegenden Abdruck, dessen Neuheit für die noch fortdauernde Popularität desselben in Griechenland spricht, nur 44 Seiten einer Gedichtsammlung von 120 Seiten, der es jedoch den Titel gibt und worin die übrigen Gedichte nur für einen Anhang gelten. Der Titel lautet: *Σύμφορα και αἰχμαλωσία Μωρέως στιχολογηθεῖσα παρὰ Μάνθου Ἰωάννου τοῦ ἐξ Ἰωαννίνων μὲ προσθή-*

---

1) So wird, um nur ein Beispiel von vielen anzuführen, wo von der Erbärmlichkeit der griechischen Aerzte zu seiner Zeit (also vor etwa 40 Jahren) die Rede ist, (S. 337.) zum Beleg ein Ausfall des ältern Cato beim Plinius gegen die griechischen Aerzte seiner Zeit citirt — eine enallage temporis, welche freilich vermöge der darin ausgesprochenen Identificirung der Neugriechen mit den Hellenen, dem, der auf das angefochtene Hellenenthum der erstern, großes Gewicht legt, für eine Schmeichelei gelten kann.

κην ἄλλων ἀξιολόγων ὑποθέσεων καὶ ἀφιερωθεῖσα τῷ ἐντιμωτάτῳ καὶ εὐγενεῖ κυρίῳ Ἰωάννῃ Δημητρίου. Ἐν Βενετίᾳ, ἐκ τῆς ἑλληνικῆς τυπογραφίας τοῦ φοίνικος 1839. Bartholdy hielt, wie es scheint, eine Glyky'sche Ausgabe von 1803 für die erste und das Gedicht für nicht viel älter. Die ganze Schreibart jedoch beurkundet unwidersprechlich ein mehr als hundertjähriges Alter und könnte noch ein Zweifel darüber obwalten, so beseitigt ihn des Dichters Erzählung, daß er selbst den unglücklichen Krieg auf venezianischer Seite mitgemacht habe und beim Fall Anapli's vom härtesten Mißgeschick persönlich betroffen worden sei[1] — eine autobiographische Episode, welche, obgleich sie vier Seiten füllt, Bartholdy ganz übersehen haben muß. Des Letztern geringschätziges Urtheil, wird man vielleicht nicht viel zu streng finden, wenn man das Gedicht nur als solches betrachtet, wenn man den gänzlichen Mangel poetischer Conception, die schleppende und unbeholfene, von gebildetem Geschmack keine Spur, von dichterischem Schwung nur selten eine Ahnung verrathende Darstellungsweise, die halsbrechend holprigen, ja zum Theil entschieden incorrecten, auch durch die gewaltsamsten Synizesen und Elisionen nicht zu berichtigenden politischen Verse und zu dem Allen die wirklich schauderhafte Barbarei der Sprache im Abgrund ihrer tiefsten Entartung berücksichtigt. Milder wird man dagegen richten, vernimmt man hier den ungekünstelten, aus der Tiefe des gepreßten Herzens sich emporringenden, ob auch rauhen und unmelodischen Laut der Klage eines schmählich niedergetretenen Volks, das nach kurzer Lüftung seiner Fesseln, plötzlich die Hoff-

---

[1] Seite 48 am Schluß der Geschichte des Krieges heißt es:

Ἐγὼ 'ς τ' Ἀνάπλι εὑρισκομουν, ποῦ γράφω τὴν στορία,
Καὶ τώρα καταστήθηκα 'ς τῆς Πούλιας τὴν 'ξορία.
Διὰ τοῦτο 'ξεύρω τὸ λοιπόν, τὰ ὅσα ἐγινῆκαν,
Κεὶς τὸ παρὸν εὑρίσκομουν ὄντας οἱ Τοῦρκοι ἐμβῆκαν,
Καὶ εἶδα μὲ τὰ μάτια μου τὸν θρῆνον ποῦ ἐγίνη,
Καὶ ὅποιος τὰ τ' ἀθυμηθῇ μαῦρα δάκρυα νὰ χύνῃ.

Ich selbst war in Anapli, der ich euch die Kund' ertheilte
Und der ich in Apulien jetzt in der Verbannung weilte.
Und darum weiß ich alles auch gar wohl, was vorgegangen,
Ich war dabei, als in die Stadt mit Sturm die Türken drangen.
Mit meinen Augen sah ich all den Jammer, der geschehen;
Blut weinen beim Gedanken dran muß noch, wer es gesehen.

Und nun folgt der ausführliche Bericht über sein eigenes Unglück, worauf wir später zurückkommen.

nung, derselben ganz und für immer ledig zu werden, grausam scheitern und sich der Willkühr seiner alten Tyrannen auf's neue preisgegeben sieht. Daß Manthos Joannu von Jannina, obgleich er sich genannt hat, ein Mann aus dem Volke, ein Naturdichter war, so gut wie die ungenannten Dichter der thessalischen Klephtenlieder, erhellt aus unzweideutigen Merkmalen, wie namentlich aus der ungebildeten Sprache, die man so verdorben in keiner Dichtung eines Λόγιος aus irgend einer Zeit finden wird. Der griechische Volkscharakter, wie er sich in den Hauptzügen bis auf den heutigen Tag erhalten hat, jene streng ascetische, doch vermöge ihres untrennbaren Zusammenhangs mit der Vaterlandsliebe von der dumpfen und unfruchtbaren Bigotterie einiger römisch-katholischen Völker wesentlich verschiedene Religiosität, das phrasenreiche, doch darum nicht minder aufrichtige und kräftige, wenigstens zähe, durch alle äußere Demüthigungen nicht zu vertilgende Nationalgefühl, der mit Furcht und Verachtung zugleich gepaarte Haß gegen die „Hagarener," die nicht viel geringere mißtrauische Abneigung gegen die Occidentalen, damals mit alleiniger Ausnahme der Venezianer, alles dies ist in dem ganzen Gedichte des Manthos auf's schärfste ausgeprägt; und schon diese Eigenschaft dürfte ihm, abgesehen davon, daß es fast allein die griechische Poesie jener Zeit repräsentirt, die Aufmerksamkeit des Literarhistorikers zuwenden. In weit höherm Grade jedoch nimmt es das Interesse des Historikers in Anspruch, der durch diese in einzelnen Partien sehr ausführliche und trotz der poetischen Form ungeschminkte Erzählung eines Augenzeugen die abendländischen und türkischen Berichte über den letzten siegreichen Eroberungskrieg der Pforte in Europa in mehr als einem Punkte berichtigt und ergänzt findet, wie dies aus einer kritischen Vergleichung mit dem betreffenden Werke Ferrari's [1]) als der vornehmsten italienischen Quelle, und mit den Nachrichten des türkischen Geschichtschreibers Tarichi Raschid bei Hammer [2]) sich ergibt. Da indessen seine historische und noch dazu meistens auf strategische Spezialitäten sich beschrän-

[1]) Girolamo Ferrari, notizie storiche della lega tra l' imperatore Carlo VI. e la republica di Venezia, contra il gran soltano Acmet III. e de loro fatti d' armi dal anno 1714 sino alla pace di Passarovitz. Venezia, 1736.

[2]) Jos. v. Hammer's Geschichte des Osmanischen Reichs. Band VII. B. 63, p. m. 173. ff.

lende Untersuchungen hier nicht am Platze sind, mögen mir nur noch einige allgemeinere Angaben über den Inhalt des Gedichts erlaubt sein.

Die vorausgeschickte Zueignung an einen gewissen Joannis Dimitriu ist, wie die letzten Zeilen ausweisen, nichts anders, als eine captatio benevolentiæ, um den wegen seiner christlichen Demuth und Menschenfreundlichkeit gepriesenen Gönner zur Uebernahme der Druckkosten zu bewegen. In einem, vier Seiten füllenden προοίμιον erzählt dann der Dichter, wie auf einer Seefahrt von Barletta (in der neapolitan. Prov. Terradi Bari) nach Venedig sein Schiff bei der Insel Pelagosa von zwei türkischen Piraten, einer Galiotte und einer Tartane, verfolgt worden sei, wie er sich mit dem übrigen Schiffsvolk bis auf den Kapitän, Marco Fachinetta von Rovigno, in der Schaluppe gerettet, wie er so glücklich nach der Insel Vissa (unweit der dalmatischen Küste,) und von hier, nach unverhoffter Wiedervereinigung mit dem heldenmüthigen, den Türken auch glücklich entkommenen, doch von dreitägigem Wachen am Steuerruder tödtlich ermatteten Kapitän, nach Slavonien [1]) gelangt sei und wie er sich hier während der 18tägigen Quarantäne auf dem Schiffe gedrungen gefühlt, die Kunde von den Leiden Morea's, das nicht so glücklich, wie er diesmal, der Knechtschaft in den Ketten der Ungläubigen entronnen, niederzuschreiben. Seite 9 bis 52 folgt hierauf in 31 Kapiteln die Geschichte des moreotischen Krieges, eingeleitet durch allgemeine Klagen und Betrachtungen über das Jammergeschick Morea's, vor Allem Anapli's (d. i. Nauplions.) Auf eine Erörterung der nähern und fernern Ursachen des Krieges, der hier ohne Weitres durch ein Tel est notre plaisir des Großherrn angeblasen wird, läßt Manthos sich nicht ein. Dem Leser aber drängt sich die Bemerkung auf, daß bei jener Gelegenheit zum ersten Mal die Geschicke eines Fürsten aus der Pfalz-Zweibrückischen Linie des Hauses Wittelsbach mit dem Verhängniß Griechenlands, obschon weder so unmittelbar, noch unter so günstigen Auspizien, wie in unsern Tagen, verflochten wurde. [2]) Denn der Flüchtling von Pultawa, der eisen-

---

[1]) Wenn nicht etwa bei Σκλαβουνιά hier an die Riva dei Schiavon in Venedig zu denken ist.

[2]) Die Verwandtschaft beider Fürsten weist diese Tabelle aus:

köpfige Gast des Sultans in Bender, Karl XII. allein war es, der die Pforte zum Kriege gegen das damals schon gefürchtete Rußland vermochte, und nur der für die Türken über alle Erwartung glückliche, wenn auch den Wünschen des Schwedenkönigs schlecht entsprechende Ausgang dieses Krieges, der jede Gefahr von Norden her beseitigte, gestattete es Achmet dem III., alle seine Streitkräfte gegen das schlecht gerüstete Venedig zu wenden und mit Ernst an die Wiedereroberung eines Landes zu denken, das etwa 30 Jahre früher die Republik, Dank dem Glück und Geschick ihres letzten großen Feldherrn Morosini und der Tapferkeit ihrer hannoverschen und andern deutschen Miethstruppen, Muhammed dem IV. entrissen hatte. Ohne auch der scheinbaren Vorwände zum Kriege, der angeblichen Wegnahme türkischer Schiffe und des von Venedig dem rebellischen Vladica der Montenegriner gewährten Asyls, zu gedenken, beginnt Manthos seine Erzählung mit der Aufforderung des Großwesirs (Damad Ali, Eidams des Sultan Achmet) an den Μπαΐλος, d. i. Gesandten, von Venedig, Andr. Memmo, (am 8. Dezember 1714,) für die Entfernung seiner Landsleute aus Konstantinopel zu sorgen, da der Sultan den Krieg beschlossen und ihm die Eroberung Morea's befohlen habe. Von der später völkerrechtswidrigen Verhaftung des Gesandten ist hier nicht die Rede. Das

---

Pfalzgraf Wolfgang zu Zweibrücken.

Pfalzgr. Johann I. zu Zweibrücken.	Pfalzgr. Karl zu Birkenfeld.
Pf. Gr. Johann Kasimir zu Kleeburg, vermählt mit Katharina Wasa.	Pfalzgr. Christian I. zu Bischweiler.
König Karl X. v. Schweden.	Pfalzgr. Christian II. zu Birkenfeld.
Karl XI.	Herzog Christian III. zu Zweibrücken.
Karl XII.	Prinz Friedrich v. Zweibrücken.
	König Max. Joseph v. Baiern.
	König Ludwig v. Baiern.
	König Otto von Griechenland.

zweite Kapitel enthält in directer Rede die weitern Aufträge des Sultans an den Wesir, wie u. a. den Befehl, die christlichen Kirchen und Klöster zu verbrennen, auf den Propheten zu hoffen, vor Allem zu sorgen, daß der Krieg sich nicht wie der kandiotische (der bekanntlich 24 Jahre, von 1645 bis 1669, gedauert hatte) in die Länge ziehe, und zu dem Ende sofort das ganze Heer, Spahi's, Janitscharen sammt den tatarischen Hülfsvölkern marschfertig zu halten. Im dritten Kapitel werden die weitern Kriegsrüstungen und der Aufbruch des Heeres (im April 1715) beschrieben, im vierten folgen die Instructionen des Sultans an den Kapudan Pascha (Dschanüm Chodscha) und die Einnahme der schönen Insel Tinos durch diesen Feldherrn (der früher Galeerensklav in venezianischer Kriegsgefangenschaft, jetzt die Flotte zittern machte, auf welcher er 7 Jahre gerudert hatte.) Kap. 5. und 6. wird der Zug des Wesirs nach Larissa und Theben, der hier gehaltene Kriegsrath (1. Mai) und der Aufbruch nach dem korinthischen Isthmus (Ἑξαμίλι) erzählt, den das türkische Heer am 10. Juni [1]) betrat. Auf den Bericht über die Eroberung von Korinth (3. Juli) im 7ten Kapitel folgt im 8ten die Aufforderung des Wesirs an den Generalgouverneur von Morea und Kommandanten von Anapli (Alexander Bono,) diese Hauptstadt mit ihren festen Schlössern zu übergeben, und im 9ten des Generals abweisende Antwort, die mannhaft genug lautet, wenn ihr nur eine mannhafte Vertheidigung und dieser besonders der venezianische Generalkapitän Hieronymus Dolfini (Ντολφίνης) mit der Flotte, die sich damals unnützer Weise in den Gewässern von Messenien umhertrieb, den rechten Nachdruck gegeben hätte. Die acht folgenden Kapitel (Seite 18. bis 26.) enthalten die sehr ausführliche Erzählung der neuntägigen Belagerung Anapli's und des Palamidis und insbesondere genaue Einzelheiten über die Verrätherei des französischen Obersten la Sal (Σάλας), als deren erstes Opfer zwar der Verräther selbst fiel, die aber auch allein dem Sturm der Türken (am 14. Juli) den sieg-

---

[1]) Dies Datum nennt Hammer, l. l. p. 178, im Text, am Rande dagegen den 27sten Juni, entsprechend dem türkischen 24ten Dschemachir 1127. Ueberhaupt müssen wir bei der aufrichtigsten Anerkennung der unsterblichen Verdienste dieses großen Historikers, gestehen, daß in dem vorliegenden Abschnitt seiner Geschichte eine Unklarheit der Darstellung herrscht, die es oft schwer, ja unmöglich macht, sich ohne Zurathziehung seiner Quellen darin zurecht zu finden.

reichen Erfolg sicherte. Die mit grellen Farben entworfene Schilderung dieses Sturms und des dabei angerichteten Blutbades im 18ten Kapitel (S. 26. bis 31.) ist als der Glanzpunkt der ganzen Kriegsgeschichte anzusehen und macht, wenn schon, als Gedicht betrachtet, ein Monstrum an Form- und Geschmacklosigkeit, dennoch weil sie durchweg das Gepräge der Wahrheit und einer vom eignen Anblick jener Gräuel in der Erinnerung noch lebhaft erregten Phantasie trägt, einen tiefern Eindruck auf den Leser, als andre derartige, auf Fictionen beruhende poetische Mord- und Brandgemälde, wo, wie z. B. im 2ten Buch der Aeneide die rhethorische Berechnung in jeder Zeile sich verräth. Das Gesagte gilt auch für das 19te Kapitel von dem durchaus nicht übertriebenen Bericht über die kannibalische Siegesfeier des Wesirs, der jeden gefangenen Christen mit 30 Oselotte (etwa 38 Thalern) bezahlte, um das Vergnügen zu haben, sie nach einander vor seinem Zelte köpfen zu sehen, [1]) ein Zeitvertreib, den ihm selbst der Scheich el Islam [2]) des Heeres aus politischen und religiösen Gründen nachdrücklich verweisen zu müssen glaubte. Im 20ten Kapitel werden die Namen der Obersten Branti [3]) und Tucari der verdienten Schande preisgegeben, weil sie das feste und wohlproviantirte Schloß von Morea unweit Patres (das alte Rhion am Eingang des Golfs von Korinth) [4]) mit allen Kanonen ohne Gegenwehr dem Seraster Karamustafa übergeben (2. August). Der sonst als Kommandant dieses Platzes angeführte Marcello wird hier nicht genannt. Am Schluß des Kapitels erzählt der Verf. die Ankunft der Tataren in Anapli und spricht von der traurigen Lage der griechischen Raja's, die, wie es heißt, gleich einer Heerde Schafe ohne Hirten den Wölfen

---

[1]) Hammer verlegt diese Kopfabschneidereien irrthümlich nach Mothon (S. 1812 f.), obgleich sein Gewährsmann Ferrari, dessen eigne Worte er doch anführt, sie (l. l. p. 52.) in Uebereinstimmung mit unserm Dichter im Lager vor Nauplion nach der Erstürmung dieses Platzes vor sich gehen läßt.

[2]) So glaub' ich wenigstens, das sonst unverständliche Wort Σεϊσελάμης lesen zu müssen.

[3]) Μπράντης. Vielleicht ein Deutscher, Brand.

[4]) Der Name des venezianischen Commandanten von Korinth, Minotti, wird wohl Jedem aus Byron's poetischer Verewigung eben dieser Belagerung von Korinth erinnerlich sein, einem Gedichte, das sich mit seiner Fülle dichterischer Gluth und Phantasie zu Manthos Joannu's hölzernen Knittelreimen etwa verhält, wie Rafael's Loggien zu den Holzschnitten in der Pfennigbibel.

zur Vertheilung überlassen wurden, da die Franken nur die Festungen (freilich auch schlecht genug) bewachten und rings im Lande die Türken sengen und brennen ließen. Das 21te Kapitel handelt von einem Zuge Assuman Pascha's mit 7000 Mann ins Innere des Landes zur Unterwerfung der Raja's, eine Expedition, die ich bei keinem andern Schriftsteller erwähnt finde. Genannt werden bei dieser Gelegenheit nur die Oerter Dara und Wetina (in Arkadien,) wohin, wie es scheint, Manthos selbst als Kriegsgefangener mitgeschleppt wurde. Wenigstens spielt im 22ten Kapitel der Bischof von Wetina ihm selbst gegenüber eine unerbauliche Rolle, indem er ihm und seinem Leidensgefährten Alexander Kabotortas statt des erflehten Beistandes in ihrer dringenden Noth nur böse Worte zu hören gibt, und dafür, wie billig, mit dem Pharisäer im Evangelium verglichen wird. Kap. 23. wird der Marsch des Wesirs mit dem Hauptheere nach Mothon erzählt. Bemerkenswerth ist hier das Verbot, die Raja's nicht zu beschädigen, bei Strafe des Verlusts der Hand. Im 24sten Kapitel klingt wieder die Antwort des General-Provveditore Vincenz Pasta auf des Wesirs Aufforderung, die Schlüssel von Mothon zu übergeben, kühn genug:

Καὶ ὁ Πάστας τ' ἀπεκρίθηκε, καλὰ σὰν παλληκάρι.
„Εἰς τὸ κανόνι κρέμουνται, και ἄς ἔλθη νὰ τὰ πάρῃ."

Und wie's dem Pallikaren ziemt, sprach Pasta keck und munter:
„An der Kanone hängen sie, da hol' er sie herunter."

Nur Schade, daß auch Pasta und der tapfre Jansich (Ζαντζίκης) von dem Generalkapitän, der durch sein Zaudern, nicht wie weiland Fabius, Alles rettete, sondern Alles verdarb, in Stich gelassen wurden. Die Eroberung von Mothon durch den Wesir und den Kapudan Pascha (am 17. August) wird ausführlich erzählt, nicht so des letztern (von Ferrari, p. 64. sqq.) erwähnte Großmuth gegen den gefangenen Pasta, der sich einst gegen ihn als Galeerensklaven menschlich erwiesen hatte und den er jetzt gegen die Brutalität des Wesirs schützte. Das 25ste Kapitel enthält den Ferman des Wesirs an den Sultan über die Eroberung Morea's, wofür er (später) mit einem Ehrensäbel und Pelz begnadigt wird, im 26sten erfährt er auf dem Rückmarsch von Mothon zu Leondari, daß die letzte den Venezianern noch gebliebene Festung, das starke Monembasia, sich seinem Untergeneral nicht habe ergeben wollen, und wendet sich nun selbst mit dem Heere dorthin, wobei unterwegs das Gebiet von Mistra (Lakonien) verheert wird. Kap. 27. berichtet Manthos die feige Unterwerfung des venezianischen Prov-

veditore (προβεδοῦρος) von Monembasia (Friedrich Badrero) und im 28sten des Wesirs[1]) grausames Verfahren gegen die vornehmen Griechen (προεστοὶ) dieser Stadt, die theils geköpft, theils auf Lebenszeit ins Bagno zu Konstantinopel transportirt wurden. Der Inhalt des sehr kurzen 29sten Kapitels ist mir nicht klar. Es heißt hier, der Wesir sei in Tripolitza angekommen, hier habe man ihm den Kopf des Pascha von Anapli überbracht und er darauf zu Myli (auf dem Wege von Tripolitza nach Argos) einen neuen Pascha ernannt, und dies alles, ohne daß bisher irgendwo von einem Pascha von Anapli, geschweige denn von der Ursache, warum er den Kopf verloren, die Rede gewesen wäre. Das 30ste Kapitel beginnt mit trostlosen Betrachtungen über den kläglichen Ausgang des Krieges, dessen ganze Geschichte freilich auf Seiten der Besiegten keine einzige glänzende Waffenthat, sondern nur die schmachvollsten Niederlagen und Verluste aufzuweisen hat. Weitläuftig beschreibt dann Manthos (S. 42 f.) den triumphirenden Einzug des Wesirs in Anapli, (im September) wobei er ihm nachträglich den Blitz des Himmels auf den Hals wünscht, und knüpft mit unverhehlter Freude daran die Nachricht, daß derselbe später im Kampf gegen die Kaiserlichen, wo er auf gleiche Ehren gehofft, bei Peterwardein (5. August 1816) von den Deutschen erschlagen und ihm der Kopf abgeschnitten sei. „Freue dich," ruft er, frohlocke, ganz Rumelien, und du, unglückliches Morea, denn dieser war es, der die Brandfackel über dich schleuderte!" Und hieran schließt sich nun die letzte lange Threnodie über das Loos Morea's, die vielleicht an poetischem Werth, wenn davon überhaupt die Rede sein kann, der Schilderung des Sturms von Anapli nachsteht, die aber den Dichter und damit sein Volk und seine Zeit am besten charakterisirt und die ich daher, so weit sie das 30ste Kapitel füllt, hier unverkürzt einschalte.

---

[1]) Die italienischen Geschichtschreiber sprechen nur von der Blokade und Einnahme Malvasia's durch den Kapudan Pascha. Auch stimmt es mit dem Folgenden besser, anzunehmen, daß der Wesir nur eine Abtheilung seines Heeres nach jenem Platz gesandt und selbst von Leondari den Marsch nach Anapli über Tripolitza fortgesetzt habe.

[1])ΘΡΗ̃ΝΟΣ ΕἸΣ ΤῸΝ ΤΡΙΣἈΘΛΙΟΝ ΜΩΡΈΑΝ
(Ἱστορία Μωρέως. Ed. Venet. 1839, p. 44 sqq.)

Κλαῦσε, Μωρέα, θρήνησον νύκτα καὶ τὴν ἡμέρα,
Τὸ πῶς ἐπαραδώθηκες 'ς τ' Ἀγαρηνοῦ τὰ χέρια.
Ποῦσαι, Μωριὰ ὑπέρπλουτε καὶ πύργε στολισμένε,
'Σ Ἀγαρηνοὺς καὶ Χριστιανοὺς πάντα σου ζηλευμένε;
Ποτὲ ὁ Μωριὰς δὲν ἔπαυε νὰ ἔχῃ ἡσυχία,
Πολλοὶ πολέμοι ἐγίνηκαν ἀπάνω 'ς τὸν Μωρία.
Μωριὰς πρέπει νὰ στολισθῇ ὡς ἕνα περιβόλι,
Ποῦναι πολλὰ ὡραιότατον καὶ τὸ ζηλεύουν ὅλοι.
Ἀπὸ τὸ δένδρα τὰ καλὰ παντᾆναι στολισμένος,[2])
Κι ἀφ' ὅλα τὰ βασίλεια παντᾆναι ζηλευμένος.

Εἰς τῶν Ἑλλήνων τὸν καιρὸν, ὡς γράφει ἡ 'στορία,
Πολλοὶ πολέμοι ἐγίνηκαν ἀπάνω 'ς τὸν Μωρία.
'Σ τὸ παλαιὸν εὑρίσκονταν στρατιῶτες ἀνδρειωμένοι,
Ἀπὸ τὴν Σπάρταν εὔγαιναν, ἄξιοι καὶ 'παινημένοι,
Ἀπὸ τὴν Σπάρταν εὔγηκαν τριακόσια παλληκάρια,
'Σ τὴν Κόρθον μέσα 'ς τοὺς ἐχθροὺς ἐμβῆκαν σὰν λεοντάρια.[3])
Ὅλοι ἐκεῖ χαθήκασι, παρᾶνας ἐγλυτῶσε,
Τὸν εἶδεν ἡ μητέρα του καὐτὸν τὸν ἐσκοτῶσε.
Ὅποιος διὰ τὴν πατρίδα του καὶ τὴν ζωήν του χάνει
Πρέπει του ὡσὰν ἅγιος ὁλόχρυσο στεφάνι.
Εὕρετέ μου τὴν σήμερον κανεῖς μὲ τόσην γνῶσι,
Κανεῖς διὰ τὴν πατρίδα του παιδί του νὰ σκοτώσῃ;
„Ὅλοι ἔλαβαν τὸν θάνατον νὰ γλύσουν τὴν πατρίδα,
Κ' ἐσὺ ὀπίσω 'γύρισες καὶ μοναχὸν σὲ εἶδα;
Αὐτὸ σοῦ πρέπει τὸ λοιπὸν καλλιάχω νὰ 'ποθάνῃς,
Διατ' ἂν δὲν εἶσουν ἄξιος, δὲν ἔπρεπε νὰ 'πύνῃς.“[4])
Νὰ ἦτον καὶ τὴν σήμερον ἐκείνη ἡ προθυμία,
Τώρα Τοῦρκος δὲν ἔμβαινε νὰ ὁρίσῃ τὸν Μωρία.
Αὐτ' ἦταν ὅλοι 'ς τ' ὕρματα, πάντοτ' ἀνδρειωμένοι,
Καὶ πάντα τους 's τὸν πόλεμον ἦτανε μαθημένοι.

---

[1]) Beim Lesen der griechischen Verse bitt' ich die Reuchlin'sche Aussprache und insbesondere auch die durch das ὑφέν (‿) angedeuteten Synizesen wohl zu beachten, ohne welche jede Spur von Rhythmus vollends verloren ginge.

[2]) Unter allen denkbaren Lobsprüchen würde dieses heutzutage auf den größern Theil und fast alle Küstengegenden der weiland schattigen Pelopsinsel am schlechtesten passen.

[3]) Manthos scheint hier die Thermopylenschlacht mit der 334 Jahre spätern Katastrophe von Korinth zu vermengen. (Welche verworrenen Vorstellungen von der alten Geographie und Geschichte ihres Landes die Griechen

Wehklage über das Unglück Moreas.

Aus Manthos Joannu's Geschichte der Eroberung Morea's.

Morea, wohl bei Tag und Nacht magst Du mit Thränen klagen,
Daß Hagar's Brut mit harter Faust in Fesseln dich geschlagen.
Was ward aus dir, du reiche Burg, mit stolzem Schmuck bekleidet,
Die Christ und Hagarener sich scheelsüchtig stets beneidet?
Noch konnte sich Morea nie der Ruhe dauernd freuen,
Kaum war es still, gleich brach der Sturm des Krieges los von neuem.
Morea ziemt's als herrlichster Garten im Schmuck zu prangen,
Auf den die Augen Aller schau'n mit neidischem Verlangen.
Beschattet wird es weit und breit von Bäumen stolz und prächtig,
Und heiß begehrt ward's jederzeit von Fürsten groß und mächtig.

Zu der Hellenen guter Zeit, wie die Geschichten melden,
Ward in Morea manche Schlacht durchkämpft von wackern Helden.
Vor alters, wie so ritterlich die Kämpfer sich erwiesen!
Von Sparta rückten sie hinaus, preiswürdig und gepriesen;
Von Sparta rückten sie ins Feld, dreihundert Pallikaren;
Wie Löwen drangen zu Korinth sie in der Feinde Schaaren.
Und Alle fielen, Einen nur sah man zur Flucht sich wenden;
Wie den die Mutter sieht, erschlägt sie ihn mit eignen Händen.
Läßt Einer für das Vaterland sein Leben, ziemt zum Lohne
Für ihn als einen Heil'gen sich die gold'ne Lorbeerkrone.
Doch findet heute Einen mir, der so gesonnen wäre!
Wer tödtete sein Kind noch zu des Vaterlandes Ehre?
„Das Vaterland zu retten, ist das ganze Heer gefallen,
Und du nur kehrst zurück, und dich seh' ich allein von Allen?
Darum gebührt sich's jetzt fürwahr, auch dir den Tod zu geben;
Bewährtest du als Mann dich nicht, so darfst nimmer leben!"
O glühte solche Kampfbegier, so kühner Muth noch heute,
Morea würde nun und nie des Türkentrotzes Beute!
Die tapfern Alten sah man nur im Waffenschmuck, sie waren
Schlagfertig jeden Augenblick, rüstig und kriegserfahren.

---

schon im Mittelalter hatten, sieht man u. a. aus der Verschronik Ephraim's von Byzanz, der aus den Thermopylen einen Ort in Attika macht.

*) Die Geschichte steht bekanntlich im Plutarch (ed. Xyland. II., p. 241.), woher sie aber Manthos sicher nicht geschöpft hat. Als Pendant stehe hier die Anrede der spartanischen Mutter in dem gleichfalls versificirten altgriechischen Original:

"Ερρε κακὸν φίτυμα διὰ σκότος, οὗ διὰ μῖσος,
Εὐρώτας δειλαῖς μηδ' ἐλάφοισι ῥέοι.
'Αχρεῖον σκυλάκευμα, κακὰ μερὶς, ἔῤῥε ποθ' ᾅδην,
"Ερρε τὸ μὴ Σπάρτας ἄξιον οὐδ' ἔτεκον.

Ἀπὸ τὰ Φάρσαλ' ὁ Ἀχιλλεύς, Μενέλαος ἐκ τὸ Ἄργος,[1])
Αὐτ' ἦτανε ὁ χαλασμὸς τῆς 'ξακουστῆς Τρωάδος.
Αὐτοὶ οἱ δύο 'στάθηκαν τ ἀνήμερα θηρία,
Μενέλαος ἦτον γεννητὸς 'ς τὸ Ἄργος τοῦ Μωρέα.

Μωρέα, ποῦναι ἡ δόξα σου καὶ ποῦναι ἡ τιμήσου;
Καὶ τώρα παραδώθηκες 'ς τὰ χέρια τοῦ ἐχθροῦ σου;
Ἡ καύχησις τῆς Βενετιᾶς, τῆς πιάτζας τὸ σταντάρδον,[2])
Καὶ τώρα παραδώθηκες 'ς τὰ χέρια τῶν βαρβάρων;
Τῆς Κρήτης ἦτον τῆς ἀχῆς, τ' ἄλλον ἀπὸ τὴν Κύπρον,
Τὸ τρίτον εἶναι τοῦ Μωριᾶ πρέπει νὰ ἔχῃ σκῆπτρον.
Ἀφ' ὅσα 'ρένια 'βρίσκουνται, Μωριᾶς εἶναι βασίλειον,
Ὡς ὅλα τὰ ποιήματα θαμπόνουν ἐκ τὸν ἥλιον.
Ὁ Μοροζίνη (ς) ὁ 'ξακουστὸς 'πῆγε μὲ τόσ' ἀσκέρια,[3])
Αὐτὸς τὸν ἐλευθέρωσε 'μ τ' Ἀγαρηνοῦ τὰ χέρια.
Καὶ δὲν ἐστάθη εἰρηνικὸς παρὰ τριάντα χρόνους,
Καὶ τώρα πάλι 'βρίσκετα εἰς βάσανα καὶ πόνους.
Ὅσα βασίλεια 'βρίσκουνται ὅλα 'ς τὴν γὴν 'απάνω,
Οἱ σούδιτοι δὲν ἀπερνοῦν, ὡσὰν 'ς τὸ Βενετζιάνο,
Ὡς εἶναι πάντ' ἐλεύθεροι κ' ἔχουν τὴν ἐξουσίαν,
Καὶ πείραξιν δὲν ἔχουσιν ἀπὸ τὴν αὐθεντίαν.[4])

Ποῦναι, Μωριά, οἱ ἄρχοντες καὶ ποῦναι ἡ παῤῥησία,
Καὶ ποῦναι τὰ ζευγολατειά, 'κοῦ εἶχαν τὰ χωρία;
Ποῦν', ἄρχοντες, ἡ δόξα σας, μαὶ ποῦναι καὶ οἱ πράβοι,
Ποῦ ἄνθρωπος ἐτρόμαζε νὰ περ'πατῇ τὸ βράδυ;
'Σ τὰ ντάτζια καὶ 'ς ταῖς δεκατιαῖς πολλ' εἶχαν συντροφίαν,
'Σ τὸ διάφορον ἐμοίραζαν, μὰ ὄχι 'ς τὴν ζημίαν.

---

[1]) Dieser Vers ist ein Beweis mehr, daß der Dichter ein Mann aus dem Volke war, der die Namen der alten Heroen nur obenhin vom Hörensagen kannte. Jeder Grieche schon zu jener Zeit, der irgend Anspruch auf das Prädikat eines Λόγιος machte, hätte seinen Homer besser inne gehabt. (Ein Beispiel wie seltsam die altgriechische Heldensage im Munde des gemeinen Mannes in Griechenland, wo sie übrigens wieder ein gewisses Leben zu gewinnen scheint, mitunter sich gestaltet, sieht man in dem Fragment der Geschichte Agamemnons in meinen metrischen Bearbeitungen neugriechischer Gedichte S. 113 ff.)

[2]) Wo man jetzt auf dem Marktplatz die drei östreichischen Flaggen sieht, wehten zur Zeit der Republick die Paniere von Kreta, Cypern und Morea noch lange nachdem Venedig diese Königreiche verloren hatte. Es besaß von 1206 bis 1669 (die Festungen Suda und Spina longa noch bis 1715), Cypern von 1486 bis 1571, in Morea einzelne Festungen mit ihren Gebieten, namentlich Nauplion seit dem Anfange des 13ten Jahrhunderts und die ganze Halbinsel von 1686 bis 1715.

[3]) Diese ἀσκέρια waren vor Allem die Deutschen, zumal die hannoverschen Hülfsvölker unter dem Prinzen Maximilian Wilhelm. Ihnen, wie dem Grafen Königsmark, als Obergeneral des Landheers, verdankte der alte Seeheld Franz Morosini hauptsächlich den glänzenden Erfolg seiner Waffen bei der Eroberung Morea's, die er in den Jahren 1685 bis 1687 erst als Generalkapitän, dann als Doge vollendete.

Achilleus der Pharsalier und Menelaos brachten
Der weitgepries'nen Troas Noth und Tod in blut'gen Schlachten.
Gleich wilden Thieren hielten Stand die Helden auserkoren,
Zu Argos in Morea war der Menelas geboren.

Morea, sag, wo blieb dein Ruhm? was ward aus deiner Ehre?
So bist du überliefert, jetzt des Feindes wüth'gem Heere?
Venedigs stolzestes Panier auf seinem Markt noch eben,
So bist du jetzt den Händen der Barbaren preisgegeben?
Die Herrschaft Kretas erst, dann die von Kypros und zum Dritten
Morea's Szepter hatte kühn der Markus-Leu erstritten.
Hoch prangt Morea's Herrlichkeit vor allen Königreichen,
Gleichwie die ganze Schöpfung muß den Glanz der Sonne weichen.
Der Morosini, hocherlaucht, zog aus mit starken Schaaren,
Der hat das Land errettet aus den Händen der Barbaren.
Doch länger nicht als dreißig Jahr genoß es Ruh' und Frieden,
Da ward auf's neue Noth und Qual und Jammer ihm beschieden.
Kein Volk, soweit die Erde reicht, in aller Herren Reichen
Kann sich den Unterthanen der Lagunenstadt vergleichen,
Die ihre eignen Herren sind und freie Leut' in Allem,
Die eiserne Gewalt nicht drängt nach fürstlichem Gefallen.

Wo blieben die Archonten? wo läßt sich ihr Freimuth schauen?
Morea, sag, was ward nur aus all deinen reichen Auen?
Wo blieb eu'r Ruhm, Archonten, was ward aus den braven Rittern
Hier, wo die Leute, Abends nur vor's Haus zu treten, zittern?
Groß war die Freundschaft, wo es galt, die Steuern einzustreichen;
Zehnten und Zinsen theilten sie, den Schaden nicht desgleichen.

---

*) So sehr man bei den herrschenden und im Allgemeinen auch nur zu wohlbegründeten Ansichten über die Tyrannei der alten venezianischen Aristokratie, auf den ersten Blick sich versucht fühlt, in den obigen Lobsprüchen nur eine handgreifliche Ironie zu sehen, so glaub' ich sie doch im Munde des griechischen Volksdichters jener Zeit für aufrichtig halten zu müssen. Ich stütze mich dabei vornehmlich auf die gehaltvolle Abhandlung: die Venezianer in Morea, in L. Ranke's historisch-politischer Zeitschrift, Band II. Heft 3. (Berl. 1835.) Aus den dort befindlichen, größtentheils aus handschriftlichen Quellen des venezianischen Archivs geschöpften Angaben ist zu ersehen, daß bei mannigfachen sonstigen Mängeln, doch die venezianische Verwaltung von Morea, namentlich der verständige und menschenfreundliche General-Provveditore Anzolo Emo (1705 bis 1708), schon aus Klugheit es sich angelegen sein ließ, den griechischen Bürger und Bauer gegen die Erpressungen und Gewaltthaten der Archonten und Kapitane zu schützen, die unter dem Regiment des türkischen Pascha's als deren Werkzeuge unter den Titeln von Chodscha-Baschi's und Armatolen ihren armen und schutzlosen Landsleuten gegenüber leichtes Spiel hatten. Dies war denn auch der Grund, weshalb sie durch ihre Lauheit, ja viele durch notorische Verräthereien zu dem schnellen Verlust des Landes nicht wenig beitrugen. Aus diesen Umständen erklären sich auch zum Theil die nächstfolgenden Verse.

Ὁ κύριος παντοδύναμος κάνει δικαία κρίσι,
Ποῦ τὄδωσε τ' Ἀγαρηνοῦ, διὰ νὰ τὸ ὁρίσῃ.
Ἡ περιφάνεια ἤτανε ἡ πρώτη ἁμαρτία,
Πρῶτα 'ς τὴν Κρήτην ἤτανε καὶ ἦλθε 'ς τὴν Μωρέα.
Ὁ κύριος γὰρ ὡς βούλεται νὰ τοὺς ἐταπεινώσῃ,
'Σ τὰ χέρια τῶν Ἀγαρηνῶν νὰ τοὺς ἐπαραδώσῃ.
Ἀπὸ τὴν περιφάνειαν τὴν τόσην δόξαν χάσα,
Καὶ πόσοι τώρα 'βρίσκονται νὰ περ'πατοῦν μὲ ῥάσα;

Ὦ Θεέ μου παντοκράτορα, καὶ παῦσαι τὸν θυμόν σου,
Καὶ γλύτωσαι τὸ πλάσμα σου νῦν ἀπὸ τὸν ἐχθρόν σου.
'Σ χάριν σου νὰ προσεύχουνται καὶ νὰ παρακαλοῦνται,
'Μέρα καὶ νύκτα προσευχή, ποτὲ νὰ μὴν κοιμοῦνται.
Καὶ δός τους πόνον 'ς τὴν καρδιὰν καὶ δύστομον ῥομφαία,
Ὅτι ἐκαταπάτησαν τάφον τ' ἁγίου Ἀνδρέα.[1])
Ὦ Θεέ μου, δῶσαί τους ῥοπὴν νὰ φύγουν μὲ τὴν βίαν,
Νὰ 'λευθερώσῃς Χριστιανούς, ὁποὖναι 'ς τὸν Μωρίαν.
Χριστέ μ', ἐσὺ λυπήσου τους, ὅλους τοὺς ἐκλεκτούς σου,
Ὁποῦ ἐπαραδώθησαν 'ς τὰ χέρια τοῦ ἐχθροῦ σου.
Χριστέ μ', ἐσὺ λυπήσου το, τὸ πλάσμα τὸ 'δικόν σου,
Καὶ δῶσαι καταποντισμὸν 'ς τὸν Τοῦρκον τὸν ἐχθρόν σου,
Τῶν Χριστιανῶν ὑπομονήν, διὰ νὰ μὴν βλασφημήσουν,
Ἐκ τὰ πολλὰ τὰ βάρητα μὴν ἀλλαξοπιστήσουν.
Εἰς τ' εὐαγγέλιον τ'ς ἔκραζες πάντα ὡς πρόβατά σου,
Καὶ τώρα 'λεημονήσου τους, νὰ κράζουν τ' ὄνομά σου.

Im letzten 31sten Kapitel wird die ganze Natur, Sonne, Mond und Sterne, Berge und Felsen, Ströme und Quellen, Bäume und Kräuter, Thiere, Vögel und Gewürm aufgerufen, jedes in seiner Weise das Unglück Morea's zu bejammern. Von größerm Interesse aber sind die dann folgenden Verse, wo Morea's Ver-

Μωρέα πλουσιοπάροχε, ἀφ' ὅλα στολισμένος,
Καὶ τώρα καταστήθηκες ὅλος χαρατζωμενος,
Ἐσ' ἦσουν ἡ παρηγοριὰ εἰς ὅλα τὰ νησία,
Κ' ἐσὺ τὰ ἐκυβέρναες εἰς ὅλην τους τὴν χρεία.
Ἦσουν 'ς τὰ τρία τὰ νησιὰ ἡ εὔσπλαγχνη μητέρα.
Καὶ τώρα πρέπει νὰ σὲ κλαῖν νύκτα καὶ τὴν ἡμέρα.
Τζιρίγο καὶ τὴν Ζάκυνθο μὲ τὴν Κεφαληνία,[2])
Πάντοτ' ἐσὺ τὰ ἔτρεψες σὰν μάννα τὰ παιδία.

---

[1]) Des Schutzpatrons von Griechenland und nach der Legende ersten Patriarchen von Byzanz. Vgl. Le Quien, oriens christianus I, p. 195 sqq.

Nur ein verdient Gericht hat der Allmächtige vollzogen,
Da er dem Hagarener jetzt dies Land hat zugewogen.
Der Hochmuth ist der Sünden Quell; er kam von Kreta's Strande,
Wo er zuerst regiert auch nach der Moreaten Lande.
Der Herr kann jeden, wie er will, erniedern und erheben;
Er ist's, der die Hoffärt'gen in des Heiden Hand gegeben.
Um ihren Hochmuth wich der Ruhm von ihnen und dem Lande;
Wie viele gehen jetzt zerlumpt in härenem Gewande?

O Gott, mein Gott, du Weltenfürst, laß deinen Grimm doch enden!
Befrei dies Land, dein herrlich Werk, aus deines Feindes Händen!
Auf's neu' sei deine Gnad' erfleht, erfleht das Ziel der Strafen,
Gebet erschalle Tag und Nacht; gesäumt nicht und geschlafen!
Ins Herz bring' ein zweischneidig Schwert den Peinigern Morea's,
Die frech getreten auf das Grab des heiligen Andreas.
Gib ihnen ein, o Gott, daß sie in Hast von hinnen eilen;
Befrei die Christen allzumal, die noch im Lande weilen.
Herr Christus, ach erbarme dich doch deiner Auserkor'nen,
Der jetzt in deines Feindes Hand so jammervoll Verlor'nen.
Herr Christus, ach erbarme dich, sei deines Volkes Retter;
Den Türken, deinen Feind nur triff mit des Verderbens Wetter.
Den Christen gib Geduld, daß sie nicht deinen Namen schänden,
Nicht um ihr schweres Drangsal sich vom heil'gen Glauben wenden.
Durch's Evangelium hast du berufen deine Heerde;
Erbarm dich ihrer jetzt, daß laut dein Lob verkündet werde.

hältniß zu den umliegenden Inseln, den drei südlichen der ionischen und den Kykladen (neugriechisch Zwölf-Inseln), und der für diese Eilande aus der Wiedereroberung der Halbinsel durch die Türken erwachsene Nachtheil berührt wird. Die Stelle lautet (S. 47.):

Morea, reich ergieb'ges Land, geschmückt mit allem Guten,
Schmachvoll besteuert mußt du jetzt verkümmern und verbluten.
Mit dir ist allen Inseln rings ihr Schutz und Trost genommen,
Denn milde hast du sie regiert zu ihrem Heil und Frommen.
Die liebevolle Mutter warst du den drei Inseln immer,
Drum endet auch bei Tag und Nacht um dich ihr Wehruf nimmer.
Tzirigo, Kephalenia; Zakynthos auch nicht minder,
Ernährst hast du sie sorglich, wie die Mutter ihre Kinder.

---

*) Diese Insel hatten die Türken gleichfalls erobert, mußten sie aber im Passarowitzer Frieden zurückgeben.

Κλαύσετε, δώδεκα νησιά, τὸν ἄϑλιον Μωρέα,
Ὅτι ἀπὸ ταῦτον εἴχετε ὅλα μεγάλη χρεία.
Ἔπρεπε τώρα τὸ λοιπὸν νὰ μαρανϑοῦν τὰ δένδρα,
Ὅλα νὰ κλαύσουν τὸν Μωρεά, ὅτ' ἦτον μιὰ αὐϑέντρα,

Es folgen weitere Klagen über den dermaligen Zustand des unglücklichen Landes, wo die Kirchen verheert, der Klang der Glocken verhallt, die heiligen Gefäße geraubt und die Kreuze durch den Halbmond verdrängt seien. Nach nochmaligem Gebet zum Heiland, die Feinde, „die Amalekiter," zu verderben und das Land zu erlösen, erzählt endlich Manthos (S. 48 ff.) ausführlich sein eignes Mißgeschick, wie die Türken vor seinen Augen den General [1]) ergriffen, wie sie seine eignen vier Kinder in die Sklaverei geschleppt und wie er sich ohne Kunde darüber, ob sie lebendig oder todt, in diesem Jammer mit dem Beispiele des heiligen Eustathios [2]) zu trösten suche, obgleich er wohl wisse, daß ihm solches um seiner Sünde willen geschehen; wie er selbst den Arwaniten (Albanesen) in die Hände gefallen und sich schon für verloren geachtet, wie ihn aber zuletzt die heilige Jungfrau, auf die er seine letzte Hoffnung gesetzt, wie durch ein Wunder befreit habe, worauf dann das Gedicht mit einem zerknirschten salbungsvollen Gebet an diese göttliche Mutter aller Gnaden schließt.

Die auf die Eroberung Morea's folgenden *στίχοι εἰς διαφόρους ὑποϑέσεις* theilen alle Mängel des größern Gerichts in vollem Maße, zugleich aber bieten wenigstens die sechs ersten (S. 53 bis 77) als ächte Volksdichtungen, nur vom historisch-ethnographischen Gesichtspunkt betrachtet, vielleicht ein noch größeres Interesse. Wenn Manthos dort die Empfindungen Griechenlands über das Ereigniß der Gegenwart aussprach, welches damals die Gemüther Aller für den Augenblick ausschließlich in Anspruch nahm, indem es die seit 30 Jahren gewährte Hoffnung der Nation auf politische Wiederherstellung für lange Zeit zerstörte, zeichnet er hier mit wenigen rohen, aber subjektiv desto charakteristischeren Zügen die hervor-

---

[1]) Den General Alex. Bono. Nach Ferrari wurde derselbe nebst andern gefangenen Nobili dem Sultan übersandt, starb aber unterwegs in Theben in Folge seiner Wunden und der von den Türken erlittenen Mißhandlungen.

[2]) Man kennt diesen Heiligen unter den Namen Placidus und Eustachius aus Herder's poetischer Bearbeitung seiner Legende. (S. Acta sanctorum Bolland. d. XX. septembr. p. 127. — Das Schicksal in türkische Sklaverei geschleppt zu werden, theilten Manthos Kinder mit mindestens 40,000 Moreoten.

veditore (πρεβεδοῦρος) von Monembasia (Friedrich Badrero) und im 28sten des Wesirs[1]) grausames Verfahren gegen die vornehmen Griechen (προεστοὶ) dieser Stadt, die theils geköpft, theils auf Lebenszeit ins Bagno zu Konstantinopel transportirt wurden. Der Inhalt des sehr kurzen 29sten Kapitels ist mir nicht klar. Es heißt hier, der Wesir sei in Tripolitza angekommen, hier habe man ihm den Kopf des Pascha von Anapli überbracht und er darauf zu Myli (auf dem Wege von Tripolitza nach Argos) einen neuen Pascha ernannt, und dies alles, ohne daß bisher irgendwo von einem Pascha von Anapli, geschweige denn von der Ursache, warum er den Kopf verloren, die Rede gewesen wäre. Das 30ste Kapitel beginnt mit trostlosen Betrachtungen über den kläglichen Ausgang des Krieges, dessen ganze Geschichte freilich auf Seiten der Besiegten keine einzige glänzende Waffenthat, sondern nur die schmachvollsten Niederlagen und Verluste aufzuweisen hat. Weitläuftig beschreibt dann Manthos (S. 42 f.) den triumphirenden Einzug des Wesirs in Anapli, (im September) wobei er ihm nachträglich den Blitz des Himmels auf den Hals wünscht, und knüpft mit unverhehlter Freude daran die Nachricht, daß derselbe später im Kampf gegen die Kaiserlichen, wo er auf gleiche Ehren gehofft, bei Peterwardein (5. August 1816) von den Deutschen erschlagen und ihm der Kopf abgeschnitten sei. „Freue dich," ruft er, frohlocke, ganz Rumelien, und du, unglückliches Morea, denn dieser war es, der die Brandfackel über dich schleuderte!" Und hieran schließt sich nun die letzte lange Threnodie über das Loos Morea's, die vielleicht an poetischem Werth, wenn davon überhaupt die Rede sein kann, der Schilderung des Sturms von Anapli nachsteht, die aber den Dichter und damit sein Volk und seine Zeit am besten charakterisirt und die ich daher, so weit sie das 30ste Kapitel füllt, hier unverkürzt einschalte.

---

[1]) Die italienischen Geschichtschreiber sprechen nur von der Blokade und Einnahme Malvasia's durch den Kapudan Pascha. Auch stimmt es mit dem Folgenden besser, anzunehmen, daß der Wesir nur eine Abtheilung seines Heeres nach jenem Platz gesandt und selbst von Leondari den Marsch nach Anapli über Tripolitza fortgesetzt habe.

auf die Taube mit dem Oelblatt warten mußten. Sehr natürlich ist es nun, daß in den so erhaltenen und zur Volkssage gewordenen Nachklängen der hellenischen Geschichte die für uns freilich anziehenderen und erhebenderen Kämpfe und Siege Spartas und Athens gänzlich von der Glorie des Helden verdunkelt wurden, in dessen alles überwältigender Macht jene kleinen Republiken sich als unscheinbare Punkte verloren, der mit dem Glanz des griechischen Namens den ganzen Orient bis an die Grenzen der Inder und Aethiopen erfüllte und der in Alexandria, später der zweiten Stadt des Byzantinerreichs, für die so erweiterte Griechenwelt, einen neuen Mittelpunkt des geistigen Lebens, wie der materiellen Interessen auf viele Jahrhunderte gründete. Die Namen Leonidas, Themistokles, Kimon kennen nur die Λόγιοι, der Name des großen Alexander dagegen ist, wie ich nach eigner Wahrnehmung behaupten darf, im griechischen Volke, das sich freilich die fabelhaftesten Vorstellungen von ihm macht, bekannter, als im Deutschen der Karls des Großen. Weit überstrahlt aber wird seine Popularität noch durch den Ruhm des heiligen Konstantin, des großen rechtgläubigen Autokrator, der die griechische Volksreligion, wie man damals das Christenthum mit Fug nennen konnte, zur Staatskirche im weiten Orbis Romanus, eine griechische Stadt zum Mittelpunkt dieses Kreises, mithin zur Metropole der Welt, und somit nach dem Volksbegriff die Griechen oder wie sie nunmehr heißen, die Rhomäer, zur herrschenden Nation auf Erden erhob.

In den, die genannten drei Namen an der Stirn tragenden Gedichten gibt Manthos Joannu einen vollständigen Abriß des neugriechischen Nationalsagen-Cyklus, der die Bilder der Geschichte seltsam umgestaltet im Prisma der Volksdichtung zeigt und wohl den romantischen, um die halbmythischen, halbhistorischen Gestalten der Nibelungen, Karls des Großen und Arthurs von Britannien sich drehenden Sagenkreisen des abendländischen Mittelalters gegenübergestellt werden mag, nur mit dem Unterschiede, daß die griechischen Glaubens- und Volksheroen die Jahrhunderte der Barbarei hindurch bis zu unsren Tagen in grotesken, aber frischen und lebendigen Bildern in der Phantasie des Volkes hafteten, während die abendländischen Helden, (auch in ihrer ursprünglich durchaus volksthümlichen mythisch-poetischen Umgestaltung) durch das Umsichgreifen moderner Civilisation aus der Erinnerung des gemei-

nen Mannes spurlos verdrängt, längst ausschließlich der Literaturgeschichte angehören.

Mit Christus dem A und O aller göttlichen und menschlichen Dinge, macht natürlich der griechische Dichter, unbekümmert um den chronologischen Vorrang Alexander's, den Anfang, die wunderbare Kunde von seinem Leben, Leiden und Sterben mit dem Preise der heiligen Stadt Jerusalem eröffnend.

Ἱερουσαλὴμ εὑρίσκεται τῶν Χριστιανῶν μητέρα,
Ἀπὸ αὐτὴν ἐλάβασι τὸ φῶς καὶ τὴν ἡμέρα.
Ἐκεῖ ἐπρωτοφανήστηκεν ὁ ἥλιος νὰ φωτίσῃ,
Κ' ἔλαμψεν εἰς τοὺς χριστιανους ἀνατολὴ καὶ δύσι,
Ἐκ' εἶναι ὄμφαλος τῆς γῆς, καὶ ἡ ἐπαγγελία,
Ἀπὸ ἐκεῖ ἐφανήστηκε τοῦ Σολομοῦ ἡ σοφία,
Ἐκεῖ ὁ Θεὸς ἐδιάλεξε τὴν Δέσποινα Μαρία,
Κ' ἔστειλε τὸν Μονογενῆ, 'δική μας σωτηρία.
Παρθένον τὴν ἐδιάλεξε διὰ νὰ τὸν ἐσαρκώσῃ,
Κ' ἐμᾶς ἀπὸ τὴν κόλασι νὰ μᾶς ἐλευθερώσῃ.
Ἡ βάτος τὴν προσήμαινε, ἡ κατακαιομένη,
Αὐτὴ ἀνέτειλε τὸ φῶς 'ς ὅλην τὴν οἰκουμένη.

Als aller Christen Mutter, sah'n Jerusalem wir prangen,
Dort ist der helle Tag zuerst für Alle aufgegangen;
Die ersten Strahlen hat von dort die Sonne ausgesendet,
Im Morgen- und im Abendland den Völkern Licht gespendet.
Des Erdenrundes Nabel ist's, die Stadt, die Gott verheißen,
Der Thron der Weisheit Salomon's, die alle Völker preisen.
Maria hat dort Gott erwählt, die Fürstin des Erkor'nen,
Zu unserm Heile seinen Sohn gesandt, den Eingebor'nen.
Die reine Jungfrau wählt er aus, im Fleisch ihn zu gebären,
Uns zu erlösen vom Gericht, den Pfad des Heils zu lehren.
Des feur'gen Busches Flamme hat die Stätte angedeutet,
Von wo der Offenbarung Licht sich durch die Welt verbreitet.

In der nun folgenden Geschichte des Heilands, die sonst eben nichts Besondres bietet, scheint mir eine Stelle beachtenswerth, aus der man sieht, wie fest das im Abendlande meistens nicht so streng genommene Athanasische Dogma der Homusie, d. i. der völligen Einheit Christi mit Gott, in der Ueberzeugung des anatolischen Christen eingewurzelt ist. Wo nämlich der Dichter den Undank der Juden gegen den Heiland rügt, werden unter den Wohlthaten des letztern, die sie vergessen, als verstehe sich dies von selbst, die Erlösung des Volks aus der ägyptischen Sklaverei, die Führung durch's rothe Meer und die Speisung mit Manna in der

Wüste mit aufgeführt. — Das an die Geschichte der Höllenfahrt und Auferstehung Christi sich schließende zweite Gedicht: περὶ μελλούσης κολάσεως ist nur eine poetische Umschreibung von Ev. Matth. XXV. 31 — 46. — In der hierauf, S. 62 bis 66, folgenden στιχολογία περὶ Ἀλεξάνδρου καὶ τῶν αὐτοῦ ἀνδραγαθημάτων gibt Manthos ohne Zweifel einen Auszug aus der alten, den Berichten eines Curtius, Plutarch und Arrhian durchaus fremden Volkssage von Alexander, wie sie schriftlich in einem mittelgriechischen, fälschlich dem Kallisthenes von Olynth zugeschriebenen Roman niedergelegt war, der auch den mehrfachen orientalischen und abendländischen Bearbeitungen dieses Stoffs im Mittelalter zum Grunde lag und wovon eine poetische Umschreibung in politischen Versen sich im Manuskript in der Markusbibliothek zu Venedig befindet.[1] Eine Bearbeitung eben dieser Sage in gereimten politischen Versen, für deren Verfasser man auf den Grund einer, wie ich glaube, falsch verstandenen Angabe des Martin Crusius[2] den als Verfasser einer gereimten Umschreibung der Batrachomyomachia bekannten Zantioten Demetr. Sinos (Ζῆνος) hält, erschien 1529 zu Venedig im Druck. Doch hab' ich mir trotz aller Mühe bis jetzt so wenig dies alte Gedicht, wie zwei neuere Bearbeitungen der Alexandersage in neugriechischer Prosa verschaffen können. In der Erzählung des Manthos wird u. a. berichtet, wie Alexander sich in einer Art Taucherglocke ins Meer hinabgelassen, um die Kriegführung der Fische zu beobachten, wie er verkleidet auf Kundschaft in das Lager des Perserkönigs (der hier, durchaus nicht entsprechend dem Charakter des historischen Darios, ein wildes Thier

---

[1]) Vgl. I. A. Fabric. biblioth. Gr. ed. Harles, III, p. 36, und Lambec. d. Bibl. Vindob. ed. Kollar. T. V. p. 547. — Der Titel der venezianischen Handschrift lautet nach Morelli bibl. mss. t. I. p. 278 so:

> Ἐξήγησις ἱστορικὴ κατὰ λεπτὸν ἔλουσα
> Τὴν γέννησιν, ἀναστροφὴν καὶ πράξεις Ἀλεξάνδρου
> Μέγιστα κατορθώματα καὶ τελευτὴν καὶ τούτου,
> Παρ' Αἰγυπτίων ἐκ πάλαι καλῶς παραδοθεῖσα.

> (Geschichte, drin genau und treu zu lesen ist die Kunde
> Von der Geburt, Erziehung und dem Leben Alexander's,
> Von seinen großen Thaten all und auch vom Tod des Helden,
> Wie solches die Aegypter fein vor alters aufgezeichnet.)

[2]) Turcogræcia, p. 372, wo Sinos als Herausgeber auf eine Weise erwähnt wird, welche für seine Autorschaft durchaus nichts beweist.

heißt) sich geschlichen und ihm als Mundschenk gedient habe ꝛc. ꝛc. Die Erbauung der herrlichen Stadt Alexandria, „der noch jetzt hochgepriesenen,“ [1]) wird, wie sich erwarten ließ, besonders rühmend hervorgehoben; am Schluß aber stellt der Dichter bedauernd die fromme Betrachtung an, daß der große Alexander, ob er auch mit seinem Säbel die ganze Welt gewonnen, doch seine unglückliche Seele nicht habe retten können. — Zu solchem Bedauern gibt natürlich der große Konstantin keine Veranlassung, dessen Andenken Manthos in der vierten Stichologie feiert. Es versteht sich, daß wir hier wieder nicht den historischen Konstantin, sondern den der Legende vor uns haben. Aussätzig kommt er aus Portugall (nicht etwa aus Lusitanien) nach Rom, wird hier vom Papst Leon durch die Taufe geheilt [2]) und später zum Herrscher von Rhumelien, Moskau und Rußland, so wie aller Lande gen Mittag erhöht.

Ὁρίζει αὐτός τὴν Ῥούμελι, Μοσκόβιαν καὶ Ῥουσίαν,
Κι ὁ θρόνος του οἰκουμενικὸς 'ς ὅλην τὴν Μεσημβρίαν.

Es war der Herrscher Rhumeli's; Moskau's, Rußlands desgleichen,
Sein Thron der einz'ge Sitz der Macht in allen Mittagsreichen.

Die Glanzpunkte seiner Regierung sind, wie sich denken läßt, vor Allem die Gründung Konstantinopels, angeregt durch eine Erscheinung des heiligen Andreas, die Vision des heiligen Labarum und die Auffindung des Kreuzes Christi durch die heilige Helene, des Kaisers Mutter. Die Legende von Konstantin endet mit preisenden Erinnerungen an das von ihm gestiftete mehr als tausendjährige Reich, und diese gehen dann in bittere Threnodien über dessen kläglichen Fall über. Doch wird auch hier zum Schluß, wie in allen solchen Klagen, trotz der eben erst gescheiterten Hoffnung in Morea, mit Zuversicht auf eine tröstlichere Zukunft hingewiesen:

---

[1]) *Καὶ εἶναι πάντα 'ξακουστή, ὡς φαίνεται, καὶ τώρα.*

[2]) Ein Andeutung über den vermeinten Aussatz Konstantin's und seine Taufe und Heilung durch einen Papst Sylvester enthalten sonst noch die Acta sanctorum Bolland. d. XXI. Maji p. 16. Vergl. Acta sanctorum Chr. martyrum vindicata ab Odoacro Ilbachio s. Iac. Laderchio (Rom. 1723), l. VI, c. 10. p. 221. Dem Arianer Eusebios wird also weder hier, noch in der griechischen Legende, die wenigstens in diesem Punkt wohl älter sein muß, als das letzte große Schisma der lateinischen und anatolischen Kirche, die Ehre der Taufe Konstantin's zuerkannt.

Μήν λυπᾶσαι, Βυζάντιον, καὶ δὲν θέλει ἀργήσει,
'Ο παντοκράτορας Θεὸς τὴν ῥότα νὰ γυρίσῃ.
"Οτ' ὁ Θεὸς μετὰ καιρὸν θέλει νὰ ξαναστήσῃ
Κανένα δένδρον εὔμορφον νέον καρπὸν ν' ἀνθίσῃ.
"Εχε μεγάλ' ὑπομονή, θέλει σβυστεῖ ἡ φωτία,
'Οποῦ σε περικύκλωσε 'δική μας ἡ ἁμαρτία,
Διὰ νὰ δοξασθῇ ὁ ναὸς εἰς τὴν ἁγίαν Σοφίαν,
Νὰ ξαναστήσῃ ὁ Θεὸς καινούριαν βασιλείαν.

Wehklage länger nicht, Byzanz! bald wird dein Elend enden,
Bald der Allmächt'ge dir zum Heil das Rad des Schicksals wenden.
Ja sicher weckt zum Leben einst der Herr am rechten Tage
Den edlen Baum, daß Blüten er und Frücht' auf's neue trage.
Geduld, Geduld! Erlöschen wird der Brand, den unsre Sünden
Im fluchbeladnen Griechenland rings um dich her entzünden,
Daß man gereinigt und geweiht Sophia's Tempel sehe,
Daß glorreich auf des Herrn Geheiß ein neues Reich erstehe.

Mit der Legende Konstantin's und der Klage um den Untergang seines Reichs ist die Sagengeschichte des rhomäischen Volkes abgeschlossen, doch in unmittelbarem organischen Zusammenhange mit ihr, steht noch die jetzt folgende, in der 5ten und 6ten Stichologie (S. 73 bis 77) enthaltene poetische Verherrlichung **Venedigs**, des christlichen Staates, der schon während der letzten Jahrhunderte des verkümmerten Byzantinerreichs einige der wichtigsten Länder griechischer Zunge beherrschte und der nach Konstantinopels Fall lange Zeit hindurch den Griechen noch den kräftigsten Schirm und äußern Anhaltspunkt ihrer Nationalität gewährte. Jener Zusammenhang ist auch schon in den Klagen gegen den Schluß des vorigen Gedichts angedeutet wo es heißt:

Θρήνει Κωνσταντινούπολις, χαῖρε ἡ Βενετία,
"Αϊ Μάρκος ἐστολίσθηκε ἐκ τὴν ἁγία Σοφία.

Die Stadt des Konstantinos weint; Venedig, triumphire!
Sie fiel, daß Sankt Sophia's Schmuck den heil'gen Markus ziere.

Uebrigens erscheint die Geschichte **Venedigs** hier gleichfalls in legendenartig veränderter Gestalt. Bei der Erzählung von dem Versuch der **Genueser**, durch eine Kriegslist, ähnlich der des trojanischen Pferdes, nämlich in Fässer verpackt, sich in die Stadt zu schmuggeln, und von der Vereitelung dieses Plans durch die Wachsamkeit der Venezianer, kann man allenfalls an die Bedrängniß der

Lagunenstadt durch die Genueser im J. 1380 und die Beseitigung dieser Gefahr durch den heldenmüthigen Pisani denken; und die im 6ten Gedicht enthaltene Nachricht von dem Kriege eines in **Wien** residirenden **Kaisers** mit Venedig, gegen welches derselbe seinen Sohn als kommandirenden General" (κουμάντο γενεράλη) ins Feld schickt, und von dem durch die Besiegung und Gefangennahme des Kaisersohnes herbeigeführten ruhmreichen Frieden der Republick könnte sich nur etwa auf die erfolglosen Kämpfe Kaiser Maximilian's mit Venedig in Folge der Ligue von Cambray beziehen. Mit den Umständen aber, wie beide Begebenheiten hier erzählt werden, sind sie der wahren Geschichte Venedigs so fremd, wie der Mohr Othello. Die Erzählung von dieser Stadt und ihren Triumphen über jene beiden Feinde schließt (S. 77.) mit den Worten:

> Πολλά λυπήσου Γένοβα καὶ θρήνησον ἡ Βγένα,
> Καὶ χαῖρε ἄξια Βενετιά ὅτι 'βρίσκεσαι παρθένα.

> Wohl magst du trauern, Genua; **Wien**, laß dich's tief betrüben!
> Und du, **Venedig**, freue dich, daß Jungfrau du geblieben.

Griechenland aber mochte sich Glück wünschen, daß es später in eben dem Volke, welches endlich der Lagunenjungfrau den von Manthos wiederholt gepriesenen Kranz ohne Mühe entriß und sie dann ihrem Bundesgenossen in **Wien** zu legitimer Disposition überließ, daß es, sag' ich, in den **Franzosen** stärkere und auch wohl aufrichtigere Freunde und Beschützer, als in Venedigs Signoria, gewann, nachdem der mächtige Glaubensgenoß im **Norden**, durch dessen Verheißungen die Griechen sich mehr als einmal zur Schlachtbank führen ließen, ihnen gegenüber sattsam gezeigt, daß er seinem vermeinten Vorfahr im Reich, dem **heiligen Konstantin**, neben der Orthodoxie auch die ihn nicht minder auszeichnenden Eigenschaften der Herrschsucht, Hinterlist und Treulosigkeit bis zur Meisterschaft abgelernt hatte. Möge Griechenland gegen diese und andre fromme und heilige Einflüsse gleicher Tendenz innerlich mehr und mehr erstarken, indem es, nicht seiner **heiligen**, sondern, wie in den ersten schönen Jahren seines Befreiungskampfes, seiner zwar profanen, gleichwohl aber weit erbaulichern **klassischen** Vorzeit nacheifert, deren Bild, dank der fruchtbaren Bemühungen seiner erleuchtetsten Söhne und Freunde, seiner Jugend wenigstens beträchtlich näher gerückt wurde, als zu des ehrlichen **Manthos** Zeit.

Da die übrigen Gedichte des letztern außer den allgemeinen Familienzügen der Poesie seines Volkes, zumal der bekannten neu-

Κλαύσετε, δώδεκα νησιά, τὸν ἄθλιον Μωρέα,
Ὅτι ἀπό ταῦτον εἴχετε ὅλα μεγάλη χρεία.
Ἔπρεπε τώρα τὸ λοιπὸν νὰ μαρανθοῦν τὰ δένδρα,
Ὅλα νὰ κλαύσουν τὸν Μωριά, ὅτ' ἦτον μιὰ αὐθέντρα,

Es folgen weitere Klagen über den dermaligen Zustand des unglücklichen Landes, wo die Kirchen verheert, der Klang der Glocken verhallt, die heiligen Gefäße geraubt und die Kreuze durch den Halbmond verdrängt seien. Nach nochmaligem Gebet zum Heiland, die Feinde, „die Amalekiter," zu verderben und das Land zu erlösen, erzählt endlich Manthos (S. 48 ff.) ausführlich sein eignes Mißgeschick, wie die Türken vor seinen Augen den General [1]) ergriffen, wie sie seine eignen vier Kinder in die Sklaverei geschleppt und wie er sich ohne Kunde darüber, ob sie lebendig oder todt, in diesem Jammer mit dem Beispiele des heiligen Eustathios [2]) zu trösten suche, obgleich er wohl wisse, daß ihm solches um seiner Sünde willen geschehen; wie er selbst den Arwaniten (Albanesen) in die Hände gefallen und sich schon für verloren geachtet, wie ihn aber zuletzt die heilige Jungfrau, auf die er seine letzte Hoffnung gesetzt, wie durch ein Wunder befreit habe, worauf dann das Gedicht mit einem zerknirschten salbungsvollen Gebet an diese göttliche Mutter aller Gnaden schließt.

Die auf die Eroberung Morea's folgenden *στίχοι εἰς διαφόρους ὑποθέσεις* theilen alle Mängel des größern Gerichts in vollem Maße, zugleich aber bieten wenigstens die sechs ersten (S. 53 bis 77) als ächte Volksdichtungen, nur vom historisch-ethnographischen Gesichtspunkt betrachtet, vielleicht ein noch größeres Interesse. Wenn Manthos dort die Empfindungen Griechenlands über das Ereigniß der Gegenwart aussprach, welches damals die Gemüther Aller für den Augenblick ausschließlich in Anspruch nahm, indem es die seit 30 Jahren gewährte Hoffnung der Nation auf politische Wiederherstellung für lange Zeit zerstörte, zeichnet er hier mit wenigen rohen, aber subjektiv desto charakteristischeren Zügen die hervor-

---

[1]) Den General Alex. Bono. Nach Ferrari wurde derselbe nebst andern gefangenen Nobili dem Sultan übersandt, starb aber unterwegs in Theben in Folge seiner Wunden und der von den Türken erlittenen Mißhandlungen.

[2]) Man kennt diesen Heiligen unter den Namen Placidus und Eustachius aus Herder's poetischer Bearbeitung seiner Legende. (S. Acta sanctorum Bolland. d. XX. septembr. p. 127. — Das Schicksal in türkische Sklaverei geschleppt zu werden, theilten Manthos Kinder mit mindestens 40,000 Moreoten.

Wenden wir nun schließlich von den Gedichten des griechischen Zeitgenossen unseres Besser, Neukirch, Günther *), König und Gottsched den Blick zu den jüngsten Erzeugnissen der neugriechischen Poesie, so wird natürlich bei der Vergleichung mit jenen rohen Produkten der Eindruck der Gedichte eines Penagiotis und Alexander Sutsos, Rh. Rhangawis, Th. Orphanidis, Jo. Karatsutsas, um so erfreulicher sein, und zwar erscheint das rastlose Streben dieser Dichter nach dem Bessern um so verdienstlicher, je weniger es durch die Gleichgültigkeit der noch vorzugsweise rein materiellen Interessen zugewandten Mehrzahl des griechischen Volks, oder durch das vornehme Ignoriren der Regungen neuen geistigen Lebens in Griechenland von Seiten der abendländischen Kritik sich irre machen läßt. Damit aber freilich die Poesie in Griechenland zu der bei den glücklichen Anlagen des Volks ihr sicher erreichbaren Höhe sich erhebe, ist nächst der einen solchen Aufschwung vor Allem bedingenden erträglichern Gestaltung der innern Verhältnisse des Landes, auch sehr zu wünschen, daß man im westlichen Europa an Dichtungen, wie der Μεσσίας, der Περιπλανώμενος und der Λαοπλάνος, nicht länger fast mit gleicher Achtlosigkeit, wie an unserer Αἰχμαλωσία Μορέος, vorübergehe. Denn so seltsam hat nun einmal im Lauf der Jahrtausende das Blatt sich gewendet, daß wir Hyperboreer, jene weiland ἠέρι καὶ νεφέλῃ κεκαλυμμένοι, es sind, von deren Lehre in Lob und Tadel die besten Dichter im Vaterlande des Pindar und Sophokles die ersprießlichste Anregung und Leitung ihrer Thätigkeit erwarten. Ich erlaube mir (über unausbleibliche Mißdeutungen mich hinwegsetzend), zum Belege des eben Gesagten die betreffende Stelle aus einem Schreiben herzusetzen, das Alexander Rhisos Rhangawis, an Charakter und Talent unbestritten einer der ehrenwerthesten unter den jetztlebenden griechischen Schriftstellern, jüngsthin Bezug auf meine schwachen Versuche, zu den Bemühungen der Herren Thiersch, Brandis, Kind und Sanders für die Aufnahme der neugriechischen Literatur in Deutschland, mein Schärflein beizutragen, an mich richtete. Der Passus mag zugleich in

*) Die Erinnerung an diesen gleichzeitigen Dichter liegt hier vor Allem nahe, da er in seinem berühmtesten Gedichte einen mit der Eroberung Morea's nahe zusammenhängenden Stoff, nämlich den sie der Pforte sichernden Frieden von Passarowitz besang, ohne freilich bei der Feier der Triumphe des Kaisers die schmählichen Verluste seiner Bundsgenossin, der Republik Venedig, mit einer Sylbe zu erwähnen.

auf die Taube mit dem Oelblatt warten mußten. Sehr natürlich ist es nun, daß in den so erhaltenen und zur Volkssage gewordenen Nachklängen der hellenischen Geschichte die für uns freilich anziehenderen und erhebenderen Kämpfe und Siege Spartas und Athens gänzlich von der Glorie des Helden verdunkelt wurden, in dessen alles überwältigender Macht jene kleinen Republiken sich als unscheinbare Punkte verloren, der mit dem Glanz des griechischen Namens den ganzen Orient bis an die Grenzen der Inder und Aethiopen erfüllte und der in Alexandria, später der zweiten Stadt des Byzantinerreichs, für die so erweiterte Griechenwelt, einen neuen Mittelpunkt des geistigen Lebens, wie der materiellen Interessen auf viele Jahrhunderte gründete. Die Namen Leonidas, Themistokles, Kimon kennen nur die Λόγιοι, der Name des großen Alexander dagegen ist, wie ich nach eigner Wahrnehmung behaupten darf, im griechischen Volke, das sich freilich die fabelhaftesten Vorstellungen von ihm macht, bekannter, als im Deutschen der Karls des Großen. Weit überstrahlt aber wird seine Popularität noch durch den Ruhm des heiligen Konstantin, des großen rechtgläubigen Autokrator, der die griechische Volksreligion, wie man damals das Christenthum mit Fug nennen konnte, zur Staatskirche im weiten Orbis Romanus, eine griechische Stadt zum Mittelpunkt dieses Kreises, mithin zur Metropole der Welt, und somit nach dem Volksbegriff die Griechen oder wie sie nunmehr heißen, die Rhomäer, zur herrschenden Nation auf Erden erhob.

In den, die genannten drei Namen an der Stirn tragenden Gedichten gibt Manthos Joannu einen vollständigen Abriß des neugriechischen Nationalsagen-Cyklus, der die Bilder der Geschichte seltsam umgestaltet im Prisma der Volksdichtung zeigt und wohl den romantischen, um die halbmythischen, halbhistorischen Gestalten der Nibelungen, Karls des Großen und Arthurs von Britannien sich drehenden Sagenkreisen des abendländischen Mittelalters gegenübergestellt werden mag, nur mit dem Unterschiede, daß die griechischen Glaubens- und Volksheroen die Jahrhunderte der Barbarei hindurch bis zu unsren Tagen in grotesken, aber frischen und lebendigen Bildern in der Phantasie des Volkes hafteten, während die abendländischen Helden, (auch in ihrer ursprünglich durchaus volksthümlichen mythisch-poetischen Umgestaltung) durch das Umsichgreifen moderner Civilisation aus der Erinnerung des gemei-

Beurtheilungen und Anzeigen.

Grundriß der Geschichte des Schriftenthums der Griechen und Römer und der Romanischen und Griechischen Völker von August Fuchs. Halle 1846. 446 S.

Es ist dieser Grundriß, wie die Vorrede sagt, zunächst für den Unterricht in der allgemeinen Literaturgeschichte in der ersten Klasse der Herzoglichen Töchterschule in Dessau, an welcher der rühmlich bekannte Verf. als Lehrer wirkt, abgefaßt. Da dem Verf. ein Grundriß fehlte, so schritt Ausarbeitung, Druck und Gebrauch zugleich fort, und der Verf. erklärt daraus den Uebelstand, daß ihm theils mancherlei Hülfsmittel nicht zu Gebote standen, theils Unverhältnißmäßigkeit in der Darstellung der verschiedenen Literaturen sich einstellte. Einen andern Vorwurf, den man ihm allenfalls machen könnte, giebt jedoch der Verfasser nicht zu, daß er nämlich, besonders bei dem deutschen Schriftenthum, zu viele unbedeutende Namen aufgenommen habe. Man müsse nämlich nicht blos mit den Schriftstellern sich bekannt machen, die neue Bahn gebrochen, Nachahmer gefunden oder in ihren Werken den Anforderungen der Kunstrichter entsprochen haben, sondern auch mit denjenigen, welche beim Volke Beifall gefunden, jedoch wirklichen und dauernden, denn diese geben am meisten Aufschluß über die geistige Entwickelung des Volkes. Darum seien Schriftsteller, wie Cramer, Spieß, Lafontaine, Kotzebue u. a. Lieblinge des Volkes in der Literaturgeschichte wichtiger als Hamann; man dürfe darum sogar den Eckensteher Nante, der in zwei Jahren 21 Auflagen erlebt, nicht übergehen. Obgleich nun Vollständigkeit in den Namen nicht erstrebt sei, so habe doch eine gewisse Vollständigkeit in den literarischen Richtungen erreicht werden sollen, und eine möglichst einfache und klare Uebersicht über die Entwicklung in der Geschichte des Schriftenthums der Griechen und Römer, der germanischen und

Wüste mit aufgeführt. — Das an die Geschichte der Höllenfahrt und Auferstehung Christi sich schliessende zweite Gedicht: περὶ μελλούσης κολάσεως ist nur eine poetische Umschreibung von Ev. Matth. XXV. 31 — 46. — In der hierauf, S. 62 bis 66, folgenden στιχολογία περὶ Ἀλεξάνδρου καὶ τῶν αὐτοῦ ἀνδραγαθημάτων gibt Manthos ohne Zweifel einen Auszug aus der alten, den Berichten eines Curtius, Plutarch und Arrhian durchaus fremden Volkssage von Alexander, wie sie schriftlich in einem mittelgriechischen, fälschlich dem Kallisthenes von Olynth zugeschriebenen Roman niedergelegt war, der auch den mehrfachen oriental'schen und abendländischen Bearbeitungen dieses Stoffs im Mittelalter zum Grunde lag und wovon eine poetische Umschreibung in politischen Versen sich im Manuskript in der Markusbibliothek zu Venedig befindet.[1] Eine Bearbeitung eben dieser Sage in gereimten politischen Versen, für deren Verfasser man auf den Grund einer, wie ich glaube, falsch verstandenen Angabe des Martin Crusius[2] den als Verfasser einer gereimten Umschreibung der Batrachomyomachia bekannten Zantioten Demetr. Sinos (Ζῆνος) hält, erschien 1529 zu Venedig im Druck. Doch hab' ich mir trotz aller Mühe bis jetzt so wenig dies alte Gedicht, wie zwei neuere Bearbeitungen der Alexandersage in neugriechischer Prosa verschaffen können. In der Erzählung des Manthos wird u. a. berichtet, wie Alexander sich in einer Art Taucherglocke ins Meer hinabgelassen, um die Kriegführung der Fische zu beobachten, wie er verkleidet auf Kundschaft in das Lager des Perserkönigs (der hier, durchaus nicht entsprechend dem Charakter des historischen Darios, ein wildes Thier

---

[1]) Vgl. I. A. Fabric. biblioth. Gr. ed. Harles, III, p. 36, und Lambec. d. Bibl. Vindob. ed. Kollar. T. V. p. 547. — Der Titel der venezianischen Handschrift lautet nach Morelli bibl. mss. t. I. p. 278 so:

> Ἐξήγησις ἱστορικὴ κατὰ λεπτὸν ἔλουσα
> Τὴν γέννησιν, ἀναστροφὴν καὶ πράξεις Ἀλεξάνδρου
> Μέγιστα κατορθώματα καὶ τελευτὴν καὶ τούτου,
> Παρ' Αἰγυπτίων ἐκ πάλαι καλῶς παραδοθεῖσα.

> (Geschichte, drin genau und treu zu lesen ist die Kunde
> Von der Geburt, Erziehung und dem Leben Alexander's,
> Von seinen großen Thaten all und auch vom Tod des Helden,
> Wie solches die Aegypter fein vor alters aufgezeichnet.)

[2]) Turcogræcia, p. 372, wo Sinos als Herausgeber auf eine Weise erwähnt wird, welche für seine Autorschaft durchaus nichts beweist.

heißt) sich geschlichen und ihm als Mundschenk gedient habe ꝛc. ꝛc. Die Erbauung der herrlichen Stadt Alexandria, „der noch jetzt hochgepriesenen," [1]) wird, wie sich erwarten ließ, besonders rühmend hervorgehoben; am Schluß aber stellt der Dichter bedauernd die fromme Betrachtung an, daß der große Alexander, ob er auch mit seinem Säbel die ganze Welt gewonnen, doch seine unglückliche Seele nicht habe retten können. — Zu solchem Bedauern gibt natürlich der große Konstantin keine Veranlassung, dessen Andenken Manthos in der vierten Stichologie feiert. Es versteht sich, daß wir hier wieder nicht den historischen Konstantin, sondern den der Legende vor uns haben. Aussätzig kommt er aus Portugall (nicht etwa aus Lusitanien) nach Rom, wird hier vom Papst Leon durch die Taufe geheilt [2]) und später zum Herrscher von Rhumelien, Moskau und Rußland, so wie aller Lande gen Mittag erhöht.

'Ορίζει αὐτός τὴν 'Ρούμελι, Μοσκόβιαν καὶ 'Ρουσίαν,
Κι ὁ θρόνος του οἰκουμενικὸς 'ς ὅλην τὴν Μεσημβρίαν.

Es war der Herrscher Rhumeli's; Moskau's, Rußlands desgleichen,
Sein Thron der einz'ge Sitz der Macht in allen Mittagsreichen.

Die Glanzpunkte seiner Regierung sind, wie sich denken läßt, vor Allem die Gründung Konstantinopels, angeregt durch eine Erscheinung des heiligen Andreas, die Vision des heiligen Labarum und die Auffindung des Kreuzes Christi durch die heilige Helene, des Kaisers Mutter. Die Legende von Konstantin endet mit preisenden Erinnerungen an das von ihm gestiftete mehr als tausendjährige Reich, und diese gehen dann in bittere Threnodien über dessen kläglichen Fall über. Doch wird auch hier zum Schluß, wie in allen solchen Klagen, trotz der eben erst gescheiterten Hoffnung in Morea, mit Zuversicht auf eine tröstlichere Zukunft hingewiesen:

---

[1]) Καὶ εἶναι πάντα 'ξακουστή, ὡς φαίνεται, καὶ τῶρα.

[2]) Ein Andeutung über den vermeinten Aussatz Konstantin's und seine Taufe und Heilung durch einen Papst Sylvester enthalten sonst noch die Acta sanctorum Bolland. d. XXI. Maji p. 16. Vergl. Acta sanctorum Chr. martyrum vindicata ab Odoacro Ilbachio s. Iac. Laderchio (Rom. 1723), l. VI, c. 10. p. 221. Dem Arianer Eusebios wird also weder hier, noch in der griechischen Legende, die wenigstens in diesem Punkt wohl älter sein muß, als das letzte große Schisma der lateinischen und anatolischen Kirche, die Ehre der Taufe Konstantin's zuerkannt.

Μὴν λυπᾶσαι, Βυζάντιον, καὶ δὲν θέλει ἀργήσει,
Ὁ παντοκράτορας Θεὸς τὴν ῥότα νὰ γυρίσῃ.
Ὅτ' ὁ Θεὸς μετὰ καιρὸν θέλει νὰ ξαναστήσῃ
Κανένα δένδρον εὔμορφον νέον καρπὸν ν' ἀνθίσῃ.
Ἔχε μεγάλ' ὑπομονή, θέλει σβυστεῖ ἡ φωτία,
Ὁποῦ σε περικύκλωσε 'δική μας ἡ ἁμαρτία,
Διὰ νὰ δοξασθῇ ὁ ναὸς εἰς τὴν ἁγίαν Σοφίαν,
Νὰ ξαναστήσῃ ὁ Θεὸς καινούριαν βασιλείαν.

Wehklage länger nicht, Byzanz! bald wird dein Elend enden,
Bald der Allmächt'ge dir zum Heil das Rad des Schicksals wenden.
Ja sicher weckt zum Leben einst der Herr am rechten Tage
Den edlen Baum, daß Blüten er und Frücht' auf's neue trage.
Geduld, Geduld! Erlöschen wird der Brand, den unsre Sünden
Im fluchbeladnen Griechenland rings um dich her entzünden,
Daß man gereinigt und geweiht Sophia's Tempel sehe,
Daß glorreich auf des Herrn Geheiß ein neues Reich erstehe.

Mit der Legende Konstantin's und der Klage um den Untergang seines Reichs ist die Sagengeschichte des rhomäischen Volkes abgeschlossen, doch in unmittelbarem organischen Zusammenhange mit ihr, steht noch die jetzt folgende, in der 5ten und 6ten Stichologie (S. 73 bis 77) enthaltene poetische Verherrlichung **Venedigs**, des christlichen Staates, der schon während der letzten Jahrhunderte des verkümmerten Byzantinerreichs einige der wichtigsten Länder griechischer Zunge beherrschte und der nach Konstantinopels Fall lange Zeit hindurch den Griechen noch den kräftigsten Schirm und äußern Anhaltspunkt ihrer Nationalität gewährte. Jener Zusammenhang ist auch schon in den Klagen gegen den Schluß des vorigen Gedichts angedeutet wo es heißt:

Θρήνει Κωνσταντινούπολις, χαῖρε ἡ Βενετία,
Ἀϊ Μάρκος ἐστολίσθηκε ἐκ τὴν ἁγία Σοφία.

Die Stadt des Konstantinos weint; Venedig, triumphire!
Sie fiel, daß Sankt Sophia's Schmuck den heil'gen Markus ziere.

Uebrigens erscheint die Geschichte **Venedigs** hier gleichfalls in legendenartig veränderter Gestalt. Bei der Erzählung von dem Versuch der **Genueser**, durch eine Kriegslist, ähnlich der des trojanischen Pferdes, nämlich in Fässer verpackt, sich in die Stadt zu schmuggeln, und von der Vereitelung dieses Plans durch die Wachsamkeit der Venezianer, kann man allenfalls an die Bedrängniß der

Lagunenstadt durch die Genueser im J. 1380 und die Beseitigung dieser Gefahr durch den heldenmüthigen Pisani denken; und die im 6ten Gedicht enthaltene Nachricht von dem Kriege eines in Wien residirenden Kaisers mit Venedig, gegen welches derselbe seinen Sohn als kommandirenden General“ (κουμάντο γενεράλη) ins Feld schickt, und von dem durch die Besiegung und Gefangennahme des Kaisersohnes herbeigeführten ruhmreichen Frieden der Republick könnte sich nur etwa auf die erfolglosen Kämpfe Kaiser Maximilian's mit Venedig in Folge der Ligue von Cambray beziehen. Mit den Umständen aber, wie beide Begebenheiten hier erzählt werden, sind sie der wahren Geschichte Venedigs so fremd, wie der Mohr Othello. Die Erzählung von dieser Stadt und ihren Triumphen über jene beiden Feinde schließt (S. 77.) mit den Worten:

Πολλά λυπήσου Γένοβα καὶ θρήνησον ἡ Βγένα,
Καὶ χαῖρε ἄξια Βενετιά ὅτι 'βρίσκεσαι παρθένα.

Wohl magst du trauern, Genua; Wien, laß dich's tief betrüben!
Und du, Venedig, freue dich, daß Jungfrau du geblieben.

Griechenland aber mochte sich Glück wünschen, daß es später in eben dem Volke, welches endlich der Lagunenjungfrau den von Manthos wiederholt gepriesenen Kranz ohne Mühe entriß und sie dann ihrem Bundesgenossen in Wien zu legitimer Disposition überließ, daß es, sag' ich, in den Franzosen stärkere und auch wohl aufrichtigere Freunde und Beschützer, als in Venedigs Signoria, gewann, nachdem der mächtige Glaubensgenoß im Norden, durch dessen Verheißungen die Griechen sich mehr als einmal zur Schlachtbank führen ließen, ihnen gegenüber sattsam gezeigt, daß er seinem vermeinten Vorfahr im Reich, dem heiligen Konstantin, neben der Orthodoxie auch die ihn nicht minder auszeichnenden Eigenschaften der Herrschsucht, Hinterlist und Treulosigkeit bis zur Meisterschaft abgelernt hatte. Möge Griechenland gegen diese und andre fromme und heilige Einflüsse gleicher Tendenz innerlich mehr und mehr erstarken, indem es, nicht seiner heiligen, sondern, wie in den ersten schönen Jahren seines Befreiungskampfes, seiner zwar profanen, gleichwohl aber weit erbaulichern klassischen Vorzeit nacheifert, deren Bild, dank der fruchtbaren Bemühungen seiner erleuchtetsten Söhne und Freunde, seiner Jugend wenigstens beträchtlich näher gerückt wurde, als zu des ehrlichen Manthos Zeit.

Da die übrigen Gedichte des letztern außer den allgemeinen Familienzügen der Poesie seines Volkes, zumal der bekannten neu-

griechischen Weitschweifigkeit, eben nichts Charakteristisches haben, werd' ich mich, je langweiliger sie sind, um so kürzer darüber aussprechen. S. 77 und 79 folgen zwei Satiren auf die Falschheit und Heuchelei der Weiber, und S. 82 eine dritte auf verliebte Jünglinge, denen es an Gelde fehlt, und Männer, die aus gleichem Grunde unter dem Pantoffel ihrer Frauen stehen. Es läßt sich nicht leugnen, daß in diesen Gedichten einige wenige, wenn nicht witzige, doch naive Einfälle vorkommen, die sich aber in einem gänzlich ungenießbaren Wust müßigen Geschwätzes verlieren und jedenfalls zu unbedeutend sind, um den Leser damit aufzuhalten. In dem Schlußgedichte der στίχοι εἰς διαφόρους ὑποθέσεις, S. 83 f. kommt der Dichter noch einmal auf die Klage über das Loos Morea's zurück, die dann abermals mit Gebeten schließt. S. 85 f. stehen 5 Sittensprüche in politischen Tetrastichen und eine kurze Ermahnung eines Vaters an seinen Sohn in fünffüßigen Jamben. Doch scheinen mir diese Gnomen, nach Inhalt und Schreibart zu schließen, einem andern spätern Dichter anzugehören. S. 87 folgt, wieder entschieden von Manthos, eine vollständige Recapitulation der Eroberung von Morea in gereimten vierfüßigen Trochäen, S. 98 bis 108 fünf Diatriben in demselben Versmaaß über Hochmuth, böse Ehen, Gefräßigkeit und Völlerei, und S. 108 bis zum Schluß des Buches ein seltsames Quodlibet unter dem Titel περὶ ἀληθείας, in welchem unter einer Menge widersprechend und unmöglich sein sollender Dinge neben der Kunst ohne Windbeutelei, der Türkei mit Glocken, der Mani ohne Räuberei, einem Schiffer ohne Flüche, einer Schönen ohne Küsse, einem Priester ohne böse Ränke, einem Hunde ohne Flöhe &c., auch das Frankenland (d. i. das westliche Europa überhaupt) ohne Advokaten und H...n aufgezählt wird. Auch von diesen Gedichten des Manthos gilt übrigens, wie von den historischen, die Bemerkung, daß sie bei all' ihrem poetischen Unwerthe der treue geistige Abdruck seines Volkes zu seiner Zeit sind, und das ist mehr, als sich von manchen trefflichen, aber lediglich von der Individualität ihrer Verfasser Zeugniß ablegenden Produktionen großer Dichter sagen läßt. Es mag in dieser Rücksicht unserm Manthos, bei den Ausstellungen gegen seine Poesie, seine Sprache und theilweise vielleicht auch gegen seine Gesinnung als des Dichters unwürdig, ein Wort seines Landsmannes Aristotelis (den er sicher nie gelesen) zu gut kommen, die Beantwortung des supponirten Tadels: 'Αλλ' οὐ φασι τάδε, mit dem einfachen: Ἴσως δὲ ου βέλτιον μεν· ἀλλ' οὕτως εἶχεν.

Wenden wir nun schließlich von den Gedichten des griechischen Zeitgenossen unseres Besser, Neukirch, Günther *), König und Gottsched den Blick zu den jüngsten Erzeugnissen der neugriechischen Poesie, so wird natürlich bei der Vergleichung mit jenen rohen Produkten der Eindruck der Gedichte eines Penagiotis und Alexander Sutsos, Rh. Rhangawis, Th. Orphanidis, Jo. Karatsutsas, um so erfreulicher sein, und zwar erscheint das rastlose Streben dieser Dichter nach dem Bessern um so verdienstlicher, je weniger es durch die Gleichgültigkeit der noch vorzugsweise rein materiellen Interessen zugewandten Mehrzahl des griechischen Volks, oder durch das vornehme Ignoriren der Regungen neuen geistigen Lebens in Griechenland von Seiten der abendländischen Kritik sich irre machen läßt. Damit aber freilich die Poesie in Griechenland zu der bei den glücklichen Anlagen des Volks ihr sicher erreichbaren Höhe sich erhebe, ist nächst der einen solchen Aufschwung vor Allem bedingenden erträglichern Gestaltung der innern Verhältnisse des Landes, auch sehr zu wünschen, daß man im westlichen Europa an Dichtungen, wie der Μεσσίας, der Περιπλανώμενος und der Λαοπλάνος, nicht länger fast mit gleicher Achtlosigkeit, wie an unserer Αἰχμαλωσία Μορέος, vorübergehe. Denn so seltsam hat nun einmal im Lauf der Jahrtausende das Blatt sich gewendet, daß wir Hyperboreer, jene weiland ἠέρι καὶ νεφέλῃ κεκαλυμμένοι, es sind, von deren Lehre in Lob und Tadel die besten Dichter im Vaterlande des Pindar und Sophokles die ersprießlichste Anregung und Leitung ihrer Thätigkeit erwarten. Ich erlaube mir (über unausbleibliche Mißdeutungen mich hinwegsetzend), zum Belege des eben Gesagten die betreffende Stelle aus einem Schreiben herzusetzen, das Alexander Rhisos Rhangawis, an Charakter und Talent unbestritten einer der ehrenwerthesten unter den jetztlebenden griechischen Schriftstellern, jüngsthin Bezug auf meine schwachen Versuche, zu den Bemühungen der Herren Thiersch, Brandis, Kind und Sanders für die Aufnahme der neugriechischen Literatur in Deutschland, mein Schärflein beizutragen, an mich richtete. Der Passus mag zugleich in

*) Die Erinnerung an diesen gleichzeitigen Dichter liegt hier vor Allem nahe, da er in seinem berühmtesten Gedichte einen mit der Eroberung Morea's nahe zusammenhängenden Stoff, nämlich den sie der Pforte sichernden Frieden von Passarowitz besang, ohne freilich bei der Feier der Triumphe des Kaisers die schmählichen Verluste seiner Bundsgenossin, der Republik Venedig, mit einer Sylbe zu erwähnen.

Selbstvertrauen der Deutschen dem Auslande gegenüber; dieses Selbstvertrauen führte Viele zu überspannten Erwartungen von Verbesserung des staatlichen Zustandes und die französische Staatsumwälzung wurde daher von diesen mit Begeisterung begrüßt; in ihrem Fortgange stürzte sie das morsch gewordene Gebäude des deutschen Reiches um; die Herrschaft der Franzosen in Deutschland wurde bald durch die allgemeine heldenmüthige Begeisterung im Freiheitskampfe gebrochen. Wenn auch an die Stelle dieser Begeisterung später andere, mehr auf das Nützliche gerichtete Bestrebungen und vielfache Parteiungen traten, wobei auf staatlichem und kirchlichem Gebiete Uebertreibungen auf einer Seite, Uebertreibungen auf der andern hervorriefen und vielfache Spaltungen veranlaßten, so ist doch Deutschland im Ganzen immer einträchtiger und eben durch diese innern Kämpfe lebenskräftiger und frischer geworden." Und wenn nun nach dieser Uebersicht, die uns nichts nutzt, wir schließlich für die Gegenwart eine frische Blüthe der Dichtung folgern müssen, so heißt es dagegen §. 468: „Im Ganzen aber ist eine Abnahme der Dichtung sichtbar, da diese häufig zu Parteizwecken oder zum Broderwerbe benutzt wird."

Derselbe Paragraph soll die Entwicklung des Schriftenthums erläutern: „Es zeigt sich, heißt es hier, immer allgemeiner das Streben, an die Stelle des aufgegebenen Ausländischen ein volksthümliches Schriftenthum zu setzen; daher geht man besonders auf das deutsche Alterthum zurück und dringt tiefer in den Geist der alten griechischen und römischen Schriftsteller ein." Also der Anschluß an die Alten, — wie hat er gerade eine volksthümliche Dichtung befördert? Der höchste Aufschwung der Literatur soll aber dadurch erreicht sein, daß man mit Hülfe der Kantischen Weltweisheit eine Wissenschaft vom Schönen gewonnen.

Auch in dem zweiten Abschnitt der neuern Zeit ist die beliebte Eintheilung beibehalten. Daher denn im volksthümlichen Heldengedicht §. 470 Schönaich, Bodmer, Sonnenberg, Pyrker und Lenau zusammengestellt sind. Im ritterlichen Heldengedichte sind wieder die obscuren Nachahmer Wielands, Alxinger, F. A. Müller, Ludwig Heinrich von Nicolai mit gewohnter Genauigkeit genannt, und Wieland so charakterisirt: „Wie Klopstock überwiegend innerlich, feierlich = ernst und dem Uebersinnlichen zugewandt, so ist Wieland überwiegend äußerlich, scherzend, weisen Lebensgenuß empfehlend, und (doch nicht in seinem Leben) leichtfertig, ausgezeichnet durch Sprachgewandtheit, Leichtfertigkeit und Lebendigkeit."

Nachdem der Leser in den verschiedenen Paragraphen nach den verschiedenen Literaturfächern hin und her in ältere und neueste Zeit geworfen ist, werden wir endlich mit Goethe und Schiller bekannt. Wer Schiller nicht kennt, muß sich ein ganz seltsames, kümmerliches Bild von demselben entwerfen, wenn er von ihm liest S. 266: „Schillers Entwicklung ist der Goethe's in vielen Hinsichten entgegengesetzt; wie dieser von äußern Anschauungen und vom Gegebenen ausging, der Wahrheit und Wirklichkeit lebte und in die Natur sich vertiefte, so lebte Schiller ein innerliches, nachdenkliches und Gemüthsleben, welches durch seine gedrückte Jugend genährt wurde, lebte und webte in Gedanken und selbstgeschaffenen Urbildern und versenkte sich in die Kantische Weltweisheit; es bedurfte eines rastlosen und mühevollen Ringens und unablässigen Kampfes, ehe er zur Klarheit und Naturwahrheit, zum Einklange mit sich selbst und zur Versöhnung zwischen Weltweisheit und Dichtung gelangte, wozu ihm besonders der klare und ruhige Goethe behülflich war." An die beiden Heroen schließen sich nun gleich als würdige Nachahmer: Babo, Raupach, Gehe, Döring, Maltitz, Auffenberg, Birchpfeiffer; §. 502 macht uns sogar mit einer Tyroler Schuhmacherwittwe Anna Pritzinn bekannt, die, wie Lewald in seiner Schrift über Tyrol erzählt, Schauspiele dichtet und aufführt, und §. 504 und 505 mit den Berliner und Wiener Schauspielern: Ed. Devrient, Louis Angely, Louis Schneider, Roderich Benedix u. s. w., nicht zu vergessen die §. 507 mit Geburts- und Todesjahr genau aufgezählten Operntextverfasser.

Was die Prosa betrifft, so ist unter den Historikern der vaterländischen Geschichte Pertz §. 517 mit aufgeführt, unter den Schriftstellern der allgemeinen Literatur-Geschichte und Alterthumskunde und Geschichte der Künste und Wissenschaften: von Ammon wegen der „Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion," eben hier Spengel, Gmelin, Poppe u. A., von deren Werken ich schon oben gesprochen habe.

Von der Geschichte geht der Verf. auf die Erdkunde und Reisebeschreibungen über, von diesen aber zum Roman (erdichtete Erzählung), nennt zuerst die Familienerzählungen, die empfindsamen, darauf die düstern und schaurigen Erzählungen nebst den Ritter- und Räuberromanen, und findet hier Gelegenheit, den Schüler mit dem Leben der großen Autoren Cramer, Spieß, Schlenkert und Volpius bekannt zu machen. — Andere Volksschriftsteller, wie Beck-

romanischen Völker zu geben, sei der Zweck dieses Buches. Es sei nöthig, den Unterricht in der Literaturgeschichte auf höheren Anstalten auszudehnen, dessen Mangel nicht sowohl in der Verkennung der Wichtigkeit desselben, wie vielmehr in dem Mangel an einem geeigneten Lehrbuche zu suchen sei.

So der Verfasser. Des Ref. Absicht ist es nun keineswegs das Buch von Anfang bis zum Ende durchzugehen; dazu fehlt ihm Lust und Kenntniß. Der Verf. ist durch mehrerlei Arbeiten auf dem Gebiete besonders der romanischen Literatur rühmlich bekannt, während Ref. sich auf diesem wenig umgesehen hat, hier also eine kritische Prüfung von seiner Seite nur anmaßend sein würde. Auch in den andern Gebieten der Literatur hat sich der Verf., wenn er auch nicht Ergebnisse eigener Studien darbietet, mit den wichtigsten Erscheinungen und den neuesten Untersuchungen bekannt gemacht, so daß ihm wenig Fehler nachzuweisen sind.

Aber andere Einwendungen sieht sich Referent zu machen genöthigt; und hebt zuerst folgenden Punkt hervor:

Bei der außerordentlichen Ausdehnung der Unterrichtsgegenstände, wie sie jetzt schon auf den höhern Lehranstalten sich findet, ist nichts gewagter als an eine Vermehrung zu denken. Am wenigsten aber scheint es gerathen, eine allgemeine Literaturgeschichte einzuführen. Was gewinnt damit der Schüler? Die Zeitrichtungen kann er nicht kennen lernen ohne Kenntniß der Schriftsteller; woher soll er Zeit gewinnen, sich mit diesen bekannt zu machen? Der Historiker freilich, welcher über eine Zeit Auskunft haben will, muß auch deren Literatur kennen; aber der Schüler ist kein Historiker und soll es nicht werden, sein Geist soll an dem Studium der vollkommensten Kunstwerke gebildet, nicht vorzeitig sein Kopf mit allerlei Notizen angefüllt werden, die ihn nur verwirren und mit dem Dünkel, als wisse er nun etwas, erfüllen. Hat der Schüler gelehrter Anstalten bei dem Studium eines griechischen und römischen Schriftstellers einen Ueberblick über das entsprechende Fach der Literatur erhalten, um den Schriftsteller würdigen zu können, an dessen Lesung er sich begiebt, hat er den Entwicklungsgang seiner Muttersprache an den Klassikern seines Volkes kennen gelernt, so hat er etwas, was von Werth für ihn ist, er hat damit aber auch genug. Und beschränkt sich in unsern höhern Töchterschulen der literargeschichtliche Unterricht auf den letzteren Gegenstand und schränkt sich derselbe in Rücksicht auf die ältere Zeit noch ein, so leisten sie etwas Nützliches. Beiderlei Anstalten werden aber

reich, das erst in neuerer Zeit angefangen hat, der strengern Gliederung unserer Philosophie einigen Geschmack abzugewinnen, sehr in Aufnahme gekommen ist.

Der Verfasser der oben bezeichneten Schrift reiht sich auf eine würdige Weise an Ahrens an, nur daß er, während dieser sich mehr der strengen wissenschaftlichen Behandlung gewidmet hat, vorzugsweise die rein literarische und publicistische Seite Deutschland's in's Auge faßt. Auch Frensdorff ist, wie Ahrens, Lehrer an der Brüsseler Universität, so wie auch Beide aus Deutschland gebürtig sind.

Das vorliegende Werk: „De l'Allemagne moderne," welches aus einzelnen, zum Theil bereits in der „Revue nationale de Belgique" erschienenen Aufsätzen besteht, wird uns, wie es in den einleitenden Vorbemerkungen heißt, nur als Vorläufer einer größern, einheitlichern Arbeit (qui présenterait une autre unité encore que celle des principes) geboten, welche der Verfasser zu veröffentlichen gedenkt, wenn diese erste Gabe eine ermunternde Aufnahme findet. Wir unsererseits können ihn nur auffordern, dieses umfassende Werk erscheinen zu lassen, indem schon diese ersten Proben zu nicht geringen Erwartungen berechtigen. Er verbindet — man muß es ihm nachrühmen — mit einer genauen Kenntniß des literarischen Details einen umfassenden, festen und unparteiischen Blick über den ganzen Gang anserer literarischen Entwickelung, und dabei hat er sich die französische Leichtigkeit in der Behandlung selbst schwieriger Partien in einem seltenen Grade angeeignet. Vielleicht würde mancher deutsche Leser leicht versucht werden, zu glauben, die hier und da etwas skizzenhafte Darstellung, die sprunghafte Lebendigkeit der Erzählung, die zum Theil etwas schillernden Phrasen könnten die ernstere Haltung der Schrift beeinträchtigen; aber wer nur irgend in die Composition französischer Werke von diesem Gepräge etwas tiefer eingedrungen ist, und wer den Geschmack des französischen Publikums zu würdigen versteht, wird es uns einräumen, daß Frensdorff mit großer Geschicklichkeit den Ton getroffen hat, der — wenn das Werk seinen Zweck nicht verfehlen sollte — angeschlagen werden mußte.

Nach diesen mehr den Gesammteindruck des Werkes bezeichnenden Andeutungen wenden wir uns zu einer kurzen Aufzählung der besonderen Aufsätze, welche es enthält, indem ein näheres Eingehen auf die Einzelheiten hier unstatthaft erscheint. Die erste

Nummer ist dem Jugendleben Göthe's gewidmet (la jeunesse de Goethe). Der Verfasser hat bei diesem Artikel die besten deutschen Quellen mit sicherm Takte benutzt und die einzelnen Andeutungen, welche er hier fand, mit Gewandtheit verarbeitet. Die Wahl des Stoffes ist um so mehr zu billigen, als eine dokumentirte Darstellung vom Jugendleben unsers großen Meisters dazu dienen kann, die phantastischen Vorstellungen, welche man in Frankreich namentlich von der Bühne herab über einige Begebenheiten dieses reichen Lebens verbreitet hat, auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. In dem zweiten Aufsatze erhalten wir eine kurze Geschichte von der Entstehung und Ausbreitung des Deutschkatholicismus (le nouveau catholicisme allemand), welche von einem ruhigen und gewiegten Urtheile über diese vielbesprochenen Bewegungen getragen werden. Die Charakteristik des beliebten Schriftstellers Heinrich Zschokke erscheint zwar im Verhältniß zu den übrigen Aufsätzen etwas umfangsreich; aber sie ist so lebendig geschrieben, daß der Leser ihr die größere Ausdehnung nicht zum Vorwurfe anrechnen wird. In der folgenden Skizze über die politische Poesie der Deutschen (les poétes politiques) fehlt es nicht an einschneidenden Bemerkungen und einer lebhaften Polemik, obgleich man im Ganzen dem Urtheile, welches der Verfasser über die betreffenden Autoren und über die ganze Bedeutung der politischen Poesie fällt, beipflichten kann. Der Aufsatz über H. Heine wird uns nur als Fragment geboten, da in der That zur abgerundetern Charakteristik Heine's, der sich, ungeachtet man ihn schon so oft begraben hat, doch immer noch regt, die Zeit wohl noch nicht gekommen ist. Recht anziehend haben wir die mit Uebersetzungsproben gezierte Analyse der lieblichen Hebel'schen Volkslieder (les poésies populaires de Hebel) gefunden, um so mehr, als darin einige andere Schriftsteller, welche entweder unmittelbar für das Volk schrieben oder doch, wie Auerbach, Rank und andere ihre Stoffe der volksthümlichen Sphäre entnahmen, auf eine angemessene Weise gewürdigt werden. Am beziehungsreichsten für uns dürfte der letzte Artikel sein. Derselbe bespricht die Art und Weise, wie Deutschland von den Franzosen beurtheilt wird (l'Allemagne jugée par la France). Der Verfasser hat, wie aus manchen Andeutungen hervorgeht, bei der Abfassung dieses Aufsatzes wohl nicht allein französische Leser im Auge gehabt. Er nimmt in dieser Darstellung besondern Bezug auf die Urtheile von Quinet, St. René Taillandier, Ph. Chasles und Michiels, berichtigt besonders die vielfach verbreitete irrthümliche

Ansicht, als stehe die Staël in ihrem „De l'Allemagne" nicht auf eigenen Füßen, würdigt die Bestrebungen eines Ampère und Martin, zeigt auch, was Heine und Börne für Deutschland bei der französischen Lesewelt gethan haben und nimmt besonders Blaze, bei dem deutsche Kritiker gewöhnlich mehr guten Willen als Einsicht und Urtheilskraft anerkannt haben, wegen der Angriffe, welche dieser um unsere Literatur vielfach verdiente Schriftsteller erlitten hat, recht energisch in Schutz. Indem wir auch hier dem gesunden Urtheile des geehrten Verfassers volle Anerkennung zu Theil werden lassen, sprechen wir schließlich noch einmal den Wunsch aus, daß es ihm gefallen möge, mit seinem in der Einleitung verheißenen Werke bald hervorzutreten und überhaupt das Ziel, welches er sich bei seinen literarischen Arbeiten gesteckt hat, mit der Ausdauer eines seiner redlichen Absichten bewußten Strebens muthig zu verfolgen.

Bernburg.

G. J. Günther.

Die Märchen des Clemens Brentano. Zum Besten der Armen, nach dem letzten Willen des Verfassers, herausgegeben von Guido Görres. 2 Bände. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1846.

Mit diesem Buche hat die Verlagshandlung dem deutschen Publikum zum letzten Christfest einen gar fröhlichen, lieben Weihnachtsgast zugesendet. Auch bei dem Schreiber dieses hat er angeklopft, und freundlichst von ihm willkommen geheißen, hat er durch seinen unschuldigen, frommen Kindersinn, durch sein freundliches Geplauder, durch seine unverwüstliche Heiterkeit und unermüdliche Beweglichkeit viel dazu beigetragen, daß mitten aus der Last ernster Arbeiten heraus doch die rechte Feier- und Christtagsstimmung gefunden wurde, und daß nun mitten in dem düstern kalten Winter die Tage dieses Festes ein sonniger, warmer, grünender und blühender Platz freundlich glänzend vor der Erinnerung dastehen. Es ist eine Pflicht der Dankbarkeit, deren ich mich entledige, gegen Vater und Pfleger des lieblichen Kindes, wenn ich erzähle, wie viel Freuden es zu bringen vermag, und ich hoffe durch diese Erzählung wiederum den Dank der Leser mir zu verdienen.

Sehr wahr hat ein Mann, der den Geist und das Herz unseres Volkes kennt und liebt, wie kein anderer, vom Märchen

letztere von wahrhaft dichterischer Begabung zeugt). Sonst sind aber auch hier und im Folgenden die Zeiten nicht geschieden, die Zeit der Blüthe und des Verfalls ist gemischt. Wernher von Tegernsee und das Passionale werden in einem und demselben Paragraphen erwähnt. — §. 400 darf die Klage nicht eine spätere Fortsetzung der Nibelungen Not genannt werden, so wie hinsichtlich der Gudrun besonders die Ausgabe von Müllenhoff zu vergleichen ist. — §. 406, welcher die Sittengedichte nennt, führt neben einander den Winsbecker und Sebastian Brant an. — 2) Gefühlsdichtung (lyrische Poesie). 3) Schauspieldichtung. — B: 1) Erzählende Prosa (fängt gleich mit dem 14. Jahrhundert an.) 2) Betrachtende und wissenschaftliche Prosa. 3) Beredsamkeit. Statt der einzelnen Ausgaben waren die deutschen Mystiker von Pfeiffer zu nennen.

Mit §. 423 geht der Verf. über auf die neuhochdeutsche Zeit. Es heißt hier u. a., nachdem von dem Wiederaufblühen der Wissenschaften die Rede gewesen: „die klassische Richtung zeigte sich zunächst in Uebersetzungen aus dem Lateinischen ins Griechische, welche die deutsche Sprache bereicherten und Nachbildungen veranlaßten, und machte die Kirchenverbesserung möglich, durch welche das deutsche Kirchenlied eigentlich erst eingeführt und die neuhochdeutsche Gesammtsprache gebildet wurde." Es fällt dem Schüler mindestens schwer, durch diesen Gedankengang sich hindurchzuarbeiten.

Es wird auch hier weiter §. 426 zuerst die erzählende Dichtung betrachtet, und zwar mit den Uebersetzungen begonnen, daher von Bodmer die Rede ist, ehe wir irgend ein Wort von der ganzen schlesischen Poesie gelesen haben. Aehnlich folgt im §. 427, das Spottgedicht behandelnd, unmittelbar auf Hutten Georg Rollenhagen. §. 428, das Lehrgedicht behandelnd, nennt Bartholomaeus, Ringwaldt und Opitz neben einander, d. h. führt dessen beschreibende Gedichte an, ohne daß wir sonst von ihm gehört haben; welche Bedeutung er gehabt habe, das lesen wir erst weiter unter §. 440. Und als Beweis, daß der Verfasser zu speziell oft die Literatur anführe, erwähne ich hier, daß er u. a. die Schrift von Hoffmann über B. Ringwaldt, so wie über Paul Gerhardt zwei Schriften, von Roth und Wildenhahn, nennt.

Die lyrische Poesie (Gefühlsdichtung hier genannt) soll uns endlich mit den Hauptwerken der schlesischen Schule bekannt machen. An dieser Stelle hätte die Bibliothek von Müller und Förster ge-

deutsche Zeit bis 1500. 3, Neuhochdeutsche. Nur im letztern Zeitraum sind zwei Epochen angenommen: von 1500 bis 1740, und von da bis jetzt.

Zuerst wird die Literatur aufgeführt. Das ungenügende Buch von Bredelon gehörte nicht hieher, dagegen war das Buch von H. G. F. Scholl und T. F. Scholl, besonders in der 2ten Ausgabe, auch Pischon zu nennen.

§. 376 ist von dem Einflusse der verschiedenen Literaturen auf die deutsche die Rede: „Diese Einflüsse wirkten häufig störend, haben aber, da die Deutschen die geistige Errungenschaft aller Völker und Zeiten sich eigen zu machen streben, eine große Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit und unermeßlichen Reichthum des deutschen Schriftenthums herbeigeführt und die volksthümliche Entwicklung des deutschen Schriftenthumes zwar gehemmt, aber nicht unterdrückt.“ Welches Urtheil soll hiernach über den wohlthätigen oder schädlichen Einfluß der ausländischen Literaturen sich der Schüler bilden?

Ebenso undeutlich heißt es §. 377: „Das deutsche Schriftenthum insbesondere zeichnet sich durch die Eigenschaften aus, welche oben den germanischen Schriftenthümern im Allgemeinen zugeschrieben worden sind. Zu jener tiefen Innigkeit kommt aber auch große Klarheit des Verstandes, weshalb die Weltweisheit und die Wissenschaften in keinem andern Lande eine so hohe Blüthe erreicht haben und keine Hauptgattung der Dichtung und Prosa vernachläßigt worden ist.“ Offenbar lautet das à la Gottsched, der seine Schüler ermunterte, sich in allen Dichtungsgattungen zu versuchen, damit man doch überall, sowohl beim heroischen Epos wie bei der Idylle u. s. w. mit einem deutschen Namen aufwarten könne, und diese verständige Betrachtung für das erste Erforderniß eines guten Dichters hielt.

Mit §. 379 geht der Verf. auf die altdeutsche Literatur über. Er schreibt noch allemannisch st. alemannisch. Die Hauptwerke werden nach den drei Gattungen der Dichtung betrachtet; das Wichtigste, auch Unwichtiges ist hier genannt. —

Mit §. 388 beginnt die mittelhochdeutsche Zeit. A: 1) Erzählende Dichtung. Scheidung nach den Sagenkreisen. Zu §. 394: Hartmann's armer Heinrich (hier fehlt die Ausgabe von Haupt 1842); Iwein (hier fehlt: Uebersetzung von Graf v. Baudissin); Gottfried's Tristan (hier fehlt: Ausgabe von Maßmann 1843 und die Bearbeitung von Immermann und Kurtz, von denen auch die

letztere von wahrhaft dichterischer Begabung zeugt). Sonst sind aber auch hier und im Folgenden die Zeiten nicht geschieden, die Zeit der Blüthe und des Verfalls ist gemischt. Wernher von Tegernsee und das Passionale werden in einem und demselben Paragraphen erwähnt. — §. 400 darf die Klage nicht eine spätere Fortsetzung der Nibelungen Not genannt werden, so wie hinsichtlich der Gudrun besonders die Ausgabe von Müllenhoff zu vergleichen ist. — §. 406, welcher die Sittengedichte nennt, führt neben einander den Winsbecker und Sebastian Brant an. — 2) Gefühlsdichtung (lyrische Poesie). 3) Schauspieldichtung. — B: 1) Erzählende Prosa (fängt gleich mit dem 14. Jahrhundert an.) 2) Betrachtende und wissenschaftliche Prosa. 3) Beredsamkeit. Statt der einzelnen Ausgaben waren die deutschen Mystiker von Pfeiffer zu nennen.

Mit §. 423 geht der Verf. über auf die neuhochdeutsche Zeit. Es heißt hier u. a., nachdem von dem Wiederaufblühen der Wissenschaften die Rede gewesen: „die klassische Richtung zeigte sich zunächst in Uebersetzungen aus dem Lateinischen ins Griechische, welche die deutsche Sprache bereicherten und Nachbildungen veranlaßten, und machte die Kirchenverbesserung möglich, durch welche das deutsche Kirchenlied eigentlich erst eingeführt und die neuhochdeutsche Gesammtsprache gebildet wurde.“ Es fällt dem Schüler mindestens schwer, durch diesen Gedankengang sich hindurchzuarbeiten.

Es wird auch hier weiter §. 426 zuerst die erzählende Dichtung betrachtet, und zwar mit den Uebersetzungen begonnen, daher von Bodmer die Rede ist, ehe wir irgend ein Wort von der ganzen schlesischen Poesie gelesen haben. Aehnlich folgt im §. 427, das Spottgedicht behandelnd, unmittelbar auf Hutten Georg Rollenhagen. §. 428, das Lehrgedicht behandelnd, nennt Bartholomaeus, Ringwaldt und Opitz neben einander, d. h. führt dessen beschreibende Gedichte an, ohne daß wir sonst von ihm gehört haben; welche Bedeutung er gehabt habe, das lesen wir erst weiter unter §. 440. Und als Beweis, daß der Verfasser zu speziell oft die Literatur anführe, erwähne ich hier, daß er u. a. die Schrift von Hoffmann über B. Ringwaldt, so wie über Paul Gerhardt zwei Schriften, von Roth und Wildenhahn, nennt.

Die lyrische Poesie (Gefühlsdichtung hier genannt) soll uns endlich mit den Hauptwerken der schlesischen Schule bekannt machen. An dieser Stelle hätte die Bibliothek von Müller und Förster ge-

nannt werden können, die über den speziellen Werken vergessen ist. — §. 442 macht uns mit den Pegnitzschäfern bekannt; eine Charakteristik fehlt hier gänzlich. — Wir wenden uns zu der zweiten schlesischen Schule, §. 445 zu den niedersächsischen Dichtern; hier kommen Postel, Hunold, Brockes, Hagedorn und Günther neben einander vor. Und so lernen wir denn in diesem Abschnitte noch Bodmer und Breitinger kennen. —

Mit §. 450 S. 231 wendet sich der Verf. zu der Schauspieldichtung, daß der hier genannte Gryphius den Stoff des Peter Squenz aus Shakespeare entnommen habe, bleibt nicht wahrscheinlich. Neben ihm zählt der Verf. als Schauspieldichter Schoch, Lohenstein, Hallmann auf; was sollen z. B. diese unbedeutenden Personen in einem Schulbuche? Wer diese unwichtigen Dichter und noch mehr kennen lernen will, findet genug in Kehrein's Geschichte des Dramas.

Der Vf. betrachtet hierauf die Prosa, zuerst die Geschichtschreibung, dann die Erdbeschreibung; die Geringschätzung der Chronologie geht hier so weit, daß zuerst Adam Olearius († 1671), dann Sebastian Münster († 1552) genannt wird. Darauf werden die erdichteten Erzählungen, dann die spottenden (Fischart, Moscherosch, Schappe, Liscon), die Heldenerzähluugen des 17. Jahrh. genannt. Die wissenschaftliche Prosa führt zunächst die Weltweisen (Paracelsus, Böhme, Leibnitz, Christian Wolff) vor, und jetzt hören wir unter dem Titel „Gottesgelehrtheit“ erst das Hauptsächliche von Luther. Eben so ist es auffallend, daß Albrecht Dürer wegen seiner Werke über Malerei und Agricola als Commentator der Sprichwörter zusammengestellt sind. Der folgende Abschnitt „Beredsamkeit“ wirft ebenso die ganze Zeit von der Reformation bis zur Mitte des 18. Jahrh. zusammen und enthält die auffallenden Worte: „Luther steht auch an der Spitze der Kanzelredner, — der Hauptredner dieses Zeitraums aber ist Mosheim.“

Hat der erste Abschnitt der neuern Zeit schon zu mancherlei Bemerkungen Veranlassung gegeben, so bietet der zweite, von 1740 bis jetzt, auch mancherlei dar. Es ist nicht blos angemessen, sondern auch nothwendig, der Literaturgeschichte die betreffenden Abschnitte aus der politischen Geschichte vorauszuschicken. Aber wie soll §. 467, der uns den Einfluß der politischen Verhältnisse auf die Literatur deutlich machen soll, diesen Zweck erfüllen, da er also lautet: „Friedrich II. weckte zuerst wieder Heldenmuth und

Selbstvertrauen der Deutschen dem Auslande gegenüber; dieses Selbstvertrauen führte Viele zu überspannten Erwartungen von Verbesserung des staatlichen Zustandes und die französische Staatsumwälzung wurde daher von diesen mit Begeisterung begrüßt; in ihrem Fortgange stürzte sie das morsch gewordene Gebäude des deutschen Reiches um; die Herrschaft der Franzosen in Deutschland wurde bald durch die allgemeine heldenmüthige Begeisterung im Freiheitskampfe gebrochen. Wenn auch an die Stelle dieser Begeisterung später andere, mehr auf das Nützliche gerichtete Bestrebungen und vielfache Parteiungen traten, wobei auf staatlichem und kirchlichem Gebiete Uebertreibungen auf einer Seite, Uebertreibungen auf der andern hervorriefen und vielfache Spaltungen veranlaßten, so ist doch Deutschland im Ganzen immer einträchtiger und eben durch diese innern Kämpfe lebenskräftiger und frischer geworden." Und wenn nun nach dieser Uebersicht, die uns nichts nutzt, wir schließlich für die Gegenwart eine frische Blüthe der Dichtung folgern müssen, so heißt es dagegen §. 468: „Im Ganzen aber ist eine Abnahme der Dichtung sichtbar, da diese häufig zu Parteizwecken oder zum Broderwerbe benutzt wird."

Derselbe Paragraph soll die Entwicklung des Schriftenthums erläutern: „Es zeigt sich, heißt es hier, immer allgemeiner das Streben, an die Stelle des aufgegebenen Ausländischen ein volksthümliches Schriftenthum zu setzen; daher geht man besonders auf das deutsche Alterthum zurück und dringt tiefer in den Geist der alten griechischen und römischen Schriffsteller ein." Also der Anschluß an die Alten, — wie hat er gerade eine volksthümliche Dichtung befördert? Der höchste Aufschwung der Literatur soll aber dadurch erreicht sein, daß man mit Hülfe der Kantischen Weltweisheit eine Wissenschaft vom Schönen gewonnen.

Auch in dem zweiten Abschnitt der neuern Zeit ist die beliebte Eintheilung beibehalten. Daher denn im volksthümlichen Heldengedicht §. 470 Schönaich, Bodmer, Sonnenberg, Pyrker und Lenau zusammengestellt sind. Im ritterlichen Heldengedichte sind wieder die obscuren Nachahmer Wielands, Alxinger, F. A. Müller, Ludwig Heinrich von Nicolai mit gewohnter Genauigkeit genannt, und Wieland so charakterisirt: „Wie Klopstock überwiegend innerlich, feierlich-ernst und dem Uebersinnlichen zugewandt, so ist Wieland überwiegend äußerlich, scherzend, weisen Lebensgenuß empfehlend, und (doch nicht in seinem Leben) leichtfertig, ausgezeichnet durch Sprachgewandtheit, Leichtfertigkeit und Lebendigkeit."

Nachdem der Leser in den verschiedenen Paragraphen nach den verschiedenen Literaturfächern hin und her in ältere und neueste Zeit geworfen ist, werden wir endlich mit Goethe und Schiller bekannt. Wer Schiller nicht kennt, muß sich ein ganz seltsames, kümmerliches Bild von demselben entwerfen, wenn er von ihm liest S. 266: „Schillers Entwicklung ist der Goethe's in vielen Hinsichten entgegengesetzt; wie dieser von äußern Anschauungen und vom Gegebenen ausging, der Wahrheit und Wirklichkeit lebte und in die Natur sich vertiefte, so lebte Schiller ein innerliches, nachdenkliches und Gemüthsleben, welches durch seine gedrückte Jugend genährt wurde, lebte und webte in Gedanken und selbstgeschaffenen Urbildern und versenkte sich in die Kantische Weltweisheit; es bedurfte eines rastlosen und mühevollen Ringens und unablässigen Kampfes, ehe er zur Klarheit und Naturwahrheit, zum Einklange mit sich selbst und zur Versöhnung zwischen Weltweisheit und Dichtung gelangte, wozu ihm besonders der klare und ruhige Goethe behülflich war." An die beiden Heroen schließen sich nun gleich als würdige Nachahmer: Babo, Raupach, Gehe, Döring, Maltitz, Auffenberg, Birchpfeiffer; §. 502 macht uns sogar mit einer Tyroler Schuhmacherwittwe Anna Pritzinn bekannt, die, wie Lewald in seiner Schrift über Tyrol erzählt, Schauspiele dichtet und aufführt, und §. 504 und 505 mit den Berliner und Wiener Schauspielern: Ed. Devrient, Louis Angely, Louis Schneider, Roderich Benedix u. s. w., nicht zu vergessen die §. 507 mit Geburts- und Todesjahr genau aufgezählten Operntextverfasser.

Was die Prosa betrifft, so ist unter den Historikern der vaterländischen Geschichte Pertz §. 517 mit aufgeführt, unter den Schriftstellern der allgemeinen Literatur-Geschichte und Alterthumskunde und Geschichte der Künste und Wissenschaften: von Ammon wegen der „Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion," eben hier Spengel, Gmelin, Poppe u. A., von deren Werken ich schon oben gesprochen habe.

Von der Geschichte geht der Verf. auf die Erdkunde und Reisebeschreibungen über, von diesen aber zum Roman (erdichtete Erzählung), nennt zuerst die Familienerzählungen, die empfindsamen, darauf die düstern und schaurigen Erzählungen nebst den Ritter- und Räuberromanen, und findet hier Gelegenheit, den Schüler mit dem Leben der großen Autoren Cramer, Spieß, Schlenkert und Volpius bekannt zu machen. — Andere Volksschriftsteller, wie Beck-

Nummer ist dem Jugendleben Göthe's gewidmet (la jeunesse de Goethe). Der Verfasser hat bei diesem Artikel die besten deutschen Quellen mit sicherm Takte benutzt und die einzelnen Andeutungen, welche er hier fand, mit Gewandtheit verarbeitet. Die Wahl des Stoffes ist um so mehr zu billigen, als eine dokumentirte Darstellung vom Jugendleben unsers großen Meisters dazu dienen kann, die phantastischen Vorstellungen, welche man in Frankreich namentlich von der Bühne herab über einige Begebenheiten dieses reichen Lebens verbreitet hat, auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. In dem zweiten Aufsatze erhalten wir eine kurze Geschichte von der Entstehung und Ausbreitung des Deutschkatholicismus (le nouveau catholicisme allemand), welche von einem ruhigen und gewiegten Urtheile über diese vielbesprochenen Bewegungen getragen werden. Die Charakteristik des beliebten Schriftstellers Heinrich Zschokke erscheint zwar im Verhältniß zu den übrigen Aufsätzen etwas umfangsreich; aber sie ist so lebendig geschrieben, daß der Leser ihr die größere Ausdehnung nicht zum Vorwurfe anrechnen wird. In der folgenden Skizze über die politische Poesie der Deutschen (les poétes politiques) fehlt es nicht an einschneidenden Bemerkungen und einer lebhaften Polemik, obgleich man im Ganzen dem Urtheile, welches der Verfasser über die betreffenden Autoren und über die ganze Bedeutung der politischen Poesie fällt, beipflichten kann. Der Aufsatz über H. Heine wird uns nur als Fragment geboten, da in der That zur abgerundetern Charakteristik Heine's, der sich, ungeachtet man ihn schon so oft begraben hat, doch immer noch regt, die Zeit wohl noch nicht gekommen ist. Recht anziehend haben wir die mit Uebersetzungsproben gezierte Analyse der lieblichen Hebel'schen Volkslieder (les poésies populaires de Hebel) gefunden, um so mehr, als darin einige andere Schriftsteller, welche entweder unmittelbar für das Volk schrieben oder doch, wie Auerbach, Rank und andere ihre Stoffe der volksthümlichen Sphäre entnahmen, auf eine angemessene Weise gewürdigt werden. Am beziehungsreichsten für uns dürfte der letzte Artikel sein. Derselbe bespricht die Art und Weise, wie Deutschland von den Franzosen beurtheilt wird (l'Allemagne jugée par la France). Der Verfasser hat, wie aus manchen Andeutungen hervorgeht, bei der Abfassung dieses Aufsatzes wohl nicht allein französische Leser im Auge gehabt. Er nimmt in dieser Darstellung besondern Bezug auf die Urtheile von Quinet, St. René Taillandier, Ph. Chasles und Michiels, berichtigt besonders die vielfach verbreitete irrthümliche

Ansicht, als stehe die Staël in ihrem „De l'Allemagne" nicht auf eigenen Füßen, würdigt die Bestrebungen eines Ampère und Martin, zeigt auch, was Heine und Börne für Deutschland bei der französischen Lesewelt gethan haben und nimmt besonders Blaze, bei dem deutsche Kritiker gewöhnlich mehr guten Willen als Einsicht und Urtheilskraft anerkannt haben, wegen der Angriffe, welche dieser um unsere Literatur vielfach verdiente Schriftsteller erlitten hat, recht energisch in Schutz. Indem wir auch hier dem gesunden Urtheile des geehrten Verfassers volle Anerkennung zu Theil werden lassen, sprechen wir schließlich noch einmal den Wunsch aus, daß es ihm gefallen möge, mit seinem in der Einleitung verheißenen Werke bald hervorzutreten und überhaupt das Ziel, welches er sich bei seinen literarischen Arbeiten gesteckt hat, mit der Ausdauer eines seiner redlichen Absichten bewußten Strebens muthig zu verfolgen.

Bernburg.

G. J. Günther.

Die Märchen des Clemens Brentano. Zum Besten der Armen, nach dem letzten Willen des Verfassers, herausgegeben von Guido Görres. 2 Bände. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1846.

Mit diesem Buche hat die Verlagshandlung dem deutschen Publikum zum letzten Christfest einen gar fröhlichen, lieben Weihnachtsgast zugesendet. Auch bei dem Schreiber dieses hat er angeklopft, und freundlichst von ihm willkommen geheißen, hat er durch seinen unschuldigen, frommen Kindersinn, durch sein freundliches Geplauder, durch seine unverwüstliche Heiterkeit und unermüdliche Beweglichkeit viel dazu beigetragen, daß mitten aus der Last ernster Arbeiten heraus doch die rechte Feier- und Christtagsstimmung gefunden wurde, und daß nun mitten in dem düstern kalten Winter die Tage dieses Festes ein sonniger, warmer, grünender und blühender Platz freundlich glänzend vor der Erinnerung dastehen. Es ist eine Pflicht der Dankbarkeit, deren ich mich entledige, gegen Vater und Pfleger des lieblichen Kindes, wenn ich erzähle, wie viel Freuden es zu bringen vermag, und ich hoffe durch diese Erzählung wiederum den Dank der Leser mir zu verdienen.

Sehr wahr hat ein Mann, der den Geist und das Herz unseres Volkes kennt und liebt, wie kein anderer, vom Märchen

gesagt, daß es „der Jugend und dem Volk bis auf heut gesunde Nahrung gibt, von welcher es nicht ablassen wird, wie viel andere Speise man ihm vorschiebe.“ Und wie könnte es auch anders? Es müßte ja sein eigenstes Wesen aufgeben! Was im innersten Heiligthum seiner Seele ein Volk sinnt und denkt und ahnt und wünscht, das eben spricht es in lebendigen, bunten Bildern in seinen Märchen aus, über den Schmutz und die Verwirrung und die Leiden des alltäglichen Lebens mit frischem, heiteren Aufschwung in die reinen und klaren Räume der Dichtung sich erhebend — warum sollte es nicht gern in seine Märchen hineinsehen, die ihm rein von den Flecken und Gebrechen, die es in der Wirklichkeit an sich trägt, sein Urbild darstellen zur Freude und zur Erbauung? Warum sollte es nicht jeden erquicken, wie hier das unschuldige, gesunde Gemüth des Volkes in unbewußter Tiefsinnigkeit Größtes und Kleinstes, Schmerz und Lust, Ernst und Scherz, Himmel und Erde verwebt hat?

Darum wollen aber auch nur solche Märchen recht gewinnen, die wirklich im Herzen des Volkes erwachsen sind. Wie haben nicht die Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen überall im Vaterlande wiedergeklungen, und — wunderbar! — gerade diese ächt deutschen Gewächse haben nicht blos Engländer, Holländer, Dänen, sondern selbst Franzosen wetteifernd sich bemüht, in ihre Heimath zu verpflanzen, zum deutlichsten Beweise, wie nur das Volk von andern geliebt und geachtet wird, das seine Volksthümlichkeit kräftig und unverkümmert bewahrt, wie es aber, sobald es sich selbst aufgebend an Fremde sich anschmiegt, verdiente Verachtung der Fremden trifft. Auch der Hauptreiz der köstlichen, jedoch schon freier behandelten Arndt'schen Märchen liegt darin, daß sie in volksthümlicher Ueberlieferung wurzeln, unter Andersen's Märchen zeichnen sich die nacherzählten von den frei gedichteten sehr vortheilhaft aus, die von Tieck konnten nie recht populär werden, weil sie vom Boden des Volksbewußtseins schon zu weit sich entfernten, und wenn Novalis und Göthe in ihren Märchen, was der Geist des Volkes bieten und fordern kann, vollständig vernachlässigten, so hat er sich dadurch gerochen, daß diese Märchen so gut wie ganz vergessen sind, abgesehen davon, daß sie die Wirkung der Volksmärchen schon um deßwillen nicht hervorbringen können, weil ihre Verfasser in Folge der Ansicht, es beruhe das Wesen des Märchens in einem vom Boden der Wirklichkeit völlig losgerissenen durchaus willkührlichen Spiele der Phantasie, für sie neben dem wirklichen Leben oder jenseits

desselben ein fest begrenztes Land der Phantasie schufen, während der Reiz des wahren Mährchens eben darin beruht, daß es in die frische Wirklichkeit die Gestalten und Kräfte einer geheimnißvollen Wunderwelt einführt.

Anders daher Clemens Brentano. Ueberall ziehen durch seine Märchen die Fäden hindurch, wodurch sie an das gebunden sind, was im Herzen unseres Volkes lebet und webt. Wo nicht ein Volksmärchen selbst die Grundlage bildet, da sind in seine Erzählung doch allwärts Sagen, Sprüchwörter, Lieder auf's sinnigste verwoben, oder die Wirklichkeit selbst wird höchst ergötzlich mit kecken, glücklichen Griffen zu der Wunderwelt der Märchen in Beziehung gesetzt, so daß diese nicht als ein unerreichbares Jenseits zu einem nackten, düsteren Leben in Gegensatz tritt, sondern das Leben selbst mit all ihrem Blüthenschmuck und sonnigen Glanze freundlich umstrahlt und verklärt. Hanau und Gelnhausen, Trier, Mainz und Biberich, Bingen mit dem Bachusberg und Rüdesheim, das Binger Loch und der Mäusethurm, die Burgen Katz und Maus die wunderschöne Frau Lureley — alle treten in diesen Märchen bedeutend hervor, und vor allen steht der liebe Vater Rhein in seiner Schönheit und Kraft, in seiner Freundlichkeit und in seinem Ernste so herrlich vor uns da, mit seinen sonnenbeglänzten grünen Wellen, mit seinen Städten und Burgen und Felsen und Rebenhügeln, daß dem, der einmal diese Freuden geschmeckt, die erblaßten Farben der Erinnerung wieder aufleuchten im heitersten Glanze und schon verklingende Töne sich sammeln zu lautem Freudengesang, daß mitten im Winter das Herz ihm so sehnsuchtsvoll wächst, als ob die laue Welle den nackten Fuß schon netze, und daß er sich hineinstürzen möchte in die Tiefe, wo der alte, ehrwürdige Vater mit den Vasallen seines Gebietes umgeben von lieblich schlummernden Kindergesichtern, Hof hält im krystallenen Palaste. Unvergleichlich schön und herrlich ist in dieser Beziehung eine Schilderung im ersten Märchen „von dem Rhein und dem Müller Radlauf:“ durch die verführerische Pfeife des Prinzen Mausohr von Trier sind alle Kinder von Mainz in die Fluten des Rheins gelockt, auch die schöne Prinzessin Ameley und ihr Pathchen, das blonde Ameleychen der armen Fischerin Marzibille. Das Goldfischchen, welches das fromme Kind besessen, trauert nun, da es seiner Pflegerin entbehren muß, und die Fischerin schickt es dem Töchterchen nach in den Rhein. Bald kommt es wieder und erzählt, was es da unten erlebt, unter andern folgendes:

„Als ich kaum einige Minuten nachgedacht hatte, was ich anfangen sollte, siehe! da ging der Mond auf und ergoß sein erquickendes Licht von den Rebenhügeln hinab bis auf den Grund des Rheines, und die Fluth schimmerte unter mir und ober mir wie ein fließender Smaragd, meine goldenen Floßfedern schimmerten, und die rothen Schuhe, in denen ich steckte, glänzten, wie eine Koralle; es war mir durch und durch wohl und selig; da rauschte etwas mit den gelben Wellen des Mainstroms an mich heran und bald erkannte ich eine heitere Schaar von Nymphen. Es zogen voraus zwei schöne, muthige Jünglinge, der weiße Main und der rothe Main, die kräftigen Söhne des Fichtelberges; sie schwammen mit verschlungenen Armen und sangen ein Doppellied, um sie her gaukelten viele schöne Nymphen, ihre Gespielinnen, Geliebten und Bräute; die freudige Urbach, die freundliche Itsch, die lustige Baunach, Lautenbach und Ellern, dann die edle Nordgauerin, die Reding, mit ihren Gespielen, die kunstreiche Regnitz, der Wiesent und Aisch, weiter die kluge Saale, und die sinnreiche Sinna, dann die spielende Lohr, und die berauschte Tauber, und zuletzt die liebliche Nidda; alle diese rauschten mit Weinlaub, Früchten, bunten Wimpeln, Harfen und Hörnern geschmückt, und die beiden Jünglinge singend und klingend, mit lautem Jubel in den mondglänzenden Rhein.

Als sie über mir waren, sangen sie alle miteinander:

Himmel oben, Himmel unten,
Stern und Mond in Wellen lacht,
Und in Traum und Lust gewunden
Spiegelt sich die fromme Nacht.

Welch entzückend laues Wehen!
Blumenathem! Traubenduft!
Wie die Felsen ernsthaft sehen
In des Wiederhalles Kluft!

Rhein, du breites Hochzeitbette!
Himmelhohes Lustgerüst!
Wo sich spielend um die Wette
Stern und Mond und Welle küßt.

Und nun sangen die Brüder, der weiße und rothe Main:

Aus dem alten Fichtelberge
Rauscht zu dir das Brüderpaar,
Im Gestein die klugen Zwerge
Machten uns manch Märlein klar.

Rhein, du hast uns eingeladen
In dein grünes Wasserschloß
Zwischen jauchzenden Gestaden,
In dem kühlen Felsenschooß.

Mit uns ziehen zu dir nieder
Viele Nymphen schön und klug
Und wir bringen alte Lieder,
Alte Märchen dir genug.

Und wir wollen jenen Kindern,
Die du drin gefangen hast,
Märchen singend bald vermindern
Ihres Heimwehs bittre Last.

Und nun sangen die Nymphen, eine nach der andern:

Freundlich bin ich, Urbach heiß ich,
Rothen Röslein manchen Strauß
Von gebückten Büschen reiß' ich,
Theil sie frommen Kindern aus.

Ei! die Kindlein werden lachen
Ueber all den lieben Tand,
Breit' ich erst die schönen Sachen
Ihnen aus im klaren Sand.

Ich bin heimlich, heiße Itsche,
Wenn, wo Dorn und Schlehe blüht,
Still ich durch die Felsen witsche,
Lausche ich der Hirtin Lied.

Heisa! lustig! Rockenstube,
Jahrmarkt, Niklas, heil'ger Christ,
Freu dich Mägdlein, freu dich Bube!
Alles hier beisammen ist.

Baunach, Lautenbach und Ellern
Sind wir, bringen Kiesel rund,
Die wir in den Felsenkellern
Ausgesucht, hübsch glatt und bunt.

Ich die kluge Saale heiße,
Bin ein Nixchen wunderbar,
Stell verwandelt mancherweise
Bald als Kind, als Greis mich dar.

Ich bin edel, heiße Regnitz,
Stamme aus dem Nordgau' her,
Aisch und Wiesent und die Pegnitz,
Tragen meine Gaben schwer.

Sinnreich bin ich, Sinna heiß ich,
Wandle durch den Erlenwald,
Und vom Erlenkönig weiß ich
Auch manch Lied, das rührend schallt.

Aisch bringt rothe Pfaffenhütlein,
Wiesenblümlein Wiesent bringt,
Und manch Märlein und manch Liedlein
Wissen wir, das lieblich klingt.

Rauschend durch die Mühlen spring' ich,
Spiele gern und heiße Lohr,
Von dem Müllerburschen sing' ich,
Der sein treues Lieb verlor.

Ich, die Pegnitz, sinnreich, heiter
Bring den Kindern Spielerei:
Trommeln, Pfeifen, Puppen, Reiter
Such' aus Nürnberg ich herbei.

Tauber heiß ich, Reben schwing' ich
Trunken in den Taubergrund,
Und den Kindern Tauben bring' ich,
Um die Hälse golden bunt.

Arche Noah, Gänsespiele,
Pfefferkuchen, buntes Wachs,
Bilderbücher, ei wie viele!
Und manch Liedlein von Hans Sachs.

Und ich heiße Nidda, Nidda,
Im Gebüsch versteck' ich mich,
Rufe immer: Nit da, nit da,
Mit den Kindern neck' ich mich.

Und nun sangen sie wieder alle zusammen:

Seid gegrüßt ihr Rebenhügel!
Seid gegrüßt ihr Felsenstein'!
Die ihr unter Gottes Flügel
Also süß geschlummert ein.

Felder, Korn und Blumen tragend,
Hirtenflöten, einsam klagend,
Hohe Thürme Glocken schlagend,
Kirchlein, Schloß am Felsen ragend.

All ihr hochgeherzten Helden,
Die zu Bacchus Hochaltar
Sich zum blauen Spiegel stellten,
Seid gegrüßt von unserer Schaar!"

Ich glaube fest, man wird nicht leicht eine Dichterstellen finden, in welcher ein so verschwenderischer Reichthum poetischer Fülle und

poetischen Glanzes zusammengedrängt wäre, wie über diese Schilderung und die weitere Erzählung des Goldfischchens ausgegossen ist. Zugleich zeigt diese Stelle, wie Brentano die Stoffe seiner Märchen mit dichterischer Freiheit gestaltet, und dazu hat die Poesie das Recht. Schon das Volksmärchen bewegt sich freier, als Mythos und Sage. Jener stellt zu einer Zeit, welche für den Gedanken die abstrakte Sprache des Begriffes noch nicht kennt, unbewußt in der Form bestimmter Gestalten und Thatsachen die religiösen Grundanschauungen eines Volkes dar und wird wirklich geglaubt; diese schließt sich an die wirkliche Geschichte an und gibt ihr, indem sie dieselbe zu allgemeinen Gedanken, die im Geiste des Volkes leben, in Beziehung setzt, eine höhere Weihe. Die Sage hat daher, wie J. Grimm sagt, „eine halb historische Beglaubigung," einen örtlichen Halt, der sie begrenzt, und deshalb muß sie, nach dem Ausdrucke desselben Meisters, gehen, während das Märchen fliegen darf. Denn dieses wird weder geglaubt, noch ist ihm die geschichtliche Grundlage wesentlich, sondern es schließt sich an diejenigen Bestandtheile des Mythus und der Sage an, welche um ihrer eigenen Schönheit willen, den dichterischen Sinn und das Gemüth des Volkes besonders ansprechen, und darum mit Freiheit weiter ausgebildet und bereichert werden, besonders von der Zeit an, wo ein neuer Glaube die alte Mythe und Sage zurückdrängt, und nun das Schönste von ihnen, was das Herz des Volkes nicht lassen kann, ins neutrale Gebiet der Poesie zum harmlosen Märchen sich flüchtet. So sind auch bei unserm Volke, sobald durch das Christenthum der Glaube an die Mythen schwand, doch die mythischen Gestalten und Geschichten hauptsächlich die Grundlage seiner Märchen geworden, in dessen Bereiche denn freilich die alten, ernsten Götter- und Heldengestalten viel menschlicher, friedlicher und freundlicher auftreten: die erdumspannende, Schneeflocken schüttelnde, Ackerbau und Hauswesen, besonders die Spinnerei beaufsichtigende Göttin Hulda treibt als Frau Holle ihr Wesen, die von Wurtens Schlafdorn gestochene, vom Feuerwall eingeschlossene und von Sigfrid, dem heitern, starken Gotte der Sonne und des Frühlings, erlöste Walküre ist zum Dornröschen geworden, und die Schwanjungfrauen haben sich in Schneewitchen verwandelt. So finden wir denn dieselben Grundzüge eines Märchens, wie getreu man auch an den einzelnen Orten an der Gestalt der Ueberlieferung festhält, an verschiedenen Orten verschieden gestaltet, und so hat auch das hochverdiente Brüderpaar, dem wir die Sammlung

unserer Volksmärchen in ihrer ursprünglichsten Gestalt verdanken, sich nicht erklären wollen „gegen ein freies Auffassen derselben zu eigenen, ganz der Ze.t angehörenden Dichtungen; denn wer hätte Lust, der Poesie Gränzen abzustecken?“ Dieser Freiheit nun hat sich Clemens Brentano bedient, und zwar nicht, um, wie Musäus u. A., das Märchen mit einem für es nicht passenden modernen Gewande zu umhüllen und es zur Folie moderner Sentiments und Reflexionen zu machen, sondern um mit schöpferischem Dichtergeist durch neues Gestalten, Verknüpfen und Erfinden das Gebiet des Märchens selbst zu bereichern und zu erweitern.

Die Hand des mit seinem Stoffe frei schaltenden Dichters offenbart sich schon in der Anordnung des Buches, insofern ihr das Bestreben zu Grunde liegt, zwischen den einzelnen Märchen auch einen äußern Zusammenhang herzustellen, während die Volksmärchen selbst nur durch den gemeinsamen Geist verbunden sind, dem sie alle entsprossen, und der in allen waltet. Der Verf. selbst spricht sich in einer dem Herausgeber mitgetheilten Stelle eines Briefes an den Maler Runge in Hamburg darüber also aus: „Der Plan des Buches ist folgender: Durch ein märchenhaftes Geschick gerathen alle Kinder der Stadt Mainz und auch die Kronprinzessin Ameleya in die Gewalt und Gewahrsam des alten Flußgottes Rhein und wohnen bei ihm in einem gläsernen Haus. Ein Müller von feenhafter Abkunft wird der Bräutigam der Prinzessin und König von Mainz; nun sitzt er auf seinem Thron, von den Bürgern umgeben, immer Morgens am Fluß, und da werden Märchen erzählt, denn der alte Flußgott hat sich erboten, jedes einzelne Kind gegen ein an seinem Ufer erzähltes Märchen herauszugeben; dieses ist der Eingang, eine romantische Fabel von etwa acht Druckbogen. Die erste Erzählung, womit der König seine Braut selbst von dem Rheine auslöst, eröffnet die Märchenreihe und enthält seinen Zug nach der Gegend seines Ursprungs und die Geschichte seines Namens, die er dort entdeckt, etwa zwölf Bogen; nun erzählt ein armer Fischer ein Märchen, Murmelthierchen, um sein geliebtes Kind Ameleychen, der Prinzessin kleine Pathe, auszulösen, etwa vier Bogen; dann erzählt ein Schneider ein Märchen, der Schneider Siebentodt, um seinen Sohn auszulösen, etwa zwei Bogen. So weit ist das Manuscript fertig, welches ich immer, so lange es das Interesse des Verlegers erlaubt, fortsetzen kann und will; es folgen dann abwechselnd christliche, jüdische und aller Stände Mährchen, kürzer und größer, wie es

die Muse gibt. Viele Kinder können durch Lieder und Sprüche oder auch kleine rührende historische Ereignisse ausgelöst werden; kurz, der Plan bietet einen Faden für alle Gattung kindlicher Dichtungen, und kann eine ganze poetische Kinderwelt umfassen.“ Ein derartiges Aufreihen der Märchen an einen gemeinschaftlichen Faden gewährt allerdings den Vortheil, daß es für die Person der Erzähler, die auch zugleich die Helden der Märchen sind, ein gewisses Interesse erregt, in ihrem Kreise gleichsam heimisch macht, und, wenn man ein Märchen gelesen, die Begierde, das folgende kennen zu lernen, steigert; auf der andern Seite aber wird dadurch doch der freien Beweglichkeit der einzelnen Dichtungen ein unnöthiger Zwang angethan, und es droht die Gefahr, daß die Vereinigung so verschiedenartiger Stoffe um einen Mittelpunkt gewaltsam wird, oder nur durch Anhäufung künstlich herbeigeschafften Beiwerkes gelingt, wodurch der wahre Sinn und Gehalt der Märchen verhüllt wird. In der That hat auch der Dichter jenen Verknüpfungsplan nur in Bezug auf die in obiger Stelle von ihm selbst erwähnten Märchen durchgeführt. Die übrigen, obgleich einige von ihnen eine größere oder geringere Beziehung zu jenem Kreise der Rheinmärchen noch deutlich verrathen, hat er in ihrer Vereinzelung stehen lassen *). Im ersten Mährchen nun, „von dem Rhein und dem Müller Radlauf“ (I, S. 1 — 159) schürzt er den Knoten, mit welchem er nachher sämmtliche Märchen zu verknüpfen denkt. Hier treten die Hemmnisse, welche dieser Verknüpfungsplan nothwendig mit sich führen muß, noch nicht hervor, vielmehr hat hier der Dichter noch vollkommen freie Hand, und um sinnreich benutzte Stoffe, welche Volkssage und Wirklichkeit darbot, hat gerade hier, was Witz, Phantasie und Gemüth des Dichters vermag und wagt, vereint und im größten Reichthum sich ergossen. Wie wunderschön ist in der Erzählung des Goldfischchens, der wir schon oben eine Stelle entnahmen, die Schilderung des gläsernen

*) Auch das den zweiten Theil (S. 1 — 36) eröffnende Märchen von den Märchen oder Liebseelchen arbeitet zuletzt nur darauf hin, eine Stube voll alter Spinnerinnen zusammenzubringen, von den jede ein Märchen erzählen muß, und auf diese Weise einen neuen Faden zu spinnen, an welchen dann unzählige Märchen angereiht werden könnten. Wir haben keinen Grund, zu bedauern, daß der Dichter von dieser neuen Einkleidungsform keinen Gebrauch gemacht, wohl aber, daß um ihretwillen das einleitende Märchen selbst, trotz vieler schönen Motive, keinen rechten Eindruck machen und kein selbstständiges Interesse darbieten kann.

Palastes, des alten Vater Rhein: „Wir waren unter einem gläsernen Gewölbe, und über uns sahen wir das Gewässer mit Millionen bunten Fischen, die sich mit ihren glänzenden Schuppen an das Glas anlegten und mit ihren Goldaugen hereinsahen, so daß die ganze Decke wie tausend Regenbogen durch einander schimmerte; wo sich die Fische wegbewegten, sah man wieder zwischen wunderbaren Felsen die Sterne und den Mond durch die dunkle Fluth leuchten, es war nicht zu beschreiben, wie schön. Ja, wenn aller blauer Himmel eine Wiese wäre, und alle Sterne bunte Blumen, und alle Wölkchen Lämmer, und der Mond ein Schäfer, und die Sonne ein goldner Brunnen, und die Morgenröthe eine erwachende Hirtin, und die Abendröthe ein ermüdeter Jäger, und die Liebe zöge wie ein Lüftchen durch die Blumen und bewegte sie, und die bunten Bänder der Hirtin spielten in ihr, und die Locken des Jägers wehten in ihr, und der goldene Brunnen spränge und und ergösse sich durch die Wiesen, und die Lämmer tränken aus ihm, und der Schäfer stellte einen bunten Stab in den Brunnen vor die Augen der Lämmer und Alles wäre selig, und ihr läget unschuldig wie euer Ameleychen in der Wiege, so wär' es doch noch nicht halb so schön, als was ich da sah.“ Und wie sinnig und innig heißt es dann weiter: „So sah es aus, wenn man über sich sah“ — fuhr Goldfischchen fort — „ein solcher Himmel lag über Ameleychen und den übrigen Kindern. Aber als ich hinabsah, da ging mir das Herz erst auf — —! Rund herum ging eine breite Stufe nach der andern hinab, und auf allen standen im Kreis herum eine Wiege, ein Bettchen am andern, und wir sahen in einen Himmel von tausend schlummernden Kindergesichtern; auf der einen Seite schlummerten alle Mägdlein, auf der andern alle Knaben. Tief unten aber stand auf der einen Seite ein schönes Bett von lauter Korallen, darauf schlummerte die Prinzessin Ameley; auf der andern Seite stand ein Bett von Felsenstein mit Goldsand gefüllt, darauf schlief der alte Vater Rhein, ein gar ehrwürdiger, großer und starker Greis, ein langer grüner Schilfbart hing von seinem Lager herab über eine artige gläserne Wiege, und, ach, Frau Marzibille! wer schlummerte in dieser Wiege?“ „Ach, mein blondes Ameleychen,“ schrie die Fischerin und weinte vor Freude. „Ja, Ameleychen schlummerte da,“ — sagte Goldfischchen, — „und lächelte im Traume, und hatte rothe Bäckchen, wie hier, und hatte seine Händchen gefaltet, wie hier, und seine Kleiderchen lagen ordentlich und reinlich zusammengelegt auf dem kleinen Schemel,

der bei seinem Bette stand, wie hier." „Ja, es war immer ein gutes und frommes Kind," sagte jetzt der Fischer und weinte auch." In diese Zauberwelt, die der Dichter sich selbst geschaffen, zieht er nun wieder hinein, was die Volkssage ihm bot: Der wunderbare Glanz im Goldpalaste des Rheins geht aus von dem Nibelungenhort, der da unten liegt in einem mit goldenem Gitter verschlossenen weiten Gewölbe aufbewahrt, ja neben den Nibelungen beschwört Clemens Brentano sogar Hagen, Docen und die beiden Grimm aus ihren Studirzimmern herbei, und wenn er neben dem freundlichen Kindergewimmel seines zaubervollen Wasserreichs die ernsten Gelehrten eine etwas sonderbare Figur machen läßt, so hätte man ihm das freilich gern erlassen. Die Romantiker, und vor Allem unser Clemens und Arnim mit ihrem Wunderhorn, haben viel dazu beigetragen, die erstorbene Volksthümlichkeit wieder zu erwecken, aber dieser für die erste Anregung so wirksame enthusiastische Dilettantismus konnte für die Dauer nicht vorhalten; „als ich ein Mann ward, legte ich ab, was kindisch war," hat der Apostel Paulus gesagt, zu ihrem Heile kann es das Studium unserer alten Sprache und Kunst ihm nachsprechen und besonders durch das Verdienst der beiden Brüder, die damals an der Fuld so voll Geduld studirten dort an einem Pult, und die doch auch den Kindern die alte Pracht der wundervollen Märchenwelt so freundlich wieder aufschlossen. Ergötzlicher dagegen lies't sich die Entstehungsgeschichte der Wappen, die strategischen Maßregeln, deren Prinz Mauseohr von Trier bei Führung seiner muthigen Linientruppen sich bedient, und anderes auf Zeitverhältnisse Bezügliche.

Das zweite Märchen „von dem Hause Staarenberg und den Ahnen des Müllers Radlauf", der nichts Geringeres ist, als der Sohn der Frau Lureley, ist, neben dem von „Fanferlieschen", das längste von allen (S. 161—355); aber es fehlt ihm an einem rechten Kern und Mittelpunkt: man sieht ihm zu deutlich an, daß es eigentlich in Folge des oben berührten Verknüpfungsplans der Märchen seine jetzige Gestalt gewonnen hat, damit es den Hauptfaden fortspinne und die einzelnen Fäden, welche die anderen durchziehen, daran festknüpfe. Und doch ist es nur poetischer Reichthum, den der Dichter hier nicht gehörig „zu Rathe gehalten," für ein halbes Dutzend trefflicher Märchen hätte der Stoff ausgereicht, für eins ist er zu reich.

Einzelnes Kostbare glänzt uns auch hier überall aus dem wild und üppig verwachsenen Waldesdunkel und Blumengarten ent-

gegen; wir wollen nur, zur Charakteristik des zarten, innigfrommen Kindersinnes des Verfassers, die schönen Worte der „Jungfrau Mildigkeit" hervorheben:

„Wer nie der Vöglein Brut zerstört,
Wer auf der Schwalbe frühen Morgensegen
Mit süß erquickter Seele hört,
Der geht der Armuth mildreich auch entgegen.

Wer die zerknickte Aehr' gerne hebt,
Und gern die Mücke aus dem Netz befreit,
Der Spinne schonend, die es sinnreich webt,
Deß Herz ist voll von göttlichem Mitleid."

Und wenn uns der Dichter wieder in die Region des Rheins führt, da geht uns das Herz wieder auf, wie ihm selbst und seinem Müller Radlauf, der, von langer Wanderschaft heimkehrend, den heiligen Strom also begrüßt:

Weiß ich gleich nicht mehr zu hausen,
Find ich gleich die Mühle nicht,
Seh ich dich doch wieder brausen,
Heil'ger Strom im Mondenlicht.

O willkomm! willkomm! willkommen!
Wer einmal in dir geschwommen,
Wer einmal aus dir getrunken,
Der ist Vaterlandes trunken.

Wo ich Sonnen niedersenken
Sich zum Erdenspiegel sah,
Oder Sterne ruhig denken
Ueber'm See, warst du mir nah.

O willkomm! willkomm! willkommen!
Wen du einmal aufgenommen,
Wen du gastfrei angeschaut
Keiner Freude mehr vertraut.

Ström' und Flüss' hab' ich gesehen,
Reißend, schleichend durch das Land,
Aber keiner weiß zu gehen,
Herrlich so durch's Vaterland.

O willkomm! willkomm! willkommen!
Schild der Starken, Trost der Frommen,
Gastherr aller Lebensgeister,
Erzmundschenk und Küchenmeister!

Ordensband der deutschen Erde,
Das der Weinstock um sie schlingt,
Wo am gastfrei deutschen Heerde
Sie der Helden Wohlsein trinkt.

O willkomm! willkomm! willkommen!
Andrer Fluß kann mir nicht frommen,
Denn an deinem Ufer lauschen
Wein und Liebe, die berauschen!

Und so fort, im faßlichsten Tone jauchzender Freude des Wiedersehens einer von Gott gesegneten Heimath.

Nachdem der Müller Radlauf durch dieses Märchen seine Braut, die Prinzessin Ameleya, aus dem Rheine erlöst, erzählt Frau Marzibille zur Erlösung ihres Ameleychens „das Märchen vom Murmelthier“ (S. 357—410), einem armen Hirtenmädchen, welches von der bösen Schwester Murxa und von der Mutter mißhandelt, aber beschützt von Frau Lureley, der guten und schönen Wasserfrau, und von einem redenden Biber mit Rath und That treulich unterstützt, nachher von dem verirrten Prinzen von Burgund als Zwillingsschwester erkannt, den in einen Fischer zurückverwandelten Biber zu sich auf den Thron erhebt, endlich aber dem der Regierungssorgen überdrüssigen Gemahl wieder in eine Fischerhütte am Rheine folgt. Um diese Hütte entsteht nachher der Ort Biberich, von wo sich das bescheidene Ehepaar später nach Mainz zurückzieht: es ist der Fischer Peter und seine Frau Marzibille selbst. Auch hier flicht der Dichter seine Anspielungen auf literarische Verhältnisse ein, namentlich wird mit gutmüthigem Muthwillen, als von Vater Lampe und dem Erdfräulein Wurzelwörtchen erzeugt, aber den Vater bald weit überflügelnd, der alte Voß, nebst seinem Söhnchen Abraham sogar als Besitzer einer Unglücksmühle eingeführt, deren Räder zwar so richtig klappern, daß nicht eine Sekunde am Schlag fehlt, in der das feinste Mehl gemahlen wird, aus der aber auch wenige Menschen mit heiler Haut wieder herausgekommen sind. Murmelthier wird von ihm mit den Worten empfangen: „Wer hat Dich gelehrt, unangemeldet zu treten ins gastliche Haus, glänzt der Hammer, doch blank gescheuert am reinlichen Thor.“ Als er aber hört, daß sie vor ihrem Eintritt einen bösartigen Affen todtgeschlagen, wird er freundlich und spricht: „Herzlichen Dank verdienst Du, o Freundin! Du schlugst meinen Feind, den Affen Sonneto, den lumpengeflickten, und ich nagle den Schelm nun an den Baum des Gartens, daß er mir scheuche die Vögel,

die Diebe der lachenden Kirschen.“ Unterwegs war sie zwei Männern begegnet, die sich stritten: „ob die Louise, oder die Dorothea schöner sei; der Eine schrie, Louise hat schönere Füße, der Andere sagte, Dorothea hat eine schönere Seele.“ Als später die böse Schwester Murxa den vom Murmelthier glücklich vollbrachten Gang in die Mühle ebenfalls versucht, sieht sie „eine große buntschedige Katze sitzen, die mit dem Schwanze in einen Baum eingeklemmt, gewaltig lamentirte und zu ihr schrie: „Murxa! mache mich los, der vermaledeite Müller hat mich hier eingeklemmt, weil er meinen schönen Gesang nicht leiden kann, ich heiße Canzone und bin eine italienische Katze und fresse nichts, als süße Orangen, und er möchte sie gerne allein essen.“ Das Bestreben, das Märchen in den Kreis der Rheinmärchen einzufügen, hat auch hier der Unbefangenheit der Darstellung, der Einfachheit der Entwicklung und dem raschen, frischen Fortschritte gegen das Ende hin unverkennbar geschadet.

Das Märchen von Schneider Siebentodt auf einen Schlag (I, S. 413—460) und das vom Schulmeister Klopfstock und seinen fünf Söhnen, die in die Welt hinausgeschickt werden, dann wieder zusammen kommen und durch die Künste, welche sie erlernten, zu Glück und Ansehen gelangen (II, 31—102), enthalten bekannte Stoffe und Motive, poetisch umgestaltet, mit kecker Phantasie erweitert, und mit neckischem Witze an Oertlichkeiten und Verhältnisse des wirklichen Lebens angeknüpft. Zugleich ist jenes Märchen das letzte, welches der Dichter der Reihe der Rheinmärchen ausdrücklich angeschlossen hat: der Meister Meckerling erzählt es, um sein Söhnchen Garnwichserchen zu erlösen. Die beiden folgenden Märchen vom Witzenspitzel (I, 261—474) und vom Myrthenfräulein (I, 475—495) sind wahre Kindermärchen; jenes, das so flink und pfiffig auftritt, als ob es ein anderer Freund der Frau Marzibille, Meister Kupferling — der Friseur, noch erzählt habe, ganz geeignet, muntere Buben vor Freude hüpfen und lachen zu machen, dieses in seiner innigen Zartheit zum Herzen sinniger Mädchen redend.

Auch das köstliche Märchen von Gockel Hinkel und Gackeleia (II, S. 103—233) gehört zu denjenigen, welche in der vorliegenden Gestalt von Kindern unmittelbar und vollständig genossen werden können. In und um Gelnhausen spielend und ursprünglich auch für den Cyklus der Rheinmärchen bestimmt, steht es jetzt doch selbstständig da, und ist durch Klarheit und Abrundung

durch treffliche Charakteristik von Personen und Verhältnissen und durch den frommen Sinn und sittlichen Ernst der bei aller kecken Heiterkeit durch das Ganze sich durchzieht, das vollendetste kleine Ganze der Sammlung. Das hat auch der Verfasser selbst wohl gefühlt, und er daher, während er die Herausgabe der andern bei seinen Lebzeiten standhaft verweigerte, früher schon besonders herausgegeben (Frankfurt, bei Schmerber 1838). Durch die Umarbeitung, die es dabei erfahren, ist es zwar um einzelne tiefere Beziehungen, witzige Einfälle und poetische Schönheiten bereichert, seiner kindlichen Unbefangenheit, Einfachheit und befriedigenden Abrundung aber theilweise beraubt worden; um so erfreulicher ist, daß es uns hier in seiner ursprünglichen Gestalt geboten wird. In demselben Tone kindlicher Unschuld und Heiterkeit ist das niedliche Märchen vom Rosenblättchen (II, S. 235—253) gehalten, dagegen gefällt sich in dem von dem Baron von Hüpfenstich (255—292) die phantastische Laune des Dichters in den überraschendsten Combinationen und kecksten Sprüngen; das ganze Märchen hat etwas von der Natur seines Hauptheldeu angenommen, der offenbar aus der mephistophelischen Romanze von dem nachher zum Minister gewordenen großen königlichen Favoritfloh ursprünglich herstammt.

Wie der Herausgeber uns belehrt, hat, ähnlich dem Gockel, auch das Märchen von Fanferlieschen Schönefüßchen (II, 293—497) wenigstens der größeren Hälfte nach eine spätere Umarbeitung erfahren. Daher kommt es denn wohl, daß in seinem ersten Theil jetzt eine muthwillige Laune entschieden vorherrscht, welche das Treiben an Höfen, wie die hochwichtigen Angelegenheiten einer ehrsamen Spießbürgerschaft, oft ganz vortrefflich persiflirt, aber zu häufig und zu weit vom eigentlichen Mittelpunkte abirrend, einen befriedigenden Totaleindruck zu machen nicht im Stande ist. Dagegen weht in dem zweiten Theile, wo alles Interesse um die im finsteren Thurme eingemauerte und von dankbaren Vögeln gepflegte und gespeis'te gute und schöne Königin Ursula sich sammelt, ein Hauch der Unschuld und der Sittsamkeit, inniger Frömmigkeit, heiliger Mutter= und Kindesliebe, so warm und wohlthuend, daß er das Herz innerlich rührt und erquickt; gleichsam den Text dieser lieblichen Erzählung bilden die schönen Trostesworte, welche der in ihrer Einsamkeit schon der Verzweiflung hingegebenen Königin, ein Vogel zusingt:

Doch ist keiner je allein,
Wär auch Erd' und Himmel Stein,
Schien kein Mond, kein Sternenschein,
Grüßte auch kein Lüftelein,
Sänge auch kein Vögelein:
Kehrt in jedem Herzen rein
Doch der liebe Gott stets ein.

Und wie frisch klingt der Gruß, welchen dem aus dem finstern Thurme endlich in die Schloßküche seines königlichen Vaters geflüchteten blondlockigen und rothbäckigen siebenjährigen Ursulus die wackere Köchin, „vor Freude in die Hände patschend" zuruft:

Wo kommst Du her? Du süßer Knab!
Den ich noch nie gesehen hab;
Wie heißest Du, wer schickt Dich hier?
Du Herzensjung, Du Wunderthier!
So glatt, wie aus dem Ei geschält;
Ach Gott! Du hast mir lang gefehlt.
Du lieber Narr! bist Du ein Christ?
Bist Du ein Mensch? sag wer Du bist;
Rein, wie er aus den Augen guckt,
Daß mir das Herz in Liebe zuckt!

Es ist recht sehr zu bedauern, daß nicht, wie der „Urgockel" auch das Fanferlieschen in der Urgestalt gerettet ist.

Das Märchen von dem Dilldapp oder Kinder und Thoren haben das Glück bei den Ohren (II, 499—528) ist ein umgedichteter Knüppelausdensack; von den beiden unvollendeten Märchen, vom Romanditchen (II, 529 — 584), und vom Schnürlieschen (585—608), ist das erste durch die eingeflochtenen Reminiscenzen aus des Verfassers früherem Handlungsdienerstande, die sich namentlich um die Person des guten „Ladenpeters" concentriren, interessant, das andere führt uns die aus dem ersten Märchen dieses zweiten Theils bereits bekannte Prinzessin Liebseelchen wieder vor, als: Trösterin des armen Schnürlieschens, einer Prinzessin, die durch Mamsell Chephise Marquise de Pimpernelle, das Ideal aller verzwickten und verrückten Gouvernanten, fast zu Tode geschnürt worden ist. „Seit zehn Jahren, klagt die Arme, habe ich keinen freien Athemzug gethan und nicht durch den Mund gesprochen, immer sollte ich durch die Nase reden.

Die Antwort war, so bald ich bat:
Nur geh nicht krumm und halt Dich grad.

Und zehen Jahr sind nun herum,
Ich bin nicht grad, ich bin nicht krumm,
Zerdrückt nur und zerknicket,
Zerstückelt und zerzwicket.

Vom lieben Gott hört ich nicht viel,
Doch vom Tarock und L'hombrespiel,
Von Tanzen und Manieren
Und auch von Gratuliren.

Weil ich betrübt den Kopf gehängt,
Werd ich in's Halsband eingezwängt,
Ich mußte auf den Zehen
Und dazu auswärts gehen.

Den Leib herein! die Brust heraus!
Die Nase hoch und oben aus!
Ich mußt' mich tief verneigen
Hoffärt'ge Demuth zeigen. u. s. w.

Mit dieser Uebersicht des Inhaltes hoffen wir zugleich eine Ahnung möglich gemacht zu haben von dem Geiste, der in diesen Märchen weht. Und was sagt nun die Kritik dazu? Vor ihrem Richterstuhle hat Brentano von jeher gleiches Schicksal gehabt mit einem ihm in vieler Beziehung verwandten Geiste, mit Jean Paul. Willkührliches Abspringen der Gedanken, ausschweifendes Spielen der Phantasie, Unfähigkeit ein vollendetes Ganze zu schaffen, das ist es, was ihnen zur Last gelegt wird, und unsern Dichter trifft überdies noch der Vorwurf, der in seinen Werken sich abspiegelnden Zerrissenheit seines Charakters. Wir wollen diesen Ausstellungen nicht entgegen treten, glauben aber doch einerseits, daß es die Pflicht der Kritik ist, auch erklärlich zu machen, wie es doch trotz aller dieser Mängel kommt, daß Jean Paul ein frisches jugendliches Gemüth so vollständig hinzureißen vermag, daß Clemens Brentano mit diesen harmlosen Märchen auch den Geist des gereiften Mannes so unwiderstehlich zu fesseln im Stande ist. Dieser Pflicht hat die Kritik in der Regel nicht genügt, und vielleicht hat das von ihr Versäumte diese Darstellung theilweise nachgeholt, wenn sie, ohne jene Mängel geflissentlich zu verhüllen, doch vorzugsweise bemüht war, einen Blick zu öffnen in den Reichthum von Gemüth, Witz und Phantasie, welche ein wunderbar reicher Geist in verschwenderischer Fülle hier ausgegossen hat, und welcher, wenn auch nicht immer gehörig zu Rathe gehalten, doch in höherem Grade geistiges Interesse zu erregen geeignet und unserer Bewun-

derung werther ist, als die wohl zu Rathe gehaltene Armuth manches Anderen. Auf der anderen Seite trifft jenes Verwerfungsurtheil der Kritik diese zum bei weitem größten Theile jetzt erst bekannt gewordenen Märchen wenig oder nicht. Befriedigen seine übrigen Dichtungen nicht wegen des unversöhnten Zwiespaltes zwischen Idee und Ausführung, Tendenz und poetischer Unbefangenheit, zwischen dem Reichthum eines ungezügelten Geistes und der Rundung der Form, so gestattete das Märchen gerade so viel Freiheit, als er brauchte, und forderte nicht mehr Einheit, als er zu leisten im Stande war. Und wenn Göthe bei seiner klaren Anschauung die Wirklichkeit und seiner plastischen Auffassung für Dichtungen dieser Art keinen Beruf fühlen, und wenn er sich in ihnen versuchte, es nur dadurch konnte, daß er für sie eine mit der Wirklichkeit ganz unverflochtene eigne Sphäre der Phantasie schuf, wodurch er aber seinen Märchen mit dem Boden der Wirklichkeit zugleich das Interesse raubte: so war dagegen Clemens Brentano, der im Alter noch mit Kindersinn die Erde mit dem Himmel unmittelbar und unbefangen verknüpfte, und mit Kinderauge überall die „Himmelskräfte auf und niedersteigen und sich die goldnen Eimer reichen, und mit segenduftenden Schwingen vom Himmel zu der Erde dringen sah, zum Märchendichter recht eigentlich geschaffen.

Fassen wir den Totaleindruck dessen, was er auf diesem Gebiete geleistet, mit einigen Hauptzügen zusammen, so ist es zunächst das volksthümliche Element, was in diesen Märchen freundlich uns anspricht: nicht blos, daß er seine Stoffe meist aus Volksmärchen entlehnt, sondern er zeigt, daß er in den Kreisen des Volkes, namentlich in reichsstädtischem Markt- und Straßenleben heimisch ist, und wie er für das Treiben des Volkes ein offnes Auge hat, so weiß er es auch mit Liebe und Freundlichkeit auf's lebendigste und heiterste darzustellen. Damit hängt nahe zusammen jener fromme, sittlich ernste Sinn, jenes Gefühl für Treue und Dankbarkeit, das, wie es unserm Volke eigenthümlich ist, auch überall diese Märchen durchzieht, und den heiligen Boden bildet, in welchem die bunten Blüthenbäume der Poesie feste Wurzel schlagen, um unvergängliche Früchte zu bringen. Weiter schließt sich hieran der mit dem innersten Wesen des Germanen verwachsene tiefe Sinn für das stille Weben der Natur, der in den Blüthen lesen, die Sprache der Vögel erlauschen möchte und das Leben der Natur mitlebt; überall weht aus Brentano's Märchen die frische Waldluft uns erquickend entgegen, Thiere Vögel, und Fische, Bäche und Ströme, Mond

und Sterne reden und handeln mit in dem bunten Schauspiele dieser Wunderwelt. Theilen unsre Märchen diese Eigenschaften mit denen unseres trefflichen Arndt, so unterscheiden sie sich von diesen durch die weit größere Freiheit der Umdichtung oder der Erfindung, welche Brentano sich gestattete, und durch welche seine Subjectivität viel stärker hervortritt. Wir verdanken dieser Freiheit vor Allem die Menge von Sprüchen und Liedern, die der Dichter zur schönsten Zierde seiner Märchen überall in diese eingewebt; dann das Verflechten derselben mit bestimmten Verhältnissen, Namen, Orten, Personen der Wirklichkeit, was dann nicht selten zur Satyre benutzt wird. So verführerisch derartige Beziehungen sind, so ist der Dichter doch eigentlich nur in den später umgearbeiten Märchen, dem neueren Gockel und dem Fanferlieschen, ihnen zur Beute geworden, während ihn sonst die erste frische Begeisterung für seinen Gegenstand auch an diesen gefesselt hat, und auch wo er sich weiter verirrt hat, ist, bei der späteren Richtung des Verfassers, aller Anerkennung werth, daß er von störenden Erinnerungen an confessionellen Zwiespalt das heilige neutrale Gebiet des Volksthums und Kinderherzens durchaus frei gehalten hat; auch der Herausgeber, den wir sonst als allezeit fertigen Streiter auf diesem Gebiete kennen, ist ihm darin gefolgt, wie er denn sein eignes schönes Talent schon früher zu harmloser Ergötzung unbefangenen Kindersinns mit schönstem Erfolge, und, wie uns scheinen will, zu edlerem Zwecke gebraucht hat, als wenn er es zur Verherrlichung der Trierer Rockfahrt benutzte.

Wenn wir nun nicht anstehen, diese Märchen für die vollendetsten Dichtungen ihres Verfassers zu halten, so hat er selbst viel geringer davon gedacht. Um's Jahr 1811, also in seinen männlichen Jugendjahren gedichtet, waren sie ursprünglich bestimmt, die Kinder seines Schwagers „Savigny und seines Freundes Schinkel zu unterhalten," und wenn gleich Brentano öfter damit umging, sie durch den Druck bekannt zu machen, so gestattete ihm doch seine Ansicht „über die Unvollendetheit und gänzliche Unwürde dieser Produktionen" nicht, sie in der jetzt uns vorliegenden Gestalt zu veröffentlichen; ein neuer Beweis, wie sehr Dichter geneigt sind, für ihr Bestes zu halten, was ihnen am schwersten geworden, und was sie leicht und fast spielend hingeworfen zu verachten, obgleich diese Leichtigkeit der Schöpfung darin ihren Grund hatte, daß die schaffende Kraft des Genius in regster Thätigkeit war, und also das en peu d'heure dieu labeure sich bewährt: daß seine Freunde

„das Myrtenfräulein“ in der Frankfurter Iris hatten abdrucken lassen, nahm er ihnen sehr übel, er selbst kam bei seinen Lebzeiten nur zur Herausgabe des Gockel; und wie er dessen Ertrag zum Besten Gelnhausens verwandte, so hat auch nur die Rücksicht auf die Armen ihn bewegen können, die Herausgabe seiner Märchen durch Herrn G. Görres in seinem letzten Willen zu verfügen. Um dieses Zweckes willen ist dem Buche doppelt die Verbreitung zu wünschen, welche es um seiner inneren Vortrefflichkeit willen verdient. Allerdings kann ein Theil seines Inhaltes nur von dem literarisch Gebildeten vollständig verstanden und genossen werden, das Meiste aber, mehrere Märchen ganz, und die andern doch ihrem eigentlichen Kerne nach, ist wohl geeignet in Volk und Jugend überzugehn und würde dahin leicht und sicher seinen Weg finden, wenn der Vater oder Lehrer von dem, was ihn ergötzt, das, was Kinder ergötzen kann, in mündlicher Erzählung ausschiede; und in solcher Form dem Kinde überliefert zu werden, ist ja eigentlich des Märchens angestammtes Recht. Brentano's Märchen verdienen die Popularität vollkommen, die sonst seine Produkte nicht gefunden. Davon mit Görres die Schuld zum größten Theil dem Publikum zuzurechnen, tragen wir Bedenken, und glauben vielmehr, daß er selbst, wie dies Schicksal, so auch diese Schuld mit der ganzen romantischen Schule theilt. Diese erkannte zwar die Gebrechen der Zeit, die Gesunkenheit des Volkes, aber sie ging nicht mit lebensvoller Hingebung auf Sinn und Bedürfniß des Volkes ein, um das Bessere, was sie gefunden zu haben glaubte, zum Gemeingute zu machen, behielt es vielmehr als etwas Apartes für sich und bildete, trotz vielseitiger Anregung, die von ihr ausging, doch stets ein auf ihre Prärogative vor der Masse stolze literarische Aristokratie, wie denn die orthodoxen Anhänger dieser Schule, wo sie noch irgend hervortreten, als literarische Separatisten dastehen. In seinen Märchen aber schließt Clemens Brentano seinem Volke sein ganzes Herz auf; und je mehr wir wünschen, daß auch ihnen das Herz des Volkes sich öffne, desto weniger dürfen wir hier den Wunsch unterdrücken, es möge durch einen niedrigeren Preis der schönen Sammlung auch die Verbreitung in die Kreise des Mittelstandes möglich gemacht werden, eine Möglichkeit, die jetzt wirklich fast fehlt. Vielleicht fiele durch Erfüllung dieses Wunsches der materielle Ertrag für die Armen nicht größer aus, aber es würde, und gewiß im Sinne des Verfassers, mehr geistige Freude aus seinem Liebeswerke hervorgehen und bald wohl manches von seinen Sprüchlein

und Liedern in Volks- und Kinderschulen aufmerksam gehört und gern behalten werden; auch der Heiland hat ja nicht blos den Hungrigen Brod gegeben, sondern auch das Evangelium den Armen gepredigt.

Aber sind denn dies Alles nicht vergebliche Wünsche und thörichte Hoffnungen? Hat nicht jüngst erst ein Mann, der als Volksschriftsteller sich bereits Ruf erworben, ausgesprochen, daß das Märchen seine Mission erfüllt habe, daß es beim Volke jetzt nicht mehr verfange, sondern dies anderer Nahrung bedürfe? Wir nun können nicht glauben, daß beim Volke nicht verfangen soll, was seinem eigensten innersten Wesen selber entsprossen, und können uns nicht überzeugen, daß es räthlicher sei, das Volk für diese oder jene Forderung des Augenblickes äußerlich zuzurichten, als seine innere Eigenthümlichkeit auszubilden, damit es dann überall sich selbst treu und seiner selbst würdig auftrete; wir schließen darum, nicht um Autorität gegen Autorität zu halten, sondern um von einem Ausspruche, der unsere Ueberzeugung so vollkommen ausdrückt, nochmals Gebrauch zu machen, mit den Worten von Jakob Grimm, daß Märchen und Sagen „der Jugend und dem Volk bis auf heute gesunde Nahrung geben, von welcher es nicht ablassen wird, wie viel andere Speise man ihm vorschiebe;" und wünschen, daß aus der weiten Verbreitung auch dieser Märchen dem Verfasser Liebe, dem Herausgeber Ehre, den Armen Brod und Allen viel Freude erwachsen möge.

Gießen. **G. Baur.**

Gedichte von Friedrich von Schiller. Stuttgart und Tübingen 1845. (Elegante Ausgabe in Taschenbuchformat, besorgt von Prof. Joachim Meyer.)

Diese Ausgabe, von welcher die Kritik bisher noch nicht gebührend Notiz genommen, darf wenigstens nicht in einem der modernen Philologie gewidmeten Archiv unberücksichtigt bleiben: denn wir haben an ihr die erste mit wahrhaft philologischem und kritischem Sinne besorgte Edition von Schiller's Gedichten erhalten, die in ihrem Kreise denselben Rang behauptet, den die Lachmann'sche Ausgabe unter den Editionen Lessing's einnimmt.

Ueber das Bedürfniß einer neuen Ausgabe der Werke Schiller's überhaupt hat sich der verewigte Dr. Karl Hoffmeister kurz vor seinem Tode in dem Archiv für den deutschen Unterricht, wenn auch flüchtig, doch eindringlich ausgesprochen. Er verlangt, daß die Körner'sche Anordnung und Auswahl, deren Willkürlichkeiten und Uebelstände er in seiner Nachlese zu Schiller's Wer-

ken vielfach aufgedeckt, nun doch endlich beseitigt werde. Mit demselben minutiösen Fleiße, welchen die Philologen an die alten Classiker wenden, wollte er zunächst einen durchaus richtigen Text wieder hergestellt wissen; dann forderte er weiter, daß sowohl die kleineren Gedichte, als die Dramen und die prosaischen Schriften, jede Abtheilung für sich, streng chronologisch geordnet, ferner, daß die Varianten und die später ausgelassenen Stellen unter den Text gesetzt, und endlich, daß die unterdrückten Stellen gehörigen Ortes eingefügt würden. Nach einer solchen Musterausgabe Schiller's sollte dann jede kleinere Ausgabe für den weitern Leserkreis mit Weglassung der Varianten und der eingeschlossenen Nachträge veranstaltet werden.

Es dürfte noch eine gute Zeit währen, ehe sich die allein berechtigte Verlagshandlung zu einer solchen Musterausgabe, wie sie Hoffmeister im Sinne trug, entschlösse, und er selbst hat durch seine „Nachlese und Variantensammlung" dazu beigetragen, die Zeit ihrer Erscheinung hinauszurücken. Denn so lange die starke Auflage jener Nachträge noch nicht vergriffen ist, möchte sich die Cotta'sche Buchhandlung schwerlich dazu verstehen, eine Gesammtausgabe der Schiller'schen Werke zu veranstalten, in welche die Nachträge nothwendig aufgehen und sich verlieren müssen. Mittlerweile kann indessen für die dem größern Leserkreise zugedachten Editionen, Gesammtausgaben wie Einzelausgaben besonderer Werke, das Nöthige geschehen, und damit ist nun in der vorliegenden eleganten Taschenausgabe der Schiller'schen Gedichte ein vortrefflicher Anfang gemacht. Die Verlagshandlung hat sich hierbei gerade an den rechten Mann gewandt, der seinen Beruf zu dergleichen Arbeiten durch seine höchst sorgfältige Abhandlung über den Wilhelm Tell dargethan. Hr. Prof. Meyer machte es sich, wie er uns selbst berichtet, bei der Correctur der vorliegenden Ausgabe zum strengen Grundsatze, auf's Neue eine genaue Recognition des Textes anzustellen und die einzelnen Veränderungen in demselben durch die verschiedenen Editionen hindurch zu verfolgen. Zu dem Ende verglich er jedes Gedicht mit dem ersten Druck, wie er sich in der Anthologie, dem Teutschen Merkur, der Thalia, den Horen und drei Almanachen findet, so wie mit denjenigen Ausgaben der Gedichte, welche für die Kritik Werth haben, und schenkte auch den betreffenden Erläuterungen der Interpreten die gehörige Berücksichtigung.

Außerdem sind Schiller's eigene handschriftliche Verbesserungen benutzt worden, welche Hoffmeister 1844 in meinem Archiv für den deutschen Unterricht veröffentlicht hat. Hoffmeister verlangte mit Recht, daß diese Varianten bei einer neuen Ausgabe von Schiller's Gedichten in den Text aufgenommen würden, abgesehen von ihrer Trefflichkeit schon deßwegen, weil sie Veränderungen von Schiller's letzter Hand, gleichsam testamentarische Verfügungen seien. Hr. Meyer hat nun diesem Wunsche entsprochen, mit Ausnahme von zwei Stellen im Alpenjäger und im Antritt des neuen Jahrhunderts. In jenem Gedichte hatte Schiller in Strophe 6 statt der jetzigen Lesart:

Hängt sie auf dem höchsten Grat

eigenhändig geschrieben:

Hängt sie auf dem steilen Grat,

was schon Hoffmeister, weil sich einige Verse nachher das Wort steile wiederholt, für eine bedenkliche Veränderung erklärte. In dem andern Gedichte schließt die erste Strophe:

Und das neue öffnet sich mit Mord,

wofür es in der Handschrift von Schiller's Bedienten Rudolph heißt:

Und das neue öffnet sich dem Mord,

eine Lesart, die wahrscheinlich ein Fehler des Abschreibers ist. Alle übrigen Veränderungen, sowohl von Schillers als seines Bedienten Hand, sind von Meyer in den Text und die bisherigen Lesarten darunter gesetzt; sie betreffen die Gedichte: An die Freude, der Abend, der Pilgrim, des Mädchens Klage, der Alpenjäger, die vier Menschenalter, Dithyrambe, Punschlied im Norden zu singen, Nadowessische Todtenklage, das Siegesfest, die Kraniche des Ibykus und die Bürgschaft, nebst den Ueberschriften von neun Balladen.

Correcturen hat sich der Herausgeber nicht gestattet, und verdient deßhalb gewiß unsern Beifall. Nur an einer Stelle hat er sich eine kleine Verbesserung erlaubt. Schiller hatte nämlich in jenen Veränderungen letzter Hand den bisherigen Titel des Gedichtes „die Bürgschaft“ in „Damon und Pythias“ verwandelt, demgemäß nun auch der Vers jetzt lautet:

Damon, den Dolch im Gewande,

Da nun aber der Name Pythias bei Cicero und Valerius schon seit geraumer Zeit auf den Grund der besten Handschriften in den allein richtigen Phintias geändert worden, so glaubte Hr. Meyer, und, wie uns deucht, mit vollem Rechte, diesen auch bei Schiller herstellen zu müssen. „Soll denn,“ fragt er, „weil der Dichter zufällig eine ältere Ausgabe zur Hand hatte, ein erwiesener Irrthum fortgepflanzt werden?“

So hätten wir denn nun endlich eine Ausgabe der Schiller'schen Gedichte, worin eine Menge Flecken, die allen Drucken seit einem halben Jahrhundert anklebten, getilgt, und in welche eine ganze Reihe letztwilliger Bestimmungen des Dichters, die bisher keine Ausgabe enthielt, aufgenommen sind. Ob es dabei für die Zukunft ganz sein Bewenden haben kann, ist freilich noch die Frage. Namentlich wird man sich noch darüber zu einigen haben, ob und wie viele variirende Lesarten und ausgemärzte Partien in eine für den weitern Kreis der Leser bestimmte Ausgabe unter den Text zu setzen seien. Körner ist in dieser Beziehung ohne festes Prinzip zu Werke gegangen. Er hat zu einigen Gedichten, wie Würde der Frauen, Ideal und das Leben u. s. w. eine Reihe ausgefallener Strophen mitgetheilt, und bei anderen wieder eben so wichtige ausgeschiedene Theile weggelassen. So giebt er auch hier und da die älteren Ueberschriften der Gedichte als Varianten, während er sie anderswo verschweigt. Indeß sind diese fortdauernden Uebelstände von untergeordneter Bedeutung. Das Wichtigste ist, daß wir nun einen correcten Text besitzen, der hoffentlich auch bald in die für Schulen bestimmten Chrestomathien übergehen wird.

Vff.

Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen. Gesammelt von Emil Sommer. Erstes Heft. Halle, Eduard Anton 1846. VIII. und 182 SS. gr. 12°.

Je spärlicher die Quellen der deutschen Mythologie fließen, desto sorgfältiger müssen sie erforscht, desto umsichtiger ausgebeutet, desto eifriger müssen grade diejenigen aufgespürt werden, welche täglich mehr zu versiegen drohen.

Unter den letzteren stehen oben an Sagen und Märchen; geringeren oft zweifelhaften Ertrag bieten Gebräuche und Aberglaube. Daß aber von Jahr zu Jahr die Schüchternheit und das Mißtrauen des Volkes wächst, mit welchen es diesen seinen altererbten Besitz vor den Augen des höher Gebildeten verbirgt, während zugleich der Schatz selbst in entsprechendem Verhältnisse verblaßt und zusammenschmilzt, das läßt sich schon von vornherein aus dem allgemeinen Gange unserer Bildung schließen, das bestätigt die vollgültige Erfahrung derjenigen, welche auf dem Lande im vertraulichen Verkehr mit dem Volke aufgewachsen sind. Dennoch hat sich trotz Pfarrern, Schulmeistern und Lebensverkehr selbst in denjenigen Gegenden, von denen man es am wenigsten erwarten sollte, bis zur Stunde mehr erhalten, als man vorauszusetzen geneigt ist. Freilich springen auch hier nur vor der Wünschelruthe Felsen, Schlösser und Riegel auf: nur dem, der neben Kenntniß der Mythologie auch das Talent besitzt, des Volkes Vertrauen zu erwerben, öffnen sich die geheimen Adern, in welchen der edle metallische Niederschlag grauer Vorzeit blinkt. Einen sprechenden Beweis dafür gewährt das oben genannte Buch. In einem protestantisch nüchternen und von aufklärenden Elementen aller Art vorlängst durchzogenen Landstriche, ist es dem Verf. binnen ziemlich kurzer Zeit gelungen, eine nicht unerhebliche Anzahl von Sagen (70) und Märchen (11) fast durchaus nach mündlicher Mittheilung zusammenzustellen, denen er noch einen Anhang von Gebräuchen zum Geleite gegeben hat.

Doch ist es weniger der aufgefundene Stoff, welcher dem Buche eine ausgezeichnete Stellung unter den Sammlungen deutscher Sagen verleiht — denn günstiger gelegene Gegenden möchten wol reichere Fülle und alterthümlichere Fassung bieten — sein Werth beruht vielmehr auf den Ergebnissen, die der Scharfsinn des Herausgebers aus dem dargebotenen Materiale zu ziehen gewußt und in den angehängten Anmerkungen niedergelegt hat.

Die beiden ersten Sagen knüpfen sich an den Kiffhäuser. Wir erfahren, daß das Volk nicht nur Friedrich den Rothbart in jenem Berge wohnen läßt, sondern statt seiner auch Otto den Rothen, der bereits in Gedichten des Mittelalters als halb mythische Gestalt erscheint, und daß dem Kaiser eine Schaar von Rittern und Knappen zur Gesellschaft, und die Königin Holle als Haushälterin beigegeben ist. Weist der rothe Bart der beiden Kaiserlichen Helden auf Thor zurück, so erinnern die fliegenden Raben, nach denen Friedrich fragt, an Wrotan, und es empfiehlt sich des Herausgebers Deutung, wenn er die Ritter und Knappen den nordischen Einherjen vergleicht, den in der Schlacht gefallenen Helden, die bei Odhin in Walhalla einkehren, und wenn er in Holda wie in den übrigen, während der zwölf Nächte auftretenden Göttinnen eine Abschwächung der Frigg erblickt, die als Hausfrau Odhins nach der Edda für den Haushalt der Asen und Einherjen sorgte. Die zweite Sage bringt Napoleon mit Friedrich dem Rothbart und Holda in Verbindung. Der Herausgeber bemerkt mit Recht, daß dieser Zug nicht unvolksthümlich sei, und belegt seine Behauptung durch die Beispiele Ziethens und des alten Dessauers, an deren Person sich Zaubersagen geschlossen haben, die früher von Faust erzählt wurden. Grade von Napoleon berichtet, wenn ich mich recht erinnere, Parthey in seiner ägyptischen Reise, daß er zu Alexandria in die dort noch theilweise lebendige Sage von Alexander verflochten werde. Auch von Friedrich dem Großen sollen, wie mir versichert wurde, Sagen in Westphalen umgehen, von denen Zusammenhang mit altüberlieferten sicher vorausgesetzt werden darf.

Wrotan erscheint ferner noch in drei Sagen vom wilden Jäger, und in einem Erndtegebrauche (S. 160); denn in dem sogenannten „Schimmelreiter," der durch angehängte Siebe und darüber gebreitete weiße Laken nebst einem vorgesteckten Pferdekopfe zum Reiter auf weißem Pferde ausstaffirt wird, darf man ihn zuverlässig wiedererkennen. Am deutlichsten hat sich die Erinnerung an den umherreitenden Erndtegott in England erhalten. Ein englisches Zeitungsblatt, welches ich augenblicklich nicht bestimmter bezeichnen kann, da meine Papiere mir nicht zur Hand sind, meldete im verflossenen Sommer, es habe einen Berichterstatter ausgesandt, um den Stand der Kartoffelkrankheit in den verschiedenen Grafschaften zu erforschen, und dem Reiter sei das Volk gram worden ob seiner Tracht, denn es habe ihn für den personificirten Mehlthau angesehen, der die Felder beschauen komme, um im nächsten Sommer das Getreide zu verderben, der Mehlthau zeige sich nämlich als Reiter im Mantel mit breitkrämpigem Hute.

Treten die großen Götter in dem, was uns von deutscher Mythologie erhalten ist und namentlich in den Sagen schon sehr zurück, so sind die großen Göttinnen noch mehr verdunkelt, und haben sich noch häufiger in eine größere Anzahl von Wesen niederen Ranges aufgelöſ't. Holda, Holle, Wolle, Rolle, Harre, Harren, Harse, Archen, Harke, Herke, Motte, Gode u. a. sind wahrscheinlich nur verschiedene Namen für die eine Gemahlin Wrotans, je nachdem man diese oder jene Eigenschaft derselben in prägnanter Weise hervorhob, wie Sommer, die einzelnen Namen auf ihre wahrscheinliche Abstammung zurückführend, eben so scharfsinnig als einleuchtend erweist. Allerdings freilich wird man zugeben müssen, daß, wie die einst mit der Göttin und ihren Beinamen verbundenen Ideen im Volksbewußtsein zurücktraten, auch andere von ihr verschiedene Wesen mit ihr mögen vermischt und in das Gewirre der neuen Namen hineingezogen worden sein.

Wie überall, so hat sich auch in hiesiger Gegend die Erinnerung an die Wesen niederen Ranges, die personificirten Elementarkräfte, mit denen der alte Glaube Berg und Wald und Feld und Gewässer bevölkerte, die er selbst in die Wohnungen des Menschen versetzte, und mit diesen in täglichem bald freundlichem bald feindseligem Verkehr dachte, bei weitem reger und frischer erhalten. Von Kobolden, Nixen und ihrem weiteren Gesippe, wissen die Sagen gar mancherlei zu berichten, und wiederum knüpfte der Herausgeber an die einzelnen Züge Vergleichung anderer Sagen und Schlußfolgen, welche frühere Zustände herausstellen und beleuchten. Eine Nixsage aus Halle selbst ist ihm unbekannt geblieben, deren ich hier gedenke, weil sich an sie die einzige mir bekannte plastische Darstellung eines solchen Wassergeistes knüpfte. Als nämlich die alte Saalbrücke gebaut wurde, über welche die Straße nach Eisleben führt — so erzählt die Sage — wollte der Nix nicht leiden, daß die Menschen so übermüthig in sein Element eingriffen und seine Ruhe störten. Deshalb vernichtete er in jeder Nacht den größten Theil dessen, was am vorhergehenden Tage erbaut worden war. So rückte der Bau nur langsam vorwärts, ward aber dennoch endlich fertig. Am Morgen nun nach der Vollendung, als die Bauleute sich des gelungenen Werkes freuten, erblickten sie auf dem Grase des Ufers den Nix, der seinen Aerger dadurch kund gab, daß er ihnen ein durch beide Hände fratzenhaft in die Breite gezogenes Angesicht zeigte. Zum Angedenken ward die Gestalt in Stein gehauen und in einen Pfeiler der Brücke gefügt. Als vor einigen Jahren die alte Brücke abgebrochen und durch eine neue ersetzt ward, entdeckte man das Ungethüm; gegenwärtig befin-

det es sich im Besitz des thüringisch-sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums. Es ist ein Sandsteinblock von mäßiger Größe, der in roher Weise, mehr angedeutet als ausgeführt, ein eher frosch- als menschähnlich zu nennendes Gesicht und zwei Arme sehen läßt, deren Finger verzerrend in Mund und Wangen greifen.

Weiter einzugehen auf Einzelnes, scheint für den Zweck dieser Anzeige überflüssig. Doch verdient wol noch in Rücksicht auf die abenteuerliche Mythendeutung, welche neuerdings mehrfach in Süddeutschland aufgetaucht ist, und, eben so einseitig als Hrn. Forchhammers Wassertheorie, mehr geeignet sein dürfte, die Wissenschaft in Mißcredit zu bringen als sie wahrhaft zu fördern, mit besonderem Nachdruck hervorgehoben zu werden, daß Sommers Erklärungen überall auf die besonnenste Weise zu Werke gehen, und nie mehr geben wollen, als sich mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit aus den gebotenen Vorräthen ziehen läßt. Es ist sein Buch dem Kenner eben so zu empfehlen, als dem Laien; jenem wird es Bestätigung und Zuwachs, diesem Anstoß und Fingerzeig gewähren. Zu sammeln und fruchtbar zu machen gibt es in Deutschland noch genug; namentlich muß Westphalen noch reiche Schätze verschließen, an denen sich lebendiger Zuwachs hoffen läßt. Den Verf. selbst hat leider ein frühzeitiger Tod von der Fortsetzung seines so schön begonnenen Werkes abberufen, mögen Andre in seinem Geiste fortfahren und den Wunsch in Erfüllung setzen, den er zu Anfange der Anmerkungen ausgesprochen hat, in dem er sagt: „Dieses Heft würde dann einen weit höheren Werth bekommen, als es hat, wenn es vielleicht hier und da Jemand, der im Volke selbst lebt und sich das Vertrauen desselben nicht erst wie ein Durchreisender in Eile künstlich zu erwerben braucht, zu weitern Nachforschungen in seinem Kreise anzuregen vermöchte. Je mehr bei der steigenden Bildung des Volkes die Reste seines frühesten Glaubens zurücktreten, um so größere Pflicht wird es für jeden, welcher den wissenschaftlichen und poetischen Werth desselben erkennt, auch seinerseits beizutragen, daß noch so viel als möglich von ihnen gerettet werde."

Halle. J. Zacher.

Schulfragen unserer Zeit. Von Dr. J. Heussi, Oberlehrer. Erste Frage, theilweise vorgetragen in der 13. Versammlung des Vereins norddeutscher Schulmänner. Parchim 1846.

Der Verfasser hat mit dieser Schrift beabsichtigt, eine Reihe von Schulfragen zu eröffnen, deren Besprechung gerade in der Gegenwart, wie er hofft, die Theilnahme jedes Schulmanns in hohem Grade erregen müßte. Wie sehr sich der Verf. gleich anfangs, wenigstens bei einem gewissen Kreise von Schulmännern, in seiner Erwartung getäuscht gefunden, wird den Lesern bekannt sein aus dem Bericht, den er selbst im Novemberheft von Mager's Revue gegeben hat. Mit dem vorliegenden ersten Heft hat Hr. Heussi seinen Vortrag, der auf skandalöse Weise abgebrochen wurde, jetzt vollständig mitgetheilt, und damit zu seiner Rechtfertigung an das Urtheil des größern betr. Publikums gewissermaßen appellirt. Offenbar hat Hr. Heussi hierbei mit auf die immer wachsende Menge von Freunden der modernen Philologie gerechnet, und es kommt daher dem

Archiv, als Organ desselben, wohl zu, von der Sache Notiz zu nehmen. Der Inhalt dieses ersten Heftes erörtert die Frage: Wenn man den Sprachunterricht auf Schulen als blos formales Bildungsmittel auffaßt, eignet sich dann hierzu mehr eine alte oder eine neue Sprache?

Bei den Angriffen, die in neuerer und neuester Zeit auf die Gymnasien gemacht sind, hat man unter anderen ihnen die stiefmütterliche Pflege oder gänzliche Vernachlässigung derjenigen Bildungsstoffe zum Vorwurf gemacht, deren Aufnahme und fleißige Behandlung der Fortschritt der neuern Zeit gebieterisch zu fordern scheint, und hierbei namentlich auf eine Belebung und Erweiterung des Unterrichts in den modernen Sprachen gedrungen. Indessen hat man doch im Ganzen den alten Sprachen, als einem Hauptbildungsmittel, ihr altes bewährtes Recht lassen wollen, so daß es sich nicht sowohl um ein Sein oder Nichtsein der letzteren, als vielmehr höchstens um eine gleiche Berechtigung mit den erstern handelte. Hr. Heussi will nun aber das Verhältniß im bisherigen Unterricht umgekehrt wissen, indem er (und zwar nur einmal, am Schlusse) von einem „Uebermaß" alter Sprachen redet, „bei dem keine wahre Menschenbildung erreicht werde, und das allem Andern den Weg versperre." Schon aus diesem Zusatz, mehr aber aus seinem ganzen übrigen Räsonnement, blickt deutlich die Absicht durch, die alten Sprachen wo möglich nur gleich ganz aus der Schule zu verbannen. Wäre der Verf. sich über den Begriff des formal bildenden Unterrichts klarer gewesen, so hätte er consequenter Weise brauchen keinen Anstand zu nehmen, sich nur unverhohlen gegen das fernere Bestehen des alten Sprachunterrichts auszusprechen. Insofern nämlich jeder Unterricht, wird er anders gehörig gegeben, neben der realen Bildung und durch dieselbe die formale schon ganz von selbst erzeugt, alles Lern- und Lehrbare aber nun einmal nicht in der Schule Platz finden kann, sondern zunächst nur das Zweckdienlichste, so sieht man nicht ein, wenn Hr. Heussi Recht hätte, warum man nicht die alten Sprachen auf der Schule ganz fallen lassen, und den, der ihrer etwa zu anderm Zwecke bedürfte, selbst dafür sorgen lassen sollte, so wie etwa der künftige Handwerker frühzeitig zur bessern Handhabung seines Gewerbes in dieser oder jener Kunst, sei es Zeichnen oder was sonst, besondern Unterricht nimmt. Nun ist dies auch, wie es mir scheint, des Verf. Meinung, wenn er sagt, „man müsse das jetzige, einer grauen Vorzeit angehörige Unterrichtssystem verlassen, und ein neues der Zeit und ihren Begriffen von Bildung entsprechendes aufsuchen." Zu diesem Zwecke zieht der Verf. von Anfang bis zu Ende eine Parallele zwischen den alten und neueren Sprachen, und es sind nach seiner Ansicht die ersteren, in Rücksicht auf den formal bildenden Stoff, den sie bieten, gegen die letzteren gar nicht in Anschlag zu bringen.

Sehen wir näher zu, wie der Verf. dazu kommt, ein solches Paradoxon aufzustellen. Hier darf nun zuvor nicht unerwähnt bleiben, was der Verf. auch selbst im Vorwort erwähnt, daß er in Folge des bekannten Vorfalls in Parchim sich genöthigt glaubte, seinen Vortrag ipsissimis verbis dem größern Publikum vorzulegen, daß er daher den Gegenstand nicht erschöpfen, sondern nur in summarischer Form behandeln konnte, und die Belege für die einzelnen Partieen zurückhalten mußte. Referent meint indeß, Hr. H. hätte, weniger der Sache, als seiner selbst wegen, besser gethan, seine Belege etwa in der Form eines Anhangs, oder in Anmerkungen, dem Texte beizufügen, statt in

diesem seine Behauptungen nur so schroff hinzustellen. Es darf ihn daher nicht wundern, wenn man sich zunächst an diese bloßen Resultate hält, so wie es an ihnen selbst sich auch zeigen muß, ob eine vollständige Erledigung derselben, zu der der Verf. Hoffnung macht, für die vorliegende Frage wünschenswerth sei oder nicht.

Im Eingang seiner Schrift redet der Verf. von dem Begriffe der Bildung im Allgemeinen, und den Bildungsmitteln insbesondere, welche letztere er unterscheidet, je nachdem die einen mehr extensiv, die anderen mehr intensiv wirken, wobei er, von der falschen Präsumtion von den verschiedenen Seelenvermögen ausgehend, dem hergebrachten Begriffe von formaler Bildung folgt. Bei der großen Wichtigkeit, die gerade jenes Kapitel der Psychologie für die Pädagogik hat, sollte man meinen, es müßte die falsche Vorstellung von formaler Bildung, die vor langer Zeit Herbart in ihrer Richtigkeit dargestellt hat, und die nach ihm unter andern auch der einsichtsvolle Mager nicht müde wird, bei jeder Gelegenheit zu bekämpfen *), endlich aufhören. Der Verf. macht nun seine falsche Voraussetzung von Extensität und Intensität zur Basis seines ganzen Räsonnements, und nimmt von der letzteren, die bei der Wahl der Unterrichtsmittel zuerst und hauptsächlich zu berücksichtigen sei, an, sie setze von Seiten des Bildungsmittels voraus: 1) daß dasselbe einem gewissen Alter, d. h. einer gewissen Entwickelungsstufe zugänglich und faßlich, und 2) daß es in scharf bestimmten Gesetzen ausgesprochen sei. So gewinnt er einen freilich nicht ganz richtigen Gesichtspunkt, oder auch einen Maßstab, nach welchem er die alten und neueren Sprachen und Literaturen beurtheilt. — Jenen nicht ganz richtigen Maßstab, den der Verf. anlegt, könnte man nun noch allenfalls hingehen lassen, aber, um hier gleich unser Urtheil im Allgemeinen auszusprechen, es muß in hohem Grade befremden, daß er in seinen Behauptungen und seiner Argumentation mit so wenig Besonnenheit verfährt, und blind über die alte Literatur aburtheilt. Man muß über die Keckheit erstaunen, mit der er Autoritäten gerade auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachforschung ganz ignorirte und den Erfahrungen von Jahrhunderten fast Hohn spricht. Es frappirt dies um so mehr, da er an vielen Stellen seiner Schrift die unzweideutigsten Beweise von der Unzulänglichkeit der für seinen Zweck erforderlichen Kenntniß der alten Sprachen und Literaturen giebt. Fast ist man geneigt zu glauben, er habe es in seinen Sprachstudien bei einem empirischen Vergleichen bewenden lassen; an einer höhern Einsicht der Spracherscheinungen und deren Entstehung, an ein tieferes Eindringen in den Geist und Gehalt der Schriftwerke scheint es nach dem was vorliegt noch zu fehlen. Wie das gemeint sei, mag er an dem großen Meister Wilhelm v. Humboldt lernen, der nebenbei gesagt, über alte und neuere Sprachen ganz anders urtheilt, als der Verfasser. Wir wollen hier die Fragen nicht weiter urgiren, ob der Verf. sich etwa auch auf langjährige, vielseitige Beobachtung beim Unterrichte in beiden Sprachfächern stützen durfte. Das Studium der neuern Sprachen und Literaturen auf Schulen ist gewiß auch ein Mittel zur humanen Bildung, und wollen sie sich als solches bewähren, so ist es mit einem blos äußerlichen Vergleichen, und rücksichtslosen Aburtheilen über ihre ältern Schwestern nicht

---

*) Vergl. in der Revue, Juliheft 1842, p. 54 ff. gegen Ruthardt, u. Unterrichtsplan 2c. S. 11 ff. Womit zu vergleichen, was Herbart über harmonische Bildung sagt in s. Umrissen zu pädagog. Vorlesungen §. 60 ff.

gethan; es müssen in der Methodik des Sprach- und Literaturunterrichts erst noch große Schritte vorwärts gethan werden, wozu in neuerer Zeit erst der Anfang gemacht ist.

Nur einige Bemerkungen noch mögen genügen, um die Schrift näher zu charakterisiren, und dem Leser das Urtheil zu erleichtern. Hr. H. wendet sich zuvörderst gegen den Inhalt der Schriften des Alterthums, und stellt, in so weit es sich um Jugendbildung handelt, fünf Gründe zu Gunsten der neuern Literatur auf, die aber vor der Pädagogik nicht stichhaltig, und zum Theil schon so verbraucht sind, daß man nicht begreift, wie Jemand abermals damit hervortreten kann.

Wir stellen hier den vierten Grund des Verf. absichtlich gleich voran. Die auf die Gegenwart übergegangenen Schriften des Alterthums, heißt es, seien durchaus nicht für die Jugend bestimmt gewesen. — Also verlangt der Verf. etwa Jugendschriften in den Schulen? Dann könnte man fragen, mit welchen Schriften der Neueren wir der lieben Jugend aufwarten sollen. Wenn es wahr ist, daß das Beste eben für die Jugend gut genug ist, so wüßte ich keinen Rath, und ich theile ganz die Ansicht, die Mager in der Vorrede über diesen Punkt zu seiner franz. Chrestomathie S. XVI. kurz und bündig ausspricht. — Damit findet denn auch gleich der erste Grund gegen die class. Literatur zum Theil seine Erledigung, daß nämlich bei dieser eine nur sehr geringe Zahl von Autoren zur Disposition stehe, während die meisten neueren Sprachen einen großen Reichthum an Werken besäßen, die hinreichenden Stoff zum Zwecke der Jugendbildung böten. Aus dem großen Schiffbruch, den die alte Literatur im Sturm der Zeiten erlitten, ist Gott sei Dank noch mehr übrig geblieben, als die Schule für ihre Zwecke bedarf. Und meint der Verf. weiter, daß sämmtliche Schriftsteller des Alterthums wegen der vielen historischen und antiquarischen Beziehungen für die Jugend schwerer verständlich seien, als die der neueren Sprachen, so müßte man folgern: Je weniger Interpretation erforderlich, je mehr sich der Inhalt und das Verständniß einer Schrift der ungelehrten, noch kenntnißlosen Jugend von selbst erschließt, desto geringer die Kraftanstrengung, desto größer der Gewinn an sogen. formaler Bildung? Kostet es denn wirklich Lehrern und Schülern so unendlich viel Schweiß, um in der Schule zum Verständniß eines alten Autors zu kommen und wird bei dieser Art des materialen Schulunterrichts, bei den historischen, antiquarischen 2c. Erläuterungen, nicht auch etwas gewonnen, und zwar für die formale Bildung? endlich, ist denn gerade das Beste (was auf die Schule gehört) unter den Neuern auch immer wirklich viel leichter? — Drittens wird der Vorwurf der Indecenz im Ausdruck und sonstiger Anzüglichkeiten in den Schriften der Alten wieder zur Sprache gebracht. Die Gefahr vor sittlicher Verderbniß, sei hier wieder dadurch zu umgehen, daß bei den Neueren eine viel reichere Auswahl unverfänglicher Werke zu Gebote stände. Ref. hält sich, was die Alten betrifft, hierbei nicht länger auf; die Pädagogik ist darüber längst im Reinen. Auf der andern Seite aber läßt sich wieder fragen, ob denn das Beste der Neueren, was auf der Schule an die Stelle der Alten treten müßte, gar so unverfänglich ist. Man denke nur z. B. an den Vicar, an Shakspeare an die großen italienischen Dichter und die sittlichen Begriffe ihrer Zeit; der französ. Literatur und der verführerischen Weltanschauung der Nation, die in ihr uns entgegen tritt, nicht zu gedenken. Die Gefahr, die in solchem Falle beim Unterrichte eintritt, hat der Lehrer und der Unterricht

zu verantworten und darum zu verhüten. — Endlich weist der Verf. fünftens auf das seiner Meinung nach in den neuern Sprachen bei weitem überwiegende ethische Element hin, indem die in den alten Sprachen vorhandenen Schriften hinsichtlich der gemüthlichen Erregung der Jugend den neuern bei weitem nachständen. „Denn," heißt es, „alles Ethische ist bedingt durch das religiöse Element, das den Geist des Volkes und seiner Schriftsteller durchweht; da dieses bei den Völkern des Alterthums, wenigstens den Griechen und Römern, gar nicht vorhanden war, und erst in dem Christenthume Wurzel fassen und durch dasselbe sich Geltung verschaffen konnte, so müssen wir jeden ethischen Einfluß ihrer Schriften auf die Jugend hiemit aufs Bestimmteste in Abrede stellen. Alle ihre Schriften sind blos auf den Verstand berechnet, und lassen das Gemüth unberührt; es fehlt ihnen jene jugendliche Frische, welche in dem Jünglinge, wie durch ein Wunder, die Gefühle für alles Große und Schöne zu entzünden vermag; es fehlt ihnen jenes herzerwärmende Feuer, jene Innigkeit des Gefühls, welche die Jugend zu großen Vorsätzen und guten Thaten bestimmt; ihre trockenen philosophischen Kontemplationen lassen das Herz kalt und bleiben dem jungen Verstande unzugänglich u. s. w." — Ref. fürchtet, die gut unterrichteten Leser mögen es ihm verübeln, wenn er durch irgend ein Wort über diese Expectoration des Verf. ihrem Urtheile vorgreift. Dennoch kann er es nicht unterlassen, wenigstens eine Bemerkung zu machen. Hr. H. muß von der Mythologie durchaus nichts wissen wollen. Wer das Wesen des Mythus und seine wunderbar schönen Schöpfungen, besonders bei den Griechen, deren ganze Poesie davon durchzogen ist, kennt, wird doch des ethischen Bildungsstoffes wenigstens in den Dichterwerken in Menge finden; wer im Homer, in den Tragikern u. s. w. nichts Ethisches finden kann, der hat keinen Theil an dem heiligen Vermächtniß der klassischen Literatur; er ist ihrer unwerth, und — muß schweigen.

Begreiflicher Weise läßt sich von Jemandem, der so wie der Verf., über den Inhalt der alten Schriftwerke urtheilen kann, um so weniger eine gerechte Würdigung des Werths der alten klassischen Sprachen an sich erwarten, als gerade ihre Mustergültigkeit in der schönen Uebereinstimmung von Form und Inhalt der Gedanken besteht. Wenn daher der Verf., nachdem er auf kaum zwei Seiten es mit dem Inhalte der Schriften des Alterthums abgethan hat, im ganzen übrigen Theile seiner Schrift sich damit befaßt, eine Vergleichung zwischen den sprachlichen Erscheinungsformen der alten und modernen Sprachen anzustellen, um am Schlüß jeder einzelnen Partie den neuern Sprachen den Preis zu vindiciren, so lohnt es kaum die Mühe, auf jedes Einzelne noch weiter widerlegend einzugehen. Der Verf. ist mit seinen Belegen so sparsam, daß man höchstens Behauptung gegen Behauptung stellen kann, oder eine ganze Grammatik und Rhetorik der betreffenden Sprachen schreiben müßte, wollte man so Allgemeines bis ins Einzelne bekämpfen. Es ist überdies über die alten Sprachen, als Mittel zu ächt humaner Erziehung bereits soviel geschrieben, daß es hieße, Holz in den Wald tragen, wollte man darüber noch viele Worte verlieren. Ich erinnere nur an den einen Thiersch, Ueb. Gel. Schulen. — Folgen wir indeß dem Verf. noch einige Schritte weiter.

Es ist gleich ein Irrthum, wenn der Verf. deshalb in den alten Sprachen weniger bildenden Stoff finden will, weil der Wortvorrath und damit auch die Masse der Begriffe, die die Alten hatten, beschränkter sei, als bei den Neueren. So richtig das ist, so ließe sich doch wieder Manches in dieser Beziehung zu Gunsten

der ersteren einwenden. Aber darauf kommt es hier nicht so sehr an; die Frage wäre vielmehr, ob die Alten in ihrer Sprache alle Mittel gehabt, das was sie dachten und so wie sie es dachten, darzustellen. Das Bildende des Sprachstudiums liegt dann recht eigentlich in der Auffindung der Congruenz von den Gedanken und deren äußerer sichtbaren Form. Hr. H. ist nun aber weit entfernt, diesen Vorzug den alten Sprachen zugestehen. Ihm läuft Alles durcheinander; sie sagen oft in ihnen das Gegentheil von dem was sie sagen wollen, bringen wohl offenbaren Unsinn zu Tage. (p. 40.) Kein Mensch würde doch ganz schiefe Beziehungen, wie summa arbor, elephas animalium maximus u. dgl. Verkehrtheiten und Verstöße gegen richtiges Denken in Schutz nehmen wollen, wenn sie auch Cicero gebrauchte. Das ist eben ein Grundirrthum des Verf., daß er den frei schaffenden Sprachgeist zu eng in die logischen Schranken einzwängt, gleichsam in spanische Stiefeln einschnürt. Jedes Volk hat seine Anschauungsweise! das eine gebraucht bei derselben Vorstellung den bestimmten Artikel, wo das andere den unbestimmten setzt; dieses legt einem Worte das eine, jenes ein anderes Genus bei, und so fort bei unzähligen Spracherscheinungen. Vor den Gesetzen des Dankens würde doch nur eine Weise der Darstellung ihr Recht behaupten können. So aber hat jede Recht; dem Ausdruck liegt, wie in den vom Verf. gewählten latein. Beispielen, eine eigene Anschauung zu Grunde; diese soll der Sprachschüler gewinnen, und jemehr sie von der seinigen abweicht, desto besser für ihn, desto größer der Gewinn an formaler Bildung. Wo aber gehen diese Anschauungsweisen mehr auseinander, unter den neuern Sprachen, oder unter den alten, gegen jene gehalten?

Was der Verf. weiter über Orthographie, Orthoëpie und Lautverhältnisse vergleichend ausführt, geschieht mit einer Umständlichkeit die für den fraglichen Zweck ziemlich unnöthig war. Ohnehin ist seine Beweisführung auch hier wenig strict. Es ist mindestens sehr auffallend, daraus z. B. etwas herleiten zu wollen, daß den Alten eine angemessene Interpunktion ganz fehlte, daß man mit ihnen in der Schule nichts anfangen könnte, wenn sich die neueren Sprachen der älteren nicht freundlich angenommen hätten. — Die Unsicherheit des Urtheils über Lautung todter Sprachen erkennt der Verf. zwar an; das hindert ihn aber nicht, recht weitläufig seine Vergleichung durchzuführen. Das Resultat ist kurz und gut: das Lateinische und Griechische sind die monotonsten, die neuern Sprachen dagegen durchgängig wohlklingender. Dem sei wie ihm wolle; aber es ist doch zu bedenken, wenn der Engländer, Franzose u. s. w. jeder nach seiner Weise ausspricht, seiner Muttersprache vor allen andern, auch den alten vielleicht, in Rücksicht des Wohlklangs den Vorzug giebt, so ist darum noch keinem eingefallen, auch deswegen jene beiden Sprachen als formales Bildungsmittel herabzusetzen. Es wird in Deutschland überall Französisch, Englisch ꝛc. gelehrt, ohne daß gerade überall die Aussprache das Ohr eines gebildeten Franzosen ꝛc. befriedigen kann?*) Soll, den Uebelstand zugegeben, darum der resp. Sprachunterricht als Mittel zur humanen Bildung auch aufhören an dieser oder jener Schule zu existiren?

Gegen die Prosodie und den Accent in den alten Sprachen macht Hr. H. denselben Grund geltend, wie gegen die meisten sprachlichen Formen bei den Alten. Auch hier hätten Zweifel und vage Vermuthungen ein zu großes Feld, als daß dieses Kapital bildend auf den jugendlichen Geist einwirken könnte. Die

*) Leider!!

ganze Lehre vom Accent der alten Sprachen lasse ihrer Unbestimmtheit (?) wegen den Verstand unbefriedigt, sogar unbeschäftigt (!); die gemüthliche Seite im Menschen werde ohnehin gar nicht berührt, und pädagogisch betrachtet, gehöre sie durchaus nicht in die Schule. — Es versteht sich, daß der Verf., ohne weitere Beweisführung, von alle diesem für die modernen Sprachen das Gegentheil behauptet. Weil er eben mit den großen Fortschritten auf dem Gebiete der alten Philologie, die der modernen Sprachforschung sicher schon zu Gute gekommen sind und noch mehr kommen sollen, nicht befreundet ist, so geht sein Zweifel zuletzt in eine völlige Verzweiflung an den alten Sprachen über. Er sieht in ihnen nichts als Willkühr, Unbestimmtheit, vage Präsumption, denen in den neueren Sprachen völlige Bestimmtheit und Gesetzmäßigkeit gegenüberstehe. Was speciell den hier besprochenen Punkt betrifft, wenn man den streng wissenschaftlichen Unterricht von dem schulmäßigen gehörig zu unterscheiden weiß, so ist die Tonlehre der alten Sprache denn doch bestimmt genug, um neben der der modernen Sprachen in der Schule Platz zu finden. Es kommt ja auch bei diesem materialen Unterricht wieder nur auf die Art und Weise an, wie er gegeben wird, damit der Verstand nicht unbeschäftigt bleibt und die formale Bildung leer ausgehe. Mathematik und Naturwissenschaften sind gar schöne Sachen, das weiß Hr. H. so gut wie Einer; bleibt die formale Bildung dennoch hier und dort bei den lernenden Subjecten aus, so liegt das gewiß nicht an jenen selbst.

Hr. H. kommt bei dieser Gelegenheit auf Versification und Poesie der Alten überhaupt zu sprechen. Er verweis't in der alten Poesie das rhythmische Gesetz, und rühmt den großen Vorzug, den die Poesie der Neuern, als überwiegend tonische, in Bezug auf ethische Bildung und gemüthliche Erregung vor der quantitirenden Poesie der Alten voraus habe. Er übersieht in seinem Urtheil die unzertrennliche Verbindung, in welcher Musik und Dichtkunst bei den Alten, wenigstens der Griechen, stand, und durch die jede tonische Dichtung unzulässig sein mußte. Er bedenkt nicht, daß die nie ganz gelungenen Versuche der neuern Sprachen, die antiken Formen der Dichtkunst zu reproduciren, nur ein Geständniß der eigenen Ohnmacht, nur eine Huldigung sind, die sie der überlegenen Schönheit der ältern Schwestern darbringen. Der Verf. urtheilt auch sehr einseitig, wenn er S. 23 sagt: „Der quantitirende Vers ist lediglich ein Product des Verstandes; dieser kalte berechnende Verstand tritt uns auch in allen Dichtungen des griechischen und römischen Alterthums fast ohne Ausnahme entgegen; kein dichterischer Schwung, keine Abstraction von den wirklichen Zuständen, kein Erheben des Gefühls in eine höhere Region; es fehlt durchweg jene Innigkeit und Gluth, welche die morgenländische Dichtung erwärmt, so wie jenes tiefe religiöse Element, welches in der hebräischen Poesie begann, und erst im Christenthume in seiner größten Erhabenheit sich entfalten sollte. Nirgends ist bei den Griechen und Römern ein Streben wahrzunehmen, durch Beziehungen der Lautformen auf einander Harmonie hervorzubringen u. s. w." Noch mehr. Hr. Heussi geht so weit, daß er die Dichter des classischen Alterthums gar nicht als solche gelten läßt. Wenigstens muß man das von ihm annehmen, wenn er sagt, erst im Mittelalter habe man die Wiege der Poesie zu suchen. Wie einseitig! — Lassen wir die römische Poesie, die weniger ausgebildet im Ganzen nur ein Nachhall der griechischen bleibt, und auf die, wenn man einmal wollte, des Verfassers Worte theilweise und mit einigem Recht Anwendung finden könnten aus dem Spiele, und verweilen einen Augenblick bei der griechischen, insbesondere der

lyrischen, insofern sich in ihr gerade das Charakteristische des hellenischen Dichtergeistes recht scharf ausgeprägt hat, und der Verf. selbst die gemüthliche Erregung durch die Poesie so sehr urgirt. Den Vergleich zwischen antiker und moderner Epik und Dramatik können wir hier füglich unterlassen, da jeder classisch Gebildete wissen muß, ob und wie weit das Alterthum ihn mit der neuern Zeit aushalten kann. Hr. H. ist nun nicht der erste, der wie oben, über griechische Poesie urtheilt. Es hat allerdings seine Richtigkeit, daß Sentimentalität und Romantik, die erst durch Christenthum und Ritterthum in die Poesie kamen, der alten Lyrik fremd sind; beide sind ganz unhellenische Begriffe, und man hat nicht Unrecht, wenn man die antike Lyrik weniger sinnig und tief nennt. Aber wenn es ihr auf der einen Seite an Tiefe fehlt, so hat sie auf der andern Seite mehr Wahrheit, denn sie ist objectiver, sinnlicher, und darum allgemein menschlicher. Der Hellene verstand es nicht, erst durch künstliches Versetzen in einen dichterischen Seelenzustand den Stoff zu seinen Versen zu gewinnen. Ein Schwelgen in Gefühlen, ein Ergehen ins Ueberschwengliche, ein Verirren ins Finstere und Melancholische sagte der würdevollen Ruhe und Klarheit seines Geistes nicht zu. Sein plastischer Sinn war nur auf die Wirklichkeit der Außenwelt gerichtet, deren Eindrücken er sein Gemüth offen hielt. War es der Schmerz verschmähter Liebe oder die Trauer über den Tod eines Freundes, war es die Lust des gegenwärtigen Gelages oder die Feier eines eintretenden Festes, oder was sonst, genug, das in Wirklichkeit jedesmal Gegebene, Geschehende, war es allein, das sein Gemüth erregte. Dabei war aber „der kalte berechnende Verstand“ fern, der freilich allein herrschend auch keine wahre Poesie hätte erzeugen können. Selbst die Gnomen und Sprüchwörter der Griechen verrathen an ihrer Einkleidung deutlich, daß sie viel weniger das Product der Spekulation, als der sinnigen Beobachtung der Außenwelt waren; auch an dieser Art der Poesie zeigt sich der Grundcharakter aller hellenischen Poesie überhaupt und W. v. Humboldt hat gewiß Recht, wenn er von ihr sagt, sie trüge das Gepräge sinnlicher Empfänglichkeit an sich. (Briefwechsel m. Schiller, II., S. 221). Und aus solcher Poesie sollte keine ethische, überhaupt keine formale Bildung zu gewinnen sein? Die Poesie, zumal das Drama, welches das epische und lyrische Element in sich aufnahm und zu einem schönen Ganzen verarbeitete, und hier wieder vor allen die Tragödie, war den Hellenen die gesetzgebende, sittengestaltende Macht, ihr Theater war für sie, was für uns das Gotteshaus ist, und sind wir gleich keine Heiden, so sind wir doch Menschen, und können unser Herz vor dem tiefgreifenden Eindruck ihrer Dichtung nicht verschließen; am wenigsten aber kann und soll sie der empfänglichen Jugend vorenthalten werden. Der Verf. übertreibt und wird ungerecht gegen die Wahrheit, um die es ihm doch zu thun ist.

Wir wollen hier abbrechen; der Raum verbietet uns, des Verf. Parteilichkeit und Befangenheit auch in den nun folgenden grammatischen Parallelen, weiter nachzuweisen. Er bespricht nach der Reihe Artikel, Pronomen, Geschlecht, Zahlwandlung, Konjugationsformen u. s. w., und wenn er dann und wann den alten Sprachen doch auch einmal eine Kleinigkeit zu gute kommen läßt, so geschieht dies, wie es scheint, um wenigstens noch den Schein von Unbefangenheit zu retten. Der Verf. nimmt dabei nur seine Kenntniß zum Maaßstabe, und glaubt zuletzt auf Seiten der alten Sprachen ein bedeutendes Dificit nachgewiesen zu haben, in sofern sich bei diesen in den wesentlichsten Punkten Mangel an Bestimmtheit und Schärfe des Ausdrucks, an Gesetzmäßigkeit ihrer Grammatik

herausstelle, weswegen sie auch weniger bildende Elemente für die Jugend böten, als die germanischen oder romanischen Sprachen. Wer freilich in der Wort- und Satzfolge z. B. nur „große Willkühr" findet, wer sich durch die zahllosen „Verschrobenheiten" und „Anakoluthien" des Satzgefüges nicht hindurchfinden kann, und „offenbaren Unsinn" im Ausdruck entdeckt, wem am Ende in seiner Verzweiflung „Alles durcheinander läuft" kann unmöglich anders urtheilen, als der Verf. es thut. Auf welchem Standpunkt er eigentlich stehe, giebt er ja selbst deutlich an in den Worten S. 39: „Es würde ihr (der alten Grammatik) auch übel anstehen, wenn sie jetzt, in puncto ihrer Gebrechen, eine so demüthige Miene annehmen wollte. Während wir in einer Zeit, wo eine allgemeine Grammatik Fortschritte zum Bessern macht, die moderne Grammatik ihr nach Kräften nachfolgen sehen, steht die alte als ächt konservative da, und ignorirt (??) diese Schritte so viel als sie kann; das macht sie nun wenigstens unbehaglich; sie kommt dadurch auch in der Schule in einen unangenehmen Konflikt, der zuletzt nicht zu ihrem Vortheile ausschlagen kann, weil starre und abgenutzte Formen sich doch nicht über ein gewisses Ziel hinaus halten können. Auf dem bisherigen Wege ist der alten Grammatik nicht mehr zu helfen; sie ist siech und krank im Innern, ihr Organismus ist zerrüttet, das Ganze ist eine todte Masse, der ein Prometheus den belebenden Hauch erst einflößen muß." Man erwarte hierzu vom Refer. keinen Zusatz. — Der Verf. thut unrecht, wenn er den Einfluß der alten Grammatik und ihrer Fortschritte auf die Gestaltung der modernen Sprachforschung ignorirt. Die moderne Philologie hat nichts Besseres zu thun, als den Weg, den ihr die ältere vorzeichnet, einzuhalten. Sie wird sich dadurch vor Ueberschätzung ihrer selbst bewahren, und der letzteren die Achtung abgewinnen, die sie verdient. (Vgl. den ersten Aufsatz des 4ten Heftes, vom Oberschulrath Friedemann). Hr. H. hat überhaupt seine Frage ziemlich einseitig gefaßt und behandelt. Er hat wichtige Punkte ganz unberührt gelassen. Z. B. von dem historischen Zusammenhange zwischen der Bildung alter und neuer Zeit schweigt er ganz, natürlich auch von der Nothwendigkeit, in der Erziehung der Jugend zu allgemein menschlicher Bildung, wie sie unserer Zeit entspricht, den historischen Weg „über Athen und Rom zu nehmen; und so über vieles Andere. Genug, man wird wohl darüber einig sein, daß die Frage, die der Verf. in diesem ersten Hefte aufstellt, keine Frage unserer Zeit" ist. Die hat ganz andere zu beantworten. Glaubt sich der Verf. berufen, sich der neuern Sprachen auf den Gymnasien annehmen zu müssen, so kann er sich einer vielseitigen Theilnahme versichert halten, wohl verstanden, so lange er dies nicht auf Kosten der ältern thut. Es bleibt dabei, diese behalten nach wie vor ihr altes Recht und ihre alte Geltung, und werden es noch nach der Krisis behaupten, die dem Anschein nach, den Gymnasien bevorsteht. Irren wir uns nicht, so wird eine innigere Verbindung des alten und modernen Sprachstudiums aus dieser Krisis hervorgehen. Bis dahin aber sind noch manche Fragen über Organisation der Gymnasien, über Methodik des schulmäßigen Sprach- und Literaturunterrichts u. dgl. zu beantworten; das sind „Fragen unserer Zeit," die dann auch der modernen Philologie in den Augen der alten Philologen stricter Observanz zu größern Ehren verhelfen werden.

Rheydt. Dr. L. A. Berglein.

Esquisse d'un système complet d'instruction et d'éducation et de leur histoire, avec indication des principaux ouvrages qui ont paru sur les différentes branches de la pédagogique, surtout en Allemagne. Ouvrage auquel l'Académie des sciences, belles-lettres et arts de Lyon a accordé un accessit en 1835. Par Théd. Fritz, prof. au sémin. protest. et à la faculté de théol. de Strassbourg etc. Strassbourg, Schmidt et Grucker. libraires-editeurs. Paris et Genève, Cherbuliez, 1841-1843. gr. 8vo. Tom. I. pp. IV, 426, Tom. II. pp. 314, Tom. III. pp. 752.

Den Lesern einer Zeitschrift für das Studium der neueren Sprachen in Deutschland, besonders den Lehrern der französischen Sprache, ist es hoffentlich angenehm, nähere Notiz von einem Werke zu erhalten, das ein Deutscher mit deutschem Geiste und deutscher ausgebreiteter Literaturkenntniß zur Verständigung über die wichtigen Gegenstände des gesammten öffentlichen Unterrichtes zu unserer Zeit, zwar zunächst für Frankreich geschrieben hat, dessen Bürger, Einwohner und Beamter er ist, das aber zugleich auch Deutschen, besonders denen, welche die französische Sprache und französischen Zustände näher kennen lernen wollen und sollen, allseitiges Interesse darbietet. Ja selbst blos deutsche Leser werden hier eine Masse von Ideen, Erfahrungen, Ansichten und besonders Citate deutscher Schriften jeder Art in solcher Fülle und Auswahl finden, wie sie weder Niemeyer, noch Schwarz in den neuesten Ausgaben darbieten; so daß das Werk selbst schon in dieser Hinsicht für deutsche Schulbibliotheken zur Anschaffung angelegentlich empfohlen werden kann, als ein Magazin, welches auf keine Frage leicht eine Antwort schuldig bleiben dürfte. Die Urtheile des Verf. gründen sich, wie man deutlich wahrnehmen kann, fast alle auf Autopsie und setzen ein ausgebreitetes Studium voraus, welches für den Wohnort desselben fast Staunen erregen muß, und manche Schulmänner, Schulvorsteher Deutschland's beschämt, welche in viel gelegeneren Gegenden weit ärmer an solchen Kenntnissen sind, oft von ihrer nächsten Umgebung.

Eine Uebersicht der einzelnen Abschnitte wird dies klar darlegen können, wenn auch manche Abkürzungen der Ueberschriften dabei erfolgen.

Tom. I. Introduction. Chap. 1. But vers lequel doivent tendre les individus, les nations, l'humanité. II. Véritable but de l'éducation. III. IV. Objections. V. Besoins relatifs à l'instr. et à l'éduc. des personnes qui ne jouissent d'aucune fortune. VI. Bes. des juifs. VII. Bes. des paysans. VIII. B. des artisans. IX. B. des militaires. X. B. des négociants. XI. B. des artistes. XII. B. des savants. XIII. B. des diplomates. XIV. B. des princes. XV. B. des parents. XVI. B. des instituteurs primaires. XVII. B. des chefs de pension. XVIII. B. des curés. XIX. B. des professeurs. XX. Vérités générales etc. Bibliographie de la pédagogique générale. — Livre I. L'enfance. Ch. 1. Considérations préliminaires. II. III. Education physique intellectuelle, esthétique, morale. IV. De 2 à 5 ans. Salles d'asiles. V. De 5 à 9 ans. Ecoles inférieures; garçons et filles réunis. VI. VII. De 10 à 14 ans. Ecoles élémentaires supérieures. Garçons. Filles. VIII. Ecole de campagne. IX. E. d'enseignement mutuel. — Livre II. L'adolescence. Ch. I. II. De 14 à 20 ans. Ecoles secondaires, industrielles, polytechniques; colléges, lycées,

gymnases. III. De 14 à 20 ans et au-dessus. IV-VIII. 1. Sourds-muets. 2. Aveugles. 3. Orphelins. 4. Ecole du soir etc. 5. Ec. de correction. IX. Ed. privée. — Tom. II. Livre III. La Jeunesse. Ch. 1. De 20 à 25 ans. Ch. II—X. 1. Etude des beaux arts, 2. de la philosophie, 3. des mathématiques, 4. des langues, 5. de l'histoire, 6. des sciences naturelles etc., 7. de la médecine, 8. du droit etc., 9. des sciences militaires, 10. de la théologie et de la pédagogique. XII. obs. gén. sur les études dans les écoles supérieures. XIII. Ed. des princes. — Livre IV. L'âge mur. Ch. 1. Audessus de 20 à 25 ans. II. Soins à donner au corps. III — V. Ed. intell. 1. Leçons publiques, 2. bibliothèques, cabinets etc., 3. conférences des instituteurs, des savants etc. VI. Théâtres, concerts etc. VII — VIII. Ed. mor. et rel. 1. Lectures, 2. sociétés bibliques, 3. vie de famille, 4. enseign. rel., dans les églises, 5. caisses d'épargnes, 6. sociétés de temperance. IX. Réformes nécessaires dans la legislation. — Livre V. Des moyens extérieurs d'éducation. Ch. 1. salles, collections, bibliothèques d'écoles, livres classiques. II. tableaux de conduite. III. examens. IV. récompenses et peines. V. bourses. VI. vacances. VII—XI. législation de l'état; devoirs et droits; personnes chargées de l'enseignement; épreuves à subir etc.; comités d'inspection, conseil universitaire, ministre de l'instr. publ. — Tom. III. Livre VI. Histoire de l'éducation. Ch. 1. Bibliographie. II. peuples sauvages. III. Chinois. IV. Indiens. V. Egyptiens. VI. Perses. VII. Grecs. VIII. Romains. IX. Hébreux. X. Le Christianisme. XI. Arabes. XII. Chrétiens d'occident. XIII. Charlemagne. XIV. Connaissance des lettres. XV. Orient. XVI. Chevalerie, troubadours. XVII. jusque vers la fin du 17me siècle. XVIII. jusque vers la fin du 18me siécle. XIX. XX. 19me siècle. Océanie, Afrique, Asie, Amérique. XXI. Europe. Midi. XXII. l'Est et le Nord. XXIII. Le centr. XXIV. France.

Das anhaltende Studium einer ausgebreiteten Literatur bis auf die neueste Zeit hat dem Verf. einen höchst vorurtheilsfreien Standpunkt bereitet, auf welchem er diesseit und jenseit des Rheines das Rechte vom Unrechten zu scheiden weiß, aber im Ganzen doch offen dem Ernste sich zuneigt, mit welchem in Deutschland alle Unterrichtsgegenstände behandelt werden. Der geistliche Stand, welchem er angehört, hat keinen nachtheiligen Einfluß auf seine Vorschläge 2c., selbst nicht bei dem Volksschulwesen, geäußert. Daß er das reine Christenthum für den Anker hält, an welchen das Heil der Menschheit für alle Zukunft sich ketten müsse, um allerlei Auswüchse der Gegenwart zu überwinden, in denen man nur die nachwuchernden Früchte einer schlimmern Vergangenheit wahrnehmen könne, mit welchen das jetzige Geschlecht die Sünden des früheren büße, nach der ewigen Ordnung der Natur im Materiellen und Immateriellen, und daß allein auf diesem Grunde die wahre Humanität und Menschenbildung jeder Art sichere Siege erreichen werde, diesen festen Glauben wird jeder Vernünftige mit ihm aus vollem Herzen theilen, welchem Volke er auch angehöre. So wird vorliegendes Werk auch reichlich zur Verständigung beider Nachbarvölker beitragen, die, wenn sie ihre wahren Interessen recht verstehen, nur in gegenseitiger Achtung und aufrichtigem Austausche ihrer leiblichen und geistigen Güter, wobei nationale Eigenthümlichkeiten nicht aufgegeben zu werden brauchen, sowohl ihr besonderes Wohl gründen, als die gemeinsame Aufgabe, Träger der Civilisation Europa's zu

bleiben, mit Erfolg vollführen werden. So vereint können beide die bisherigen Errungenschaften des Geistes sichern gegen jede Barbarei, sie komme, wann und woher sie wolle.

Wit and Humour, selected from the English poets; with an illustrative essay and critical comments. By Leigh Hunt.

Der bekannte Verfasser liefert in obigem Werke eine Art von Fortsetzung seiner Imagination and Fancy und verspricht zugleich einen nächstens unter dem Titel „Action and passion" zu erscheinenden dritten Band. In einer einleitenden Abhandlung: „Illustrative Essay on Wit and Humour" bewährt Hunt sowohl durch seinen glänzenden Styl als auch in Hinsicht der Gedankenfülle und Klarheit der Auseinandersetzung seinen alten Ruhm. Mit großer Schärfe prüft er die von Barrow, Locke und Addisson gegebenen Definitionen und begründet dann die eigenen, nämlich für Witz: The arbitrary juxta-position of dissimilar ideas, for some lively purpose of assimilation or contrast, generally for foth; — ferner für Humor: A tendency of the mind to run in particular directions of thought or feeling, more amusing than accountable. Hierauf zählt der Herausgeber folgende 14 Formen auf, unter welchen der Witz wohl aufzutreten pflegt und fügt für eine jede derselben Belegstellen an, die in großer Menge und mit außerordentlich viel Geschmack den besten Schriftstellern entlehnt sind. Die Eintheilung lautet: 1) The direct Simile. 2) The Metaphor. 3) What may be called the Poetical Process, the Leap to a conclusion, or the omission of intermediate particulars, in order to bring the two ends of a thought, or circumstance, together. 4) Irony. 5) Burlesque. 6) Exaggeration, Ultra-Continuity, and Extravagance in General. 7) Any Kind of Juxta-position of Ideas, having a pleasant effect, down to those depending on sound; such as Puns. Maccaronic Poetry, Half-Jargon Burdens of songs, and even Nonsense Verses. 8) Cross-Purposes; or contradictory intentions, mistaken by their entertainers for identical ones. 9) Unconscious absurdity in a man's character, apart from mere circumstances. 10) Conscious Humours indulged. 11) Humours of nations and classes. 12) Humours of mere temperament. 13) Moral or intellectual incongruities. 14) Genial contradictions of the Conventional.

Bei der Wahl der Belegstellen hat sich der Herr Herausgeber nur an die poetischen Werke der citirten Schriftsteller gehalten und zugleich in der Beziehung viel Umsicht bewiesen, daß er vollständig auf Alles verzichtete, was durch eine zu freie, ungenirte Sprache hätte Anstoß erregen können. Die englische Critik hat das Werk freudig aufgenommen und wir schließen diese kurze Notiz mit einem charakteristischen Citate aus demselben über Shakspeare, welche den Lesern gewiß nicht unwillkommen sein wird.

Shakspeare had wit and humour in perfection; and like every possessor of powers so happy, he rioted in their enjoyment. Molière was not fonder of running down a joke: Rabelais could not give loose to a more admirable fooling! His mirth is commensurate with his melancholy; it is founded on the same knowledge and feeling and it furnished him

with a set-off to their oppression. When he had been too thoughtful with Hamlet, he „took it out“ with Falstaff and Sir Toby. Not hat he was habitually mechancholy. He had too healthy a brain for that, and too great animal spirits; but in running the whole circle of thought, he must of necessity have gone through its darkest as well as brightest phases; and the sunshine was welcome in proportion. Shakspeare is the inventor of the phrase „setting the table in a roar“ of the memory of Yorick; of the stomach of Falstaff, stuffed as full of wit as of suck. He wakes the night — owl with a catch; „draws“ three souls out of one weaver; passes the equinoctial of Queubecs (some glorious torrid zone lying beyond three o' clock in the morning) and reminds the unco — rigtheous for ever, that virtue, false, or true, is not incompasible with the recreations of „cakes and ale.“

„It is a remarkable proof of the geniality of Shakspeare's jesting, that even its abundance of ideas does not spoil it; for, in comedy, as well, as tragedy, he is the most reflective of writers. I know but of one, that comes near him in this respect and very near him. (Idare to affirm) he does come, though he has none of his poetry, properly so caslled. It is Sterne; in whose, „Tristram Shandy“ there is not a word without meaning — often of the profoundest as well as kindliest sort, The professed fools of Shakspeare are among the wisest of men. They talk Aesop and Salomon in every jest. Yet they amuse as much as they instruct us. The braggart Parlles, whose name signifies words, as though he spoke nothing else, scarcely utters a sentence, that is not rich with ideas; yet his weakness and self-committals hang over them all like a sneaking infection, and hinder our laughter from becoming respectful. The scene in which he is taken blindfold among his old acquaintances, and so led, to vilify their characters under the impression that he is gratifying their enemies, is almost as good as the screen scene in the „School for Scandal — p. 123.

Revue bibliographique.

De toutes les illusions auxquelles la candeur de quelques écrivains allemands s'abandonne, une des plus singulières est cette conviction, dans laquelle leur esprit se repose avec tant de complaisance, qu'il suffit de feuilleter un dictionnaire français pour acquérir une connaissance approfondie de la langue qu'ont parlée Voltaire et Mme. de Sevigné; et qu'après avoir rassemblé péniblement quelques centaines de phrases extraites de divers ouvrages, on n'a plus, pour mettre au jour un livre instructif et agréable, qu'à les coudre ensemble et à clouer en tête une préface pleine de promesses séduisantes. Mais hélas! promettre et tenir sont deux. Il en est de ces annonces emphatiques comme des tableaux qu'on expose à la foire pour allécher les curieux: on se promettait un plaisir, une surprise agréable, on n'achète qu'un désappointement. Au lieu de ces brillants personnages que l'imagination avait rêvés, on n'a devant les yeux que de chétives créatures dont la vue inspire une compassion mêlée de

dégoût. Sur la foi du titre vous croyez tenir entre vos mains un recueil qui vous initiera aux mystères de la langue française et dont la lecture vous transportera au milieu des salons de Paris; tandis que vous n'avez qu'une compilation lourde et indigeste, où la grammaire est blessée jusqu'au sang et où les nombreuses offenses faites à la syntaxe choqueraient le lecteur le moins expérimenté. Au lieu d'une conversation vive et enjouée, vous ne trouvez que des dialogues sans esprit et sans verve, où les phrases se suivent mais ne s'enchainent jamais, et dont les interlocuteurs jasant à toit et à travers, s'interpellent sans se répondre, comme pour renouveler le miracle de la tour de Babel. Le lecteur trop crédule ou incapable de discerner le vrai du faux, s'approprie ce jargon inintelligible, caricature plate et indécente du langage parisien, et ira s'exposer plus tard aux railleries de ses compatriotes qui ont puisé leur connaissance du français à des sources moins suspectes.

En présence d'abus si criants, le silence serait plus qu'une faiblesse; ce serait une véritable lâcheté. De quelque nom que soient signés ces livres empreints d'une ignorance si profonde des règles les plus élémentaires du style et de la science grammaticale, le devoir des hommes chargés, comme nous le sommes, de maintenir intact le dépôt qui nous a été confié, notre devoir, dis-je, est de montrer les fautes, dont ces ouvrages sont hérissés, de les rendre visibles à tous les yeux et d'appeler l'attentation du public sur ce fléau littéraire qui sévit incessamment.

Il est temps aussi qu'un journal prenne à coeur les intérêts de quelques milliers d'élèves, qui, sans aucun guide dans le choix de leurs lectures et ballotés d'un livre mal fait à un autre plus mal fait encore, se faussent l'esprit et le goût, et loin de se familiariser avec les beautés de la langue, ne la trouvent que défigurée et rendue méconnaissable, C'est un service à rendre à la jeunesse studieuse que de lui signaler les pièges qu'on tend à sa bonne foi et de lui faire toucher au doigt l'incapacité de ces prétendus maîtres de langue française, qui auraient grand besoin d'apprendre ce qu'ils se flattent de pouvoir enseigner.

Nous allons examiner un de ces ouvrages publiés en Allemagne par des Allemands et dont le but avoué est d'offrir des modèles d'une conversation animée entre des gens d'un esprit fin et cultivé. Il a pour titre: Unterhaltungsfreund in französischer Sprache, abgefaßt in einem leichten und launigen Conversationstone, wie er Herren und Damen auf Spaziergängen, Bällen, in Gesellschaften u. s. w., eigen ist ꝛc., v. Dr. Lohmann, Lehrer der englischen und französischen Sprache in Leipzig, neue wohlfeilere Ausgabe. On nous saura gré de ne pas relever tout ce qu'il y a de plat, de vulgaire, de grossier même dans ces dialogues dont l'auteur n'a jamais mis le pied dans un salon de la bonne compagnie. Notre tâche sera déjà assez pénible de chiffrer et de numéroter toutes les fautes de syntaxe et de grammaire qui hérissent ce manuel de conversation et en rendent parfois le sens indéchiffrable. Si notre critique, qui n'est que juste, a pu paraître hostile, nous sommes sûr que les citations suivantes nous justifieront complétement.

Une promenade de Messieurs.

A. Il est injuste que messieurs tardent à venir [1]). — B. Nous étions convenus de nous attrouper [2]) à deux heures sonnantes. — A. L'horloge du clocher St. Nicolas va sonner. — B. Ah, mon ami, voyez! regardez ces jolies filles qui passent; en vérité, cette svelte brunette, c'est une grâce achevée [3]). — A. Ma foi! la petite blonde nous sourit gracieusement; à présent cette penche [4]) la tête. — B. Je présume que vous êtes d'accord [5]) avec elle; en outre [6]) la petite friponne n'oserait le faire: aussi tombe-t-il d'accord à [7]) ce que je viens d'apprendre, savoir que vous êtes un fort puissant [8]) adorateur des images. — A. Je vous demande pardon, qu'entendez-vous par là? — B. Paix! on m'a dit que votre piété pour le dieu des amours était si avancée (en cela) que vous tâchiez de mettre toutes les jeunes filles que vous connaissez sur son foyer de sacrifice [9]). — A. Vous avez en effet mauvaise opinion de moi. Le jugement que vous portez sur moi, est trop sévère: on le porte à l'excès [10]). Je vois qu'il faut dire le vrai [1]) pour modérer votre préjugé [12]) et pour vous procurer [13]) une meilleure opinion de moi. — B. Parlez donc. — A. Vous allez entendre qu'on vous a prévenu avec beaucoup d'exagération de ma personne [14]). Je vous mets mon honneur en gage [15]) que je n'ai eu que dix-neuf pussades [16]) dans [17]) mon séjour de troix semaines à Cologne. — B. La somme [18]) en est assez considérable. — A. Oui, elle n'est pas au moins si exorbitant [19]) que vous le croyez. — B. A

1) L'auteur a voulu dire apparemment: ce n'est pas bien ou c'est mal de ces Messieurs de tant tarder á venir.

2) S'attrouper signifie se réunir en troupe tumultueusement; c'est se réunir qu'il fallait.

3) Il faudrait: est pleine de grâce ou est d'une grâce achevée.

4) Elle fait signe de la tête eût été le terme convenable pour rendre l'idée de nicken.

5) Le sens voudrait: d'inte ligence.

6) En outre, terme impropre pour autrement.

7) Nonseus pour: c'est aussi d'accord avec ect.

8) Fort puissant est sans doute ici pour très-grand.

9) Comprenne qui pourra ce gallimathias double et même triple, qui n'a de nom dans aucune langue! L'auteur a peut-être voulu dire: on m'a dit que vous étiez d'un naturel si amoureux que toutes les jeunes filles doivent céder à vos désirs; mais outre l'obscurité et l'incorrection du langage, on a droit d'être surpris que l'auteur se permette des plaisanteries de si mauvais goût.

40) On le porte à l'excès. Cette phrase est une énigme pour nous; signifie-t-elle par hasard?: la sévérité avec laquelle on me juge est exagérée.

11) Le vrai est ci pour la vérité.

12) modérer votre préjugé est un barbarisme. L'auteur a voulu dire, diminuez vos préventions à mon égard.

12) procurer une opinion: incorrection de langage pour donner une opinion.

14) qu'on vous a prévenu avec beaucoup d'exagération de ma personne: on prévient pour ou contre; on ne prévient pas de

15) Je vous mets mon honneur en gage que je ne veux absolument rien dire: on déclare sur son honneur, on ne le met pas en gage.

16) pussades, terme fort libre que Liebschaft traduit très-inexactement.

17) dans mon séjour de ..... La grammaire veut: pendant le sejour de .... que j'ai fait à Cologne.

18) La somme: il faudrait nombre ou quantité.

19) si exorbitant: à qui, de l'imprimeur ou de l'auteur, devons-nous faire honneur de ce solécisme?

un plus long séjour [1]) le nombre se serait infiniment augmenté. Eh bien, que partites-vous si vite [2])? — A. J'avais fait à deux jeunes demoiselles ma [3]) déclaration d'amour sans savoir que toutes deux étaient amies intimes. — B. On peut se figurer l'embarras qui vous arriva par ça [4]). — A. Hé! voilà enfin deux de nos amis qui arrivent! Vous tardez à venir, Messieurs. — C. Y a-t-il déjà longtemps que vous avez attendu après nous? — B. Plus d'une demi-heure. — Est-ce que le reste de la société viendra [5]) vous suivre? — B. Ils [6]) étoient derrière nous. — C. Nous n'étions que quatre personnes; douze en promettaient de venir [7]). — B. Allons! en avant! Prenons du repos [8]) à l'auberge de la Scie. — K. Pour nous, nous sommes encore jeunes, nous ne conviendrons pas [9]) pour les bons bourgeois. On n'y doit pas chanter, et à plaisir, faire du sabbat [10]). — C. Le possesseur de la Scie fait bâtir une nouvelle salle au premier: elle [11]) sera probablement la salle du sabbat. — G. Ce serait à souhaiter afin que le gai monde puisse se séparer un peu de celui qui est altéré [12]). — K. J'espère que vous allez suivre mon conseil; nous entrons tout gais pour étancher notre soif [13]); la bière de Gosslar est très-bonne. — K. Mademoiselle! oserais-je vous prier [14]) de porter votre parasol? — Mad. Excusez! il se rendra [15]) trop pésant [16]) pour vous. — K. Oh! que non, chaque [17]) fardeau est doux pour moi, que [18]) je porte pour une belle demoiselle telle que vous êtes [19]). — Mad. Mon dieu! vous n'embarrassez; moi, je n'ai pas l'air d'une belle personne; vous ne fai-

---

1) A un plus long séjour: Germanisme, pour: si votre séjour s'était prolongé.

2) Eh bien, que partites-vous si vite? Le sens voudrait: mais alors; la grammaire: pourquoi êtes-vous parti etc.

3) ma: il faut ici une.

4) qui vous arriva par ça: l'auteur aurait dû dire: qui en résulta pour vous ou dans lequel vous vous trouvâtes.

5) viendra vous suivre: phrase incorrecte pour va vous suivre, ou vous suivra bientôt

6) A quoi se rapporte le pronom ils? au reste ou à la société? Ils ne peut se dire qu'après un substantif masculin au pluriel.

7) Construction vicieuse et faute de grammaire: douze avaient promis de venir.

8) Prenons du repos à etc. dans ce sens n'est pas exact; il fallait: allons nous reposer à etc.

9) Nous ne conviendrons pas pour etc. L'auteur a sans doute voulu dire: nous ne conviendrons pas à etc.

10) On n'y doit pas chanter etc. Cette phrase traduite en français signifie: il n'est pas permis d'y chanter et d'y faire du bruit à volonté.

11) elle: la grammaire veut ce.

12) Le sens de toute cette phrase m'échappe complètement: il est vrai que je n'ai jamais été très-fort sur les logogriphes.

13) pour étancher notre soif: expression beaucoup trop emphatique; il fallait: pour nous désaltérer.

14) Si nous ne nous trompons, c'est offrir qu'il aurait fallu.

15) il se rendra: barbarisme pour: il sera.

16) trop pésant. Si nous relevons cette faute d'accentuation, c'est qu'elle fourmille dans ce recueil, ainsi que beaucoup d'autres, qu'il eût été si difficile de faire disparaître.

17) chaque fardeau: la grammaire veut tout fardeau.

18) que je porte. — Cette construction grammaticale est tout à fait contraire au génie de la langue française; il faudrait: tout fardeau que je porte etc. me paraît doux.

19) telle que vous êtes ou mieux dit: comme vous, telle que vous.

tes que me flatter [1]). — K. Je vous assure que vous êtes si belle [2]) pour m'amourager [3]) de vous. Moi, je n'ai jamais vu un petit ange si charmant que vous êtes. — Mad. Vous plaisantez. Si je suis aussi un peu jolie [4]), mais vous ne vous moquez que de moi [5]), et vous me rendez tout perplexe [6]). — K. Mais, ma jolie demoiselle, vous répandez un parfum agréable; je présume que vous ayez [7]) tâché de sauver un marchand de pommade pour qu'il ne fasse pas banqueroute. — Mad. La fleur produit ce parfum. — K. Quelle fleur? celle de votre jeunesse? — Mad. La fleur des arbres. Ah! vous vous moquez de moi, je vois bien que les autres messieurs se moquent aussi de moi. — K. Qui est-ce qui oserait se moquer d'une mademoiselle [8]) aussi belle que vous êtes. — Mad. En effet! Vous me rendez toute honteuse. — K. Oh! de grâce, permettez-moi de vous regarder en face, car j'aime la rougeur innocente [9]). — Mad. Ah! j'ai honte encore davantage — je suis encore fort jeune . . . il faudrait que je fermasse les yeux. — K. Eh! bien, mon petit ange, fermez vos yeux. Mad. Eh! bien, voulez-vous que je voie maintenant? — Vous me verrez peut-être encore davantage, je passe tous les soirs à la Porte St. Pierre. — K. C'est excellent. Mais est-ce que vous me permettrez que je m'amuse [10]) à votre aimable rougeur. — Ah! quelle belle figure! — Mais, Mademoiselle, vous suez beaucoup de visage, et les gouttes de sueur ont lavé toute la rougeur des joues, et l'ont emportée sous le menton. — B. Halo! c'est du rouge! c'est un excellent coup [11]). — Mad. C'est honteux. Vous êtes hommes [12]) abominables — attendez, prenez-garde — je vais rebrousser chemin — je ne veux pas marcher avec vous. — K. Adieu! mon ange fardé! arrangez votre couleur de jeunesse avant d'entrer dans la salle de danse.

---

1) Vous ne faites que me flatter. La phrase que l'auteur avait en vue est celle-ci: c'est pure flatterie de votre part. Celle qu'il a écrite par ignorance du vrai sens des mots, veut dire: vous me flattez sans cesse.

2) Vous êtes si belle pour . . . . . germanisme inadmissible. Vous êtes assez belle pour que je

3) pour m'amourager de vous. Jusqu' à ce jour on avait écrit s'amouracher. Quant à la syntaxe, elle veut: pour que je m'amourache de vous.

4) Si je suis aussi un peu jolie . . . . cette traduction littérale de l'allemand est inintelligible en français. Lors même que je serais ou fussé-je même un peu jolie sont les seules manières correctes de s'exprimer.

5) mais vous ne vous moquez que de moi. La transposition du ne que altère ici tout à fois le sens de la phrase: l'auteur a voulu dire; ce que vous en dites n'est que pour vous moquer de moi.

6) tout perplexe . . . faute de grammaire pour toute perplexe. En outre l'adjectif perplexe frise de bien près le ridicule.

7) Ayez: faute de syntaxe pour avez.

8) L'auteur qui dit une mademoiselle, ne se fait aucun scrupule ailleurs de faire interpeler ses aimables interlocutrices du nom de demoiselle Berthe, demoiselle Cécile etc. Il pense sans doute que cela fait compensation.

9) la rougeur innocente apparement pour la rougeur de l'innocence.

10) que je m'amuse: il faut de m'amuser.

11) Un Français aurait dit: le tour est excellent!

12) hommes. La colère qui suffoque cette gentille personne lui a sans doute fait oublier qu' on dit des hommes.

En voilà ce qu'on ose présenter au public comme une conversation élégante et polie, comme l'écho des entretiens spirituels qui ont lieu en France entre des hommes et des femmes de bon ton! C'est ce ramas de platitudes où les convenances ne sont pas plus respectées que les règles de l'art d'écrire, qu'on ne rougit pas de mettre entre les mains de jeunes élèves et de leur faire apprendre par coeur! Nous avons cité un dialogue presque tout entier, pour échapper au reproche banal d'avoir choisi dans le recueil ce qui prétait le plus le flanc à la critique; le lecteur est à même de juger si nos griefs sont légitimes, ou si en élevant la voix contre une telle profanation de la langue, nous avons cédé à un mouvement irréfléchie, à une prévention mal fondée. Le recueil renferme 11 pièces qui ne le cédent en rien à celle que nous avons citée: même esprit, même verve, même grâce, même enjouement. Des commis voyageurs échauffés par des libations copieuses, ne s'expriment pas avec plus de réserve et d'urbanité! On ne sait en vérité dans quelle classe de la société l'auteur a choisi les étranges interlocuteurs qu'il met en scène et qu'il nous offre comme des modèles de convenance et de bon ton.

Tous ceux qui ont vécu en France et qui ont été admis dans les cercles où se réunissent des gens d'un esprit même médiocre, sont unanimes à reconnaître que ce qui y domine, ce qui s'y réfléchit de mille façons, ce qui donne à ces réunions le mouvement et la vie, c'est l'esprit de conversation et de société, l'intelligence vive et déliée des convenances et des ridicules, la délicatesse des pensées et des sentiments, la grâce, le piquant, la politesse achevée du langage. Mme. de Staël l'a dit avec cette originalité d'expression qui la caractérise: „Un entretien aimable, alors même qu'il porte sur des riens, et que la grâce seule des expressions en fait le charme, cause encore beaucoup de plaisir; on peut l'affirmer sans impertinence, les Français sont seuls capables de ce genre d'entretien. C'est un exercice dangereux, mais piquant, dans lequel il faut se jouer de tous les sujets, comme d'une balle lancée qui doit revenir à temps dans la main du joueur.“

„Les étrangers, quand ils veulent imiter les Français, affectent plus d'immoralité et sont plus frivoles qu'eux, de peur que le sérieux ne manque de grâce, et que les sentiments ou les pensées n'aient pas l'accent parisien.“

Ne dirait-on pas que le spirituel auteur de l'Allemagne a prévu l'époque où le langage de la conversation française deviendrait l'objet d'une plate et maladroite imitation? où des écrivains, instruits peut-être, mais sans mission aucune pour enseigner les finesses de la langue, se poseraient en cicerone prêts à introduire leurs compatriotes dans cette terre promise qu'on apelle les salons de Paris? Si du moins leur style était correct, si l'on y reconnaissait une étude approfondie du français, si les règles les plus simples de la grammaire et de la syntaxe n'étaient pas viloées à chaque instant, on leur pardonnerait de s'abandonner à des illusions qu'il est impossible de partager. Mais comment absoudre du reproche d'ignorance présomtueuse un écrivain qui se respecte assez peu pour se laisser prendre à chaque phrase en flagrant délit de barbarisme, de solécisme, et d'incorrection? Comment excuser des

fautes aussi grossières que celles qui suivent? P. 6. Est-ce que nous fréquenterons une chambre d'en haut? Restons-nous plutôt en bas. Est-il possible d'avoir douze chaises bourrées? Les cigares sont tels quels. La lumière vient d'éteindre. P. 9. Donnez le ton d'un chanson. P. 11. Ils étaient bien heureux que ce jeune-homme là venait la marier. Si toutes les jeunes gens. P. 13. Entrons le boulingrin. Il y a encore assez de places de vacantes. P. Allons-nous plus avant. P. 18. Restons-nous encore ici. P. Prenez-garde d'être passé par dessus. P. 29. Il s'élève de sa chaise. P. Il faut être déjà tard. P. Allons-nous faire un tour. P. 34. Il a dansé avec moi de la soirée. P. 35. Si vous aviez chaudes, mes demoiselles. Vous allez être servis, mes dames. Quand demoiselle Gautier ira (si Mlle. G. va) j'irai aussi. P. 37. De la part de qui? — Du côté de Mad. S. P. 38. Mesd. B. Nous nous serions endormi sur nos chaises . . . nous nous serions bien passé de sa compagnie . . . Si nous ne nous étions pas avisé d'employer une ruse, il nous aurait accompagné chez nous. P. 39. Quelle belle robe que vous avez! Ils sont quelquefois très-brutals envers les acheteurs. P. 53. Vous me mettez en humeur de cela. P. 109. Le cloison de planches aboutit jusqu'à la station. N'est-ce pas ici l'institut de sourds et muets?

Nous ne pousserons pas plus loin cette revue: elle fatiguerait le lectenr suffisamment édifié, nous le pensons, par les citations qui précèdent. Au surplus nous renvoyons les incrédules au livre lui-même qui leur fournira tous les éléments de conviction qui pourraient encore leur manquer. Quant à nous, nous n'avons qu'un voeu à faire: c'est que cette vive réprimande, dictée par le seul désir de nous rendre utile ouvre enfin les yeux de tant de personnes qui, par orgueil national ou par une coupable insouciance, repoussent les avertissements qu'on leur donne et s'obstinent à voir des guides sûrs et infaillibles là où il n'y a qu'ignorance et présomption.

Tubingue.

Prof. **Peschier.**

Miscellen.

1) Zu Schiller's Kampf mit dem Drachen.*)
Happel I. 44.

Diese Historia ist genommen aus Bosio, und zwar aus seinem andern Buche der Historia, die er geschrieben von der Religion der Johanniter-Ordens-Ritter von Jerusalem. Im Jahre Christi 1345, als Klemens der VI. Pabst zu Rom, und Elio de Villanova, Großmeister der Ritter Sct. Johannis war, da begab sich ein Ding, darüber sich die ganze Welt verwundern muß. Auf der Insel Rhodus, nicht weit von der Sct. Stephanskirche, war ein großer Felsen, unter welchem aus einer sehr großen unterirdischen Höhle ein Fluß herfür strömete. In dieser Höhle schulete damalen ein ungeheures, greuliches und erschreckliches Wunderthier, welches nicht allein in der ganzen Gegend der Insel nach den Osten unerhörten Schaden an Menschen und Viehe, die es mit unglaublicher Grausamkeit anfiel, zerisse und verschlunge, verursachete, sondern auch vermittelst seines giftigen Athems die Luft derselben Gegend überall dergestalt vergiftete, daß sich Niemand ohne augenscheinliche Lebensgefahr dahin wagen durfte; dannenhero der Großmeister gemeldten Ritterordens, (welcher damalen sein Verbleiben auf dieser Insel hatte) öffentlich auskundigen ließ, daß sich Niemand, wer es auch sei, unterstehen sollte, an den unsichern Ort zu kommen. Eben dieses hat er gleichfalls den Rittern verboten, und zwar bei Verlust ihres Lebens, oder zum wenigsten, ihres Ordens, dahero der unsichere Ort nicht unbillig den Nahmen mal passo lange Zeit geführet hat.

Zu dieser Zeit war einer unter den Rittern zu Rhodus, Nahmens Deodatus de Geron, von Geburth ein Gasconier, ein junger, frischer und muthiger

---

*) Hr. Prof. Joachim Meyer aus Nürnberg spricht bei Uebersendung dieser Beiträge die Vermuthung aus, daß Goethe und Schiller den Stoff zu einigen ihrer Balladen aus Happelii relationes geschöpft, namentlich Goethe zur Braut von Corinth, und Schiller zum Taucher und zum Kampf mit dem Drachen. Dagegen ist zu erinnern, daß Schiller nach einem Briefe an Goethe vom 7. August 1797 den Namen des Tauchers Pesce-Cola in seiner Quelle nicht gefunden hat, und den Stoff zum Kampf mit dem Drachen schon längere Zeit aus Niethammer's Uebersetzung von Vertot's Geschichte des Johanniterordens, wozu er eine Vorrede schrieb, gekannt haben muß. Jedenfalls nehmen aber obige Beiträge als variirende Formen von Grundstoffen Schiller'scher Balladen unser Interesse in Anspruch.

B.

Cavallier. Diesen verdroß es, daß sich unter einer solchen Anzahl tapferer Ritter nicht ein Einziger finden ließe, der sich unterstehen dürfte, diesem Ungeheuer den Kopf zu bieten, um das Land von einer solchen schädlichen Plage zu befreien. Ließ sich demnach, theils durch den Fürwitz, theils auch durch Begierde ihm einen unsterblichen Nahmen zu machen, ansporen, auf eine unerhörte Weise mit dem erschröcklichen Wunderthier, dem giftigen und Alles verschlingenden Drachen, persönlich den Kampf auf Leib und Leben anzugehen, und die Insel von dieser verderblichen Pest gänzlich auf einmahl zu säubern. Diese Resolution fasste er so feste, daß er Tag und Nacht weder Schlaf noch Ruhe hatte, bis er zuvor seinen Entschluß zu Werke gerichtet und glücklich ausgeführet hatte. Weil er aber auch daneben das scharfe Geboth des Großmeisters großen Theils respectirte, so bemühte er sich dahin, wie er ohne eines einzigen Menschen Wissen und Beisein, seinen Zweck und Sieg über den Drachen erlangen möchte. —

Was erdachte er aber vor eine List, seinem ungeheuren Feinde gewachsen zu sein? Er schlich erstlich ganz leise nach dem Orte, wo der Drache seinen Aufenthalt hatte, hielt sich verborgen und bemerkte zuforderst seine rechte Gestalt und mancherlei Farben, die dann also beschrieben ist. — Der Leib war so groß, als eines großen Pferdes, oder starken Ochsen Rücke, der Hals war lang, rauh, und am Ende ein Kopf wie ein Schlangenkopf, der doch mit langen Ohren, wie ein Maulesel besetzt und versehen war. Ein abscheulich großer und weiter Rache war an demselben, der mit den spitzigsten Zähnen, als lauter Spießen, versehen war. Die Augen waren sehr groß, glänzend und gleichsam Feuer schießend. Er hatte 4 Füße, alle mit großen und spitzigen Bärenklauen besetzt. Was den Schwanz und übrigen Leib anlanget, darin kam er einem Crocodil ziemlich nahe. Ueber und über war der ganze Leib mit einem überaus festen Panzer von undurchdringlichen Schuppen überzogen. Letztlich hatte der Drache 2 große Flügel, aus einer durchsichtigen Haut bestehend, sowie die Fledermäuse zu haben pflegen, welche unten mit Blut roth und gelb gesprecelt waren, wie dann sonsten der ganze Leib mehrentheils mit diesen beiden Farben bemahlet gewesen. —

Seine Schnelligkeit war so groß, daß ihm kein Pferd, und sollte es auch das beste arabische oder persische gewesen sein, durch seine Geschwindigkeit hätte entkommen mögen. In seiner Bewegung schien er zu fliegen und zugleich zu laufen, und wenn er auf den Raub auslief, so machte er mit seinem gewaltigen Schuppengerassel und großes Gezisch ein solches erschreckliches Gelaut, daß man auch weit von ihm dasselbe nicht sonder heftiges Entsetzen vernehmen konnte. — Das ist die Gestalt und Wesen des Drachen gewesen, von welchem allen sich Deodatus de Goron vor allen Dingen gar genau unterrichtete. Nachdem nun ermeldter Ritter dieses Alles genau betrachtet, erlangte er von dem Großmeister Erlaubniß nach Hause zu ziehen, als hätte er in seinen eigenen Geschäften daselbst etwas zu bestellen. Alsobald läßt er in Gasconien einen Drachen von Papier, mit Werk ausgestopfet, verfertigen, der sich drehen und beugen ließ, wie der rechte Drache, dem er auch in den Farben und allen übrigen Stücken vollkommen gleichete. Er kaufte sich ein muthiges Pferd, das des Streites gewohnet, wie nicht weniger zween herzhafte große englische Hunde. Seine Diener mußten darauf in den gemachten Drachen kriechen und denselben nach seiner Anweisung regieren, daß er nehmlich bald seinen greulichen Rachen aufsperrete, bald den langen Schwanz hin und her schwengete, bald mit den Flügeln schlug, und in Summa alle Bewegungen eines leibhaftigen Drachen vorstellte. Inzwischen sprengte

Deodatus diesen gemachten Drachen mit seinem muthigen Rosse und eiferigen Hunden zum öftern an, und nachdem sein Pferd, wie auch die Hunde in diesem Spielgefechte über ein halbes Jahr genugsam geübet, daß man sie, wenn sie ihren Feind nur erblickten, mit dem Zügel und Leitriemen kaum vom Streit zurückhalten konnte, da kehrte er endlich wieder nach Rhodus und nahm sein Pferd und abgerichtete Hunde mit sich. —

Hieselbst war er kaum angelanget, als er sich schon vor brennender Begierde, den rechten vor sich zu sehen, und mit demselben den Kampf anzutreten, nicht zu behalten wußte. Legte demnach einen guten Harnisch an, erwählte eine starke Lanze, und gürtet ein tüchtiges Schwerdt an seine Seite, eilete also bewaffnet nach Sct. Stephanskirche, ohnweit der Drachenhöhle und nachdem er an diesem heiligen Orte zuforderst seine Andacht verrichtet und dem Allmächtigen sein wichtiges Vorhaben herzlich anbefohlen, gehet er mit seinem Pferde und beiden Hunden nach dem ungeheuren Drachenloche hin.

Doch unterrichtet er vorhero seine Diener, wie sie sich inzwischen verhalten sollten, nehmlich, daß sie sich auf einen nahe gelegenen hohen Felsen begeben, und den Kampf ansehen sollten. Würde nun der Drache mit dem Leben einbüßen, und Deodatus lebendig davon kommen, so sollten sie ihm, dafern er, welches vermuthlich von dem ausgespiebenen Gifte des Drachen, in eine Ohnmacht verfallen würde, mit ihren bei sich habenden kräftigen Medicamenten und Antidotis augenblicklich besprengen und laben, würde er aber unterliegen und mit dem Leben bezahlen, so sollten sie sich nur von Stund an durch die Flucht salviren. —

Nach diesem gegebenen Unterricht begab sich dieser unverzagte Held mit einer unglaublichen Tapfermüthigkeit nach der Höhle des Drachen, und als sich anfangs nichts rühren wollte, machte er ein lautbares Geräusch seinen Feind gleichsam dadurch zum Kampfe auszufordern, der dann seine schleunige Ankunft durch das gräßliche Rasseln und Prasseln der stahlen harter Schuppen, und schwingenden Flügel alsobald anmeldeten. Also begab sich Deodatus von Stunde an zur Höhle heraus auf einen ebenen Platz, den er ihm zum Kampf auserlesen hatte. Sobald der Drache den Reuter und das Pferd erblicket, eilet er halb fliegend, halb laufend hinzu, in Hoffnung eine gute Beute, seiner Gewohnheit nach anitzo zu erhaschen. Das muthige Pferd und die bissige Hunde, als welchen dieses Ungeheuer durch langen Umgang gleichsam bekannt war, fallen den Drachen unverzagt an, wo sie ihm nur beikommen konnten. Der Ritter inzwischen wollte seinen Helfern an Tapfermüthigkeit nicht das Geringste nachgeben, schosse seine Lanze aus allen Kräften auf des Drachen geharnischten Rücken, mit solcher Heftigkeit, das dieselbe in kleine Stücke zersprunge, und der Ritter schon eines von seinem besten Gewehr beraubet ward. Unterdessen ergriffen die Hunde den Drachen bei seinem Gemächte, zauseten ihn dergestalt herum, daß er sich vor Schmerzen nicht zu behalten wußte, wodurch Deodatus Zeit bekam, eine andere Resolution zu fassen; er stieg behende vom Pferde, trat mit seinem Schilde und entblößeten Schwerdte zu Fuß hinzu, und ließ sich nicht abschrecken, daß sich der Drache alsobald auf seine hinter Füße in die Höhe richtete, mit dem einen forder Fuß nach dem Schilde, und mit dem andern nach ihm selber griffe um beides vermittelst seiner abscheulichen Klauen in Stücke zu zerbrechen.

Vielmehr bemerkte der Ritter, wo des Drachen Hals am weichesten war, daselbst brachte er ihm mit seinem Schwerdte eine solche Wunde an, daß ein ganzer Strom Blutes daraus zu springen begunte. Das Ungeheuer war durch

die großen Schmerzen zu solchem Grimme gebracht, daß es ohnerachtet aller Gefahr zu dem Ritter immer näher eindrunge, je näher es kam, je tiefer stieß ihm dieser das Schwerdt in den Hals, da er dann endlich durch oftmahliges hin und herziehen desselben, dem Drachen den ganzen Hals öffnete, der dann nicht lange mehr so Stand zu halten vermochte, sondern endlich kraftlos und todt darniedersank, doch also, daß es oben auf den Ritter, der sich fast aus dem Athem gearbeitet, auch eine große Menge von dem giftigen Dampf, der aus der Wunde kam, an sich gezogen hatte, und dadurch fast ganz ohnempfindlich geworden war, mit seinem schweren Leibe zu liegen kam. —

Alsobald erinnerten sich die auf dem Felsen zuschauenden Diener ihres Herrn Befehls, sprungen ungesäumt herunter und zogen denselben halb todt unter dem abscheulichen Drachen-Aas herfuhr. Weil sie auch noch einige Lebenszeichen an ihm spüreten, holeten sie geschwinde aus dem vorbeifließenden Bächlein die Hüte voll frischen Wassers, und begossen des Deodati ganzen Leib damit, der hernach durch gute Herzstärkung sich wieder erholete, bis er endlich, da er völlig wieder zu rechte gekommen, sich als ein sieghafter Held, sambt seinen Leuten, Pferde und Hunden nach der Stadt Rhodus verfügete, und dem Großmeister seine Abentheuer erzählte. Aber vernehmet nun auch die schöne Vergeltung, so diesem tapfern Ritter, vor eine so herrliche That, die dem ganzen Landen ersprießlich war, zugetheilet worden. O Schande! der Großmeister schalte den Deodatum öffentlich aus, weil er nicht allein sich so freventlicher Weise in Lebensgefahr gesetzt, sondern auch des Großmeisters scharfes Gebot unbesonnener Weise übertreten hätte, zog ihm das Ordenshabit ab und ließ ihn, andern zum Exempel in ein bös Gefängniß werfen. —

Inzwischen ward es in der ganzen Insel Landkündig, daß Deodatus eine solche löbliche und tapfere Resolution gefasset, mit dem Drachen gekämpfet, denselben als ein sieghafter Held erleget, und das ganze Land von einer überaus großen Plage befreiet hätte, wodurch jedermann diesem unüberwindlichem Helden ein ewiges Lob sprach, und wußten allerdings die kleine Kinder von Deodati löblicher That und ersprießlichem Siege zu singen und zu sagen. Hiedurch ward endlich der Großmeister wieder besänftiget, daß er Deodatum auf freien Fuß und wieder in seinen Orden stellet, in welchem er sich dergestalt verhielte, daß ihm die ganze Ritterschaft vier Jahr hernach, als der Großmeister diese Welt segnete, wegen seines großen Verstandes und weltbekannten Tapferkeit einmuthiglich die Großmeisterschaft zu seinem ewigen Ruhme auftrugen. —

---

2) Zu Schiller's Taucher.

Happel Bd. I. p. 9.

Der verwundernswürdige Taucher.

Zu mehrer Erläuterung der gefährlichen Charybdis dienet der Augenschein und wirkliche Besichtigung eines wundersamen Täuchers. Zu Zeiten Friderici, Königs in Sicilien, war in dieser Insel einer, genannt Niclas, welcher wegen seiner Fertigkeit im Schwimmen Pesce-Cola oder Clas der Fisch genennet wurde dieser hatte sich von Jugend her im Meere geübet, und seine Nahrung von den gesambleten Corallen und Oestern, welche er aus dem Grunde herauf holete, gesucht; er war aber des Wassers dermaßen gewohnt, daß er manchmal 5 Tage

darin bliebe, und sich von rohen Fischen erhielte, er schwumm gewöhnlich aus Sicilien nach Calabrien, und diente vor einen schwimmenden Briefträger. Einsmals ersahen ihn etliche Schiffleute im Meer, und hielten ihn vor ein See-Wunder, endlich aber kam er ihnen näher, und nachdeme er mit ihnen gessen und und getrunken, wünschete er ihnen eine glückliche Fahrt und warf sich wieder in die See, vorgebende, er müsse einige Briefe an einen gewissen Ort bringen, die er in einer ledernen, wohl verwahrten Tasche hatte. Von dem vielfältigen Schwimmen sind ihm endlich zwischen den Fingern Häutlein, wie den Gänsen gewachsen, und seine Lunge hat sich dergestalt ausgedehnet, daß er so viel Luft schöpfen kunte, als er einen ganzen Tag zum Athem nöthig hatte, dahero man ihn auch billiger unter die Amphibien, oder solche Thiere, die im Wasser und auf dem Lande zugleich leben können, als unter die Menschen rechnen wollte.

Wie demnach einsmals obgemeldter König in Meßina war, und man ihm von diesem Pesce-Cola so viel redens machte, verlangte er ihn zu sehen, und weil zugleich auch von der berühmten Charybdis, gedachten nah bei Meßina gelegenen Wasser-Strudel, man viel Wunders auf die Bahn brachte, so trug der König Verlangen, offtbesagten Pesce-Cola in diesen Strudel zu senden, damit aus dessen Munde und Erfahrung die rechte inwendige Beschaffenheit desselben erlernen möchte. Weil sich aber der Täucher dessen nicht ohne Ursache beschwerte, und die große Gefahr, so ihm allein bekannt, deßfals vorschutzete, so ließ der König eine güldene Schaale in ersagten Strudel werfen, und verehrete sie dem Pesce-Cola, wenn er sie wieder herauf holen würde. Das Gold blendete diesen armen Schwimmer, daß er die große Gefahr nicht sehen kunte, sturzte sich demnach in den ungeheuern Strudel und kam endlich nach drei viertel Stunden sampt der güldenen Schale frohlockend wieder herfür, da er dann, nachdem man ihm ein wenig schlafen lassen, auch mit Essen und Trinken gebührlich gelabet, dem Könige folgenden Bericht von der beruffenen Charybdi ertheilete.

Ich habe, gnädigster Herr und König, Deinen Befehl verrichtet, welches ich, wann ich dieses gewußt hätte, was ich nun weiß, nicht würde gethan haben, wann Du mir Dein halb Königreich versprochen hättest. Ich habe einen großen Frevel begangen, weil ich es vor einen Frevel achtete, dem Könige nicht zu gehorsamen. Dann Du sollt wissen, daß vier Dinge sind, welche nicht allein allen Täuchern, sondern auch den Fischen selber, diesen Strudel allzuerschröcklich machen. Erstlich die Gewalt des unten auf hervorstürzenden Strohms, welchem auch der stärkste Mensch nicht widerstehen kann, ich selber habe andere Mittel und Wege suchen müssen, hinunterzugelangen. Zum andern, die vielfältigen herfürstehende Felsen, die man ohne Lebensgefahr nicht vorbeikommen kann, daß sie einem nicht hie und da ein Stück Haut und Fleisch abreißen sollte. Zum dritten, der gewaltige Zufluß des unterirdischen Wassers, dessen widerwärtiger Strohm so erschröckliche Wirbel und Strudel verursachet, daß ein Mensch aus bloser Furcht sterben sollte. Und dann viertens der große Hause gewaltiger Fische, welche hie wieder an den Felsen kleben, wann mich diese mit ihren langen abhängenden Haaren ergriffen hätten, so wäre es ohne allen Zweifel um mich geschehen gewesen: Zwischen den Felsen halten sich auch andere große Fische auf, die man See-Hunde nennt, diese haben eine dreifache Reihe Zähne, so scharf, als ein Säbel immermehr sein kann, im übrigen sind sie etwan so groß, als die uns allen wohlbekannte Meerschweine.

Als ihn nun der König fragte, wo er dann die Schale wider bekommen, gab er zur Antwort, daß selbige keines geraden Weges nach dem Abgrunde gesunken, sondern gleich von den widerwärtigen Ströhmen an eine Seite in einen hohen Felsen gefallen wäre. Dann sollte sie in den Grund versunken sein, so wäre es ihm unmöglich gewesen, dieselbe wieder zu bekommen, sintemal das auf- und absteigende Wasser, welches durch den Strudel bald unter sich gezogen, bald wieder herausgestoßen worden, so gewaltig gewesen, daß ihm kein Mensch widerstehen könte. Ueber das sei das Meer hieselbst auch so tieff, daß man keinen Stich vor seinen Augen in dieser tiefen Wasserhöhle sehen könte.

Der König forschete weiter von der inwendigen Beschaffenheit des Strudels, warauff er berichtete, daß er mit vielen Felsen gleichsam gantz durchflochten, aus deren Wurtzel der Ab- und Zufluß, oder Aus- und Eingang des unterirdischen Gewässers zu unterschiedlichen Zeiten oben auf dem flachem Meer solche Verwirrungen zu wege brächten, davon die Schiffer mit ihrer großen Gefahr viel zu sagen wissen.

Man fragte ihn, ob er wohl noch einmal Lusten hätte, sich hinein zu wagen, darauff antwortete er ungescheuhet mit Nein; als man aber einen großen Beutel mit Dukaten, sampt einer daranhangenden kostbaren Schale, in den Strudel warf, da ließ er sich den Geitz und die Begierde zum Golde noch einmal, wie wol zu seinem äußersten Verderben, blenden, dann er sprang zwar hinein, kam aber nimmer wieder zum Vorschein, ohne Zweifel ist er entweder von den gewaltigen Ströhmen in den Abgrund gezogen, oder von den grossen Fischen erhaschet, oder gar an den Felsen zu Tode gestossen worden: dem sei, wie ihm wolle; der König hat es bereuet, daß er ihn den andern Versuch hat thun lassen, welcher diese Geschichte durch seinen Sekretarium aufzeichnen, und in dem Königl. Archive niederlegen und verwahren lassen, von wannen sie dem hochgerühmten Kirchero mitgetheilt worden, der sie in seiner unterirdischen Welt pag. 98. anführet.

Goethe in Waldeck.

Die anziehende Zusammenstellung, welche Herr Viehoff in diesem Archiv II, 282 ff. gegeben hat, bedarf in einem Punkte einer Berichtigung, durch welche sich eine einfache Lösung der scheinbaren Schwierigkeiten ergibt. Der im Morgenblatte mitgetheilte Brief, an den Herzog gerichtet und durch einen Boten sofort nach Weimar besorgt, theils Sonnabends um halb neun Abends, theils Sonntags früh vor Tagesanbruch geschrieben, soll der Unterschrift nach vom 14. Dezember sein. Das von Dorow mitgetheilte Tagebuchfragment, ebenfalls an den Herzog gerichtet, aber wohl erst später diesem übergeben, zeigt am Anfange das Datum, „Sonntags früh eilfe," dann „Abends vier," endlich „den ersten Feiertag früh acht" und „Abends sechs." Sehr richtig bemerkt Viehoff, daß der Brief und das Tagebuchfragment sich unzweifelhaft auf dieselbe Zeit, Weihnachten 1775, beziehen; seine weitere Bestimmung aber, wonach der Sonntag der 23., der Sonnabend der 22. gewesen sei und deshalb im Briefe an den Herzog statt des 14. Dezember der 22. zu schreiben sei, läßt sich schon aus dem Tagebuche widerlegen. Die Verwechslung des 14. und 22. Dezember spottet aller Wahr-

[illegible] Sonntag der 23. Dezember, eine ganz unbegreifliche Lücke von [illegible] sich deutlich, daß der erste Feiertag auf den Montag gefallen, der Sonntag [illegible] 24. Dezember gewesen. [illegible] Datum eines Briefes Goethe's an Lavater [illegible] (1775), dessen Richtigkeit er nicht bezweifelt, [illegible] Dez. im Jahre 1775 wirklich auf den Freitag [illegible] Behauptung ist irrig. Ein Blick auf den Kalender [illegible] Almanach der deutschen Musen") oder eine einfache Rech[illegible] in diesem Jahre der Freitag auf den 22. Dezember gefallen, [illegible] daß das Datum des Briefes an Lavater zu verbessern ist. Vielleicht hat [illegible] Herausgeber des Briefes, der sich sonst manches Versehen hat zu Schulden [illegible] lassen, 2. für 1. angesehen. Derselbe Irrthum liegt beim Briefe im Morgenblatte zu Grunde, den Goethe ohne Zweifel nicht vom 14., sondern vom 24. Dezember in der Unterschrift datirt hat. Wir bemerken nebenbei, daß für das Tagebuch sich das Jahr 1775 schon aus dem Umstande ergibt, daß Weihnachten, wie oben gezeigt wurde, damals auf den Montag fiel.

Goethe ging demnach den Sonnabend über Jena, das er damals zum erstenmal gesehen zu haben scheint, mit Einsiedel, Kalb und Bertuch nach Waldeck, um dort die Weihnachtstage nebst dem vorhergehenden Sonntage zuzubringen. Am Sonnabend Morgen trennte er sich vom Herzoge, der vermuthlich an demselben Tage nach Gotha ging, wohin ihm Goethe's erster Brief nachgeschickt wurde. Am 26., spätestens 27. Dezember kehrte Goethe nach Weimar zurück, wo ihn des Herzogs Antwort von Gotha aus traf, der ihm meldete, er komme erst den 29. wieder. Goethe hatte ihn wohl schon den 27. zurückerwartet. „Mache doch, daß Du hierher kommst. Die Leute sind gar zu neugierig auf Dich." Goethe folgte der Einladung, (Riemer II, 20.), am 27. oder 28. Dez. Am 31. finden wir ihn in Erfurt, von wo er an Lavater schreibt. So lösen sich alle Schwierigkeiten auf die einfachste Weise.

H. Düntzer.

Universitäts-Seminarien für neuere Sprachen und Literaturen.

In Blättern, welche der „modernen Philologie" gewidmet sind, ziemt es sich, alle vereinzelte Erscheinungen, welche zu deren Förderung sich zeigen, zusammen zu stellen und die eine der andern zur Beleuchtung und Ermunterung, vielleicht auch blos zum Troste dienen zu lassen. — Die Verzeichnisse der Vorlesungen, welche auf den deutschen Universitäten gehalten werden, führen die modernen Sprachen und Literaturen mehrfach auf, orientalische und occidentalische, unter Professoren und sogenannten Lectoren, aber immer nur einzeln für Grammatik, Schriftsteller, Literargeschichte. Daß für die eine oder die andere „moderne Sprache und Literatur" ein besonderes Institut, ein sogenanntes Seminar, wie die alten philologischen Seminare, bestände, findet man nicht. Um so mehr war Ref. überrascht, als er in dem Verzeichnisse der Vorlesungen

auf der Königl. Preuß. Universität Breslau für den Winter 1845/46 S. 15. ein „philologisches Seminarium für die Slavische Literatur" erwähnt fand, ohne nähere Notiz jedoch, ob es eine Staatsanstalt sei, oder nur etwa ein Privatversuch des bsff. Professors. Um keinen Zweifel den Lesern übrig zu lassen, stehe das dort Befindliche wörtlich hier: Franc. Ladisl. Celakowsky, P. P. O. des. Publice I. Exercitationibus Seminarii philologici Slavici praeerit. II. Antiquitates Slavicas tanquam introductionem in historiam literaturae Slavicae exponet etc. Für die polnischen und slavischen (wendischen) Gymnasial-Lehrer im Großherzogthume Posen und in den angrenzenden Gegenden wird dies Institut gewiß von Nutzen sein. Es hat auch eine reine literarische Tendenz, ganz anders als die wendischen Prediger-Collegien zu Leipzig (und ehedem auch zu Wittenberg), deren Dirigent das Sprachliche gar nicht verstand, sondern den bsff. Studirenden anheimgab und nur das Homiletische in deutscher Sprache berücksichtigte. Die Pfarrer der sogen. wendischen Pflege in den beiden Lausitzen müssen nämlich noch jetzt jeden Sonntag abwechselnd, Vormittags und Nachmittags einmal deutsch und einmal wendisch predigen, selbst unter den Evangelischen. Für diesen Zweck bestehet das wendische Prediger-Collegium.

Wenn man die große Zahl der Gymnasien und Realschulen von Deutschland überblickt, auf welchen die französische und englische Sprache und Literatur gelehrt wird, und wenn man ferner unterstellen darf, daß die Vorbildung dieser Lehrer doch füglich nirgends besser geschehen kann, als auf den Universitäten; so wird sich die Nothwendigkeit bald von selbst ergeben, daß dafür endlich mehr geschehen muß, als bisher. Selbst die Vorträge über deutsche Sprache und Literatur sehen noch einer festen Bestimmung entgegen.

Aber es ist nicht genug, daß der Gegenstand an sich gelehrt wird; es muß auch der künftige methodische Gebrauch nachgewiesen werden. So zeigt sich unwidersprechlich die Nothwendigkeit sprachlicher und pädagogischer Universitäts-Seminarien für die gesammten Lehrer der genannten höheren Schulen, und nicht blos für sprachliche, sondern für alle Lehrgegenstände ohne Unterschied. Ein Seminarium für Naturwissenschaften, haben wir schon zu Bonn. Sogar ein Seminarium für Realschul-Lehrer besteht zu Tübingen. An Wünschen für ähnliche Einrichtungen, wie sie im Vorstehenden bezeichnet worden, hat es in der neueren Zeit nicht gefehlt. Aber vielleicht ist es nicht so bekannt, daß schon vor 40 Jahren Aehnliches in ziemlicher Ausdehnung vorgeschlagen wurde, wenn auch nach damals beschränkten Umständen und Ansichten. Der in Leipzig vor einigen Jahren verstorbene und bekannte Historiker Pölitz hat in seiner Erziehungswissenschaft, aus dem Zwecke der Menschheit und des Staates praktisch dargestellt, (Leipzig 1806) ehedem schon, als er noch Professor der Universität Wittenberg war, Bd. 2. S. 287.—299. ausführlich die Idee eines, bis auf gewisse Gegenstände theils vereinigten, theils getrennten „Seminariums für Lehrer in Realschulen" und eines „Seminariums für Lehrer in Gymnasien" entwickelt und die innere und äußere Einrichtung dargestellt. Dabei verlangt er nicht blos besondere Lehrer der deutschen, der französischen, der englischen, der italienischen, der nordischen und sogar der slavischen Sprachen, als in dem Begriffe einer Universitas literarum bedingt, sondern auch für die pädagogischen Disciplinen. Uebrigens ging er von dem Satze aus,

daß auf unseren Universitäten auch die höheren Techniker und die Offiziere des Heeres die letzte Bildung in ihrer Wissenschaft erhalten sollten, ehe sie practisch in die Sphäre ihres Faches abgingen — Ansichten, die bekanntlich noch in unserer Zeit zu den Disputablen gehören, aber doch ihrer Lösung schon viel näher gerückt sind.

Viele Jahrhunderte sind hingegangen, ehe man auf unseren Universitäten an ein Seminarium der „antiken Philologie“ dachte; denn das erste wurde 1738 zu Göttingen unter J. M. Gesner errichtet. Für Theologen, Juristen und Mediciner hatte man, wegen des allzu klaren und allzu dringenden materiellen Bedürfnisses, schon längst allerlei Practica, Clinica u. s. w. Die „moderne Philologie“ und die „Pädagogik“ muß sich vielleicht noch einige Decennien getrösten. Aber man siehet, daß es an Wünschen, Anträgen und Entwürfen schon früh nicht gefehlt hat, und daß die Gegenwart oft unerwartet Etwas davon befriedigt. Im J. 1806 (Pölitz datirt seine Vorrede vom 22. Mai) mochte Manches von dem, was und wie es damals gewünscht und als Bedürfniß gefühlt wurde, von dem Bestehenden noch allzu weit entfernt sein. Die Jahre 1806—1815 waren für Deutschland keine Segenszeit, weder in materiellen, noch in immateriellen Dingen. In den drei Decennien 1815—1845 hat sich Manches besser gestaltet, obwohl für eifrige Wünsche noch immer viel zu langsam und zu geringfügig. Ut nox longa, quibus mentitur amica. (Horat. Epist. I., 1, 20.) Indessen Samentörner sind gelegt worden, von denen täglich immer mehr Früchte sich zeigen. Wer jetzt wie ehedem Pölitz, die ausführliche Darstellung der Einzelheiten eines vereinigten solchen Seminariums versuchen wollte, was sehr zu wünschen ist, um allseitige Klarheit und Einstimmigkeit anzubahnen, würde auf manchen unserer Universitäten jetzt schon bessere Ingredienzien vorfinden. Es möchte überhaupt sehr belehrend sein, neben den Einzelnheiten der neuen Wünsche die älteren aufgeführt zu sehen, schon um das Nil sub sole novi auch hier zu zeigen und um dadurch den Eingang in die Gemüther der Staatenlenker zu erleichtern. Daß man hierbei zunächst auf Preußen hoffen kann und darf und muß, dazu liegen die Gründe allseitig vor, auch ohne daß sie näher bezeichnet zu werden brauchen.

Idstein. Friedemann.

Curiosa aus der französischen Literatur.

I.

Anagramme.

Wir entnehmen der von mehreren Gelehrten herausgegebenen „Bibliothèque de poche“ einige Notizen über das Anagramm in Frankreich, welche für Liebhaber literarischer Curiositäten vielleicht nicht ohne Interesse sind. Dabei ergeben sich vielleicht einige Andeutungen, welche, so müßig dieses Buchstabenspiel auch an und für sich sein mag, doch vom Literaturhistoriker nicht ganz unbeachtet gelassen werden dürfen. So ist es in bibliographischer Beziehung zum Beispiel interessant zu wissen, daß François Rabelais, in dessen Werken

überhaupt Manches für das Verständniß seinerer Anspielungen wichtige Anagramm vorkommt, seinen Namen bei der Veröffentlichung der ersten Bücher hinter der verdrehten Bezeichnung Alcofribas Nasier versteckte.

Bayle bezeichnet den Limousinischen Dichter I. Daurat oder Dorat (+ 1588), dessen Name in der Plejade figurirt, als den eigentlichen Restaurateur des Anagramm's in Frankreich und sagt, derselbe habe dieses dem Geschmacke seiner Zeit zusagende Spiel so in die Mode gebracht, daß jeder müßige Kopf seinen Scharfsinn daran versuchte. Daurat aber wurde als der Meister dieser Kunst, welche von dem Deutschen G. Froben (+ 1612) in einem eigenen Werke u. d. T. Anagrammatopeia theoretisch behandelt wurde, von Allen angesehen, und es kam nicht selten vor, daß berühmte Männer sich von ihm ihre Namen zu Anagrammen umbilden ließen. Man hatte dafür eine eigene Bezeichnung und nannte es anagrammatiser. Diese Witzeleien nahmen im 17ten Jahrhunderte immer mehr überhand und wurden zur förmlichen Manie, um so mehr, als sie von Seiten derer, in deren Händen die Macht war, gehegt und unterstützt wurden. So wird erzählt, daß ein Advokat beim Parlamente von Aix, Namens Billon, vom Könige Ludwig XIII., auf dessen Namen er 500 Anagramme verfertigt hatte, eine sehr ansehnliche Pension erhielt, die später sogar noch auf seine Familie überging. Der Carmeliter Pierre de Saint-Louis, Verfasser eines lächerlichen Gedichtes, „la Magdeleine," hatte die Namen aller Päpste, aller Kaiser, aller Könige von Frankreich, aller Generäle seines Ordens und fast aller Heiligen anagrammatisirt. Was ihm Muth und Ausdauer bei dieser unersprießlichen Arbeit gab, war die feste Ueberzeugung, welche ihn durchdrungen hatte, daß man durch solche Buchstabenversetzungen jedes Mal aus dem Namen der Person ihr Geschick und ihre Eigenthümlichkeiten herauslesen könnte. Die Wuth, mit welcher Alle sich mit der Anagrammenfabrikation befassen wollten, wird übrigens von Hadrianus von Valois in folgenden Versen geschildert:

Citharoedus esse qui nequit, sit auloedus;
Anagrammatista, qui poeta non sperat.

Auch Colletet hat diese Mode in seinen Versen an den berühmten Philologen Ménage gewürdigt, indem er sagt:

J'aime mieux sans comparaison,
Ménage, tirer à la rame,
Que d'aller chercher la raison
Dans les replis d'une anagramme.
Cet exercice monacal,
Ne trouve son point vertical
Que dans une tête blessée:
Et sur Parnasse nous tenons,
Que tous ces renverseurs de noms
Ont la cervelle renversée.

Eines der lächerlichsten Curiosa, welches die Anagrammenliteratur aufzuweisen hat, ist ein äußerst seltenes Werkchen mit dem Titel: „Anagramméana, poème en huit chants, par l'anagramme d'Archet (Rachet), ouvrier maçon, l'un des trente associés à l'abonnement d'un journal littéraire, quatre-vingt-quinzième édition, revue, corrigée et augmentée, à Anagrammatopolis, l'an XIV de l'ère anagrammatique." Das Motto des

albernen Gedichtes, von dessen 1200 Versen jeder ein Anagramm enthält, ist: quis ridere cupit? Wir setzen hier den Anfang als Probe her:

> Lecteur il sied que je vous dise
> Que le sbire fera la brise;
> Que le dupeur est sans pudeur;
> Qu'on peut maculer sans clameur etc.

Der letzte Vers ist

> Mais je vais poser mon repos.

Wir lassen hier noch die Anagramme von den Namen einiger berühmten Personen aus der französischen Geschichte folgen:

Pierre de Ronsard: rose de Pindare.

Marie Touchet, Geliebte von Karl IX: je charme tout.

Frère Jacques Clément: c'est l'enfer qui m'a créé.

Antonius Seguierius: norus jesuita niger.

Pierre Coton: pevce ton roi.

Louis XIII, roi de France et de Navarra: roi très-rare, estimé dieu de la fauconnerie.

Louis quatorzième, roi de France et de Navarre: va, Dieu confondra l'armée qui osera te résister.

Marie-Thérèse d'Autriche, Gemahlin Ludwig's XIV: mariée au roi très-chrétien.

Voltaire: o alte vir.

Verniettes (Pseudonym, unter dem J. B. Rousseau zuerst auftrat): tu te renies.

Napoléon, empereur des Français: un pape serf a sacré le noir démon.

Das bekannte Anagramm: révolution française: un Corse la finira und Veto, finden wir in der angezogenen „Bibliothèque de Poche," aus der wir die meisten dieser Angaben entlehnen, nicht angeführt, so wie wir auch folgende sehr bezeichnende Anekdote in jenem Werke vermissen. Ein Anagrammenschmied hatte seinen Scharfsinn am Namen Heinrich's IV. versucht und seine Produktion in der Hoffnung einer Belohnung dem Könige überreicht. Derselbe erkundigte sich bei ihm darnach, was er eigentlich für ein Gewerbe treibe, und als ihm vom Autor des fraglichen Wortspieles entgegnet wurde, er habe sich auf das Anagramm gelegt, aber ohne daß ihm bis jetzt diese Beschäftigung etwas Sonderliches eingetragen habe, meinte der praktisch nüchterne Henri IV.: Ich finde es sehr erklärlich, daß ihr dabei arm geblieben seid, denn ihr treibt da ein gar armseliges Geschäft (vous faites là un pauvre métier).

II.

Das Honorar, welches einige ältere französische Schriftsteller empfingen.

Mancher fingerfertige Schriftsteller Deutschlands blickt mit neidischem Auge auf die glänzende Stellung, welche in Frankreich und England diejenigen Autoren einnehmen, deren Namen — wie man zu sagen pflegt — einen guten Klang haben. Der ungeheure Ehrensold, den besonders neuerdings einige fran-

zösische Romandichter von spekulativen Buchhändlern erhalten haben, scheint etwas so Unerhörtes, daß man wohl zu dem Glauben gekommen ist, niemals seien so wie jetzt die Erzeugnisse der geistigen Thätigkeit im Preise gewesen. Einige Andeutungen, welche wir als bibliographischen Beitrag über die Honorarverhältnisse älterer französischer Schriftsteller geben wollen, werden zum Beweise dienen, wie auch früherhin, trotz dem daß der Buchhandel noch nicht Sache der Spekulation geworden war, das literarische Talent, wenn es sich nur geltend zu machen und seine Hülfsmittel auszubeuten wußte, zu Glanz und Reichthum verhelfen konnte.

Balzac erzählt in seinem VIII. Entretien von einem sonnet, für welches der Admiral von Joyeuse dem Verfasser eine Abtei zum Geschenk machte.

Henri Etienne (Stephanus) erhielt vom Könige für sein Werk „de la préexcellence du language françois eine Anweisung von 1000 Thaler, welche indessen wie Estoile (Journal de Henri III.) erzählt, vom Schatze nicht ausgezahlt wurden.

Colletet wurde von Richelieu wegen einer aus sechs Zeilen bestehenden Beschreibung eines Teiches in einem der königlichen Gärten mit 600 livres beschenkt, und der Cardinal fügte dabei noch hinzu, das ganze Gedicht, von dem jene Zeilen nur einen kleinen Theil ausmachten, zu bezahlen, wäre der König nicht reich genug. Der beschenkte Dichter war über das Gnadengeschenk, so wie über die ihm gespendete Schmeichelei so entzückt, daß er in seinen freudigen Dank den Wunsch einfließen ließ:

Armand, qui pour six vers m'as donné sixcents livres,
Que ne puis-je à ce prix te vendre tous mes livres!

Dagegen sehen wir aber auch, wie schon sehr früh die Schriftstellerei von einigen Leuten als eine Lohnarbeit und um eines dürftigen Erwerbes willen betrieben wurde. Baillet klagt, daß einige seiner Zeitgenossen z. B. L. Dolce, J. Baudoin, P. Duryer ihren Ruf so weit herabwürdigten, daß sie um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten entweder Uebersetzungen den Bogen zu 30 Sols bis einen Thaler anfertigten oder Verse nach festen Preisen (4 francs das Hundert, wenn sie groß waren, oder 40 Sols für die kleinen) fabricirten.

Der Buchhändler Courbé zahlte dem seiner Zeit über die Gebühr gehuldigten Chapelain 2000 livres für die erste Ausgabe (in folio) von den ersten 12 Gesängen seiner „Pucelle“ und außerdem noch 1000 livres für die Duodez-Ausgabe, welche noch in dem nämlichen Jahre (1656) erschien.

Boileau verkaufte 1674 das Manuscript seines „Lutrin“ dem Buchhändler Thierry für 600 livres, während Racine einige Jahre zuvor (1667) für die Tragödie „Andromaque“ nur den dritten Theil dieser Summe erhalten hatte. Was übrigens die für die Bühne bestimmten Stücke betrifft, so war der Modus, welcher gewöhnlich beobachtet wurde, folgender. Die Schauspieler übernahmen die Stücke, welche sie aufführten, käuflich und zahlten dann je nachdem der Name, unter dem sie ihnen geboten wurden, berühmter oder unbekannter war, mehr oder weniger. Daher kam es oft, daß solche Autoren, welche erst im Beginn ihrer dramatischen Laufbahn waren, die Vermittelung bekannterer Schriftsteller in Anspruch nahmen. So war z. B. Tristan der Unterhändler, als Quinault im Begriff stand, seine Komödie „les Rivales“ einer Truppe zu verkaufen. Die Schauspieler boten dafür, weil sie Tristan für den Verfasser hielten, 100 Thaler; aber

als ihnen dieser gestand, daß das Stück von einem jungen, hoffnungsvollen Dichter herrühre, wollten sie sich nur zur Hälfte der Summe, über welche man übereingekommen war, verstehen, bis ihnen Tristan endlich den Vorschlag machte, sie sollten dem Verfasser den neunten Theil der Einnahme für jede Vorstellung überlassen. Dieser Antrag wurde angenommen, und so bildete sich allmählig die Sitte der Tantieme.

Für das Manuscript der „Pensées philosophiques“ erhielt Diderot im J. 1746 600 francs, während er für die Redaktion der „Encyclopédie“ die verhältnißmäßig geringe Summe von 1000 fr. jährlich genoß.

Der sehr produktive Uebersetzer Letourneur überließ für 20 Louisd'or die Bearbeitung der Nächte von Young an Mad. Ducroné, welche mit den verschiedenen Ausgaben, welche sie davon veranstaltete, 60,000 fr. gewonnen haben soll.

Rousseau, dem bekanntlich eine Kenntniß des geschäftlichen Verkehres abging, hatte in der Regel von seiner schriftstellerischen Produktion nur einen sehr geringen Ertrag. Er läßt sich darüber an verschiedenen Stellen selber aus. So sagt er unter Anderm, daß er für seine polemischen Sachen, welche er um das J. 1750 abgefaßt hatte, von seinem Buchhändler Pissot sehr wenig, oft gar nichts erhalten habe. Sein erster Discours brachte ihm gar kein Honorar, indem Diderot dieses später so viel besprochene Werk dem Buchhändler ganz unentgeltlich überließ. An einer andern Stelle erzählt er, für seinen „Emile“ habe ihm der Buchhändler Néaulme in Amsterdam, mit dem ihn der Pariser Buchhändler Duchesne in Verbindung gebracht hatte, 6000 francs angewiesen, wovon ihm indessen nur die Hälfte baar ausgezahlt wurde.

Auch bei Delille war, wenigstens anfangs, das Honorar ziemlich dürftig. Seine berühmte Uebersetzung der Georgica brachte ihm nur 400 francs. Aber seine Einnahmen stiegen mit seinem wachsendem Ruhme und die spätern Arbeiten des Dichters wurden förmlich mit Golde aufgewogen.

Von dem Paradestücke „Berlingue“ von Et. Despréaux war Ludwig XVI. so entzückt, daß er dem Verfasser dafür ein Jahrgehalt von 1000 francs bewilligte.

Das erste größere Werk, mit dem Bernardin de Saint-Pierre auftrat, seine „Voyage à l'isle de France,“ wurde von einem Verleger für 1000 Livres erworben, und erst späterhin hatte er Grund mit dem Ertrage seiner Feder zufrieden zu sein.

III.

Probe des Geschmackes im 17. Jahrhunderte.

Wir haben in der ersten Nummer dieser literarischen Curiositäten den Carmeliter Pierre de Saint-Louis, einen seiner Zeit nicht unbeliebten Dichter, erwähnt. Sein Hauptwerk ist das von einer seltsamen Geschmacksverwirrung zeugende Gedichte „La Magdeleine au désert de la Sainte-Baume,“ welches 1694 zu Lyon erschien und mehrere Auflagen erlebte. Als ein lächerlicher Auswuchs einer verbildeten Zeit scheint uns diese Produktion, welche von den Literaturhistorikern ziemlich unbeachtet geblieben ist, so interessant, daß wir unsern Lesern einige Proben dieses pombastischen Gebräues mitzutheilen beabsichtigen.

Der Dichter zeichnet Magdalena unter Andern in folgendem Verse:

> Pour le grand roi des coeurs couchant sur le carreau.

Sie liegt unter einem Felsen,

> Où la nuit, par un trou tout à fait obligeant
> La lune lui fournit une lampe d'argent.
> On peut voir seulement les éclairs de ses yeux,
> Qui sont les bénisiers d'où coule l'eau bénite
> Qui chasse le démon jusqu'au fond de son gîte.

Die Büßende spricht übrigens von ihren Reizen selbst z. B. folgendermaßen:

> Sein dont mon oeil enflé fit un vallon de larmes,
> Quand ces monts désenflés perdirent tous leurs charmes.

Der Anblick eines Todtenkopfes veranlaßte sie, im Verlauf des Gedichtes einen vollständigen Cursus der Grammatik durchzugehen, von dem hier einige der bezeichnendsten Stellen mitgetheilt werden sollen.

> Et regardant toujours ce têt de trépassé,
> Elle voit le futur dans ce présent passé;
> . . . .
> Et c'est sa discipline, et tous ses châtiments,
> Qui lui font commencer ces rudes Rudiments.
> . . . .
> Ce qui la fait trembler pour son Grammairien,
> C'est de voir par un cas du tout déraisonnable,
> Que son amour lui rend la mort Indéclinable,
> Et qu'Actif comme il est aussi bien qu'excessif,
> Il le rend à ce point d'impassible Passif.
> O que l'amour est grand et la douleur amère,
> Quand un Verbe passif fait toute sa Grammaire!
> La Muse pour céla me dit non sans raison,
> Que toujours la Première est sa Conjugaison.
> . . . .
> Sachant bien qu'en aimant elle peut tout prétendre
> Comme tout Enseigner, tout Lire, et tout Entendre,
> Pendant qu'elle s'occupe à punir le forfait
> De son Temps-Prétérit qui ne fut qu'Imparfait;
> Temps de qui le Futur réparera les pertes
> Par tant d'afflictions et de peines souffertes;
> Et le Présent est tel, que c'est l'Indicatif
> D'un amour qui s'en va jusqu'à l'Infinitif.
> Puis par un Optatif, ah! plût à Dieu, me dit-elle
> Que je n'eusse jamais été si criminelle! . . .
> . . . .
> Prenant avec plaisir, dans l'ardeur qui la brûle,
> Le fouet pour disciple, et la croix pour férule.

Wir wollen den Eindruck der abgedruckten Stellen durch keine Bemerkungen schwächen und geben dem Leser nur zu bedenken, daß sie einer Dichtung entnommen sind, deren Verfasser keineswegs eine komische Wirkung im Auge hat. Uebrigens hatte diese Magdalena eine würdige Vorläuferin in der eben so lächerlichen „Magdeleine" des Capuziners Remi de Beauvais, welche im Jahre 1617 zu Tournai erschien.

Bernburg.

G. J. Günther.

(Wird fortgesetzt.)

The Ferry.

From the German of Uhland.

Years have sped away since last
O'er this stream, at eve, I passed;
Then, as now, the moon did quiver
On the castle and the river.

In the skiff, then, by my side,
Two companions crossed the tide: —
One a father old and grave,
One in hope and youthood brave.

Tranquil, as he lived below,
To his rest the first did go;
The second eager passed us all,
And in war and storm did fall

So, in thought when I live o'er
Happy days that were of yore,
Still I miss companions true
Snatched by death from mortal view.

But the tie that friendship binds
Is when spirit spirit finds; —
Then my spirit answer found,
And to spirits still I'm bound.

Take, then, boatman, take the fee,
Trebly told, I offer thee, —
When e'en now I passed the tide,
Spirits twain were at my side!

L. H.

The minstrels curse.

From Uhland. by A. Lodge.

1. A castle of the olden time, o'er subject regions wide,
Throned on its rocky height, afar looked forth in feudal pride;
And fragrant gardens decked the plain, where lakes, with crystal sheen,
Mirrored the pleasant sylvan glanes and lawns of living green.

2. Here dwelt, of jealous fears the prey in pomp of moody state,
A king, by realms and cities fair and conquest's laurels great;
His glance bespoke the tyrant soul to pity ne'er subdued,
His words were chains and torments — his characters were blood.

3. Once to these lordly towers at eve approached a tuneful pair.
Of reverend silvery tresses one, and one with golden hair,
The old man on a palfrey sate — his harp, the Minstrels pride
He bore — his comrade, young and blithe, tripped lightly at his side.

4. Thus to the youth the old man spoke — My son, it boots to-day,
To try our deepest melodies, our most impassioned lay;
With cunning'st art essay the notes of blended joy and pain;
Perchance this royal heart may own the magic of the strain.

5. Soon in the pillared regal hall, amid the courtly throng
Of belted knights and beauteous dames, they range the sons of song: —
The king, in fearful majesty, recalled the meteor's blaze
His spouse, with beaming loveliness, the moonlight's gentle rays.

6. The old man swept the chords — and quick, responsive to the tone,
Through all the train each heart confessed the spell of power unknown:
And when a clear angelic voice chimed in with youthful fire,
'T'was like the unseen minstrelsy of some ethereal quire!

7. They sang of Love's delightful spring — of the old golden time;
Of knightly leal and maidens truth and chivalry sublime;
Of each high thought that stirs the soul informed with heavenly flame;
Of man's exalted destinies — of freedom, worth and fame!

8. They paused: — in rapt attention hushed, the crowd had clustered near;
The courtier smoothed the lip of scorn, the warrior dropped a tear;
The Queen with trembling extasy, took from her breast a rose,
And see! at the young Minstrel's feet the guerdon flower she throws.

9. „Ha!“ shrieked the King — „my lieges first, with your detested lays,
Ye have seduced — and now my Queen their witchery betrays:
Die, tuneful minion!“ — At the youth he hurled the gleaming sword,
And from the found of golden strains the crimson tide was poured.

10. While scared, as by the lightning's flash, all stood in mute dismay,
The boy on his loved master's breast had breathed his soul away: —
The old man round the bleeding form his mantle wrapped with speed
Raised the dear victim in his arms, and bound him on his steed.

11. The portals passed, he stood a while and gazed with tearful eyes —
And grasped his harp, — the master harp — of thousand harps the prize
Then frantic on a column's base he dashed the useless lyre,
And thus the curse of Poesy spoke with a Prophet's fire!

12. „Woe, Woe! proud towers— dire house of blood! thy guiltry courts among,
Ne'er may the chords of harmony be waked — the voice of song;
The tread of silent slaves alone shall echo mid the gloom,
Till Ruin waits, and hovering fiends of vengeance shrick thy doom!

13. „Woe, woe!" ye blooming gardens fair — decked in the pride of May,
Behold this flower untimely cropped — look — and no more be gay!
The sight should wither every leaf — make all your fountains dry,
And bid the bright enchantment round in wasteful horror lie.

14. „And thou, fell Tyrant, curst for aye, of all the tuneful train —
May blighted bays, and bitter scorn, mock thy inglorious reign!
Perish thy hated name with thee — from songs and annals fade —
Thy race — thy power — thy very crimes — lost in oblivion's shade!"

15. The aged Bard has spoken — and Heaven has heard the prayer;
The haughty towers are crumbling low — no regal dome is there!
A single column soarson high, to tell of splendours past, —
And see! 'tis cracked — it nots the head — this hour may be its last!

16. Where once the fairy garden smiled, a mournful desert lies, —
No rills refresh the barren sand — no graceful stems arise, —
From storied page, and legend strain, this King has vanished long,
His race is dead — his power forgot: — such is the might of song!

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

C. Hauschild, die Bildungselemente der deutsch. franz. und engl. Sprache in 9 öffentl. Vorlesungen dargestellt. 5/6 Thlr.

Lexicalische Schriften.

Franz.-deutsch. und D.-F. Handwörterbuch von J. A. Schmidt. 2 B. 2 Thlr.

Plötz, vocabulaire systematique et guide de conversation française. (Berlin 1847). 12½ Sgr.

J. O. Halliwell, dictionary of archaic and provincial words, obsolete phrases, proverbs and ancient customs from the 14th century. 2 vols. 21 s.

W. T. Brande, dictionary of science, literature and art. L. 3.

Gilbert's New universal etymological and pronouncing Dictionary of the English language. (4 Thle. sind erschienen à 7 d.)

Literatur.

Göthe's Leben von H. Viehoff. 1. Bd. 1 Thlr.

J. Günther, großes poetisches Sagenbuch des deutschen Volkes. II. Bd. 2. Hft. ¾ Thlr.

Goethe's Gedichte erläutert und auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder zurückgeführt, nebst Variantensammlung und Nachlese von H. Viehoff. II. Thl. Periode der klassischen Kunstpoesie. 1 Thlr.

Die Geschichte der deutschen Literatur nach ihrer organischen Entwickelung in einem leicht überschaulichen Grundriß bearbeitet von Dr. Georg Weber 11½ Sgr.

San Marte (A. Schulz), Beiträge zur bretonischen und celtisch-germanischen Heldensage. 1½ Thlr.

Göthe und seine Werke von K. Rosenkranz. 2½ Thlr.

Proverbes Basques recueil p. A. Oihenart suivies des poésies basques du même auteur. II. ed. p. Fr. Michel. 10 fr.

R. Bell, lives of the most eminent english poets. new ed. 12 sh.

G. Higgins, the celtic Druids. (4) L. 3.

James Eccleston, Introduction to English antiquities. 21 s.

Grammatik.

C. Ebler, die deutsche Sprachbildung, nach ihrem gegenwärtigen Standpunkte. I. Thl. Die Begriffe und ihre Formen. 2 Thlr.

Hülfsbücher.

Kleine theoretisch-praktische Grammatik der deutschen Sprache für Volksschulen von L. Hibeau. 8 Sgr.

A. **Lübben**, der nibelunge not. In fortlaufendem Auszuge zunächst für die Schule zusammengestellt. $^1/_2$ Thlr.

W. **Wackernagel** deutsches Lesebuch. Neue durch e. Handb. der Literat. Geschichte verm. Ausgabe in 27 Heften. 1.—4. Heft à $^1/_3$ Thlr.

L. **Kellner**, Prakt. Lehrgang für den deutschen Sprachunterricht. $^3/_4$ Thlr.

H. C. **Apel**, deutsches Lesebuch für untere und mittlere Klassen. $1^1/_3$ Thlr.

Bormann, methodische Anweisung zum Unterricht in den deutschen Stylübungen. 4te verbesserte Auflage. (Berlin 1847.) $17^1/_2$ Sgr.

C. **Lentz**, Elementarbuch der franz. Sprache für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. $^2/_3$ Thlr.

F. M. **Trögel**, der kleine Franzose. Neues praktisches franz. Elementarbuch für Schule und Haus. $7^1/_2$ Sgr.

Trögel, französisches Lesebuch. 2. Aufl. (Leipzig 1847.) 25 Sgr.

Fr. **Schubart**, franz. Lesebuch mit Vorgrammatik und schriftl. Aufgaben zum Schulgebrauch. I. Curs. 12 Sgr.

Une chaîne c. p. E. **Scribe**, herausgegeben mit gram. und erkl. Anmerkungen von F. **Strathmann**. 6 Sgr.

Neuer Deutsch-Franzos; enthält kurze Gespräche, Redensarten, Germanismen und Synonymen von A. **Albrecht**. 10 Sgr.

G. C. A. **Wahlert**, Anleitung zum Sprechen des Englischen. 1. Bändchen. Enth.: Emma, die kleine Lügerinn, Lustsp. in 3 Abth. $7^1/_2$ Sgr.

Newmann-Sherwood, Engl. Lesebuch nach dem Natursystem des Sprach-Unterrichts. $1^1/_3$ Thlr.

G. F. **Graham**, English or the art of composition (Longman). 7 s.

C. **Munde**, Erster Unterricht im Englischen. 3. Aufl. $^1/_2$ Thlr.

L. A. **Spearmann**, Englische Sprachlehre für Deutsche. 4. Aufl. 1 Thlr.

W. **Ross**. An elementary etymological manual of the english language for the use of schools; to which are prefixed practical observations on teaching etymology. (Longmann.) 6 d.

Alfred **Baskerville**, Prakt. Lehrbuch der engl. Sprache. 10 Sgr.

Studien zu Goethe's Werken.

1) Reise der Söhne Megaprazon's.

Die ungeheure Erschütterung aller Verhältnisse in Folge der mit dämonischer Titanengewalt alle Leidenschaften entfesselnden französischen Revolution mußte Goethe's weiches, den übermächtigen Eindrücken wilder Naturkräfte erliegendes Gemüth aller Fassung berauben und ihm vorerst jede vorurtheilsfreie Betrachtung dieses eine neue Ordnung der Dinge begründenden Weltereignisses unmöglich machen. Erst allmählig sammelte er sich wieder von der schrecklichen Bestürzung, die sein innerstes Wesen ergriffen hatte, und gewann Muth und Kraft zu gerechterer Beurtheilung, indem er die natürliche Nothwendigkeit dieses vulkanischen Ausbruchs anerkannte und die Grundlage des einzig wahren Staats- und Völkerglückes im Gegensatze zu den zerstörenden Mächten der Verneinung darstellte. Diese ruhigere Betrachtung suchte er zunächst in der, wie es scheint, bereits 1791, gleich nach dem Großcophta unternommenen „Reise der Söhne Megaprazon's" darzulegen, deren Anfänge er auf dem Zuge nach der Champagne mit sich führte und auf der Rückreise in Pempelfort (Nov. 1792) zu geringer Erbauung seinen ganz andere Erwartungen hegenden Freunden mittheilte. „Ich hatte seit der Revolution, mich von dem wilden Wesen einigermaßen zu zerstreuen, ein wunderbares Werk begonnen, eine Reise von sieben (?) Brüdern verschiedener Art, jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und märchenhaft verworren. Aussicht und Absicht verbergend, ein Gleichniß unsers eigenen Zustandes. Man verlangte eine Vorlesung, ich ließ mich nicht viel bitten und rückte mit meinen Heften hervor; aber ich bedurfte auch nur wenig Zeit, um zu bemerken, daß Nie-

mand davon erbaut sei. Ich ließ daher meine wandernde Familie in irgend einem Hafen und mein weiteres Manuscript auf sich selbst beruhen" (B. 25, 155). Nur ein Stück des Planes und ein paar ausgeführte Kapitel dieses an den „Pantagruel" von Rabelais anlehnenden Romans sind erhalten, aber bisher fast ganz unbeachtet geblieben, obgleich sie in Bezug auf Goethe's politische Ansicht, so wie wegen ihres Verhältnisses zur „natürlichen Tochter" sehr wichtig sind und zu einer genauern Analyse und Ergänzung jeden Freund des Dichters einzuladen scheinen.

Megaprazon verehrt im Pantagruel seinen Urgroßvater, der unter andern die Inseln der Papimanen und der von ihnen unterjochten Papefiguen [1], die Laterneninsel [2] und das Orakel der heiligen Flasche [3] entdeckt hat. Der Name Megaprazon, d. h. „der Großes vollbringt" (sollte eigentlich Megaprasson, μέγα πράσσων, lauten), deutet auf den Gedanken hin, welcher dem ganzen Romane zu Grunde liegt, daß Großes nur dann geschehen könne, wenn Jeder den ihm verliehenen Kräften und Anlagen gemäß zum Besten des Ganzen wirkt, wie dies in den Söhnen Megaprazon's ausgeführt wird. Diese haben alle griechische Namen, von denen zwei, Panurg und Epistemon, schon bei Rabelais vorkommen, der meist seine Benennungen von Ländern und Personen aus dem Griechischen nimmt. Gleich im ersten Kapitel lesen wir: „Epistemon saß an dem Steuerruder und betrachtete mit Aufmerk-

---

[1]) Pantagr. IV, 45: Ung iour de feste annuelle a bastons, les bourguemestre, syndicz et groz rabiz Guaillardetz estoyent allez passer tempz et veóir la feste en Papimanie, isle prochaine. Lung deulx, voyant le pourtraict papal (comme estoyt de louable coustume publicquement le monstrer es iours de feste a doubles bastons) luy feit la figue. (Vgl. meine Bemerkung zu der Uebersetzung der römischen Satiriker S. 348). Qui est, en ycelluy pays, signe de contemnement et derision manifeste. Pour ycelle vanger, les Papimanes, quelques iours apres, sans dire guare, se meirent tous en armes, surpreindrent, saccagearent et ruynarent toute lisle des Guaillardetz, taillarent a file despec tout homme pourtant barbe. Es femmes et convenceaulx pardonnarent. — Feurent faictz esclaves et tributaires, et leur feut imposé nom de Papefigues, parceque ou pourtraict papal avoyent faict la figue.

[2]) Le pays de Lanternois. Pantagr. IV, 5. V, 32. 33.

[3]) Das Orakel der heiligen Flasche (L'oracle de la dive bouteille oder Bacbuc) war das eigentliche Ziel der Fahrt Pantagruel's. Vgl. Pantagr. IV, 1. V, 34 ff.

samkeit die Windrose und die Charten; Panurg strickte Netze, mit denen er schmackhafte Fische aus dem Meere hervorzuziehen hoffte; Euphemon hielt seine Schreibtafel und schrieb, wahrscheinlich eine Rede, die er bei der ersten Landung zu halten gedachte; Alkides lauerte am Vordertheil, mit dem Wurfspieß in der Hand, Delphinen auf, die das Schiff von Zeit zu Zeit begleiteten; Alciphron trocknete Meerpflanzen und Eutyches, der jüngste, lag auf einer Matte in sanftem Schlafe." Epistemon, der älteste der Söhne, ist seinem Namen nach der Wissende, der Weise; Panurg der Listige, Schlaue, woher wir ihn Fische fangen, wie Epistemon am Steuer sehen. Euphemon, wofür man die richtige Form Euphemus oder Euphem erwartete, bezeichnet den Beredten; Alkides den Starken; Alciphron (warum nicht Alkiphron, wie Alkides) den Muthigen, Ausdauernden; Eutyches den Glücklichen. Der Letztere, den der Dichter als einen schönen Jüngling mit blauen Augen, blonden Locken und scharfen Sinnen bezeichnet, soll offenbar durch seine sinnlichen Reize Glück machen, wie es so Vielen, welche durch Körperschönheit sich auszeichnen, gelungen ist. Somit wären also in den Söhnen des Megaprazon Weisheit, Schlauheit, Beredtsamkeit, Stärke, Muth und Schönheit vertreten. Sechs Söhne finden wir hier und im Plane, während Göthe in der oben angeführten Stelle von sieben spricht. Wir erinnern hierbei gelegentlich an seinen in frühester Jugend ersonnenen Roman „von sechs bis sieben Geschwistern, die von einander entfernt und in der Welt zerstreut sich wechselseitig Nachricht von ihren Zuständen und Empfindungen geben" (B. 20, 146).

Der Plan beginnt mit den Worten: „Megaprazon erwacht und ruft Epistemon. Nachricht von den Söhnen. Sie kommen an. Anrede. Sie haben sich proviantirt. Lobrede auf die Häuslichen. Es wird Alles eingeschifft. Man geht zu Schiffe. — Golfo von Neapel. Weitere Reise. Fäßchen und Rede des Megaprazon. Gedanken der sechs Brüder. Megaprazon wirft das Fäßchen in's Meer. Entsetzen. Weitere Reise. Der Steuermann behauptet, sie seien bei der Insel Papimanie. Streit darüber. Entscheidung." Die in mehreren Punkten vom Plane abweichende Ausführung dieses Theiles bilden die zwei ersten Kapitel, von denen aber das zweite nicht ganz vollendet ist. Der Roman beginnt nicht mit dem Erwachen des Megaprazon und den Vorbereitungen zur Reise, sondern führt uns gleich in die Mitte des Meeres, wo die Brüder, nachdem sie den langweiligsten Theil der Fahrt überstanden haben,

bald Land zu sehen hoffen. Ferner fährt Megaprazon nach dem Plane mit seinen Söhnen, er redet sie auf der Fahrt an und wirft das vermuthlich mit Geld gefüllte Fäßchen in's Meer, während er nach der Ausführung dem Epistemon einen Brief übergeben hat, den dieser auf einer von ihm bestimmten Höhe des Meeres öffnen und seinen Brüdern mittheilen soll. In diesem Briefe schreibt er, ihnen sei es vorbehalten, die Ehre seines Aeltervaters Pantagruel, dessen Unermüdlichkeit so viele Inseln entdeckt habe, wieder aufzufrischen und sich selbst unsterblichen Ruhm zu erwerben. „Jeder von euch hat, durch den Einfluß eines eigenen günstigen Gestirns, eigne Gaben von der Natur erhalten. Ich habe Jeden nach seiner Art von Jugend auf gepflegt, ich habe es euch an nichts fehlen lassen, ich habe den (dem?) ältesten zur rechten Zeit eine Frau gegeben, ihr seid wackere und brave Leute geworden. — Euer kleines künstlich gebautes Schiff ist mit Allem ausgerüstet, und euch selbst kann es an nichts fehlen; denn vor eurer Abreise gab ich einem Jeden zu bedenken, daß man sich auf mancherlei Art in der Fremde angenehm machen, daß man sich die Gunst der Menschen auf verschiedenen Wegen erwerben könne. Ich rath' euch daher, wohl zu bedenken, womit ihr außer dem Proviant, der Munition, den Schiffsgeräthschaften euer Fahrzeug beladen, was für Waaren ihr mitnehmen, mit was für Hülfsmitteln ihr euch versehen wolltet. Ihr habt nachgedacht, ihr habt mehr als eine Kiste auf das Schiff getragen, ich habe nicht gefragt, was sie enthalten." Nur mit dem Gelde hat er sie getäuscht, da die sechs Fäßchen, die er ihnen gegeben, kein Geld enthalten. Die Absicht Megaprazon's ist schwer zu verkennen. Seine Söhne sollen sich allein auf die von der Natur ihnen verliehenen Fähigkeiten und Anlagen angewiesen und zur zweckmäßigen Benutzung derselben veranlaßt sehen. Dies ist auch bestimmt genug in den Worten angedeutet: „Die Vorlesung war noch nicht geendigt, als schon die Absicht des Vaters erfüllt war; Jeder hatte schon bei sich die Schätze gemustert, womit ihn die Natur ausgerüstet, Jeder fand sich reich genug, Einige glaubten, sich mit Waaren und anderen Hülfsmitteln wohl versehen, man bestimmte schon den Gebrauch voraus."

Am andern Morgen sieht Eutyches im Nordosten zwei Inseln, von denen die eine rechts, lang und flach, in der Mitte gebirgig zu sein scheint, die andere links sich schmäler zeigt und höhere Berge hat. Epistemon hält nach seiner Karte die eine rechts für

die Insel der Papimanen, in welcher „durch die Gnade des göttlichen Statthalters auf Erden nicht allein alle gute Frucht von Stunde zu Stunde reift, sondern auch Unkraut und Disteln eine zarte und säftige Speise wird", die links gelegene dagegen für die „auf ewig verwünschte Insel der Papesiguen, wo wenig wächst und das Wenige noch von bösen Geistern zerstört wird [1])." Dieser Bestimmung Epistemon's widerspricht aber Eutyches, der gerade das Umgekehrte sieht. Die Insel zur Rechten ist, wie ihn der Augenschein lehrt, ein langes, flaches Land mit wenigen Hügeln und scheint gar nicht bewohnt, nur hie und da erblickt er ungeheure Steinmassen, von denen er nicht zu bestimmen wagt, ob es Städte oder Felsenwände sind, dagegen scheint die zur Linken „ein kleiner Himmel, ein Elysium, ein Wohnsitz der häuslichsten Götter. Alles ist grün, Alles gebaut, jedes Eckchen und Winkelchen genützt." Der schlaue Panurg erklärt den Widerspruch leicht durch einen Schreibfehler des Kopisten, der auf der Karte die Namen beider Inseln vertauscht habe — und seine Meinung dringt trotz Epistemon durch. Ehe die Brüder aber an der fruchtbaren Insel landen, holt Panurg zwei Anzüge aus seinem Kasten, von denen er den einen für sich nimmt, den andern seinem ihm gerade entgegengesetzten Bruder Alkides anbietet. „Ich weiß nicht, was ihr Uebrigen in den Kasten gepackt und verwahrt haltet, die ihr von Hause mitnahmt, als der Vater unserer Klugheit überließ, womit wir uns den Völkern angenehm machen wollten; so viel kann ich euch gegenwärtig sagen, daß meine Ladung vorzüglich in alten Kleidern besteht, die, hoffe ich, uns nicht geringe Dienste leisten sollen. Ich habe drei bankrutte Schauspielunternehmer, zwei aufgehobene Klöster, sechs Kammerdiener und sieben Trödler ausgekauft." Er glaubt also, daß die Verkleidung, die später mehrfach erwähnt wird, ihm und auch den Brüdern förderlich sein werde.

Aber Epistemon hat gegen Panurg und die Majorität Recht; die fruchtbare Insel ist wirklich die der Papesiguen. Im Plane heißt es unmittelbar nach den oben angeführten Worten: „Sie fahren nach der andern Insel. Panurg's Vorschlag. Wird be-

[1]) Rabelais sagt von dieser, den Papimanen unterworfenen Insel: Tous les ans avoyent gresle, tempeste, famine et tout malheur, comme éterne punition de peché des leurs ancestres et parens. Der Teufel hat Macht über die Insel bekommen, die er verödet.

wundert. Er steigt aus, mit ihm X. und Y. Er kriegt Schläge. X. rettet ihn; entschuldigt ihn. Man entdeckt den Irrthum. Sie werden gut aufgenommen. Die Papefiguen erzählen den Zustand ihrer Insel. Offerte, ob sie bleiben wollen. Bedingungen gefallen nicht. Gehen ab." Der Zustand der Insel, auf welcher der kluge Anschlag des schlauen Panurg, der vermuthlich in einer den Papefiguen verhaßten Verkleidung erscheint, ein böses Ende nimmt [1]), der Zustand der Insel muß jetzt ein ganz anderer geworden, der Fluch des Papstes von ihr genommen oder vielmehr kraftlos geworden sein. Vielleicht haben die Teufel sich des Landes angenommen und den Fluch des Papstes überwunden, und man könnte vermuthen, daß diese auch die unumschränkte Demokratie, das Prinzip der Freiheit und Gleichheit, eingeführt haben, in dessen Darstellung Goethe seinen Humor spielen lassen durfte. Die Darstellung der Freiheit und Gleichheit hätte besonders bei den Bedingungen, welche die Inselbewohner vorschlagen, ihre Stelle finden können.

Verfolgen wir den Plan weiter: „Fahrt nach Papimanie. Kommen Nachts an. Steigen aus. Maskerade. Machen sich auf den Weg. Nacht. Fangen den Pygmäen. Bringen ihn an's Feuer. Erzählung des Pygmäen. Morgens nach Papimanie. Werden feindselig empfangen. Die Maskerade trägt nichts ein. Erkundigen sich nach der nähern Insel. Erzählung von der Insel der Monarchomanen. Vulkane. Zerspalten der Insel in drei schwimmende Theile. Residenz. Man zeigt sie von fern. Abschied." Die Küste der einst gesegneten Insel ist öde und wüst geworden; vermuthlich bewohnen sie jetzt die Pygmäen, von denen die Brüder einen fangen. Dieser scheint ihnen vom Kampfe seines Volkes mit den Kranichen erzählt zu haben, wobei Goethe Gelegenheit hatte, auf die Lehre vom Rechte des Stärkern ein Streiflicht fallen zu lassen. Da er aber bei der spätern Ausarbeitung diesen Kampf der Kraniche mit den Pygmäen an einer andern Stelle erwähnt, so würde derselbe, vermuthlich auch der Fang des Pygmäen, bei der Ausführung des Ganzen an dieser Stelle weggefallen sein. Am Morgen gelangen sie zu der tiefer im Lande liegenden Residenz

---

[1]) Vermuthlich war es dieselbe Verkleidung, die im zweiten Kapitel beschrieben ist, die eines hohen geistlichen Würdenträgers. Alkides zieht die Ordenstracht eines geistlichen Ritters an. Beide Verkleidungen konnten auf der Insel der Papefiguen nur Mißfallen erregen.

der Papimanen, welche Eutyches früher als ungeheure Steinmassen bezeichnet zu haben scheint. Die Papimanen beschrieb der Dichter wohl als in einen trostlosen Zustand geistiger Trägheit und Verdumpfung unter der bischöflichen Regierung versunken, abgeschlossen gegen alle Bildungselemente, woher sie sich auch den Fremden feindlich gesinnt zeigen. Erschienen die Brüder hier vielleicht als Pilger verkleidet? Ausgeführt hat Goethe die Erzählung des Papimanen von der Insel der Monarchomanen, welche eine reine Erfindung Goethe's ist [1]). Die Insel der Monarchomanen war in drei Theile getheilt, die Residenz, die steile Küste und das Land. Die Residenz, auf dem Vorgebirge liegend, war ein Wunder der Welt, zu dessen Verherrlichung sich alle Künste vereinigt hatten. „Hier thronte der König in seiner Herrlichkeit und Niemand schien ihm auf der ganzen Erde gleich zu sein." Nicht weit von derselben begann die steile Küste, auf welcher die Vornehmen des Reiches wohnten und sich Paläste bauten, vor denen der Schiffer, wenn er sich näherte, verstummte. „Auch hier war die Kunst der Natur mit unendlichen Bemühungen zu Hülfe gekommen, auch hier hatte man Felsen gebaut, um Felsen zu verbinden; die ganze Höhe war terrassenweise eingeschnitten, man hatte fruchtbar Erdreich auf Maulthieren hingeschafft. Alle Pflanzen, besonders der Wein, Citronen und Pomeranzen, fanden ein glückliches Gedeihen; denn die Küste lag der Sonne wohl ausgesetzt." Der größte Theil der Insel war Ebene und fruchtbarer Boden, den das Landvolk sorgfältig bebaute. „Es war ein altes Reichsgesetz, daß der Landmann für seine Mühe einen Theil der erzeugten Früchte, wie billig, genießen sollte; es war ihm aber bei schwerer Strafe untersagt, sich satt zu essen, und so war diese Insel die glücklichste von der Welt. Der Landmann hatte immer Appetit und Lust zur Arbeit. Die Vornehmen, deren Magen sich meist in schlechten Umständen befanden, hatten Mittel genug, ihren Gaumen zu reizen, und der König that oder glaubte wenigstens immer zu thun, was er wollte." Aber vor einigen Jahren brach nach wiederholten Erbebungen an der Mittagsseite des Landes zwischen der Ebene und der steilen Küste ein gewaltsamer Vulkan aus, der viele Monate die Nachbarschaft verwüstete, die Insel im Innersten erschütterte und sie ganz mit Asche bedeckte, bis endlich in einer

[1]) Rosenkranz „Goethe und seine Werke" S. 296 verleitet zu der Ansicht, die Monarchomanen seien schon von Rabelais erwähnt worden.

Nacht alle drei Theile der Insel sich unter einem entsetzlichen Geprassel von einander trennten und nach verschiedenen Seiten auf dem Meere umherschwammen. „Von dem Lande, wie man es nennt, haben wir nie etwas wieder gesehen; die Residenz aber konnten wir noch vor einigen Tagen in Nordosten sehr deutlich erkennen.“ Es ist unverkennbar, daß hier das Königthum, die Aristokratie und das Volk dargestellt sind, welche, statt in einiger Wechselwirkung zum gemeinsamen Besten zusammen zu wirken, in arger Selbstsucht den gewaltigen Umsturz des Ganzen veranlassen. Das Volk, das sich nicht satt essen darf, sondern der Genußsucht der Vornehmen dienstbar ist, erscheint hier offenbar unterdrückt. Auch zwischen der Aristokratie und der Krone herrscht keine Eintracht, indem jene diese zu schwächen sucht. Goethe will also in der Insel der Monarchomanen den traurigen Zustand eines Staates versinnbildlichen, in welchem die königliche Gewalt von einer selbstsüchtigen, sittenlosen Aristokratie geschwächt, das Volk aber unterdrückt und geknechtet ist, aus welchem Zustande der gewaltsame Zusammensturz des Staates hervorgehen muß. Freilich denkt Goethe hierbei zunächst an Frankreich, aber man darf deßhalb nicht mit Rosenkranz sagen, in der Insel der Monarchomanen sei Frankreich geschildert, vielmehr ist sie ein allgemeines Bild einer dem gewaltsamen Umsturze alles Bestehenden entgegeneilenden Monarchie, in welcher „des Bürgers hoher Sicherstand“ unterdrückt wird, während Sittenlosigkeit und Uebermuth die Macht der Krone und der Aristokratie untergraben. Wie schön Goethe dies später in der natürlichen Tochter zur Darstellung gebracht hat, ist allgemein bekannt; wir erinnern bloß an die Worte Eugenien's:

> Diesem Reiche droht
> Ein jäher Umsturz. Die zum großen Leben
> Gefugten Elemente wollen sich
> Nicht wechselseitig mehr mit Liebeskraft
> Zu stets erneuter Thätigkeit umfangen.

Die wundervolle Darstellung des Ausbruches der Revolution im zweiten Theile des Faust bedarf einer genauen Darlegung, die wir anderwärts versuchen werden.

Von den Papimanen nehmen die Söhne Megaprazon's Abschied, nachdem sie ihnen einige Rosenkränze, Scapuliere und Agnus Dei hinterlassen haben, „die von ihnen, obgleich sie deren genug hatten, mit großer Ehrfurcht und Dankbarkeit angenommen wurden.“ Zunächst wollen sie der Residenz zusteuern, wobei sie

die Hoffnung hegen, die steile Küste, die sie westwärts sehen, abzuschneiden und in ihrer Gesellschaft, wohl gar in einem der schönen Paläste, den Weg dorthin zu vollenden. Im Plane heißt es weiter: „Sie fahren fort, legen sich bei Windstille vor Anker. Politisiren des Nachts. Schlafen ein. Erwachen, sehen die Insel nicht mehr. Schwimmende Einsiedler. Erzählung. Versuche. Anzeige der Residenz. Abschied." Hiervon ist nur ein ausgeführtes Stück erhalten, in welchem die Brüder bei einem Gespräche über den Kampf der Kraniche mit den Pygmäen, bei welchem sich die einen der Kraniche, die anderen der Pygmäen annehmen, von wildem Schwindel ergriffen werden, und sie würden zu Thätlichkeiten übergehen, heilte sie nicht der Schlaftrunk einer Flasche Madeira, die ihnen ein vorüberfahrender Schiffsherr reicht, von dem bösartigen Zeitfieber, „von dem so viele Menschen jetzt heftig, ja bis zum Wahnsinn ergriffen sind." Haltlos ist der Einfall von Rosenkranz, die Flasche Madeira sei schon „die heilige Flasche" selber; denn daß die Brüder zum Orakel der heiligen Flasche hinfahren, ist durch nichts angedeutet. Goethe, der durch Erfahrung wußte, wie die Verschiedenheit politischer Ansichten die Ruhe und den Frieden zwischen Freunden und jede gesellige Unterhaltung störe, wie sie oft die besonnensten und gebildetsten Leute zu wilder, verletzender Leidenschaft fortreiße, spottet hier mit gutem Humore dieser Zeitkrankheit, in welcher sich auf das schlagendste zeigt, wie sehr die Politik die Köpfe zu verwirren vermöge. In den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" finden wir denselben Gedanken in der Einleitung ausgeführt. Wenn nach dem ursprünglichen Plane die Brüder „Nachts politisiren", so schwebte hierbei dem Dichter wohl etwas Anderes vor, als das Gespräch über den Kampf zwischen den Kranichen und Pygmäen, dessen er bereits früher Erwähnung thun wollte, wie wir oben bemerkten. Wer aber sind die „schwimmenden Einsiedler?" Man könnte hierbei im Gegensatze zu dem jetzigen politischen Kampfe an die über allen Parteien stehenden Männer von besonnenem, ruhigem politischen Urtheile denken, deren es unter der großen Masse so außerordentlich wenige gibt, daß sie mit Recht als „Einsiedler" bezeichnet werden könnten. Allein gerechtes Bedenken gegen diese auf den ersten Blick sich darbietende Erklärung erregt die Aeußerung des Fremden, der am Morgen nach der Heilung der Brüder vom politischen Zeitfieber bemerkt: „Es ist eine böse ansteckende Krankheit, die sich sogar durch die Luft mittheilt. Ich wollte wetten, Sie

haben sie gestern Abend in der Atmosphäre der schwimmenden Inseln gefangen." Sind nämlich die schwimmenden Einsiedler, wie man vermuthen darf, mit den schwimmenden Inseln in Verbindung zu setzen, so müßte man sich unter diesen hitzige Politiker denken, welche so wenig sich mit Anderen vertragen können, daß sie sich auf eigene Inseln zurückgezogen haben und einsam auf dem unermeßlichen Meere umherschwimmen. An Einsiedler, die wirklich im Meere umherschwimmen, wie Andere sich im Sande wälzen und auf diese Weise Bußfahrten vollführen, möchten wir nicht denken. Oder sollten sie etwa für ihre politische Leidenschaftlichkeit Buße thun?

Der Plan fährt fort: „Finden die Residenz. Beschrieben. Tafel des Lebens 2c. 2c. Absteigen. Cadavers. Castellan. Besehen sich. Unleidiger Gestank. Einfall Panurg's. Werden (offenbar die „Cadavers") in die See geworfen. Die Residenz gereinigt. Man genießt." Die sittliche Verdorbenheit des Hofes, in welchen der Dichter bei der Halsbandgeschichte einen so entsetzlichen Blick gethan hatte, sollte hier ohne Zweifel ihre gebührende Schilderung finden. Die „Cadavers" sind, wie wir aus einer Aeußerung im letzten ausgeführten Stücke des Romans schließen müssen, die Leichname tapferer Männer, die vor dem Eingange der Burg liegen und wahrscheinlich dem König, der, wie wir hören, mit seiner Geliebten entflohen ist, vertheidigt haben. Aber wogegen bedurfte der König Vertheidigung, wer hat ihn angegriffen? Auch hier kommen wir nicht über eine Vermuthung hinaus. Am Abende bemerkten die Reisenden die steile Küste, welche, obgleich langsam, gegen die Residenz zu ihre Richtung nahm. Am Morgen sahen sie, wie der Plan sagt, „die Insel" nicht mehr. Sollte nicht die steile Küste an die Residenz angeschwommen sein und sich, nachdem sie alle Bewohner derselben getödtet oder vertrieben hatten, wieder entfernt haben, etwa um den König zu verfolgen? Diese Feindseligkeit der steilen Küste, der Aristokraten, gegen die Residenz, den König, würde nichts Auffallendes haben, vielmehr die feindliche Bekämpfung beider in's rechte Licht setzen. An die Reinigung der Residenz schließt sich unmittelbar das letzte ausgeführte Stück des Romans mit den Worten an: „Kaum befanden sich unsere Brüder in dem leidlichen Zustande, in welchem wir sie gesehen, als sie bald empfanden, daß ihnen gerade noch das Beste fehle, um ihren Tag fröhlich hinzubringen und zu enden." Die unentbehrliche Gegenwart schöner Frauen ist es, welche sie hier im königlichen

Schlosse, an der üppigen Tafel, desto unleidlicher vermissen, je mehr sie in allen übrigen Dingen sich begünstigt fühlen. Der alte Castellan hat freilich betheuert, daß sich im ganzen Schlosse kein weibliches Wesen befinde, aber Panurg hat gegen die rechte Seite hin, wo die hohen Felsen senkrecht aus dem Meere hervorstehen, ein eben so prächtiges als festes Gebäude entdeckt, das mit der Residenz durch einen auf ungeheuren Bogen stehenden Gang zusammenhängt. „Die Brüder wurden einig, daß man den Weg dahin suchen solle. Um kein Aufsehen zu erregen, ward Panurg und Alciphon abgesandt, die in weniger als einer Stunde mit glücklichen Nachrichten zurückkamen. Sie hatten nach jener Seite zu geheime Tapetenthüren entdeckt, die ohne Schlüssel durch künstlich angewandten Druck sich eröffneten. Sie waren in einige große Vorzimmer gekommen, hatten aber Bedenken getragen, weiter zu gehen und kamen, um den Brüdern, was sie ausgerichtet, anzuzeigen." Weitern Aufschluß gibt das letzte erhaltene Stück des Planes: „Entdeckung des Panurg. Xaris. Eifersucht der Brüder. Prätension. Bedingung des Vaters. Sechse bereiten sich. Morgen. Entdeckung. Beschreibung. Venus und Mars. Trost der Anderen." Panurg hat die Schöne entdeckt, welcher der Dichter den Namen Charis, die Anmuth, gab; denn Xaris ist ein offenbares Versehen, wohl bloß Druck- oder Schreibfehler. Die Brüder werden auf einander eifersüchtig, Alle machen Ansprüche, zumeist wohl Panurg. Aber der Vater hatte für einen solchen Fall ihnen Bedingungen vorgeschrieben. Vermuthlich sollten Alle sich der Geliebten vorstellen, mit Ausnahme des Jüngsten, damit die Eifersucht keinen Streit errege, und die Geliebte sollte selbst entscheiden. Wenn es im Plane heißt: „Sechse bereiten sich," so muß dies wohl ein Irrthum sein, da ja die Zahl aller Brüder nicht über sechs hinaus ging, weßhalb der Dichter einfach gesagt haben würde: „Bereiten sich," der Jüngste, Eutyches, der Glückliche ist ausgeschlossen; dieser hat aber, wie es scheint, bei Charis schon in der Nacht sein Glück gemacht. Die Brüder, welche Charis und Eutyches am Morgen zusammen finden, wie Venus und Mars in der bekannten Liebesgeschichte, müssen sich trösten. Bei dieser Episode wollte Goethe wohl auf die galanten Abenteuer hindeuten, welche aus dem weichlichen, üppigen Hofleben fast nothwendig hervorgehen und oft die ganze Thatkraft der Herrscher, die dem Besten des Volkes geweiht sein sollte, schmählich verzehren, wenn sie nicht gar die Herrschaft den Maitressen allein überlassen. Man denke

an den „modernen Sardanapal," Ludwig XV, auf den Goethe im zweiten Theile des Faust seine scharfen Pfeile richtet.

Wie die Brüder die Residenz verlassen, wissen wir nicht; vielleicht machte das Glück des jüngsten sie den übrigen verhaßt. Jedenfalls suchten sie zunächst die steile Küste auf, wo die verdorbene Aristokratie uns entgegentreten sollte, und wandten sich von dort zum „Lande," dem in sich tüchtigen und kräftigen Volke, in welchem die Söhne Megaprazon's in einer ihren Kräften und Fähigkeiten entsprechenden Thätigkeit sich und andere zu fördern bestrebt sind. Vermuthen könnte man etwa, daß der entflohene König sich zum „Lande" gerettet habe und in Zukunft dem gemeinsamen Besten seine Thätigkeit zu widmen bestrebt sei. Hiernach kann es wohl keinem Zweifel unterworfen sein, daß Goethe die Ansicht, welche er in der „natürlichen Tochter" in so lebendiger Klarheit herausgestellt hat, daß nur in der innigen Verbindung von Fürst und Volk zur gemeinsamen Förderung aller die Sicherheit des Staates beruhe, bereits in der „Reise der Söhne Megaprazon's", also im Jahre 1791, ausführen wollte.

Mit dem Besuche des „Landes" hat aber der Roman sein Ende erreicht; keineswegs ist mit Rosenkranz anzunehmen, daß die Brüder noch andere Inseln, etwa gar das Orakel der heiligen Flasche, besucht hätten. Goethe hatte seine politische Ansicht in der Dichtung einer Insel der Monarchomanen niederzulegen gesucht, für die er eine poetische Form im Anschlusse an den Pantagruel von Rabelais fand, aus welchem er die Papefiguen und Papimanen herübernahm; die Laterneninsel aber dürfte eben so wenig, als das Orakel der heiligen Flasche zu seinem Zwecke gepaßt haben. War in den Papefiguen, wie wir annahmen, die Demokratie, in den Papimanen die Verdumpfung eines bigotten, jeder freien Geistesbildung feindlichen Volkes unter tyrannischer Priesterherrschaft dargestellt, so wurden in der Insel der Monarchomanen die ihre Macht zur Unterdrückung des Volkes mißbrauchende kraft- und sittenlose Monarchie und die gegen das Volk, aber auch gegen das Königthum verbündete, herrsch- und genußsüchtige Aristokratie versinnbildlicht. Wie bedeutend hiernach der Roman für Goethe's politische Ansicht und zur richtigen Ausdeutung der natürlichen Tochter sei, ergibt sich von selbst.

2. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

Während Goethe mit der letzten Durcharbeitung seines „Wilhelm Meister" beschäftigt war, kam ihm der Gedanke, gleichsam zur Erholung von der Last, welche dieser ihm aufgelegt hatte, eine Sammlung kleinerer Erzählungen zu liefern, welche, ähnlich wie in Boccaccio's Decamerone, durch ein äußeres Band zusammengehalten, in verschiedenem Tone und Sinne geschrieben, eine erfreuliche Abwechselung gewähren sollten. Schon während Schillers Besuch in Weimar, im September 1794, scheint Goethe diesem seinen Plan mitgetheilt und ihm unter andern den Inhalt der Erzählung vom Procurator vorgetragen zu haben. Am 28. Oktober schreibt Schiller: „Da Sie mich auffordern Ihnen zu sagen, was ich für die ersten Stücke (der Horen) noch von Ihrer Hand wünsche, so erinnere ich Sie an Ihre Idee, die Geschichte des ehrlichen Procurators aus dem Boccaz zu bearbeiten." An demselben Tage verspricht ihm Goethe, „die Erzählung" solle zu Ende des Jahres bereit sein. Indessen wurde die Sammlung von Erzählungen bei Goethe's Besuch in Jena, wie es scheint, weiter besprochen und der Procurator zunächst noch aufgeschoben. Am 27. November überrascht Goethe seinen Freund sehr angenehm mit dem Eingange zu den Erzählungen und spricht die Hoffnung aus, die erste Erzählung zum zweiten Stücke der Horen liefern zu können. „Nach meinem Urtheil," schreibt Schiller, „ist das Ganze sehr zweckmäßig eingeleitet und besonders finde ich den strittigen Punkt sehr glücklich in's Reine gebracht. Nur ist es Schade, daß der Leser so wenig auf einmal zu übersehen bekommt und daher nicht so im Stande ist, die nothwendigen Beziehungen auf das Ganze gehörig zu beurtheilen. Es wäre daher zu wünschen gewesen, daß gleich die erste Erzählung hätte können mitgegeben werden." Dabei bemerkt er: „Weil ich mich in meiner Annonce (der Horen) an des Publikum auf unsere Keuschheit in politischen Dingen berufen werde, so gebe ich Ihnen zu bedenken, ob an dem, was Sie dem Geh. Rath in den Mund legen, eine Partei des Publikums, und nicht die am wenigsten zahlreiche, nicht vielleicht Anstoß nehmen dürfte. Obgleich hier nicht der Autor, sondern ein Interlocutor spricht, so ist das Gewicht doch auf seiner Seite, und wir haben uns mehr vor dem, was *scheint*, als was *ist*, in Acht zu nehmen. Diese Anmerkung kommt von dem Redacteur. Als bloßer Leser würde ich ein Vorwort für den Hofrath einlegen, daß Sie

ihn doch durch den hitzigen Carl, wenn er sein Unrecht eingesehen, möchten zurückholen und in unserer Gesellschaft bleiben lassen. Auch würde ich mich des alten Geistlichen gegen seine unbarmherzige Gegnerin annehmen, die es ihm fast zu arg macht." [1]) Goethe will darauf den „Prologus" noch einmal durchgehn, dem Geh. Rath und Luisen Sourdinen auflegen und dem heftigen Carl vielleicht noch ein Forte geben. „In's zweite Stück hoffe ich die Erzählung zu bringen; überhaupt gedenke ich aber, wie die Erzählerin in der Tausend und eine Nacht zu verfahren.

Unser Dichter, den leidige Erfahrungen gelehrt hatten, wie sehr leidenschaftliche Vertheidigung politischer Ansichten, mit größter Unduldsamkeit gegen abweichende Meinungen, nicht bloß den Frieden und die Ruhe zwischen Verwandten und Freunden, sondern selbst jede anständige Geselligkeit zu stören pflege, [2]) bediente sich gerade dieser Erfahrung zur Gewinnung eines passenden Rahmens für seine einzelnen Erzählungen. Der heftige Streit zwischen dem Geheimenrathe und Carl, der den ersten durch eine verletzende Aeußerung von dannen treibt, veranlaßt die Bestimmung, daß in Zukunft jedes politische Gespräch von der allgemeinen Unterhaltung ausgeschlossen bleiben solle. „Laßt uns dahin übereinkommen," spricht die Baronesse, „daß wir, wenn wir beisammen sind, gänzlich alle Unterhaltung über das Interesse des Tages verbannen. Wie lange haben wir belehrende und aufmunternde Gespräche entbehrt, wie lange hast Du uns, lieber Carl, nichts von fernen Landen und Reichen erzählt, von deren Beschaffenheit, Einwohnern, Sitten und Gebräuchen Du so schöne Kenntnisse hast.

---

[1]) Auch Rambohr nimmt in einem Briefe an Schütz (Briefwechsel von Schütz II., 352.) an Luisen Anstoß. „Die Gespräche der Emigranten," sagt er, „haben mir im Anfange sehr gut gefallen. Weiterhin aber spricht die Baronin wie ein Buch und ihre Tochter wie eine Jungfernmamsell. Welch' wohlerzogenes Mädchen wird mit einem Pastor über lüsterne Anekdoten scherzen. Es ist unbegreiflich, daß Goethe, der so lange in der guten Gesellschaft gelebt hat, noch immer den Tackt des Schicklichen nicht erhalten kann." Der Dichter schildert uns mit Absicht Luisen als heftig und leidenschaftlich, wie Friederiken in den „Aufgeregten," wodurch der etwas freiere, aber nicht gerade anstößige Ton sich wohl erklärt.

[2]) Von Frankfurt aus klagt Goethe im August 1792 über die Langeweile, die man in allen Gesellschaften leiden müsse, da man überall das vierjährige Lied pro und contra wieder herab orgeln hören müsse und zwar das crude Thema ohne Variationen.

Wie lange haben Sie (so redete sie den Hofmeister an) die alte und neue Geschichte, die Vergleichung der Jahrhunderte und einzelner Menschen schweigen lassen? Wo sind die schönen und zierlichen Gedichte geblieben, die sonst so oft aus den Brieftaschen unserer jungen Frauenzimmer, zur Freude der Gesellschaft, hervorkamen. Wohin haben sich die unbefangenen philosophischen Betrachtungen verloren? Ist die Lust gänzlich verschwunden, mit der ihr von euren Spaziergängen einen merkwürdigen Stein, eine, uns wenigstens, unbekannte Pflanze, ein seltsames Insekt zurückbrachtet, und dadurch Gelegenheit gabt, über den großen Zusammenhang aller vorhandenen Geschöpfe wenigstens angenehm zu träumen? Laßt alle diese Unterhaltungen, die sich sonst so freiwillig darboten, durch eine Verabredung, durch Vorsatz, durch ein Gesetz wieder bei uns eintreten, bietet alle eure Kräfte auf, lehrreich, nützlich und besonders gesellig zu sein." Der Erzählungen gedenkt erst der später eintretende alte Geistliche, welcher eine Sammlung derselben, zu einer eben so angenehmen als bildenden Unterhaltung veranstaltet hat; doch befinden sich in seiner Sammlung nur solche, die außer dem Reize der Neuheit noch einen reinern, schönern haben, indem sie entweder durch eine geistreiche Wendung erheitern oder die menschliche Natur und ihre innern Verborgenheiten auf einen Augenblick eröffnen oder durch sonderbare Albernheiten ergötzen! Die gewöhnliche schlechte Neuigkeitssucht der Gesellschaft zeichnet er wahr und treffend. „Ich habe selten bei einer Lektüre, bei irgend einer Darstellung interessanter Materien, die Geist und Herz beleben sollten, einen Cirkel so aufmerksam und die Seelenkräfte so thätig gesehen, als wenn irgend etwas Neues, und zwar eben etwas, das einen Mitbürger oder eine Mitbürgerin heruntersetzt, vorgetragen wurde. Fragen Sie sich selbst und fragen Sie viele Andere, was gibt einer Begebenheit den Reiz? Nicht ihre Wichtigkeit, nicht der Einfluß, den sie hat, sondern die Neuheit. Nur das Neue scheint gewöhnlich wichtig, weil es ohne Zusammenhang Verwunderung erregt und unsere Einbildungskraft einen Augenblick in Bewegung setzt, unser Gefühl nur leicht berührt, und unsern Verstand völlig in Ruhe läßt. Jeder Mensch kann, ohne die mindeste Rückkehr auf sich selbst, an allem, was neu ist, lebhaften Antheil nehmen; ja, da eine Folge von Neuigkeiten, immer von einem Gegenstande zum andern fortreißt, so kann der großen Menschenmasse nichts willkommener sein, als ein solcher Anlaß zu ewiger Zerstreuung, und eine solche Gelegenheit, Tücke und Schadenfreude auf eine bequeme und immer sich

erneuernde Weise auszulassen.“ Für einen solchen Neuigkeitsgeschmack sind die Erzählungen nicht, mit welchen der alte Geistliche der Gesellschaft manche angenehme Stunde verschaffen zu können hofft. „Aus der großen Menge (von Erzählungen), die im gemeinen Leben unsere Aufmerksamkeit und unsere Bosheit beschäftigen und die eben so gemein sind, als die Menschen, denen sie begegnen oder die sie erzählen, habe ich diejenigen gesammelt, die mir nur irgend einen Charakter zu haben schienen, die meinen Verstand, die mein Gemüth berührten und beschäftigten und die mir, wenn ich wieder daran dachte, einen Augenblick reiner und ruhiger Heiterkeit gewährten.“

Gerade die Einleitung der Unterhaltungen hat der politischen Gesinnung des Dichters die maßlosesten und ungerechtesten Vorwürfe zugezogen. Grün (über Goethe von menschlichem Standpunkte S. 158. f.) meint, die Unterhaltungen stopften die Leichname der alten vorsündflutigen Welt, die Goethe auf den Wogen der Flucht und des Exils herantreiben gesehen, gar behaglich und bequem aus. Ihre Form erscheine behaglich und bequem, der Inhalt sei nervenzitternd; nirgends zeige sich Goethe so krank und reizbar. Schon gleich die Anfangsworte erregen Grün's entschiedenes Mißfallen.“ „In jenen unglücklichen Tagen,“ beginnt Goethe, „welche für Deutschland, für Europa, ja für die übrige Welt die traurigsten Folgen hatten, als das Heer der Franken durch eine übelverwahrte Lücke in unser Vaterland einbrach, verließ eine edle Familie ihre Besitzungen in jenen Gegenden und entfloh über den Rhein, um den Bedrängnissen zu entgehen, womit alle ausgezeichnete Personen bedroht waren, denen man zum Verbrechen machte, daß sie sich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten und mancher Vortheile genossen, die ein wohldenkender Vater seinen Kindern und Nachkommen so gern zu verschaffen wünschte.“ „Das ist in der That außerordentlich liebenswürdig!“ ruft Grün. „Wollte man nicht gleich auf der Stelle und stehenden Fußes adlig werden, damit man eine ausgezeichnete Person würde, damit sich unsere Nachkommen mit Freuden und Ehren unserer erinnerten und mancher Vortheile genössen, die wir ihnen äußerst wohldenkend verschaffen würden? Die französische Revolution dachte gerade so, da sie aber die Bürger nicht alle adlig machen konnte, so machte sie die Adeligen alle bürgerlich, und ließ es jetzt auf die allgemeine Concurrenz der Auszeichnung, der Freuden, Ehren und Vortheile ankommen.“ Goethe will hier nicht die historische Noth-

wendigkeit und Bedeutsamkeit der französischen Revolution für die weitere politische Entwickelung darstellen; er spricht nur von dem namenlosen Unglücke, welches der Umsturz auf viele Familien gebracht, die ganz schuldlos Alles, was ihnen lieb und werth war, einbüßten. Wer empfindet es nicht mit tiefstem Schmerze, wenn er sich aus der Heimath, an welcher seine liebsten Erinnerungen haften, vertrieben, wenn er sich seines Besitzthums beraubt, wenn er das Andenken seiner Vorfahren geschmäht, wenn er alle Aussicht auf ruhigen Genuß vernichtet sieht? Und warum hätte Goethe dies bei einer adeligen Familie nicht mit Theilnahme hervorheben dürfen, welche unter dem im Allgemeinen nur zu begründeten Hasse gegen den Adel unschuldig litt? Auch sind es ja deutsche Auswanderer, welche vor dem Einbruche der französischen, Aufruhr und Empörung mit sich führenden Heere fliehen mußten. Freilich kannte Goethe nicht den blinden Haß gegen alle Aristokraten, woher er nicht ohne Mitgefühl das Unglück gewahrte, in welche das nach Deutschland herübergelockte Revolutionsheer so viele edle Familien stürzte, die fern von ihren heimischen Besitzungen als Flüchtlinge umherirren mußten,[1]) aber deshalb verkannte er die vielen Gebrechen und Mängel der Aristokratie, die große Schuld, die sie besonders in Frankreich auf sich gehäuft hatte, keineswegs, nur fand er keine Veranlassung, derselben gerade hier, wo es sich darum gar nicht handelte, Erwähnung zu thun.

Großen Anstoß hat man auch an dem politischen Gespräche zwischen Carl und dem Geheimenrathe genommen, worin der Geheimerath, wie der Hofrath in den „Aufgeregten," Goethe's eigene Ansicht vertrete. Carl, selbst ein Edelmann, der von den älterlichen Gütern ein ansehnliches Vermögen zu erwarten hat, ist ganz den neuen Ideen der Freiheit und der Bewunderung der Franzosen hingegeben, welche der Welt und besonders seinen deutschen Landsleuten so viele Vortheile versprachen und deren Gesinnungen

[1]) Man erinnere sich der Verse in Hermann und Dorothea:

„Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürsten fliehen vermummt und Könige leben verbannet."

Jacobi hatte sich damals von Pempelfort geflüchtet. Goethe's Mutter stand im Begriffe nach Weimar zu fliehen. „So wird man eigentlich recht weltgemäß gestimmt," schreibt Goethe an Jacobi; „ich baue und bereite mich doch vor, allenfalls zu emigriren, ob es gleich bei uns Mittelländern so leicht keine Noth hat."

er nach öffentlichen Reden und Aeußerungen einiger Mitglieder beurtheilte. Die kalte Ironie, mit welcher der Geheimerath über die alles idealisirende, unerfahrene, mit dem Feuer spielende Jugend spottet, versetzt ihn in gewaltigen Zorn, in welchem er nicht mehr mit dem Geständnisse zurückhalten kann, „daß er den französischen Waffen alles Glück wünsche und daß er jeden Deutschen auffordert, der alten Sclaverei ein Ende zu machen, daß er von der französischen Nation überzeugt sei, sie werde die edeln Deutschen, die sich für sie erklärt, zu schätzen wissen, als die übrigen ansehn und behandeln, und nicht etwa aufopfern oder ihrem Schicksale überlassen, sondern sie mit Ehren, Gütern und Zutrauen überhäufen.“ Der Geheimerath spricht freilich insoweit Goethe's Ansicht aus, als dieser die französischen Tendenzen auf Deutschland mißbilligte und wohl erkannte, daß es mit der politischen Glückseligkeit, welche die Franzosen den Deutschen verhießen, nur eine leere Posse sei, daß man die Freiheitshelden, welche die Weltbeglücker jubelnd aufnahmen, nur als blinde Werkzeuge betrachte, die man nach dem Gebrauche wegwerfen oder vernachlässigen werde. [1]) „Jedem, der mächtig und groß ist, erscheint nichts lächerlicher, als ein kleiner und schwacher Mensch, der in der Dunkelheit des Wahns, in der Unkenntniß seiner selbst, seiner Kräfte und seines Verhältnisses, sich jenem gleichzustellen dünkt. Und glaubt ihr denn, daß die große Nation nach dem Glücke, daß sie bisher begünstigt, weniger stolz und übermüthig sein werde, als irgend ein anderer königlicher Sieger?“ Wer wird diese Ansicht, welche sich nur zu wahr erwiesen hat, unserm Dichter verdenken, wenn er erwägt, daß diese damals von vielen wahrhaft deutsch gesinnten Männern getheilt ward, daß Goethe von dem Unfuge unterrichtet war, mit welchem man französische Revolutionsgedanken an ganz Deutschland, selbst in Weimar, welches sich des edelsten und freisinnigsten Fürsten zu erfreuen hatte, auf die schamloseste Weise zu verbreiten suchte? Mochte er auch immer zugeben, daß es im deutschen Reiche an vielen Orten schlimm genug stehe, so konnte er doch eine solche von außen aufgedrungene Umwälzung um so weniger billigen, als er jedem gewaltsamen Umsturze feind war. Schreibt ja selbst der

---

[1]) Daß sie — (die mainzer Clubbisten) „nun von den Franzosen verlassen worden,“ schreibt Goethe im Juli 1793 an Jocobi, „ist recht der Welt Lauf und mag unruhigem Volk zur Lehre dienen.“

edle Georg Forster, der an der französischen Revolution unterging: „Ich halte dafür, daß Deutschland lange noch nicht reif zu einer Aenderung seiner Verfassung ist und daß jeder unvorsichtige Versuch sie zu Wege zu bringen Ahndung verdient; aber ich glaube auch nicht, daß unrichtige Vorstellungen und falsche Raisonnements über die Begebenheiten des Tages dazu beitragen sie zu entfernen; im Gegentheil, es bleibt immer das Beste mit der Wahrheit es zu halten und rein herauszusagen: Dahin war es gekommen, daß man um jenen ungeheuern Preis die Freiheit noch wohlfeil zu erkaufen glaubte; hütet euch, daß ihr es nicht auch dahin kommen laßt; denn die Alternative ist schrecklich." Auch Goethe sprach es aus, daß die Großen Frankreich's traurig Geschick bedenken sollen; aber der Umsturz alles Bestehenden, wie er in Frankreich erfolgt war, widerstand seiner Natur, und er haßte und fürchtete nichts mehr, als die Verbreitung gleicher Tendenzen in Deutschland. [1]) Wie sehr aber auch die Pfeile des Geheimenrathes gegen die Unerfahrenheit der Jugend, die in den erbfeindlichen Franzosen ihre Freunde und Retter erkennt, ihr Ziel treffen mögen, so muß dieser doch aus Carl's Munde derbe Wahrheiten vernehmen, welche dem Dichter bei unseren heutigen Liberalen Ehre machen sollten." Unparteiisch! Wenn ich doch dies Wort nicht wieder sollte aussprechen hören! Wie kann man diese Menschen so geradezu verdammen? Freilich haben sie nicht ihre Jugend und ihr Leben zugebracht, in der hergebrachten Form sich und anderen begünstigten Menschen zu nützen. Freilich haben sie nicht die wenigen wohnbaren Zimmer des alten Gebäudes besessen und sich darinnen gepflegt; vielmehr haben sie die Unbequemlichkeit der vernachlässigten Theile eines Staatspalastes mehr empfunden, weil sie selbst ihre Tage kümmerlich und gedrückt darin zubringen mußten: sie haben nicht, durch eine mechanisch erleichterte Geschäftigkeit bestochen, dasjenige für gut angesehen, was sie einmal zu thun gewohnt waren; freilich haben sie nur im Stillen der Einseitigkeit, der Unordnung, der Lässigkeit, der Ungeschicklichkeit zusehen können, womit eure Staatsleute sich noch Ehrfurcht zu erwerben glauben; freilich haben sie nur heimlich wünschen können, daß

[1]) Der Herzog Carl August fand in der französischen Umwälzung zu wenig Moralisches. Schiller hielt die Franzosen für zu leidenschaftlich.

er nach öffentlichen Reden und Aeußerungen einiger Mitglieder beurtheilte. Die kalte Ironie, mit welcher der Geheimerath über die alles idealisirende, unerfahrene, mit dem Feuer spielende Jugend spottet, versetzt ihn in gewaltigen Zorn, in welchem er nicht mehr mit dem Geständnisse zurückhalten kann, „daß er den französischen Waffen alles Glück wünsche und daß er jeden Deutschen auffordert, der alten Sclaverei ein Ende zu machen, daß er von der französischen Nation überzeugt sei, sie werde die edeln Deutschen, die sich für sie erklärt, zu schätzen wissen, als die ihrigen ansehn und behandeln, und nicht etwa aufopfern oder ihrem Schicksale überlassen, sondern sie mit Ehren, Gütern und Zutrauen überhäufen." Der Geheimerath spricht freilich insoweit Goethe's Ansicht aus, als dieser die französischen Tendenzen auf Deutschland mißbilligte und wohl erkannte, daß es mit der politischen Glückseligkeit, welche die Franzosen den Deutschen verhießen, nur eine leere Posse sei, daß man die Freiheitshelden, welche die Weltbeglücker jubelnd aufnahmen, nur als blinde Werkzeuge betrachte, die man nach dem Gebrauche wegwerfen oder vernachlässigen werde. [1]) „Jedem, der mächtig und groß ist, erscheint nichts lächerlicher, als ein kleiner und schwacher Mensch, der in der Dunkelheit des Wahns, in der Unkenntniß seiner selbst, seiner Kräfte und seines Verhältnisses, sich jenem gleichzustellen dünkt. Und glaubt ihr denn, daß die große Nation nach dem Glücke, daß sie bisher begünstigt, weniger stolz und übermüthig sein werde, als irgend ein anderer königlicher Sieger?" Wer wird diese Ansicht, welche sich nur zu wahr erwiesen hat, unserm Dichter verdenken, wenn er erwägt, daß diese damals von vielen wahrhaft deutsch gesinnten Männern getheilt ward, daß Goethe von dem Unfuge unterrichtet war, mit welchem man französische Revolutionsgedanken an ganz Deutschland, selbst in Weimar, welches sich des edelsten und freisinnigsten Fürsten zu erfreuen hatte, auf die schamloseste Weise zu verbreiten suchte? Mochte er auch immer zugeben, daß es im deutschen Reiche an vielen Orten schlimm genug stehe, so konnte er doch eine solche von außen aufgedrungene Umwälzung um so weniger billigen, als er jedem gewaltsamen Umsturze feind war. Schreibt ja selbst der

---

[1]) Daß sie — (die mainzer Clubbisten) „nun von den Franzosen verlassen worden," schreibt Goethe im Juli 1793 an Jocobi, „ist recht der Welt Lauf und mag unruhigem Volk zur Lehre dienen."

edle Georg Forster, der an der französischen Revolution unterging: „Ich halte dafür, daß Deutschland lange noch nicht reif zu einer Aenderung seiner Verfassung ist und daß jeder unvorsichtige Versuch sie zu Wege zu bringen Ahndung verdient; aber ich glaube auch nicht, daß unrichtige Vorstellungen und falsche Raisonnements über die Begebenheiten des Tages dazu beitragen sie zu entfernen; im Gegentheil, es bleibt immer das Beste mit der Wahrheit es zu halten und rein herauszusagen: Dahin war es gekommen, daß man um jenen ungeheuern Preis die Freiheit noch wohlfeil zu erkaufen glaubte; hütet euch, daß ihr es nicht auch dahin kommen laßt; denn die Alternative ist schrecklich." Auch Goethe sprach es aus, daß die Großen Frankreich's traurig Geschick bedenken sollen; aber der Umsturz alles Bestehenden, wie er in Frankreich erfolgt war, widerstand seiner Natur, und er haßte und fürchtete nichts mehr, als die Verbreitung gleicher Tendenzen in Deutschland. [1]) Wie sehr aber auch die Pfeile des Geheimenrathes gegen die Unerfahrenheit der Jugend, die in den erbfeindlichen Franzosen ihre Freunde und Retter erkennt, ihr Ziel treffen mögen, so muß dieser doch aus Carl's Munde derbe Wahrheiten vernehmen, welche dem Dichter bei unseren heutigen Liberalen Ehre machen sollten." Unparteiisch! Wenn ich doch dies Wort nicht wieder sollte aussprechen hören! Wie kann man diese Menschen so geradezu verdammen? Freilich haben sie nicht ihre Jugend und ihr Leben zugebracht, in der hergebrachten Form sich und anderen begünstigten Menschen zu nützen. Freilich haben sie nicht die wenigen wohnbaren Zimmer des alten Gebäudes besessen und sich darinnen gepflegt; vielmehr haben sie die Unbequemlichkeit der vernachlässigten Theile eines Staatspalastes mehr empfunden, weil sie selbst ihre Tage kümmerlich und gedrückt darin zubringen mußten: sie haben nicht, durch eine mechanisch erleichterte Geschäftigkeit bestochen, dasjenige für gut angesehen, was sie einmal zu thun gewohnt waren; freilich haben sie nur im Stillen der Einseitigkeit, der Unordnung, der Lässigkeit, der Ungeschicklichkeit zusehen können, womit eure Staatsleute sich noch Ehrfurcht zu erwerben glauben; freilich haben sie nur heimlich wünschen können, daß

---

[1]) Der Herzog Carl August fand in der französischen Umwälzung zu wenig Moralisches. Schiller hielt die Franzosen für zu leidenschaftlich.

Mühe und Genuß gleicher ausgetheilt sein möchten! Und wer wird leugnen, daß unter ihnen nicht wenigstens einige wohldenkende und tüchtige Männer sich befinden, die, wenn sie auch in diesem Augenblicke das Beste zu bewirken nicht im Stande sind, doch durch ihre Vermittelung das Uebel zu lindern und ein künftiges Gutes vorzubereiten das Glück haben?" Der Geheimerath fühlt sich durch die Wahrheit dieser Aeußerungen so getroffen, daß er sich zu der Erwiederung hinreißen läßt, er wünsche alle diese Leute, welche den französischen Freiheitsideen in Deutschland Eingang verschafft, gehangen zu sehn. So zeigt auch er sich keineswegs als unbefangen und unparteiisch; auch er, der besonnene Mann, verfällt der Leidenschaft, mit welcher man politische Ansichten zu vertheidigen und die entgegenstehenden zu bekämpfen sucht. Wo zeigt sich nun Goethe in diesem Eingange zu den Unterhaltungen so reizbar und krank, wie Grün sagt? Er führt nur das Unglück, in welches die französische Revolution bei ihrem Uebertritte nach Deutschland viele edle Familien gestürzt hat, und die arge Verblendung derjenigen vor, welche von den Franzosen die wahre Glückseligkeit, die wahre Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft erwarten, ohne irgend Mißtrauen in die Geschenke bringenden Danaer zu setzen. Der ganze Streit zwischen Carl und dem Geheimenrathe soll nur dazu dienen, die Ausschließung politischer Gespräche von der allgemeinen Unterhaltung und die Beschränkung derselben auf anziehende Erzählungen vorzubereiten.

Nach der Einleitung treffen wir zunächst auf zwei Spukgeschichten, bei welchen man den offen liegenden Zweck des Dichters seltsam verkannt hat. Gervinus (V. 403.) findet hierin schon Goethe's Hang zum Ahnungsvollen und Räthselhaften. Grün bedauert, daß der Dichter hier „in's Gebiet der Romantik hinübervagire, wo er an Kernbeißer's und Eschenmichel's Sumpf und Moor seine nächtliche Visite abstatte und mit dem Kopfe unter dem Arme gar betriebsam hin und wieder fackle; Goethe sehe hier Geister, wenigstens sei es ihm höchst gefällig und bequem, seine Personen Geister sehen zu lassen." Wie Goethe früher die skandalösen Geschichten, besonders von bekannten Personen, als ein wahres Futter für die gewöhnliche Gesellschaft dargestellt hat, so deutet er hier auf die Lust an solchen gespensterhaften Geschichten hin, die, damals weitverbreitet, auch heute noch nicht ausgegangen ist. Wer weiß es nicht, wie auch noch heute die Erzählung von Gespenstergeschichten, besonders in später Nacht, sehr beliebt ist, wie man sich

gern von ihnen in Schauer versetzen läßt, wie man gar nicht von ihnen ablassen kann, selbst auf die Gefahr hin, durch ängstliche Träume seine Lust büßen zu müssen! Man bemerke, daß auch hier die beiden Gespenstergeschichten am späten Abend erzählt werden, und daß gerade die verständige Luise solche Erzählungen liebt. „Sie wären recht artig," redet sie den alten Geistlichen an, „und würden vielen Dank verdienen, wenn Sie uns gleich, da wir eben in der rechten Stimmung beisammen sind, eine solche Geschichte vortrügen; wir würden aufmerksam zuhören und Ihnen dankbar sein." Goethe's eigene Ansicht über derartige Geschichten spricht der alte Geistliche in den Worten aus: „Ich finde am bequemsten, daß wir dasjenige glauben, was uns angenehm ist, ohne Umstände das verwerfen, was uns unangenehm wäre, und daß wir übrigens wahr sein lassen, was wahr sein kann." Daß man wunderbare Erscheinungen nicht deshalb, weil man sie nicht begreifen kann, für unwahr halten dürfe, beweist der Sprung des Schreibtisches, der, wie von Friedrich vermuthet und später bestätigt wird, zu derselben Zeit erfolgt, in welcher der aus demselben Holze gleichzeitig gefertigte Schreibtisch auf dem Gute der Tante verbrennt. Die Gesellschaft kommt darin überein, solche Sympathie zwischen Hölzern, die auf einem Stamme gezogen worden, zwischen Werken desselben Meisters eben so gut gelten zu lassen, als andere handgreifliche Naturphänomene, die sich öfter ereignen, aber eben so wenig erklärbar sind. „Ueberhaupt, sagte Carl, scheint mir, daß jedes Phänomen, daß jedes Faktum an sich eigentlich das Interessante sei. Wer es erklärt oder mit anderen Begebenheiten zusammenhängt, macht sich gewöhnlich nur einen Spaß und hat uns zum Besten, wie z. B. der Naturforscher und der Historienschreiber. Aber eine einzelne Handlung oder Begebenheit ist interressant, nicht weil sie erklärbar oder wahrscheinlich, sondern weil sie wahr ist." Und wie tief der Glaube an solche unerklärliche Erscheinungen in der menschlichen Natur begründet liege, zeigt die verständige Luise, die, als Carl bei Gelegenheit des durch den Sprung des Schreibtisches veranlaßten Knalles die scherzhafte Bemerkung macht: „Es wird sich doch kein sterbender Liebhaber hören lassen," ganz bleich wird und für das Leben ihres abwesenden Bräutigams zittert. Goethe will hier keineswegs dem maßlosen Geister- und Gespensterglauben Vorschub leisten, sondern deutet nur sehr wahr an, daß die Wirkungen der Natur in vielen Dingen für uns so geheimnißvoll sind, daß wir uns durchaus nicht berechtigt halten dürfen, solche wun-

derbare Erscheinungen, weil wir sie nicht erklären können, ganz zu verwerfen. Man erinnere sich der von Goethe im zweiten Theile des Faust (B. 12, 17 f.), in den Wahlverwandtschaften (B. 15, 254 ff.) und den Wanderjahren (B. 19, 165 ff.) benutzten wunderbaren Erscheinungen der Rhabdomantie, der mysteriösen Makarie und Goethe's eigenen Gesichtes bei der Abreise von Sesenheim (B. 22, 63).

Die erste der Spukgeschichten, die von der Sängerin Antonelli, ist eine freie Nachbildung der Erzählung der Schauspielerin Clairon. Dies ist sonderbar genug bisher allgemein übersehen worden, auch von Guhrauer, der neuerdings im Anzeigeblatt der „Wiener Jahrbücher" B. 116, über die Quellen der Unterhaltungen genauere Aufschlüsse gegeben hat, obgleich man dies längst aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe hätte entnehmen können. „Schreiben Sie mir nur durch den rückkehrenden Boten," lesen wir in Goethe's Brief an Schiller vom 5. Dezember, „ob Ihnen etwas von einer gespenstermäßigen Mystifikationsgeschichte bekannt sei, welche vor vielen Jahren Mdlle. Clairon begegnet sein soll, und ob vielleicht in irgend einem Journal das Märchen gedruckt ist. Wäre das nicht, so lieferte ich sie noch (zum ersten Stücke der Horen) und wir fingen so recht vom Unglaublichen an, welches uns sogleich ein unendliches Zutrauen erwerben würde.[1]) Ich wünsche doch, daß das erste Stück mit voller Ladung erschien. Sie fragen ja wohl bei einigen fleißigen Journallesern wegen der Clairon'schen Geschichte nach oder stellen die Anfrage an den Buchverleiher Voigt, der doch so etwas wissen sollte." Schiller antwortet am 6.: „Nach der gespenstermäßigen Geschichte will ich mich mit dem heutigen Tage sogleich sorgfältig umthun. Ich habe nichts davon weder gelesen, noch gehört." Und darauf am 9.: „Von der Geschichte, Mlle. Clairon betreffend, habe ich noch nichts in Erfahrung bringen können. Doch erwarte

---

[1]) Auf diese Aeußerung gründet sich die Bemerkung von Gervinus V. 710: „Mit gespensterhaften Mystifikationsgeschichten, mit Unglaublichem und Fremdartigen (?) den Horen aufzuhelfen war er (Goethe) sorglich bedacht, und mochte schon heimlich in die Faust lachen (!), als Schiller und andere sich über den Knoten im Meister und in seinen Märchen abquälten." Es ist dies nicht die einzige Stelle, wo Gervinus herausgerissene, oft halb im Scherze gemachte Aeußerungen aus Briefen zur Anklage mißbraucht hat.

ich noch einige Nachrichten darüber. Meiner Frau ist es noch erinnerlich, davon gehört zu haben, daß in Baireuth bei Oeffnung eines alten Gebäudes die alten Markgrafen sich hätten sehen lassen und geweissagt hätten." Goethe erwiedert am 10: „Wegen der Clairon'schen Geschichte bin ich nun beruhigt, und nun bitte ich nichts weiter davon zu sagen, bis wir sie produciren." Am 23. Dezember schreibt er, er wolle nun auch an die Gespenstergeschichten gehen, und am 3. Januar äußert er, er gedenke diese zur rechten Zeit zu liefern. „Sonnabends erhalten Sie meine Märchen für die Horen," heißt es in einem Briefe vom 7. Januar; „ich wünsche, daß ich meines großen Vorfahren in Beschreibung der Ahnungen und Visionen nicht ganz unwürdig möge geblieben sein." Am 10. schickt er sie wirklich an Schiller, mit der Bemerkung: „Beikommendes Manuscript habe ich nach der Abschrift nicht wieder durchsehen können. Es sollte mir lieb sein, wenn Ihnen meine Bemühung mit dem großen Hennings zu wetteifern, nicht mißfiele." In den beiden letztern Stellen deutet Goethe auf die Schrift von Hennings „von Geistern und Geistersehern" (1780).

Die berühmte Schauspielerin Clairon (Claire Josephe Legris de la Tude), welche, nachdem sie 1765 die Bühne verlassen hatte, siebzehn Jahre am Hofe des Markgrafen von Anspach lebte, hat ihre Gespenstergeschichte in einem Briefe an den von Paris aus ihr bekannten J. H. Meister in Zürich auf dessen Wunsch ausführlich erzählt. Diesen Brief hat Goethe seiner Erzählung zu Grunde gelegt und in allen einzelnen Punkten genau befolgt. Er findet sich abgedruckt am Anfange der Mémoires d'Hippolyte Clairon (Paris an VII.), welche nach der französischen Handschrift übersetzt zu Zürich 1799 erschienen; in der Uebersetzung steht er am Schlusse des ersten Bandes.[1]) Goethe muß den Brief aus einem frühern Abdrucke, wenn nicht gar aus einer Abschrift, gekannt haben. Die Geschichte ereignete sich zu Paris in den vierziger Jahren. Der Liebhaber der schönen Clairon war ein Herr von S., Sohn eines Kaufmanns von B., ungefähr dreißig Jahr alt. Er wünschte nur *sie* ausschließlich zu sehn, und hoffte sie dahin zu bringen, daß sie auch nur *ihn* allein zu sehen wünsche. „Von diesem Augenblicke an," erzählt Clairon, „sah ich die Nothwendigkeit ein, diese Hoff-

---

[1]) Die Erzählung ging aus jenem Briefe in die Memoiren der Gräfin von Anspach (K. 6.) über.

nung zu zerstören und seine täglichen Besuche zu beschränken. Dies veranlaßte bei ihm eine schwere Krankheit, in welcher ich seiner beständig wartete. Zum Unglücke hatte ihn die Unredlichkeit seines Schwagers in eine so schlimme Lage gesetzt, daß er genöthigt war, Geld, Nahrung und Arzneimittel von mir anzunehmen. Endlich gelangte er wieder zu seinem Vermögen, aber nie wieder zu seiner Gesundheit. Seine Besuche und Briefe wies ich zurück, weil ich ihm einen Dienst zu erweisen glaubte, wenn ich ihn von mir entfernte." Goethe motivirt die erste Trennung durch mehrfache Reisen des Liebhabers nach Palermo, in dessen Abwesenheit die Sängerin verschiedene Einrichtungen traf, ihrer Haushaltung eine andere Wendung zu geben. Bei seiner Rückkunft findet er sie in einer andern Wohnung und den Markese von S. als begünstigten Liebhaber. Er fällt in eine Krankheit und verlangt nach seiner Genesung, sie solle alle übrigen Freunde und Bekannten aufgeben, eine Zumuthung, die sie zum Geständnisse zwingt, daß ihr Verhältniß aufgelöst sei. „Zwischen unserer Bekanntschaft und seinem Tode," fährt Clairon fort, „verflossen zwei und ein halb Jahr. Er ließ mich bitten, ihn im letzten Augenblicke noch einmal zu sehn, wovon mich meine Freunde zurückhielten. Als er starb, hatte er nur seinen Bedienten und ein ältliches Frauenzimmer um sich, das seine einzige Gesellschaft war." Er wohnte auf dem Walle bei der Straße d'Antin, wo man eben zu bauen anfing, Clairon in der Straße Bussy nahe bei der Abtei St. Germain. „Ich hatte noch meine Mutter; verschiedene Freunde speisten gewöhnlich bei uns zu Nacht; täglich befanden sich bei mir der Oberaufseher der Hoffeste (bei Goethe der Markese), der gute Pipelet und der Schauspieler Roselli (bei Goethe der junge Tenor). — Ich hatte eines Abends artige kleine Schäferlieder gesungen, als auf den Glockenschlag eilf ein durchdringender Schrei folgte. Ich fiel in Ohnmacht." Den Verdacht des verliebten und eifersüchtigen Oberaufsehers und Clairon's Antwort hat Goethe treu wiedergegeben. „Alle unsere Bedienten, meine Freunde, meine Nachbarn, ja die Polizei selbst, haben den Schrei immer zu derselben Stunde unter meinem Fenster vernommen, und immer schien er aus der Luft zu kommen. Selten speisete ich außerhalb des Hauses zu Nacht; so oft dies geschah, hörte man nichts; fragte ich aber bei meiner Rückkehr meine Mutter oder den Bedienten darnach, so erscholl plötzlich der Schrei zwischen uns." Der Präsident von R., der sie einmal nach Hause führte und beim Abschiede den Schrei vernahm, heißt bei

Goethe „ein Mann, durch sein Alter und seine Stelle ehrwürdig." Der junge Tenor, der sie Abends zu einer Freundin begleitet, ist der Schauspieler Roselli; er sollte sie nach der Straße St. Honoré führen, um Stoffe zu wählen, und später zu ihrer Freundin de St. Phalier, nahe bei dem Thore St. Denis. Bei Goethe macht sie nach dem Carneval eine Lustreise, wogegen Clairon selbst die Reise der Schauspieler nach Versailles zur Hochzeit des Dauphins nennt. Sie schlief zu Versailles in demselben Zimmer mit Mad. Grandval. Hier und im Folgenden hat Goethe die Beschreibung des Einzelnen ganz beibehalten. Einmal wurde sie von ihrer Freundin Mlle. Dusmenil zu einem Feste in ihrem Hause à la Barriere blanche eingeladen. Als sie in die Nähe des Hauses gekommen war, in welchem Herr von S. gestorben war, fragte sie das Kammermädchen nach diesem Hause, worauf sich der Schuß vernehmen ließ. Goethe nennt hier die Chiaga in Neapel und statt des Kammermädchens eine Dame, die bei Clairon saß. Auch der Uebergang des Gespenstes zum Händeklatschen und endlich zu der rührenden himmlischen Stimme, die vom Kreuzwege Bussy anfing, ist aus der Erzählung der Clairon selbst. Wenn aber bei Clairon die alte Dame, welche beim Tode des Herrn von S. zugegen gewesen, der Schauspielerin einen Besuch macht, so hat Goethe dies nicht unpassend umgekehrt, so daß die Neugierde die Clairon gleich nach der ersten gespenstigen Erscheinung treibt, sich bei der alten Dame nach dem Tode ihres Liebhabers zu erkundigen.

Die zweite Geschichte, welche gegen die erste bedeutend abfällt, scheint vom Dichter selbst erfunden, um den Glauben an die erste etwas zu schwächen, da hier, wie Luise bemerkt, eine natürliche Erklärung sehr nahe liegt. Daß bei manchen Geschichten dieser Art Betrug und Irrthum zu Grunde liege, deutet Göthe bestimmt genug an, ohne deßhalb solche Erscheinungen überhaupt in Abrede stellen zu wollen. „Wenn es nur nicht überhaupt so schwer wäre, zu untersuchen, und in dem Augenblicke, wo etwas dergleichen begegnet, die Punkte und Momente alle gegenwärtig zu haben, worauf es eigentlich ankommt, damit man nichts entwischen lasse, worin Betrug und Irrthum sich verstecken könne!"

Auf die beiden Spukgeschichten folgen zwei Erzählungen, welchen das geheimnißvolle Dunkel, das über ihnen schwebt, einen dem Gespensterschauer ähnlichen Reiz verleiht, ohne aber in das Geisterreich selbst einzugreifen. Guhrauer faßt (S. 72) die vier ersten Erzählungen zusammen, die darauf ausgehen sollen, die

Neugierde zu erregen und zu spannen, ohne die Spannung aufzulösen, indem sie den Hörer in gewisse dunkle Regionen hinführen, wo sie ihn verlassen. Auch Göschel (Unterhaltungen I, 191) wirft die vier Geschichten zusammen, über die er in seiner Weise die wenig sagende Bemerkung macht: „Das Merkwürdigste ist, daß diese unheimlichen und ungründlichen Spukereien aus einer andern über- oder unterirdischen Welt hauptsächlich die Personen necken oder schrecken, welche sich der irdischen Welt ergeben haben, das Ungründliche verhöhnen, die Sitte verachten und, wo möglich, Alles dem natürlichen Menschenverstande unterwerfen wollen." Rosenkranz (Göthe und seine Werke S. 309 f. Vgl. S. XI.), der in allen Erzählungen eine Schuld sehn will, berücksichtigt nur die Geschichte von der Sängerin Antonelli, in welcher er eine Selbstverschuldung dargestellt glaubt. Daß die dritte und vierte Erzählung einen Uebergang von den gespenstigen Geschichten zu den moralischen bilden, ist unverkennbar.

Goethe selbst bemerkt, daß die beiden mysteriösen Geschichten aus den Memoiren des 1579 in Lothringen gebornen Marschalls von Bassompierre (les galanteries du Maréchal de Bassompierre, zuerst erschienen 1631) genommen sind, was Guhrauer (S. 75 ff.) weiter ausführt. Wenn dieser aber (S. 77) bemerkt, bei der zweiten dieser Erzählungen habe Göthe Einiges vom Original nicht zum Vortheile der poetischen Wirkung verwischt, so können wir dies unmöglich zugestehn; denn daß die drei Geschenke Talismane für die Nachkommen der Töchter des Grafen sind und als solche aufbewahrt werden, liegt auch in Goethe's Darstellung, wenn es auch nicht so ausdrücklich ausgesprochen ist, wie in der alten Erzählung. Bei der ersten Erzählung schwebt das geheimnißvolle Dunkel über dem Schicksale der niedlichen Krämerin, bei der zweiten über der Person der schönen Frau, welche den Ahnherrn Bassompierre zum Montag auf seinem Sommerhause besuchte. Freilich denkt Luise bei der letztern an die schöne Melusine und ähnliche Feengeschichten, aber Friedrich weist eine solche Deutung ab, indem er einer ähnlichen Tradition und eines ähnlichen Talismans in ihrer eigenen Familie Erwähnung thut, wodurch die Neugierde auf's Höchste gespannt, aber nicht befriedigt wird, da Friedrich von diesem Geheimnisse, das nur ihm als ältesten Sohne bekannt ist, nichts weiter sagen darf. In beiden Geschichten zeigt sich eine seltsame Verwirrung der Neigung, welche sich über alle Schranken der Sitte und des Anstandes hinweg setzt und uns an

die in die Wanderjahre, ebenfalls aus französischer Quelle, übergegangene Erzählung von der pilgernden Thörin erinnert.

Die vier Erzählungen haben die Unterhaltung bis tief in die Nacht verlängert, da das Interesse an Geschichten dieser Art sich nicht leicht befriedigen läßt. Am andern Morgen bietet sich der alte Geistliche zu einer Erzählung an, wie er sie früher der Baronesse und Luisen versprochen hat. Die Baronesse verlangt „zum Anfang eine Geschichte von wenig Personen und Begebenheiten, die gut erfunden und gedacht ist, wahr, natürlich und nicht gemein, so viel Handlung, als unentbehrlich, und so viel Gesinnung, als nöthig, die nicht still steht, sich nicht auf einem Flecke zu langsam bewegt, sich aber auch nicht übereilt; in der die Menschen erscheinen, wie man sie gern mag, nicht vollkommen, aber gut; nicht außerordentlich, aber interessant und liebenswürdig. Ihre Geschichte sei unterhaltend, so lange wir sie hören; befriedigend, wenn sie zu Ende ist, und hinterlasse uns einen stillen Reiz, weiter nachzudenken." Durch diese gesteigerten Anforderungen wird der Alte genöthigt, die Geschichte, die er im Sinne hatte, zurückzulegen und dafür eine andere, an die er immer mit besonderer Vorliebe gedacht, aus dem Stegreif vorzutragen, die Geschichte vom Procurator, die unserm Dichter lange im Sinne gelegen zu haben scheint. Daß sie bereits im September 1794 zwischen Goethe und Schiller zur Sprache gekommen, erwähnten wir früher. Goethe hatte ihm den Inhalt der Erzählung, die er bei Boccaccio gelesen zu haben glaubte, kurz mitgetheilt. Freilich findet sich die Geschichte, trotz Reimer's Gegenbehauptung (II, 601), nicht im Boccaccio, aber es ist eine sehr unbedachte Behauptung Guhrauer's (S. 83), Goethe habe seinen Freund absichtlich über die Quelle des Procurators im Dunkeln, ja im Irrthume gelassen, wozu er den Grund in der Eigenheit Goethe's sieht, „wonach er dergleichen Nachforschungen, um hinter des Dichters Quellen und Mittel zu kommen, als Pedanterie haßte, weil der Leser sich an die Dichtung allein halten sollte." Allein die Angabe des Boccaccio als Quelle des Procurators kann Schiller nur von Goethe selbst haben, der, wenn er vor dem Freunde seine Quelle hätte geheim halten wollen, wogegen das innige Freundschaftsverhältniß beider spricht, wie die Geschichte der Clairon nicht zu erwähnen, sich doch nimmermehr dazu verstanden haben würde, durch Angabe einer falschen Quelle zu täuschen. Freilich könnte man meinen, Schiller habe, da bei seiner Anwesenheit in Weimar viel von den

Erzählungen des Baccaccio die Rede gewesen, auch diese Geschichte irrig dem Boccaccio beigelegt; dagegen aber spricht der Umstand, daß Goethe, obgleich Schiller mehr, als einmal in seinen Briefen vom „Procurator des Boccaz“ spricht, diesen Irrthum nicht berichtigt, wonach wir annehmen müssen, daß ihn selbst das Gedächtniß getäuscht habe. Woher aber hat Goethe seinen Procurator genommen? Schon E. von Bülow hat in der Vorrede zum Novellenbuche Goethe's Procurator mit der Erzählung: Le saige Nicaise ou l'amant vertueux zusammengestellt, welche sich am Schlusse der zuerst 1482 erschienenen Sammlung findet: Les cent nouvelles nouvelles, wo in der Uebersicht der Inhalt kurz also angegeben wird: La centiesme et derrenière de ces présentes nouvelles d'ung riche marchant de la cité des Gennes, qui se maria à une belle et gente fille, la quelle par la longue absence de son mary et par son mesmes advertissement manda quérir ung saige clerc, jeune et roide, pour la secourir de ce dontelle avoit mestier, et de la jusne, qu'il luy fist faire. Hiernach behauptet Rosenkranz (S. 311), der Procurator sei dem Französischen nacherzählt. Die cent nouvelles nouvelles gingen in die Sammlung: Ducento novelle von Celio Malespini (1609) über, wo der Procurator die zwölfte Novelle ist. Daß Goethe aus dieser letztern Sammlung geschöpft habe, möchte ich theils wegen der leichten Verwechselung mit Boccaccio, theils aus dem Namen „Procurator“ schließen, wofür in den cent nouvelles nouvelles sich die Bezeichnung: ung très saige clerc findet. Wenn sich Guhrauer (S. 81) dafür, daß Goethe die französische Sammlung benutzt habe, auf die Thatsache beruft, daß der junge Dichter schon in Straßburg die Franzosen des sechszehnten Jahrhunderts, Montaigne, Amyot Rabelais, Marot u. A. gelesen habe (B. 22, 39), so kann hieraus gar nichts gefolgert werden. Goethe mochte in Italien auf Malespini, gleichsam den Fortsetzer des Boccaccio, aufmerksam geworden oder er konnte bei dem Aufsuchen von Stoffen zu Novellen auf ihn geführt worden sein. Uebrigens hat schon Bülow auf die ganz gleiche Geschichte in dem „Ehen-Büchlein“ von Albrecht von Eyb (1472), also zehn Jahre vor den cent nouvelles nouvelles hingewiesen, wo der Kaufmann Aronus, seine junge Frau Marina, der Procurator Doctor Dagmannus heißt. Hieraus ist die Geschichte, wie ich hinzufügen kann, in das Buch: Magnum speculum exemplorum übergegangen, wo sie als fünfzehntes exemplum de abstinentia steht. Dem Samm-

ler des Magnum speculum ist sie aus einem deutschen Buche (ex Teutonicali libro), ohne Zweifel aus Albrecht von Eyb, bekannt geworden; dieser aber hat sie, wie er sagt, aus einer lateinischen Quelle [1]), die ich bisher eben so wenig, als Guhrauer, habe ausfindig machen können, auf's Kürzeste in's Deutsche gebracht, wie er das ganze Büchlein „auß lateyn an manigen enden genommen und geordnet hat."

Goethe wird von Schiller am 22. Febr. 1795 an den Procurator gemahnt, der durch die anderen Geschichten aufgeschoben worden war. Am 11. März, wo der Procurator durchgearbeitet war, schreibt er: „Ich wünsche, daß die Art, wie ich die Geschichte gefaßt und aufgeführt, Ihnen nicht mißfallen möge." Schiller, der den Procurator am 20. erhielt, erwiedert sogleich: „Die Erzählung liest sich mit ungemeinem Interesse; was mich besonders erfreute, war die Entwickelung. Ich gestehe, daß ich diese erwartete, und ich hätte mich nicht zufrieden geben können, wenn Sie hier das Original nicht verlassen hätten. Wenn ich mich nämlich anders erinnere, so entscheidet beim Boccaccio bloß die zeitig erfolgte Rückkehr des Alten das Glück der Cur." Das Letztere ist nun freilich irrig und wohl nur ein Gedächtnißfehler Schiller's, der sich selbst nicht mehr sicher fühlte; aber dennoch müssen wir gegen Guhrauer (S. 81 f.) darauf bestehn, daß Goethe der Erzählung eine moralischere Wendung gegeben hat. Denn bei Goethe ist es nicht die körperliche Abmattung allein, welche der jungen Frau die böse Lust vertreibt, wie in der ältern Darstellung, sondern sie ist in der Abgeschiedenheit und der Ueberwindung ihrer physischen Natur zur Erkenntniß gekommen, daß außer der Neigung noch etwas in uns ist, das ihr das Gleichgewicht halten, daß man, wenn man nur guten Willen habe, auch seinen heißesten Wünschen entsagen könne. Dies ist der Punkt, den Goethe so bedeutsam hervorgehoben hat, während er in den früheren Darstellungen ganz zurücktritt. „Sie haben mich in diese Schule durch Irrthum und Hoffnung geführt; aber beide sind nicht mehr nöthig, wenn wir uns erst mit dem guten und mächtigen Ich bekannt gemacht haben, das so still und ruhig in uns wohnt und so lange, bis es die Herrschaft im Hause gewinnt, wenigstens durch

---

[1]) Ueber dieses Buch vgl. man H. L. Meister's „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und National-Literatur" I, 135 ff., wo auch S. 143 ff. die betreffende Geschichte wörtlich mitgetheilt wird.

zarte Erinnerungen seine Gegenwart unaufhörlich merken läßt.“ Die übrigen Veränderungen, welche sich Goethe in der Erzählung erlaubt hat, sind unbedeutend. Die Namen der Personen läßt er unbestimmt und nennt statt Genua allgemein eine italienische Seestadt, wobei der Umstand mitgewirkt haben mag, daß er früher den Liebhaber der Sängerin Antonelli als Genuesen bezeichnet hatte. Das Gelübde, welches der Procurator vorschützt, hatte er nach Goethe bei einer schweren Krankheit gethan, wogegen er nach der alten Erzählung durch eine Anklage auf Leben und Tod wegen einer Theilnahme an einer Empörung des Volkes und der Studirenden zu Bologna dazu veranlaßt wurde. Diese letztere Aenderung hat Goethe wohl nicht mit besonderer Absicht gethan, sondern weil er sich des Motives zum Gelübde nicht genau mehr erinnerte; denn daß ihm bei der Abfassung des Procurators die Originalerzählung vorgelegen habe, glauben wir gegen Guhrauer leugnen zu müssen.

Die Baronesse rühmt diese Geschichte mit Recht als eine moralische, woran sich eine Erörterung über moralische Erzählungen überhaupt zwischen Luisen und dem Alten anknüpft. Letzterer bemerkt, daß alle eigentlich moralische Erzählungen immer eine und dieselbe Geschichte enthalten müssen, indem jede zu zeigen habe, daß der Mensch in sich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung des Bessern selbst gegen seine Neigung zu handeln. Der Alte vertritt hier, wie Guhrauer (S. 73 f.) bemerkt, das Kantische Moralprinzip mit einer Strenge und Consequenz, welche Goethe sonst nirgendwo zeigt, wogegen die Aeußerungen der Baronesse, mit welchen sie dem Streite ein Ende macht: „Gewiß, ein Gemüth, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, schon höchlich erfreuen; aber Schöneres ist nichts in der Welt, als Neigung durch Vernunft und Gewissen geleitet“, sich der Erklärung nähert, welche Schiller in dem Aufsatze „über Anmuth und Würde“ von der schönen Seele gibt. „Die drei Figuren des Gespräches stellen so gewissermaßen den Kantischen Gegensatz und dessen Lösung in lebendigen Gestalten dar, die natürliche Neigung in Luisen, das abstrakte Sittengesetz im Alten, die schöne Seele in der Baronesse.“

Die Baronesse ersucht den Alten um eine Parallelgeschichte zum Procurator, wozu dieser sich bereit erklärt; doch wünscht Luise, er möge ein einheimisches Familiengemälde geben, da sie die Geschichten nicht liebe, welche die Einbildungskraft immer in fremde Länder nöthigen, womit sie nicht ohne Schalkheit darauf

hinzudeuten scheint, daß es eines solchen Reizes fremder Länder und Zustände bei moralischen Erzählungen nicht bedürfe. Der Alte aber bemerkt dagegen, es sei mit Familiengemälden eine eigene Sache, da sich alle einander gleich sehen und schon alle Verhältnisse auf unseren Theatern dargestellt seien; doch wolle er es wagen, eine Erzählung dieser Art vorzutragen, von welcher der Gesellschaft freilich schon Aehnliches bekannt sei und die nur durch genaue Darstellung desjenigen, was im Innern des Gemüthes vorgehe, neu und interessant werden könne. Goethe deutet hiermit auf die damals so beliebten Familienstücke, besonders von Iffland, und wohl zunächst auf dessen „Verbrechen aus Ehrsucht" hin. Man erinnere sich der Xenien Nr. 401 ff., in welchen diese Familiengemälde in ihrer unpoetischen Nüchternheit und moralischen Alltäglichkeit dargestellt werden.

Die folgende Geschichte von Ferdinand, welche, wie die zweite Spukgeschichte, eine reine Erfindung Goethe's zu sein scheint, unterscheidet sich dadurch vom Procurator, daß die in Jenem nur eingeleitete Selbstverschuldung wirklich eintrifft und die Selbstüberwindung durch die Erkenntniß der begangenen Schuld erfolgt, welche er in der Einsamkeit und Trennung von der Geliebten empfindet, während das vom Procurator als Bedingung zum baldigen sinnlichen Genusse auferlegte längere Fasten in der jungen Frau die Ueberzeugung erregt, daß in uns eine sittliche Kraft liege, durch welche wir alle sinnliche Reize und Neigungen überwinden können. Als Ferdinand, der mit den besten Vorsätzen und der Sühne seiner Schuld zurückgekehrt ist, sein Verbrechen entdeckt und sich zugleich einem unabwendbaren Verdachte größerer Schuld ausgesetzt, als er alle seine Hoffnungen und Aussichten auf ein thätiges, ruhiges Leben vernichtet sieht, da fleht er zum Himmel, auf dessen unmittelbare Hülfe der Mensch, der sich selbst vom Laster wieder erhebe, größern Anspruch habe; derjenige, der keine seiner Kräfte ungebraucht lasse, könne sich da, wo sie eben ausgehen, wo sie nicht hinreichen, auf den Beistand des Vaters im Himmel berufen. Luise findet diese Geschichte, obgleich sie aus dem gemeinen Leben genommen sei, nicht alltäglich. „Denn wenn wir uns selbst fragen, und Andere beobachten, so finden wir, daß wir selten durch uns selbst bewogen werden, diesem oder jenem Wunsche zu entsagen; meist sind es die äußeren Umstände, die uns dazu nöthigen." Ferdinand zog aus seinem Unglücke die Lehre, daß man, um den vielfachen Lockungen zum Bösen Widerstand

leisten zu können, sich von Jugend an gewöhnen müsse, sich Manches zu entsagen, ein Grundsatz, den er bei der Erziehung seiner Kinder mit gutem Erfolge zur Anwendung brachte. So tritt in beiden moralischen Geschichten der große Grundsatz der Entsagung hervor, der unsern Dichter durch sein ganzes Leben begleitet!

Auf die drei Gruppen von je zwei gespensterhaften, geheimnißvollen und moralischen Erzählungen folgt das Märchen, welches Carl verlangt, der die Ansicht ausspricht, die Einbildungskraft müsse in solchen Erzählungen sich an keinen Gegenstand hängen, uns keinen Gegenstand aufdringen wollen; sie solle, wenn sie Kunstwerke hervorbringe, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, uns in uns selbst bewegen, und zwar so, daß wir vergessen, daß etwas außer uns sei, das diese Bewegung hervorbringe. Dagegen meint der Alte: „Auch das gehört zum Genuß an solchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen; denn sie selbst (die Einbildungskraft) kann nicht fordern, sie muß erwarten, was ihr geschenkt wird. Sie macht keine Plane, nimmt sich keinen Weg vor, sondern wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem sie sich hin und her schwingt, bezeichnet sie die wunderlichsten Bahnen, die sich in ihrer Richtung stets verändern und wenden"; — und er verspricht auf den Abend ein Märchen, durch welches seine Zuhörer an nichts und an Alles erinnert werden sollen, — eine Aeußerung, durch welche der Dichter die Anforderung eines einheitlichen Zusammenhangs und einer durchgehenden Bedeutung aller einzelnen Personen und Handlungen ablehnt, ohne einen im Ganzen liegenden Sinn, welcher keinem Kunstwerke fehlen darf, leugnen zu wollen.

Von Carlsbad aus schreibt Goethe am 8. Juli an Schiller: „Indem ich auf meiner Herreise einige alte Märchen durchdachte, ist mir Verschiedenes über die Behandlungsart derselben durch den Kopf gegangen. Ich will eh'stens eins schreiben, damit wir einen Text vor uns haben." Am 17. August verspricht er ihm für das Augustheft der Horen „Unterhaltungen, Schluß der letzten Geschichte" (von Ferdinand), für September und Oktober „das Märchen", mit der Bemerkung: „Ich würde die Unterhaltungen damit schließen, und es würde vielleicht nicht übel sein, wenn sie durch ein Produkt der Einbildungskraft gleichsam in's Unendliche ausliefen." Am 18. kündigte er den Beschluß der Geschichte und den Uebergang zum Märchen an. „Zum Märchen selbst", fügt er hinzu, „habe ich guten Muth, es unterhält mich und wird also

doch auch wohl einigermaßen für Andere unterhaltend sein." Einige Tage später heißt es: „Die erste Hälfte des Märchens sollte nach meiner Rechnung auch in's neunte Stück (der Horen) kommen; in wiefern es nöthig oder thunlich sei, wollen wir Montags bereden, wo ich Sie mit Meyern zu besuchen gedenke." Nach dem Besuche in Jena hören wir von Goethe: „Ich wünsche zu vernehmen, daß der gute Effekt des Märchens nachgekommen ist und die Folge den anfänglichen bösen Eindruck wieder ausgelöscht hat." Schiller antwortet: „Das Märchen ist bunt und lustig genug und ich finde die Idee, deren Sie einmal erwähnten, das gegenseitige Hülfeleisten der Kräfte und das Zurückgreifen aufeinander, recht artig ausgeführt. Meiner Frau hat es viel Vergnügen gemacht; sie findet es im Voltaireschen Geschmack, und ich muß ihr Recht geben (vgl. Brief 98). Uebrigens haben Sie durch diese Behandlungsweise sich die Verbindlichkeit aufgelegt, daß Alles Symbol sei. Man kann sich nicht enthalten, in Allem eine Bedeutung zu suchen. Die vier Könige präsentiren sich gar prächtig und die Schlange als Brücke ist eine charmante Figur. Sehr charakterisch ist die schöne Lilie mit ihrem Mops. Das Ganze zeigt sich überhaupt als die Produktion einer sehr fröhlichen Stimmung." Auf Schiller's Bemerkung, er müsse das ganze Märchen in einem Hefte der Horen geben, äußert Goethe, er wünsche es getrennt, weil es bei so einer Produktion eine Hauptabsicht sei, die Neugierde zu erregen; es werde zwar immer auch am Ende noch Räthsel genug bleiben. Am 26. Sept., bei der Uebersendung des endlich ganz vollendeten Märchens, äußert er: „Selig sind, die Märchen schreiben; denn Märchen sind à l'ordre du jour. Der Landgraf von Darmstadt ist mit 200 Pferden in Eisenach angelangt und die dortigen Emigrirten drohen, sich auf uns zu repliiren. Der Churfürst von Aschaffenburg wird in Erfurt erwartet.

Ach, warum steht der Tempel nicht am Flusse!
Ach, warum ist die Brücke nicht erbaut! [1])

Wie ernsthaft jede Kleinigkeit wird, sobald man sie kunstmäßig behandelt, habe ich auch diesmal wieder erfahren. Ich hoffe, die achtzehn Figuren dieses Dramatis sollen, als so viel Räthsel, den Räthselliebenden willkommen sein." „Das Märchen hat uns gut

[1]) In diesen Worten deutet Goethe unwillkürlich die politische Beziehung des Mährchens an, da er die beiden Verse als Klage wegen der gestörten Ordnung der Dinge anwendet.

unterhalten", meldet Schiller, „und es gefällt gewiß allgemein", worauf Goethe erwiedert: „daß mir nach Ihrem Urtheile das Märchen geglückt ist, macht mir viel Freude, und ich wünsche, über das ganze Genre nunmehr mit Ihnen zu sprechen, und noch einige Versuche zu machen." Als Goethe in Eisenach die Reise nach Frankfurt aufgegeben hatte, schreibt Schiller; „Es ist mir in der That lieb, Sie noch ferne von den Händeln am Main zu wissen; der Schatten des Riesen (im Märchen) könnte Sie leicht etwas unsanft anfassen." Schlegel und die beiden Humboldt waren über das Märchen entzückt. Schiller wünschte, daß Goethe das neue Märchen, mit welchem er sich trug, mit dem Anfange des Jahres liefern könnte; und daß dieses ebenfalls in die Unterhaltungen aufgenommen werden sollte, ergibt sich aus Goethes Aeußerung vom 15. Dec.: „Vielleicht kann ich zum März jenes zweite Märchen, von dem ich Ihnen die Skizze vorgetragen, fertig schreiben, und dabei mit einem kleinen Eingang über die Auslegung des ersten wegschlüpfen." Zum Beweise, daß das erste Märchen seine Wirkung nicht verfehlt hat, legt Goethe einen Brief des geistreichen und witzigen Prinzen August von Gotha bei, der mit diesem ganzen Briefwechsel zu Weimar unter Schluß gehalten wird. „Es ist prächtig", meint Schiller, „daß der scharfsinnige Prinz sich in den mystischen Sinn des Märchens so recht verbissen hat. Hoffentlich lassen Sie ihn eine Weile zappeln; ja wenn Sie's auch nicht thäten, er glaubte Ihnen auf ihr Wort nicht, daß er keine gute Nase gehabt hätte." Gleich darauf sandte Goethe an Schiller „eine Erläuterung der dramatischen Personen des Märchens von Freundin Charlotte (von Stein)." „Schicken Sie mir doch geschwind eine andere Erklärung", fügt er hinzu, „die ich ihr mittheilen könnte." Schiller schickt ihm darauf „einen kleinen Beitrag zu der Interpretation des Märchens", mit der Bemerkung: „Er ist mager genug, da Sie mit dem Besten bereits zuvorgekommen sind. In dergleichen Dingen erfindet die Phantasie selbst nicht so viel, als die Tollheit der Menschen wirklich ausheckt, und ich bin überzeugt, die schon vorhandenen Auslegungen werden alles Denken übersteigen." Gegen W. von Humboldt äußert Goethe: „Es war freilich eine schwere Aufgabe, zugleich bedeutend und bedeutungslos zu sein. Ich habe noch ein anderes (Märchen) im Sinne, das aber gerade umgekehrt ganz allegorisch werden soll, und das also ein sehr subordinirtes Kunstwerk werden müßte, wenn ich nicht hoffte, durch eine sehr lebhafte Darstellung die Erinnerung an die Alle-

gorie in jedem Augenblicke zu tilgen." Jedoch brachte er dieses zweite Märchen, das, wie er anderswo bemerkt, ihm nicht recht behagte, weil es nur gar zu verständlich sei, nicht zu Ende, wogegen ihn das Märchen von dem Weibchen im Kasten, die spätere „neue Melusine" schon damals manchmal wieder anlachte. In den Xenien fertigt Goethe die Tadler des Märchens mit dem Distichon ab:

Mehr als zwanzig Personen sind in dem Märchen geschäftig.
„Nun, und was machen sie denn alle?" Das Märchen, mein Freund.

In der Gegenschrift gegen die Xenien „Leben, Thaten, Meinungen und letztes Ende der Xenien" findet sich folgende:

Rechtfertigung.

(Eingesandt von den deutschen Ausgewanderten.)

Märchen und Liebesgeschichten erzählen die Ammen und Liebchen;
Wir sind ehrliche Leut', sprechen auch niemand in Schlaf.

Eben dort wird die Geschichte von der schönen Krämerin bespöttelt.

An den verschiedensten Erklärungsversuchen des Märchens hat es auch in neuester Zeit nicht gefehlt. Wir nennen in dieser Beziehung Hotho (in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik 1830 No. 42, 327), Hartung (eben daselbst 1837 No. 59, 466 f.), Göschel (Unterhaltungen I., 195 f.), Wieck, (über Goethes Lehr- und Wanderjahre Wilhelm Meister's, im Merseburger Pogramm von 1837, S. 28. ff.), Guhrauer (a. a. O. S. 89. ff.) und Rosenkranz (S. 313. ff. XI. f.) [1])

Schönborn (zur Verständigung über Goethe's Faust S. 15. f.) berichtet Folgendes, was ihm von zuverlässiger Hand zugekommen. „Goethe im Paradies, einen Spaziergang längs des Saalufers bei Jena, auf und nieder wandelnd, sah jenseit des Flusses auf bunter, mit Bäumen besetzter Wiese eine schöne Frau, [2]) der die Natur eine herrliche Stimme geschenkt hatte, in weißem Kleide und buntem Turban mit anderen Frauen umherstreifen, und hörte

---

[1]) Goethe äußerte im Jahre 1809 gegen Riemer (II. 604), das Märchen komme ihm gerade so vor, wie die Offenbarung St. Johannis, die man noch auf Napoleon deute. Es fühle ein jeder, daß noch etwas d'rin stecke, und wisse nur nicht, was.

[2]) Nach Guhrauer (S. 90.) vermuthlich die Professorin Schütz.

ihren Gesang über das Wasser herüber. In der Nähe des Paradieses wohnte ein alter Mann, der um geringen Lohn jeden, welcher da wollte, in einem schmalen Kahn nach dem jenseitigen Ufer brachte. Als es schon dämmerte, kamen ein paar Studenten und schifften mit Hülfe des alten Fischers lachend und den Kahn schaukelnd über den Fluß. Jener Abend erweckte, wie Goethe einmal erzählte, in ihm den Gedanken an das Märchen mit der grünen Schlange.“ Aber dieses kann höchstens den Ausgangspunkt und zum Theil das Lokal des Märchens dargeboten haben. Hat das Märchen wirklich einen Sinn, so muß dieser in der Haupthandlung angedeutet liegen; diese ist aber unleugbar die Erlösung der schönen Lilie, der verzauberten Prinzessin des Märchens, die als Mittelpunkt der ganzen Handlung erscheint. Zu ihr wollen die Irrlichter, die sich vom Fährmanne an das jenseitige Ufer überfahren lassen, wo sie aber von der Schlange erfahren, daß diese auf dem eben verlassenen Ufer wohne. Der unglückliche, von Liebe zur schönen Lilie ergriffene Prinz geht immerfort hin und wieder und mißt den traurigen Kreis den Fluß herüber und hinüber ab, um ihr seinen Besuch abzustatten. Die Verzauberung der schönen Lilie besteht aber darin, daß sie alles Lebende, durch ihre Berührung tödtet, wogegen alles Todte durch ihre Hand zum Leben kommt. Die Pflanzen in ihrem großen schönen Garten tragen weder Blüthen, noch Früchte, aber jedes Reis, das sie bricht und auf das Grab eines ihrer Lieblinge pflanzt, grünt sogleich und schießt hoch auf. Alle die Pinien, Cypressen, Eichen und Buchen ihres Gartens sind von ihrer Hand gepflanzt, sie hat sie in dem unfruchtbaren Boden auf die Gräber ihrer Lieblinge gesetzt. So ist demnach das ganze Leben in ihrer Umgebung nur ein Leben des Todes. Ihre schönen blauen Augen, sagt der Prinz, wirken so unselig, daß sie allen lebendigen Wesen ihre Kraft nehmen und daß diejenigen, die ihre berührende Hand nicht tödtet, sich in den Zustand lebendig wandelnder Schatten versetzt fühlen.

Als der Alte seine Frau mit dem todten, in einen Onyx verwandelten Mopse zur schönen Lilie sendet, trägt er dieser auf, ihr zu sagen, sie solle nicht trauern, ihre Erlösung sei nahe; denn es sei an der Zeit. Die schöne Lilie, welche den von ihr zu belebenden Mops mit Verwunderung betrachtet, erkennt, daß viele Zeichen, welche ihrer Erlösung vorhergehen müssen, zusammentreffen.

Was helfen mir die vielen guten Zeichen,
Des Vogels Tod, der Freundin schwarze Hand?
Der Mops von Edelstein hat er wohl seines gleichen?
Und hat ihn nicht die Lampe mir gesandt.

Entfernt vom süßen menschlichen Genusse,
Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
Ach warum steht der Tempel nicht am Flusse!
Ach warum ist die Brücke nicht gebaut!

Ein drittes Zeichen, welches noch ihrer Erlösung vorhergehen muß, ist hier übergangen, daß sie an einem Tage dreimal das Wort: „Es ist an der Zeit“ vernehmen muß, was Goethe wohl aus der Sage von Roger Bacy, wie sie z. B. in Green's „Pater Baco,“ dargestellt wird, genommen hat. Die Schlange verkündet der schönen Lilie, die Weissagung von der Brücke sei bereits erfüllt, was diese aber verneint, indem sie entgegnet: „Ueber den hohen Bogen eurer Brücke können nur Fußgänger hinüber schreiten, und es ist uns versprochen, daß Pferde und Wagen und Reisende aller Art zu gleicher Zeit über die Brücke herüber und hinüber wandern sollen. Ist nicht von den großen Pfeilern geweissagt, die aus dem Flusse selbst heraussteigen werden?“ Auch meldet die Schlange, der Tempel sei erbaut. „Er steht aber noch nicht am Flusse, versetzte die Schöne. Noch ruht er in den Tiefen der Erde, sagte die Schlange; ich habe die Könige gesehen und gesprochen. Aber wann werden sie aufstehen? fragte die Lilie. Die Schlange versetzte: Ich hörte die großen Worte im Tempel ertönen: Es ist an der Zeit.“

Wie die Lilie ihrer Erlösung harrt, so erwarten auch die Könige den Tag, an welchem sie aufstehen werden. Noch ruht der Tempel der Könige, und zwar, was nicht zu übersehen ist, am jenseitigen Ufer in der Tiefe der Erde, wo ihn zuerst die in den Felsklüften umherkriechende Schlange aufgefunden und mit ihrem Lichte erhellt hat. In der ersten Nische erblickte sie das Bildniß eines ehrwürdigen Königs in lauterm Golde. „Dem Maß nach war die Bildsäule über Menschengröße, der Gestalt nach aber eher eines kleinen, als eines großen Mannes. Sein wohlgebildeter Körper war mit einem einfachen Mantel umgeben, und ein Eichenkranz hielt seine Haare zusammen.“ Dieser fragt sie zunächst, woher sie komme. „Aus den Klüften, versetzte die Schlange, in denen das Gold wohnt. — Was ist herrlicher, als Gold, fragte der König. — Das Licht antwortete die Schlange. — Was ist erquicklicher, als Licht? fragte jener. — Das Gespräch, antwortete diese.“ Die

Schlange hat das längst entbehrte Licht und zugleich das Gespräch gebracht, das von denjenigen, welche es entbehren müssen, noch schmerzlicher vermißt wird, als das Licht. In der zweiten Nische stand der silberne König, „von langer, eher schmächtiger Gestalt; sein Körper war mit einem verzierten Gewande überdeckt, Krone, Gürtel und Scepter mit Edelsteinen geschmückt; er hatte die Heiterkeit des Stolzes in seinem Angesichte.“ Bei dem Lichte, welches eine dunkelfarbige Ader an der marmornen Wand durch den ganzen Tempel verbreitete, bemerkte die Schlange den dritten König, „der von Erz in mächtiger Gestalt da saß, sich auf seine Keule lehnte, mit einem Lorbeerkranze geschmückt war, und eher einem Felsen, als einem Menschen glich.“ Als sie sich eben nach dem vierten, am weitesten von ihr entfernten Könige umsehen will, tritt, indem die erleuchtete Ader wie ein Blitz zuckte und verschwand, aus der sich öffnenden Mauer ein Mann von mittlerer Größe hervor. „Er war als ein Bauer gekleidet und trug eine kleine Lampe in der Hand, in deren stille Flamme man gerne hinein sah, und die auf eine wunderbare Weise, ohne auch nur einen Schatten zu werfen, den ganzen Dom erhellte. [1]) Auf die Frage des gold'nen Königs: Warum kommst Du, da wir Licht haben?“ erwiedert er: „Ihr wißt, daß ich das Dunkle nicht erleuchten darf.“ Sein Licht kann also nur das erhellen, was schon Licht hat; es ist ein höheres Licht, welches das niedere voraussetzt. Welche Bedeutung hierin liege, werden wir später sehen. Der silberne König fragt, ob sein Reich (das Reich des äußern Scheines und Glanzes, wie sich später ergeben wird) sich endige, worauf der Alte erwiedert: „Spät oder nie!“ Der eherne König erfährt auf seine Fragen, daß er bald aufstehen werde und sich mit seinen beiden Brüdern vereinigen müsse. Freilich ist eine Verbindung der drei Metalle im vierten, zusammengesetzten Könige schon gegeben, der an einer Säule gelehnt in ansehnlicher, eher schwerfälliger, als schöner Gestalt da stand. Aber die Mischung der drei Metalle war beim Gusse nicht recht zusammengeschmolzen; „goldene und silberne Adern liefen unregelmäßig durch eine eherne Masse hindurch und gaben dem Bilde ein unangenehmes Ansehen.“ Eine solche unnatürliche, aller einheitlichen Durchdringung entbehrende Mischung ist ein unglückliches Gebilde,

---

[1]) Der Schein seiner Lampe hatte auch die dunkelfarbige Ader an der marmornen Wand erleuchtet.

das keinen Bestand haben kann. Daher bemerkt der Alte, dieser König werde sich setzen. Freilich antwortet dieser mit rauher, stotternder Stimme, er sei nicht müde, da er selbst seine innere Nichtigkeit nicht erkennen kann. Wie viele solcher unächten Bildungen gibt es, die aber eben so rasch zerfallen, als sie entstanden sind. Sollte Goethe hierbei wohl an die rasch auf einander folgenden Constitutionen der Revolutionszeit gedacht haben? „Indessen sagte der goldene König zum Manne, wie viel Geheimnisse weißt Du? — Drei, versetzte der Alte. — Welches ist das wichtigste? fragte der silberne König. — Das offenbare, versetzte der Alte. — Willst Du es auch uns eröffnen? fragte der eherne. — Sobald ich das vierte weiß, sagte der Alte. — Was kümmerts mich! murmelte der zusammengesetzte König vor sich hin. Ich weiß das vierte, sagte die Schlange, näherte sich dem Alten und zischte ihm etwas in's Ohr. — Es ist an der Zeit! rief der Alte mit gewaltiger Stimme. Der Tempel schallte wieder, die metallenen Bildsäulen klangen, und in dem Augenblicke versank der Alte nach Westen und die Schlange nach Osten, und jedes durchstrich mit großer Schnelligkeit die Klüfte der Felsen." Fragt man, welches das vierte Geheimniß sei, das die Schlange dem Alten verkündet, so liegt es nahe, an ihren Entschluß, sich aufzuopfern, zu denken. Von den drei Geheimnissen ist das eine das offenbare, das dem tiefern Blicke sich von selbst offenbart, dem gewöhnlichen verborgen bleibt,[1]) daß es nämlich an der Zeit sei. Die beiden anderen Geheimnisse sind wohl die eben ausgesprochenen, daß die drei Könige bald aufstehen und sich vereinigen werden, dagegen der gemischte in sich zerfallen müsse.

Wenn die Noth am höchsten ist, sagt ein bekanntes Sprichwort, dann ist Gott oder die Hülfe am nächsten. So läßt der Alte der schönen Lilie sagen, das größte Unglück könne sie als das größte Glück betrachten; denn es sei an der Zeit. Als das größte Unglück stellt aber das Märchen in der ihm eigenthümlichen Weise

---

[1]) Man vergleiche das bekannte Wort (B. 2. 293):

Müsset in Natur betrachten
Immer eins, wie alles achten;
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen:
Denn was innen ist, ist außen.
So ergreifet ohne Säumniß
Heilig öffentlich Geheimniß.

den Tod des Geliebten der verzauberten Prinzessin dar. Als die schöne Lilie den todten, in einen Onyx verwandelten Mops an ihren Busen drückt, geräth der unglückliche Prinz in die äußerste Verzweiflung, in welcher er seinen Leiden ein Ende machen will. Wenn Steine an ihrem Busen ruhen können, so will auch er zu Stein werden; wenn ihre Berührung tödtet, so will er von ihren Händen sterben. Er stürzt auf die Geliebte los; diese streckt die Hände aus ihn abzuhalten und berührt ihn nur desto früher. Das Bewußtsein verläßt ihn und mit Entsetzen fühlt sie die schöne Last an ihrem Busen. Mit einem Schrei tritt sie zurück, und der holde Jüngling stürzt entseelt aus ihren Armen zur Erde.

Wie aber erfolgt nun die Erlösung der schönen Lilie? Durch die thätige Hülfe der Schlange und des Mannes mit der Lampe, der zur rechten Zeit erscheint, denn seine Lampe spratzelt immer, wenn man seiner bedarf, und irgend ein Meteor oder ein Vogel zeigt ihm den Weg, wohin er sich wenden muß. In ihrem auf Leichen erblühenden Garten kann die schöne Lilie nicht vom Zauber befreit werden, sie muß zunächst zum jenseitigen Ufer, wo der unglückliche Prinz, indem die Schlange sich opfert und die Weissagung der Brücke zur Erfüllung bringt, wieder zum Leben erwacht. Aber noch ist der Geist des Jünglings nicht zurückgekehrt. Der Alte führt ihn in den unterirdischen Tempel, wo er zum mächtigen Herrscher geweiht und der Zauber von der schönen Lilie, die sich mit ihm vereinigt, genommen werden wird. „Nach einiger Pause fragte der goldne König: Woher kommt ihr? — Aus der Welt anwortete der Alte. — Wohin geht ihr? fragte der silberne König. — In die Welt, sagte der Alte. — Was wollt ihr bei uns, fragte der eherne König. — Euch begleiten, sagte der Alte." Also die Könige, welche bisher in der tiefen Felsenkluft verborgen gesessen, sollen jetzt in die Welt, die sie beherrschen werden. Der zusammengesetzte König fragt den Alten mit stotternder Stimme, wer denn die Welt beherrschen werde. „Wer auf seinen Füßen steht, antwortete der Alte. — Das bin ich, sagte der gemischte König. — Es wird sich offenbaren, sagte der Alte; denn es ist an der Zeit." Die schöne Lilie, welche am heutigen Tage zum dritten Male das ahnungsvolle Wort: „Es ist an der Zeit!" vernimmt, fällt dem Alten vor Freude um den Hals und küßt ihn auf das herzlichste. Alle Zeichen sind jetzt geschehen, bis auf das letzte, das unmittelbar darauf erfolgt. Der Tempel bewegt sich wie ein Schiff, das sich sanft aus dem

Hafen entfernt, wenn die Anker gelichtet sind; er zieht unter dem Flusse weg zum jenseitigen Ufer, wo er aufwärts steigt an der Stelle, an welcher die Hütte des Fährmanns steht, die, von ihm aufgenommen und zu einem herrlichen kleinen Altar von getriebener Arbeit verwandelt, in der Mitte des Tempels stehen bleibt. Die schöne Lilie steigt die äußern Stufen des Altars hinauf, da sie noch immer sich von ihrem starr vor sich hinsehenden Geliebten entfernt halten muß; erst wenn dieser zur völligen Herrschaft gelangt ist, wird ihre Erlösung vollbracht sein. Der Alte tritt zwischen den Prinzen und die schöne Lilie, und ruft die Worte, in welchen sich die neue Weltordnung ausspricht: „Drei sind, die da herrschen auf Erden, die Weisheit, der Schein und die Gewalt." Bei dem ersten Worte steht der goldne, bei dem zweiten der silberne, bei dem dritten der eherne König auf, während der gemischte, aller lebendigen Einheit entbehrende König in sich zerfallen muß. Die Bedeutung der drei Könige ist hiernach unzweifelhaft. Guhrauer (S. 103) vergleicht hierzu nicht unpassend die freimaurerische Lehre, wonach Weisheit, Stärke, Schönheit (wisdom, strength, beauty,) die Pfeiler der Loge sind. Daß Goethe hierdurch und durch die Aufnahmeacte der Freimaurer zu seiner Dichtung vom unterirdischen Tempel gekommen, ist wahrscheinlich; vielleicht aber hatte auch die in einem obenerwähnten Briefe Schiller's erwähnte Sage daran Antheil, daß zu Baireuth bei Oeffnung eines alten Gebäudes die alten Markgrafen erschienen sein und geweissagt haben sollen. Aber entschieden Unrecht hat Guhrauer, wenn er hier unter dem S c h e i n e die S c h ö n h e i t versteht und Göschel's richtige Erklärung (S. 94) verwirft, doch scheint er sich selbst nicht gleich zu bleiben, wenn er einmal unter Schein den wirklichen bloßen Schein versteht, ein andermal „die Schönheit, insofern sie erscheint." Der Schein ist hier der Glanz, der Nimbus, welche den Namen und die Würde des Herrschers umgibt; die Person des Herrschers ist geheiligt und sein Ansehen erweckt Ehrfurcht. Diese Heiligkeit des königlichen Namens ist neben der Weisheit, unter welcher die Gerechtigkeit mitbegriffen ist, und der Gewalt die Hauptstütze der Herrschaft. Hiermit stimmt ganz vortrefflich die Darstellung des silbernen Königs „von langer und eher schmächtiger Gestalt," sein verziertes Gewand, seine Heiterkeit des Stolzes und die Attribute der Krone, des Gürtels und Scepters, welchen er dem Prinzen mit den Worten übergibt: „Weide die Schafe!" Zu unserer Deutung paßt es auch sehr wohl, wenn der silberne König den Irrlichtern sagt, sie

sollten sich auswärts, nicht an ihm sättigen, und ihm ihr Licht bringen; denn die Heiligkeit des königlichen Namens beruht auf Anerkennung anderer. Sehr Bedeutsam ist auch die Antwort des Alten auf die Frage des silbernen Königs, seine Herrschaft werde spät oder nie endigen. Die drei Könige verleihen dem Prinzen ihre Macht, welche die neue Herrschaft fest und sicher gründet. „Nach umgürtetem Schwert hob sich seine Brust, seine Arme regten sich und seine Füße traten fester auf; indem er den Scepter in die Hand nahm, schien sich die Kraft zu mildern und durch einen unaussprechlichen Reiz noch mächtiger zu werden; als aber der Eichenkranz seine Locken zierte, belebten sich seine Gesichtszüge, sein Auge glänzte von unaussprechlichem Geist und das erste Wort seines Mundes war Lilie." Dem Alten ruft er zu: „Herrlich und sicher ist das Reich unserer Väter, aber du hast die vierte Kraft vergessen, die noch früher, allgemeiner, gewisser die Welt beherrscht, die Kraft der Liebe," worauf dieser aber lächelnd versetzt: „Die Liebe herrscht nicht, aber sie bildet, und das ist mehr." Die Herrschaft darf nicht auf die Liebe gegründet sein; diese ist es aber, welche den Grundboden des Staats, die Familie, begründet. Auch auf den Prinzen hat ihre bildende Kraft gewirkt, sie hat ihn aufrecht gehalten, sein Herz dem Schönen, Guten und Wahren zugewandt; denn die wahre Liebe ist Entäußerung unserer selbst und aller selbstsüchtigen Neigungen. So ist der Tempel am Flusse gegründet, in welchem die wahre Herrschaft, auf Weisheit, Schein und Gewalt gegründet, waltet und die schöne Lilie zum reinsten Leben gedeiht. An demselben Ufer, wo früher der Todesgarten der Lilie sich befand, hat sich jetzt der Tempel einer festen und gesicherten Herrschaft erhoben. Muß hiernach die schöne Lilie offenbar den Gegensatz zu einer solchen Herrschaft bilden, so können wir unter ihr nur die falsche Freiheit der Revolution verstehen, die alles Lebende tödtet, alles Bestehende umstürzt, aber das Todte belebt, und Lebendigtodtes in's Leben ruft. Diese falsche Freiheit, welche keine Schranken kennt, muß entzaubert, sie muß zur wahren Freiheit werden, die nur unter einer auf jenen drei Mächten begründeten Herrschaft gedeihen kann; denn „das Gesetz nur kann uns Freiheit geben." Wir erinnern hierbei mit Göschel an den Anfang der Unterhaltungen, wo es von Carl heißt, er habe sich „von der blendenden Schönheit verführen lassen, die unter dem Namen Freiheit sich erst heimlich, dann öffentlich so viele Anbeter zu verschaffen wußte, und so übel sie auch die einen behandelte, von

den anderen mit großer Lebhaftigkeit verehrt wurde.“ Man vergleiche die in dieselbe Zeit fallenden Verse:

Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider;
Freiheit suchte doch nur jeder am Ende für sich.
Willst du Viele befreien, so wag' es Vielen zu dienen.
Wie gefährlich das sei, willst du es wissen? Versuch's!

Wenn aber Göschel meint, die Freiheit habe ihr wahres Wesen, nach langer Entstellung in das Gegentheil, entwickelt und erneuert, sie sei zur Liebe geworden, welche die Herrschaft wieder in ihre Rechte einsetze, so müssen wir dies für einen entschiedenen Irrthum erklären, da Freiheit und Liebe sich keineswegs auf diese Weise entgegengesetzt sind und es neben der falschen Freiheit auch eine wahre gibt; die entzauberte Liebe ist gerade die letztere. Man meine aber nur nicht mit Guhrauer (S. 95), die Lilie könne nicht die falsche, revolutionäre Freiheit sein, weil diese nicht zugleich mit der Legitimität, dem Prinzen, ihre Erlösung von dem Banne feiern könne. Hiergegen können wir zunächst bemerken, daß der unglückliche Prinz in der verzauberten Lilie die wahre Freiheit liebt, deren Zauber er lösen möchte, und daß, wenn er von ihrer Hand stirbt, dies gerade der Zauberfluch ist, welcher auf ihr ruht. Dann aber ist wohl zu beachten, daß nicht alle einzelnen Züge und Ereignisse des Märchens einen symbolischen Sinn haben, wie Goethe selbst andeutet, sondern manche bloß zum Zwecke der Fabel erfunden sind, um die Handlung zu einer belebten, wohl fortschreitenden, in sich abgerundeten zu machen,[1] weshalb es ein großes Versehen von Guhrauer ist, wenn dieser Nebenhandlungen und Nebenzüge, die zu der symbolischen Bedeutung der einzelnen Figuren nicht passen, zur Widerlegung der versuchten Deutungen mißbraucht. Oder glaubt etwa Guhrauer, seine eigene Erklärung sei von dieser Seite unangreifbar, so möge er einmal den Versuch machen! Beim Namen der Lilie ist am wenigsten an die Lilien Frankreichs zu denken, überhaupt nicht, wie ich glaube, an die Blume, sondern an den alchymistischen Gebrauch des Wortes. Goethe nennt im Faust die aus dem Silber gezogene reine Substanz Lilie. Bei Paracelsus steht Lili für den Stein der Weisen selbst, für das höchste Ergebniß der Alchymie. In den drei Dienerinnen der Lilie möchte ich

[1]) Zu solchen Zügen ohne tiefere symbolische Bedeutung zählen wir auch die Beschreibung des Prinzen, der mit glänzendem Harnisch und einem Purpurmantel, aber mit unbedecktem Haupte und nackten Sohlen erscheint.

bloß phantastische, nicht symbolische Figuren sehn. Dasselbe gilt von dem Fährmanne, der nur an's jenseitige Ufer, aber nicht zurückfahren kann und als Fährgeld Früchte der Erde verlangt, ebenso von der durchaus sinnlich gehaltenen Frau des Alten mit der Lampe. Während des verworrenen Zustandes der Herrschaft der verzauberten Lilie ruht die feste sichere Herrschaft, die allein wahre Freiheit gewähren kann, am jenseitigen Ufer in der Tiefe der Erde. Die Verbindung zwischen beiden Ufern ist eine ganz unzureichende und seltsame. Des einseitigen Fährmanns gedachten wir eben; neben ihm sehen wir den großen Riesen, dessen Körper ganz kraftlos ist, wogegen sein Schatten vieles vermag, ja alles. „Deswegen ist er beim Auf- und Untergang der Sonne am mächtigsten, und so darf man sich Abends nur auf den Nacken seines Schatten setzen; der Riese geht alsdann sachte gegen das Ufer zu und der Schatten bringt den Wanderer über das Wasser hinüber." Später richtet der Schatten seiner Fäuste auf der neuentstandenen stehenden Brücke großen Schaden an. Als er aber auf die Thüre des Tempels losgehen will, wird er auf einmal in der Mitte des Hofes am Boden festgehalten, wo er als kolossale Bildsäule von röthlich glänzendem Steine stehen bleibt und sein Schatten die Stunden zeigt, die in einem Kreise auf dem Boden um ihn her nicht in Zahlen, sondern in edlen und bedeutenden Bildern eingelegt waren. Hierbei schwebt dem Dichter, wie jetzt auch Guhrauer (S. 106) bemerkt, der große Obelisk vor, der zu Rom auf dem Campus Martius als Sonnenzeiger diente, und den Goethe selbst (B. 24, 97) als das älteste und herrlichste vieler Monumente bezeichnet. Die Dichtung vom Schatten des Riesen ist offenbar durch den riesigen Schatten, wie ihn etwa ein Berg am Abende über den Fluß wirft,[1]) veranlaßt, doch deutet sie symbolisch auf die wilde rohe Gewalt der Massen, die, wenn sie nicht zweckmäßig verwandt und geleitet wird, das größte Verderben anrichtet. Ganz anderer Natur sind die fackelnden, ohne Ziel und Zweck hinstreifenden Irrlichter, die in einem geordnetem Staate, wo jeder zum Zwecke des Ganzen mitwirken soll, keine Stelle finden. Sie öffnen freilich, weil dies ihrer genußsüchtigen Natur zusagt, den Eingang zum Tempel, aber sie müssen selbst außerhalb des Tempels bleiben und entfernen sich am Schlusse, wo sie allein unverändert erscheinen. Die Irrlichter bezeichnen die Selbst- und Genußsüchtigen, welche keinen Antheil am

---

[1]) Berühmt war im Alterthume der ungeheuere Schatten des Berges Athos.

allgemeinen Besten nehmen. Dagegen zeigt sich die schönste Thätigkeit in der Schlange. Sie ist es, welche am Mittage eine sichere Brücke bildet, auf welcher man nach beiden Seiten hingelangen kann. Sie entdeckt zuerst den unterirdischen Tempel, den sie mit ihrem Lichte erhellt (daß dies Licht von dem Golde der Irrlichter kommt, ist rein phantastisch), sie zeigt sich bei der Erlösung der Lilie überall thätig, sie opfert sich endlich selbst auf. Wenn sie bemerkt, sie opfere sich, damit sie nicht geopfert werden, so spricht sich darin nur die Ueberzeugung aus, daß ihre Aufopferung zu der vom Schicksale bestimmten Gründung der neuen Herrschaft nothwendig sei. Sie bezeichnet ohne Zweifel die Verständigen und Besonnenen, die sich mit Liebe dem allgemeinen Besten widmen und bei der allgemeinen Verwirrung auf die Herstellung der Ruhe und festen Sicherheit des Staates hoffen [1]) und im Stillen auf diesen Zweck hinwirken, frei von der Eigensucht derjenigen, welche überall nur sich selbst, ihren Vortheil und ihre Ehre suchen. Die Schlange ist freilich nach der mosaischen Vorstellung das Bild des Bösen, aber bei den Griechen erscheint sie als Heilschlange, Wahrsagerin, Symbol der Fruchtbarkeit, des Lebens und alles Einheimischen. Bei den Indern und Phöniziern bezeichnet sie die Welt, den ewigen Kreislauf der Dinge, und die Schlangengötter sind wohlthätiger Natur. Auch in unserm Märchen ist die Schlange wohlthätig, sie befördert das allgemeine Heil. Ob auch die Schlangenklugheit dem Dichter bei ihr vorschwebte und bei dem Lichte, das sie verbreitet, der glühende Blick der Schlange zur Aufnüpfung diente, lassen wir unentschieden. Wie die in den Klüften umherkriechende im Stillen wirkende Schlange Licht verbreitet, so erscheint uns ein höheres Licht, welches alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, alle todte Thiere in Edelsteine verwandelt und alle Metalle zernichtet, in der heiligen Lampe des Alten, der an den „Alten der Tage“ in der Bibel erinnert. Hier erkennen wir im Gegensatze zum niedern Lichte der Schlange, der menschlichen freithätigen Kraft, die höhere, ewig waltende Vorsicht, welche die Geschicke der Völker wägt und zur Zeit alles zum Besten lenkt. Den vollsten Gegen-

---

[1]) Als die Irrlichter wünschen von der Schlange zur schönen Lilie geführt zu werden, bemerkt diese mit einem tiefen Seufzer, diesen Dienst könne sie sogleich nicht leisten; leider wohne diese jenseit des Flusses worin sich das Verlangen nach einem andern Zustande der Dinge, aus den sie hofft, bestimmt ausspricht.

satz zu dieser höhern, überirdischen Macht bildet die dem Alten als Contrast beigegebene durchaus irdische und sinnliche Frau, die blos zur Belebung und leichtern Entwickelung der Handlung erfunden ist.

Uns ist demnach das Märchen der phantastische Ausdruck des Gedankens, daß das wahre Glück nicht in schrankenloser, unbedingter Freiheit bestehe, die nie verwirklicht werden kann, und wo sie erstrebt wird, nur Unheil und Verderben anrichtet, sondern in der auf Weisheit, Schein und Gewalt gegründeten Herrschaft, unter welcher allein wahre Freiheit gedeihen kann. Der von Schiller im Märchen aufgefundene Gedanke vom gegenseitigen Hülfeleisten der Kräfte und dem Zurückweisen derselben aufeinander würde hierzu vortrefflich passen, doch tritt dieser nur nebensächlich darin hervor, daß alle sich zur Wiederbelebung des Prinzen vereinigen, bei welcher der Alte bemerkt: „Ein einzelner hilft nicht, sondern wer sich mit vielen zur rechten Stunde verbindet.“ Hält man daran fest, daß die Haupthandlung in der Erlösung der Lilie und der Erhebung des Tempels besteht, so fallen alle abweichende Erklärungen von selbst weg, wie wenn Guhrauer den Sieg über die rohe Natur und die stupide Materie, Wieck den Entwickelungsgang der im Individuum und im Geschlechte sich entwickelnden und vollendenden Menschheit im Märchen dargestellt findet. Uebrigens ist es ein schön berechneter Zug Goethe's, daß die Politik, welche von der Unterhaltung ausgeschlossen ist, sich in der Form des Märchens doch Eingang zu verschaffen weiß.

Daß Goethe neben diesem Märchen noch ein anderes, allegorisches im Sinne hatte, wodurch wir vier Gruppen von je zwei Erzählungen erhalten haben würden, ist oben bemerkt worden. Bei der Gleichartigkeit von je zwei zusammengehörigen Erzählungen, wie wir sie in den Unterhaltungen finden, dürfen wir vermuthen, daß auch dieses Märchen einen politischen Sinn haben sollte. Vielleicht sind wir nicht zu kühn, wenn wir diesen darin suchen, daß in politischen Revolutionen, wo eine Partei immer die andere stürzt, indem keine die Herrschaft der andern ertragen will, sondern alle „Willkühr für sich suchen“, das Volk, welches man beglücken will, am schlimmsten fährt. Wir erinnern in dieser Beziehung an das gleichzeitige Epigramm (Venediger Epigr. 15):

Diesem Ambos vergleich' ich das Land, dem Hammer den Herrscher
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech, wenn nur willkührliche Schläge
Ungewiß treffen und nie fertig der Kessel erscheint!

Ein paar Jahre später hatte Goethe etwa ein halb Dutzend Märchen und Geschichten im Sinne, die er als zweiten Theil der Unterhaltungen seiner Ausgewanderten bearbeiten, dem Ganzen noch auf ein gewisses Fleck helfen und alsdann in seinen Schriften herausgeben wollte. Vgl. Goethe's Brief an Schiller vom 3. Febr. 1798. Hierzu gehörten ohne Zweifel das Märchen von der neuen Melusine, die nach einer französischen Quelle, aus welcher Goethe bereits 1797 „der Müllerin Verrath" genommen hatte, bearbeitete Erzählung „die pilgernde Thörin", und andere, später in die Wanderjahre aufgenommene Geschichten, nicht aber die Novelle, aus der er noch damals ein episches Gedicht „die Jagd" zu machen gedachte.

Köln. **H. Düntzer.**



Ueber „wer" und „was" und die entsprechenden Wortformen in der französischen und der englischen Sprache.

Mit Rücksicht auf: „Ueber eine Art Attraktion des Relativs" u. s. w. von Dr. Teipel in Band II. S. 344 des Archivs.

Die Fragen: wer ist gekommen? was ist geschehen? setzen in dem Fragenden eine gänzliche Unsicherheit in Bezug auf die fragliche Person oder die fragliche Begebenheit voraus; und wenn auch der Fragende je nach den Umständen, in welchen derselbe sich befindet, Unwahrscheinliches zu hören nicht erwarten wird, so liegt dennoch in den Fragen eine solche Unbestimmtheit, daß, die Sache rein grammatisch betrachtet, selbst Unmögliches auf dieselben erwiedert werden könnte. Wenn nun auf jene Fragen die Antworten erfolgten: „mein Bruder ist gekommen;" „dein Haus ist abgebrannt," so würden diese Antworten eine Bestimmtheit enthalten, die der Unbestimmtheit in den Fragen nicht entspräche, vielmehr würden die Fragen erst dann die Bestimmtheit der Antworten erreichen, wenn sie lauteten: „wessen Bruder ist gekommen?" „wessen Haus ist abgebrannt?" Wollte ich in derselben unbestimmten Form antworten, in der ich oben gefragt worden, so würde ich sagen müssen: „derjenige welcher (der) gekommen, ist dein Bruder. Dasjenige welches (das) geschehen, wird dich erschrecken. Dein Haus u. s. w." Man sieht hieraus, daß die Frage-Fürwörter „wer = derjenige welcher, was = dasjenige welches" jedes zwei Fürwörter enthalten (demonstratives und relatives), wie dieses denn, wenn sie affirmativ gebraucht werden, sich klar herausstellt. „Wer schmeichelt betrügt. Suchet wen ihr wollt. Was du fragst, will ich beantworten." „Wer, was" in affirmativen Sätzen gebraucht, vertreten mithin Subject oder Object für Hauptsatz und Nebensatz. Vor zweierlei hat man sich hier zu hüten.

Einmal, daß man nicht, wer, was mit welcher, welches verwechselnd, in Sätzen obiger Art der das hinzufügt. „Wer schmeichelt, der betrügt. Was du fragst, das will ich beantworten.“ Dann, daß man nicht das relative welches oder das mit dem Frage-Fürwort was verwechselt. „Ein Resultat, was mich überrascht.“

Ein anderer Gebrauch des „was“ findet da Statt, wo dasselbe nicht einen Gegenstand sondern einen Satz zu vertreten hat. „Man sagt mir du seiest krank, was mich beunruhigt (was ich nicht glaube).“ Im Französischen, so wie was in obigen affirmativen Sätzen ce qui, ce que.

Nicht genug, daß wer was, wie wir gesehen, für Hauptsatz und Nebensatz hinreichen, es mögen diese nun Subject oder Object (Nominativ oder Accusativ) darstellen, sondern was kann auch in demselben Satze als beides zugleich auftreten. „Was ich sehe überrascht mich. Was geschehen soll vermag ich nicht gutzuheißen.“ Zwar wird man nicht sagen können: „Wen ich hier sehe kömmt mir freundlich entgegen. Wer mich grüßt grüße ich wieder“ aus einem leicht erkennbaren Grunde, weil nämlich nicht hier wie dort Nominativ und Accusativ gleiche Form haben.

So die Sache betrachtet, was läßt sich gegen Sätze wie: „ich stand dir nicht Rede auf was du sprachst“ wohl Erhebliches einwenden, als daß wir unser Ohr nicht daran gewöhnt haben? Ist denn was in jenem Satze etwa anders zu beurtheilen als in: „Was ich sehe überrascht mich?“ Hier wie dort steht was für das welches, und hier wie dort erheischt was im Hauptsatze wie im Nebensatze dieselbe (Accusativ-) Form. Es scheint vielmehr zu bedauern, daß wir von unserm was nicht einen eben so freien Gebrauch machen als die Engländer von ihrem what (that which), woran wir freilich auch schon durch den Umstand gehindert werden, daß viele unserer Präpositionen das neutrale Relativum alteriren, was im Englischen bekanntlich nicht der Fall ist. Daher würden Sätze wie die folgenden: „Ich verstehe nichts von was du sprichst. Du beschäftigst dich mit was ich verabscheue. Du nimmst deine Zuflucht zu was ich nicht billigen kann,“ in welchen den Engländern of what, with what, to what keinen Anstoß erregen würden, sowohl die oben aufgestellte Regel als unser sprachliches Gefühl verletzen.

Angenommen nun Sätze wie: „Ich verstehe nichts von was du sprichst“ wären im Deutschen eben so üblich als sprachlich nichts dagegen zu erinnern sein könnte, wenn das oben erwähnte Bedenken

nicht Statt fände, wie dieses die englische Sprache, wo nicht beweis't, doch bestätigt, wie kömmt Herr Dr. Teipel dazu, in einer Verbindung wie der Präposition von mit dem Fürworte was eine Attraction zu erblicken? Welche Analogie findet doch wohl zwischen Nos tamen hoc confirmamus illo augurio quo diximus und der obigen Stelle Statt? In griechischen und lateinischen Sätzen dieser Art haben wir es mit einem Relativum zu thun, das nicht den nothwendigen Casus, den das mit demselben verbundene Zeitwort regiert, sondern den zufälligen Casus des Hauptwortes, das es zu vertreten bestimmt ist, annimmt. Im obigen deutschen Satze haben wir es aber gar nicht mit einem relativen, sondern mit einem Frage-Fürwort zu thun, das das Demonstrativum das und das Relativum welches enthält, wo also die Casus nur in einfacher Darstellung sich befinden, mithin eine Attraction gar nicht möglich ist. Eine solche würde also in Sätzen obiger Art nur dann Statt finden können, wenn man was mit das welches verwechselte, wo dann der oben angeführte Satz attracto casu so lauten würde: „Ich verstehe nichts von dem welchem du sprichst." Schwerlich werden jedoch die größten Verehrer des klassischen Alterthums es unternehmen wollen, unsere deutsche Sprache mit solcher Ausdrucksweise zu bereichern.*)

Es ist nun aber überhaupt die durch nichts zu rechtfertigende, vielmehr alles gegen sich habende Annahme, daß das Fürwort was ein Relativum sei, die den Herrn Dr. Teipel zu seiner Behauptung gebracht hat. Erklärt wird diese Annahme allerdings durch den leichtsinnigen Gebrauch jenes Wörtleins in den Ausdrücken „alles was, etwas was, das Ergebniß was u. s. w., (statt das) wenn gleich nicht gerechtfertigt. Möchte die weiter unten folgende Darstellung des Verfahrens der Engländer in analogen Fällen dazu beitragen, der mißbräuchlichen Anwendung des Fürwortes was Schranken zu setzen.

Was den französischen Sprachgebrauch in Beziehung auf wer und was betrifft, so bietet dieser zwar Analogien für wer, aber

*) Ohnehin können die von Herrn Dr. Teipel angeführten deutschen Sätze auch nicht im Entferntesten zu der Behauptung Veranlassung geben, daß in ihnen eine Attraction enthalten sei. Denn was aufgelös't in das welches würde in allen jenen Stellen sowohl im Haupt- als Nebensatze dieselbe (die Accusativ-) Form behalten. Nirgends wäre also die Verwechselung eines nothwendigen Casus mit einem zufälligen.

nicht für was dar. Qui est venu me demander? Celui qui est venu vous demander hier. — Qui avez-vous vu? Qui, das als Frage-Fürwort wie das deutsche wer ein demonstratives und ein relatives Fürwort enthält, kann eben so wie im Deutschen im affirmativen Satze jene beiden Fürwörter vertreten. Qui s'excuse s'accuse. Da dieses qui im Accusativ nicht verändert wird, und natürlich eben so wenig wenn ihm eine Präposition vorangeht, so kann sich der französische Sprachgebrauch hier freier bewegen als der deutsche. Aimez qui vous aime. Il me vengera de qui m'ose outrager. Tous les moments sont chers à qui connaît le prix du temps. Il n'y a pas de Dieu pour qui ne croit pas à la vertu; welche Sätze alle, aus dem angegebenen Grunde, dem deutschen Sprachgebrauche sich nicht fügen. Uebrigens ist wohl zu bemerken, daß qui für celui qui (so wie wer für derjenige welcher) nur da anwendbar ist, wo es sich um eine Thatsache handelt, die von jedem menschlichen Individuum gilt, so daß in Sätzen wie Celui qui est venu vous demander m'est tout-à-fait inconnu — celui nicht fehlen darf. Hiermit hängt es zusammen, daß qui als Demonstrativum und Relativum nur in der männlichen Einzahl vorkömmt. Daß daher dieses qui für quiconque (jeder der) steht und überall mit demselben verwechselt werden kann, bedarf wohl kaum angeführt zu werden.

Die Redensart: C'est à qui apprendra le mieux sa leçon. C'était à qui apprendrait le mieux sa leçon, deutet ein wetteiferndes Bestreben an, so daß der Sinn jener Sätze ist: „Jeder sucht (suchte) es seinen Mitbewerbern im Erlernen seiner Lection zuvorzuthun. Qui als Fragefürwort heißt wer, und enthält derjenige welcher, wie überall wo jenes Fragefürwort im affirmativen Satze vorkömmt. Erläutert man nun in obigen Sätzen qui durch celui qui, so macht man zwar für denjenigen, der sich der Bedeutung des Fragefürwortes qui nicht bewußt ist, den Ausdruck deutlicher, aber man ergänzt nichts, sondern man verwechselt nur die kürzere Form des Fragepronomens mit der längern des relativen Fürwortes in Verbindung mit dem demonstrativen, wobei es denn ganz zufällig ist, daß das relative Fürwort von dem Fragepronomen in der Form sich gar nicht unterscheidet. Eine Vergleichung des englischen to what = to that which muß die Sache ganz klar machen, und bis zur Evidenz zeigen, daß hier eben so wenig von einem ausgelassenen Demonstrativum als von einer Attraction die Rede sein kann. Will man nun aber auf eine nähere

Erläuterung jener Redensart eingehen, so möchte Folgendes zu bemerken sein. Der Gedanke c'est à qui apprendra le mieux sa leçon setzt eine Gesellschaft von Personen voraus, die sich nicht nur mit Eifer einen Zweck vorsetzen, sondern in dessen Erreichung auch jeder gern der Erste sein möchte, so daß sie stillschweigend oder nach einer Verabredung eine Preisbewerbung unter sich statuiren. Jener Gedanke vollständig ausgedrückt würde also etwa so lauten: Ils tâchent de gagner le (un) prix qui est (destiné, adjugé) à celui qui apprendra le mieux sa leçon.*) Diese Erklärung paßt vollkommen auf ein Beispiel der Art in Charles XII., wo Voltaire von der Dienstbeflissenheit von Hofleuten zur Bewirkung der Großjährigkeit des jungen Königs von Schweden spricht, und nachdem er dieselbe so ausgedrückt hat: c'était à qui précipiterait l'exécution de ce dessein, unmittelbar darauf hinzufügt: pour s'en faire un mérite auprès du roi. Daß nicht alle Fälle dieser Art sich jener Erklärung eben so leicht fügen werden, kann nicht auffallen, wenn man bedenkt, daß man bei dieser Ausdrucksweise weniger den Ursprung als die Bedeutung derselben (das wetteifernde Bestreben unter Vielen, das gemeinsame Mitwirken zu einem Zwecke) festzuhalten geneigt sein mußte. Nur unter dieser Voraussetzung möchte ein Satz wie der folgende möglich sein. Les chefs ont tiré au sort à qui attaquerait le premier consul.

In der mit jener verwandten Redensart: Nous travaillerons à qui mieux mieux (um die Wette) scheint mir zu liegen: „Wir wollen arbeiten, und welchem unter uns dieses am Besten gelingt, der soll am Besten beurtheilt werden, soll der Beste sein." Doch möchte man sich vergeblich bemühen, diese oder irgend eine andere Erklärung supplendo verdeutlichen zu wollen.

Was als Fragepronomen heißt im Französischen quoi, que, qu'est-ce que. Quoi de plus beau? qu'y a-t-il de plus beau? Was für ein Mann? was ist das für ein Mann? heißt: quel homme? quel est cet homme? Im affirmativen Satze heißt

*) Es versteht sich, daß es nicht meine Absicht sein kann, jene Redensart elliptisch zu erklären; eine Verfahrungsweise die ich nicht nöthig gehabt hätte in der Grammaire nationale kennen zu lernen, um ihr abhold zu sein. Ich wollte nur zeigen, welcher Gedanke der Entstehung jener Redensart dunkel zum Grunde gelegen haben mochte, die schwerlich so geformt worden wäre, wenn man sich bei ihrer Entstehung den Gedanken ganz klar gemacht hätte. —

was ce qui, ce que. Vous savez ce qui a été vu, ce que j'ai vu. Ne doutez pas de ce que je vous dis. Ne vous opposez pas à ce que je désire. Auch ce dont und ce à quoi kommen vor. Notre ami a été absous, ce dont personne ne doutait. Les biens de la fortune sont ce à quoi il faut le moins se fier. Alle diese Fälle bieten für das affirmative was keine Analogien dar.

Im Englischen entspricht den Fragefürwörtern wer, was who und what. Who and what are you? Was für ein heißt what für Personen und Sachen. What man is he? What is the matter? Who kann als Frag-fürwort auch die Mehrzahl vertreten. Who are in the gallery besides? eben so what. What are these schismatical proceedings to our present purpose? Die Frage nach einer Person oder einer Sache in einer beschränkten Zahl wird mit which gegeben. Which of you convinceth me of sin? (Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen?) She demanded which way duke Charles had moved with his army. Wer in affirmativen Sätzen (wer lügt betrügt) heißt whoever oder whosoever, dem als Neutrum whatever oder whatsoever entspricht, und welches letztere auch mit einem Hauptworte verbunden erscheint. Whosoever hateth his brother is a murderer. — Wildrake was easily attracted by the desire of seeing whatever was curious or interesting around him. — Markham Everard wore his loaded pistols at his belt, and carried his drawn sword under his arm, that he might be prepared for whatever peril should cross his path. Auch whichever wie oben which. — You stand but the mere skeleton of monarchy, which France or Burgundy may prostrate on the earth, whichever first puts forth his arm to throw it down.

Da whoever im Accusativ und nach Präpositionen whomever heißt, so kann dieses Fürwort als Vertreter von zwei Sätzen nur gebraucht werden, wo beide Sätze dieselbe Form erheischen. Whosoever hateth his brother is a murderer. — Search every room therein (in this scroll), set down, and arrest or slay upon the slightest resistance whomsoever you find there. — Well do I know her; and, Sir Earl, I will not clog our discourse by expressing any doubts, that, if she pleases, she can compel her father to resign his estates to whomsoever she will. Doch finden sich Fälle von aimez qui vous aime. — Did not he swear by his beard, that he would hang in the very street of Woodstock whoever should deny to

drink the king's health? wo also whoever neben dem Nominativ auch den Accusativ vertreten muß. Gewöhnlicher (und ohne Zweifel besser) wählt man in solchem Collisionsfalle für whoever eine andere Form. But Bletson was quite prepared to submit to Cromwell or any one else who might be possessed of the authority. Aber auch ohne diesen Collisionsfall sind für whosoever andere Formen gebräuchlich. He that saith, I know him, and keepeth not his commandments, is a liar, and the truth is not in him. — So, as it was then late, I answered mildly, that General Harrison was betaking himself to his rest, and that any who wished to speak to him must return on the morrow morning.

Am vortheilhaftesten gestaltet sich die Verbindung eines und desselben Fürwortes mit Haupt- und Nebensatz bei what und whatever, weil eben what weder durch Casus noch Präpositionen alterirt werden kann. Von whatever sind schon einige Beispiele vorgekommen.

By the mass I would rather not see Sir Henry to-night, since what has happed to-day roused his spleen. — Lackaday, he talks brave words, if one knew but what they meant. — Tell your master what I said, but not how I said it. — I would heartily do what poor kindness I can to your worthy master. — With wonder at what he has witnessed, Wildrake felt some anxiety on his own account. — Call for what thou wouldst have, only be quick. — I heard the serving-fellows prate of what they had seen and heard. — Fare thee well, think on what I told thee. — Give thy earnest attention to what I have to tell thee.*)

What wird im zweiten Nachsatze mit which wiederholt. Say of me what you will, but speak not of my father what the ear of a son should not endure, and which yet his arm cannot resent. — Die Zusammenfassung eines ganzen Satzes, die im Deutschen durch was, im Französischen durch ce qui, ce que geschieht, wird im Englischen durch which bewerkstelligt. In case his flight should lead him to Woodstock, which I hold very likely, I will give thee an order to these sequestrators, to evacuate the palace instantly.

*) Für what steht übrigens that which, sobald das zu Bezeichnende besonders hervorgehoben werden soll. S. unten.

Wenn die Deutschen keinen Anstand nehmen zu sprechen und zu schreiben: „Alles was, nichts was, etwas was, vieles was, das was, dieses was, was ist es was, das Ergebniß was,“ statt „alles das“ u. s. w., so können sie sich von den Engländern, die hierin einen sichereren Tact offenbaren, eines Besseren belehren lassen. *)

It required the utmost exertion of self-command, and recollection of all that was due to his own dignity, to enable him to veil his real fury under the same ironical manner which he had adopted at the beginning of this angry interview. — Therefore, like the Nazarites of old, I will eat nothing that comes of the vine. — He possessed the knowledge of something which the maiden desired to be concealed. — You have taxed me with much which, even from

*) Da auf die Frage: „wovon sprichst du?“ die Antwort lauten kann: „ich spreche davon daß...,“ so scheint sich da zu wo zu verhalten wie welches zu was. Ich würde demnach zu sagen haben: „Wo (nicht: da wo) ich bin, kannst du auch sein,“ und: überall da (nicht: überall wo) ich bin u. s. w.“ Ferner: Worin stimmst du mit mir überein? Dasjenige darin (nicht: worin) ich mit dir übereinstimme besteht in Folgendem.“ Ich mache diese Bemerkung für diejenigen, denen dergleichen nicht zu kleinlich ist, und lasse sie übrigens gerne auf ihrem Werthe oder Unwerthe beruhen. Denn da ich durch „nichts das u. s. w.“ vielleicht schon Kopfschütteln erregt habe, so möchte ich nicht gerne durch eine zweite Ketzerei den Unwillen gegen mich noch vermehren. Schade, daß man sich auf Kant in sprachlicher Beziehung nicht berufen darf. „Ich finde nichts das den Geist des Menschen zu einem edlern Erstaunen erheben kann.“ — „Die Analogie erlaubt es also hier nicht, zu zweifeln, daß diese (alle Fixsterne) auf die gleiche Art, wie das, darin wir uns befinden ..... gebildet werden.“ Vermischte Schriften 1. Th. S. 422. und 432. Von größerem Gewichte sind vielleicht folgende Citate aus der lutherischen Bibelübersetzung „... auf daß ihr seid, wo ich bin. Joh. 14, 3. Herr, ich habe lieb den Ort, da deine Ehre wohnet Ps. 26, 8 vergl. V. 6 und 7. — Im Lande, da niemand wandelte Jer. 2, 6. Ich will sie ins Land bringen, da Milch und Honig innen fleußt. Deut. 31, 20. Vergl. noch: Matth. 6, 19. 8, 19. Marc. 14, 14. Matth. 28, 6. Joh. 6, 62. 20, 19. Allerdings fehlt es bei Luther (wie bei Kant) nicht an Stellen die für den üblichen Gebrauch sprechen. Joh. 12, 26. 7, 36. Matth. 18, 20, und in Joh. 7, 34. 11, 32 huldigt Luther weder der einen, noch der andern Theorie. — Vielleicht hat die Konjunction da eine mit der localen nahe verwandte temporelle Beziehung: (Jetzt) „da das Wetter schön ist (was etwa gestern nicht der Fall war) will ich spazieren gehen.“ Bei puisque liegt die Annahme eines temporellen Ursprungs noch näher.

so near a relation, I ought not to pass over without reply. — Every thing hath an end, said the Mayor, and that which we call a pudding hath two. — It is to this which we must look and trust for a settlement of the kingdom. — He shook his empty scull as he left the room, with the air of one who was proud of having discovered that all was not exactly right, though he could not so well guess what it was that was wrong.

Das einfache who kann nicht in der Weise wie qui und wer in affirmativen Sätzen gebraucht werden, und wegen seiner veränderlichen Form auch nicht zu Constructionen wie what sich hergeben, weßhalb es regelmäßig von einem anderweitigen Fürworte begleitet wird. Who blames him, who, mounted aloft, rides triumphantly amongst the people, for having succeeded, where the unskilful and feeble fell and died? — Swearing is a profanity horrible to the ears of others, and which brings no emolument to him who uses it. Zwar lesen wir in Woodstock von W. Scott: Thou forgettest who are without, said Colonel Everard. No — I remember who are within, replied his friend. — aber der Fall ist von dem obigen: Who blames me him who ... verschieden, insofern der Gemüthsact sich hier auf eine bloße Wahrnehmung reducirt. So dürfte man auch im Deutschen sagen: „Ich sehe wer dich mißhandelt," nicht aber: „ich tadele wer dich mißhandelt." Wer ist im ersten Satze nur das affirmativ gebrauchte Fragewort. „Wer ist da? weißt du es?" worauf die Antwort sein kann, „ich weiß wer da ist."

Also auch in der englischen Sprache ist von Beispielen einer Attraction, wie die griechische und lateinische Sprache solche darbieten, auch nicht die geringste Spur vorhanden.

Barmen. **Dr. Schifflin.**

Fremdwörter, die bei ihrer Aufnahme Bedeutung und Form ändern.

Wir Deutsche sind bekanntlich nicht sehr spröde, Fremdes in unsere Sprache aufzunehmen. Ohne über diese oft schon besprochene Neigung nach dem Fremden hin mich hier weiter auszulassen, will ich auf eine Eigenthümlichkeit aufmerksam machen, die bei dem Verfahren der Aneignung ziemlich allgemein ist und nach einer Seite hin manche Mißstände mit sich führt.

Den fremden Sprachstoff nämlich, den wir bei uns aufnehmen wollen, lassen wir selten unangetastet, sondern pflegen ihn zu modificiren und zwar erstens der Wortform nach; zweitens der Aussprache nach, um ihn unseren Organen mehr anzupassen, d. h. ihn uns mundgerechter zu machen; drittens dem grammatischen Geschlechte und viertens der Bedeutung nach. So machen wir Sortiment aus assortiment, Schaffot aus échafaud u. dergl. So sprechen wir französische Ausdrücke mit Nasaltönen oder mit Vocalen, die der französischen Sprache eigenthümlich sind, im Deutschen ganz anders aus als im Französischen, und wer Wörter wie Terrain, Bassin, Möbel, Comtoir, Motion und ähnliche in deutscher Unterhaltung auf ächt französische Weise aussprechen wollte, würde mindestens für affektirt gelten. Das grammatische Geschlecht aber ändern wir bei einer sehr großen Anzahl von Wörtern, wie z. B. bei allen Wörtern auf — age, die Etage, die Equipage u. dergl. und bei vielen anderen einzelnen: die Carrosse, die Menage u. dergl. Eben so nehmen wir sehr häufig Veränderungen mit der Bedeutung der Wörter vor.

Wenn nun diese Veränderungen sämmtlich geeignet sind, bei dem Erlernen der fremden Sprache den Anfänger zu verwirren, so ist es ganz besonders die erste und noch mehr die vierte Art,

welche am meisten störend wirkt. Die Nachtheile der zweiten Veränderungsart werden durch das Erlernen der allgemeinen Regeln über die Aussprache beseitigt. Die Nachtheile der dritten Art sind um deßhalb minder bedeutend, weil sich die Abweichungen meistens in größere Wörterklassen bringen lassen. Die Veränderungen der ersten und vierten Art aber sind nicht nach allgemeinen Gesetzen geschehen, müssen in jedem einzelnen Falle besonders kennen gelernt werden und bieten um so mehr Schwierigkeiten dar, je geringer die Abweichung von der eigentlichen Form und Bedeutung des Wortes ist. Irrthum und Verwechselung ist aber in dem vierten Falle noch leichter als im ersten, weil, wie gering auch die Veränderung der Form sei, doch immer für die sinnliche Wahrnehmung durch Auge und Ohr etwas Anderes als die Urform bietet hier erwachsen ist, eine neue Vocabel; im vierten Falle dagegen die sinnliche Erscheinung unangetastet bleiben kann und ihr dennoch in den beiden Sprachen eine andere Funktion gegeben werden soll.

Im Nachfolgenden habe ich den Versuch gemacht, eine Sammlung solcher im Deutschen üblicher ursprünglich französischer Wörter aufzustellen, die in beiden Sprachen in einer mehr oder weniger verschiedenen Bedeutung gebraucht werden. Da wir uns aber im Deutschen auch vieler Fremdwörter bedienen, die wir nicht dem Französischen, sondern anderen Sprachen entlehnt haben, und die der Anfänger nur gar zu sehr geneigt ist, mit entsprechender Flexion unmittelbar in's Französische zu übertragen, so habe ich auch einzelne derartige Ausdrücke (Faktor, Collegium u. dergl.) in die Sammlung mit aufgenommen. Endlich habe ich auch solche Wörter berücksichtigt, die zwar keine Veränderung der Bedeutung, wohl aber der Form erlitten, wie Infanterist, Fantasie u. dergl.

Adjudant ist französisch aide de camp;

adjudant kommt im Franz. auch vor, hat aber dort eine engere Bedeutung; es bezeichnet einen Officier vom Stabe, der einem Kommandirenden beigegeben ist.

Der Aide (z. B. im Whistspiele) le partner, le partenaire.

Der Alt, Altist le contralte.

Der Antiquar le bouquiniste;

l'antiquaire heißt der Alterthumsforscher, ist aber auch in dieser Bedeutung jetzt ziemlich selten. — Das deutsche Adject. und Adverb. antiquarisch (ein Buch antiquarisch kaufen) läßt sich französisch gar nicht wörtlich übersetzen.

Die Apotheke la pharmacie.
Der Apotheker le pharmacien;
l'apothicaire kommt nur in früherer Zeit vor und bezeichnete den Gehülfen des Arztes, der allerdings Arzneien bereitete, aber dem Arzt auch in jeder andern Beziehung zur Hand ging, zum Aderlaß u. dergl.
Appartement la garde-robe, les commodités und mehrere andere Ausdrücke;
l'appartement heißt französisch Wohnung, bezeichnet aber nie ein einzelnes Zimmer oder Gemach, es ist ein zusammenhängendes Ganze von Zimmern; les apartements sind freilich einzelne Zimmer.
Der Atlas le satin.
Die Auktion l'encan, l'enchère, la vente à l'enchère, la vente aux enchères, la vente publique, l'inventaire.
Der Auktionskommissarius le commissaire-priseur.
Der Baiser (eine Art Sahnentörtchen) la meringue oder la meringue à la crême.
Die Baronesse la baronne.
Die Bonne (so viel als Erzieherin) la gouvernante;
la bonne ist nicht die Bonne im deutschen Sinne des Wortes, sondern bedeutet das Dienstmädchen, und wird noch gewöhnlicher so gebraucht als la fille oder gar la servante die Magd.
Das Cadettenhaus l'école militaire.
Die Censur (als Schülerzeugniß) le certificat;
la censure heißt Tadel, Verurtheilung, Bücherschau, Kirchenstrafe, niemals aber Schülerzeugniß.
Die Chatulle la cassette.
Das Collegium (als Vorlesung auf der Universität) le cours;
ein Collegium hören ist suivre un cours, ein Collegium belegen prendre une inscription.
Der Compagnon (in einem Handelshause) l'associé.
Das Comptoir le bureau;
le comptoir heißt zwar auch, was wir das Comptoir eines Kaufmanns nennen, gewöhnlich aber bezeichnet es den Ladentisch, weßhalb man im erstern Sinne meistens bureau vorzieht.
Comtesse als Anrede für unverheirathete junge Gräfinnen kommt französisch gar nicht vor, da diese Damen, so wie die Baron=

ninnen, Marquisinnen und Herzoginnen, so lange sie unverheirathet sind, nur Mademoiselle de N. N. genannt werden.

Der Conditor le limonadier.

Die Conditorei le café;

die eigentlichen Conditoreien Deutschlands, in denen man warme Getränke, feines Gebäck und politische und belletristische Zeitschriften findet, existiren in Frankreich bekanntlich nicht, sondern werden durch das café, den pâtissier und den confiseur ersetzt.

Das Conto le compte, la note;

Jemand Conto geben donner crédit à q., etwas auf Conto nehmen prendre c. q. à crédit, Conto halten tenir du compte courant, Conto eintragen inscrire au grand livre.

Die Correctur (als Probedruckbogen l'épreuve, als Verbesserung eines Probedruckbogens) la correction.

Das Couvert (als Umschlag eines Briefes l'enveloppe.

Die Cravate le col;

la cravate bezeichnet das lange Halstuch, oder einen Shawl, nicht aber, was wir Cravate (Cravatte) nennen.

Der Cylinder (von einer Lampe) le verre à lampe.

Der Direktor (als Vorsteher einer höhern Lehranstalt, eines Gymnasiums ꝛc.) le proviseur, le principal.

Ein Duodez (-format) un in-douze.

Die Elementarschule l'école primaire.

Die Bel-Etage le premier (étage);

in der Bel-Etage (oder, da man dem Worte den deutschen weiblichen Artikel gibt, auch recht wohl zu schreiben in der Belle-Etage) wohnen, ist gewöhnlich bloß demeurer au premier.

Der Executor l'huissier;

l'éxécuteur heißt entweder ganz im Allgemeinen derjenige, der etwas ausführt, oder in prägnanter Bedeutung der Scharfrichter, so viel als l'exécuteur des hautes oeuvres.

Das Exempel (als Aufgabe im Rechenunterricht) la règle;

ein Exempel ausrechnen ist faire une règle, das arithmetische Exempel ist le problème d'arithmétique.

Das Exercitium (als häusliche Schularbeit) le thème.

Die Extrapost la poste;

extra-poste ist nicht französisch; mit Extrapost reisen, ist bloß aller en poste, Extrapost nehmen prendre la poste.

Das Fagott le basson;
le fagot ist ein Pack, Päckchen, Bund, Büschel u. dergl., les fagots auch dummes Zeug, Schnurrpfeifereien, läppische Märchen u. dergl.; le fagotin ist der Possenreißer, aufgeputzter Affe rc.

Der Faktor (in der Buchdruckerei) le prote;
le facteur ist der Geschäftsführer in einem Handelshause, dann Instrumentenmacher, Botenmeister, Briefträger rc.

fatal (so viel als unangenehm) fâcheux;
fatal ist im Französischen immer vom Schicksal bestimmt, verhängnißvoll, unselig, unheilbringend, bleibt also in der Bedeutung seiner Abstammung getreu.

fidel gai, gaillard, bon graçon, joyeux etc.;
fidèle ist französch nur treu, getreu oder gläubig.

Die Figur (so viel als Wuchs oder Bau eines menschlichen Körpers) la taille;
la figure heißt entweder im Allgemeinen die Gestalt, oder gewöhnlicher das Gesicht, quelle figure, was ist das für ein Gesicht?

Die Firma (eines Handlungshauses) la raison, la raison de commerce.

Die Fistel (durch die Fistel singen) chanter en fausset;
la fistule ist die Fistel als Geschwür.

Die Fontanelle le cautère;
la fontanelle ist entweder das Diminutiv von fontaine, oder es hat, als technischer Ausdruck in der Anatomie, eine engere Bedeutung als bei uns, indem es eine kleine Stelle auf dem Kopfe der neugebornen Kinder bezeichnet.

Der Friseur le coiffeur;
le friseur kommt zwar auch vor, bezeichnet aber eigentlich nur enger den Haarkräusler.

Die Galateriearbeit (oder Galanteriewaare) la bijouterie la quincaillerie.

Der Galanteriehandel le commerce de modes, le commerce de bijouteries etc.

Der Galanteriehändler le marchand de modes, le marchand de nippes, le bijoutier etc.

Die Galanteriehandlung le magazin de nouveautés, le m. d'articles de goût, de luxe etc.

Das Garde-Corps (als Heeresabtheilung) la garde royale.

Das nähere, entferntere Object le régime direct, le régime indirect.
Die Oblaten (zum Verschließen der Briefe) les pains à cacheter.
Die Oblaten (beim Abendmahl) l'hostie;
  l'oblat (fem. l'oblate) ist ein für's Kloster gewidmetes Individuum.

Der Officiant le fonctionnaire, l'employé, (l'officier);
  l'officiant ist der dienstthuende (Messe lesende ꝛc.) katholische Geistliche.

Der Operngucker la lorgnette, le binocle, les jumelles.
Die Orthographie l'orthographe;
  l'orthographie ist ein architektonischer Kunstausdruck: Aufriß, Grundriß, Durchschnitt.

Die Parole le mot d'ordre.
Das Parquet l'orchestre; ein Sperrsitz im Parquet une stalle d'orchestre; eine Parquetloge une loge du rez de chaussée;
  le parquet wird in Frankreich zur Bezeichnung dieses bestimmten Theaterplatzes nicht gebraucht; gewöhnlich bezeichnet man mit le parquet den Platz der Staatsanwalte bei öffentlichen Gerichtsverhandlungen und auch diese Beamte selbst.

Das Parterre (als Erdgeschoß eines Hauses le rez de chaussée;
  le parterre bezeichnet einen auch von uns Parterre genannten Theil des Theaters, oder ein abgegränztes Stück Garten: Beete u. dergl., niemals aber einen Theil des Wohnhauses.

Die Paspel le parsepoil.
Paspeln, oder paspoliren garnir de parsepoile.
Das Prädicat (in der Grammatik) l'attribut.
Das Prädicat (als Ehrentitel) le titre.
Das Patent (als Bestallungsurkunde, selten la patente, gewöhnlich le brevet, so auch Zusicherungsurkunde für Erfindungen) le brevet;
  la patente heißt für sich allein auch der Gewerbeschein, und danach auch die Gewerbesteuer.

Der Patient le malade;
  le patient ist der Delinquent, der zum Tode verurtheilte Verbrecher, der arme Sünder; le patient bezeichnet zwar auch einen Kranken, der Begriff ist dann aber enger als im Deutschen; le patient ist derjenige Kranke, an welchem eine chirurgische Operation vorgenommen wird.

Die Patrone la cartouche.
Die Patrontasche la giberne.
Das Pennal l'étui à plumes.
Pensionirt oft en retraite, un officier en retraite.
Das Pensùm (als häusliches Exercitium eines Schülers) le thème.
Das Pensum (als die zum Lernen bestimmte Aufgabe) la leçon;
le pensum ist die Strafarbeit.
Die Percussionsflinte le fusil à piston, auch le fusil à percussion.
Perhorresciren (juristischer Ausdruck) récuser.
Der Perhorrescenzeid le serment de récusation.
Das Perspectiv la lorgnette, la lunette d'approche;
la perspective ist die Perspective, Lehre von der Fernsicht, in der Malerei.

Die Phantasie (als psychisches Vermögen, Einbildungskraft) l'imagination;
la fantaisie wird äußerst selten in dieser Bedeutung gebraucht, gewöhnlicher bezeichnet man mit diesem Worte einen Einfall, Grille, Laune, Sinn, Geschmack u. dergl.

Die Pistole le pistolet;
la pistole ist eine Goldmünze.

Planiren (ein Buch) coller;
planer ist planiren so viel als ebenen, glatt und gleich machen.
Die Politur le poli, la polissure, la brunissure.
Der Pompadour le sac à ouvrage, le sac à tricoter;
Pompadour wird nur gebraucht zur Bezeichnung des Veralteten, Manierirten, des Altmodischen und Altfränkischen, Unnatürlichen u. dergl.

Die Portechaise la chaise à porteurs.
Das Portepee la dragonne;
le porte-épée ist das Degengehänge.

Der Posten als einzelne Schildwacht la sentinelle, le factionnaire.
Auf Posten stehen être de faction.
Die Instruction des Postens la consigne;
le poste bezeichnet noch als militärischer Kunstausdruck, so wie auch für's bürgerliche Beamtenleben, die dem Untergebenen vom Vorgesetzten angewiesene Stelle oder Stellung, die wir ebenfalls Posten nennen: le poste d'honneur, être à son poste u. dergl.; le poste bezeichnet aber ferner auch noch die Wache, die Wachtmannschaft.

Portofrei (la lettre) franche de port.

Die Posaune la trompe, le trombone, la saquebute, la trompette.

Die Post la diligence;

la poste ist die Extrapost (s. oben bei Extrapost).

Der Principal (als Vorsteher eines Handlungshauses le patron, le chef;

le principal ist der Schulvorsteher, die Hauptklage, die Hauptschuld.

Die Probe (bei Aufführung von Theaterstücken) la répétition.

Die Profession (so viel als Handwerk) le métier;

la profession heißt im Allgemeinen die Beschäftigung, Geschäft, Stellung, Beruf u. dergl.

Die Prosceniumslogen les loges d'avant-scène.

Das Protokoll le procès verbal;

le protocole bezeichnet als juristischer Kunstausdruck nie, was wir im Deutschen unter Protokoll verstehen: schriftlich aufgenommene Verhandlungen, sondern erstens das, was wir etwa mit Manualakten bezeichnen, zweitens ein Formel- oder Formularbuch. Les protocoles ist ein diplomatischer Kunstausdruck und bezeichnet dann die schriftlichen Verhandlungen diplomatischer Conferenzen, Congresse u. dergl.

Das Quartett le quatuor.

Das Quartier (als Wohnung) l'appartement, le logement, le logis;

le quartier heißt das Stadtviertel. Nur als militärischer Ausdruck stimmt es mit dem deutschen Gebrauche des Wortes überein.

Der Recensent le critique; recensiren rendre compte de q. c., analyser, critiquer, faire la critique oder l'analyse; eine recensirende Zeitschrift un journal critique, une revue critique.

Die Recension le compte rendu, (le jugement), (la critique);

la récension heißt das Ergebniß einer Volkszählung; recenser heißt eine (Volks-) Zählung veranstalten, revidiren, durchsehen, untersuchen, verhören.

Das Recept l'ordonnance, la formule;

la recette heißt die Einnahme, der Ertrag. Als technischer Ausdruck der Arzneikunst bezeichnet es gewöhnlich nur ein Heilmittel, seltener die eigentliche Arzneiverschreibung.

Der Regent (als selbstständiger Herrscher, wo wir das Wort freilich gewöhnlich nur im Pluralis gebrauchen) le souverain;

le régent bezeichnet entweder einen öffentlichen Lehrer einer Gelehrtenschule, oder den Vorsteher einer solchen, oder den Regenten als Reichsverweser, als stellvertretenden Regierer.

Remittiren renvoyer.

Die Restauration (als Speisehaus) le restaurant;

la restauration heißt nie das Speisehaus, sondern entweder Ausbesserung, Wiederherstellung, oder es wird gebraucht zur Bezeichnung der auch von uns gewöhnlich Restauration genannten historischen Erscheinungen der Wiedereinsetzung gestürzter Dynastien in Frankreich, England.

Die Retirade (als Rückzug von Soldaten) la retraite.

Die Retirade (als Appartement s. oben unter diesem Worte);

la retirade ist französisch nur ein technischer Ausdruck aus der Befestigungskunst, eine Art Bollwerk.

Der Revers (so viel als verpflichtender Schein la contre-lettre, la contre-promesse, la lettre réversale.

Das Rouleau le store;

le rouleau ist eine Rolle, Walze u. dergl.

Die Scala la gamme.

Die Schabracke la housse.

Das Seminar (als Bildungsanstalt für Lehrer) l'école normale;

le séminaire ist eine Vorbildungsanstalt nur für Geistliche.

Das Sextett le sextuor.

Der Skandal (so viel als Lärm, Unruhe) le bruit, le tapage;

le scandale ist immer nur Skandal als Aergerniß, Anstoß.

Die Socken les chaussettes, les chaussons;

les soques sind Holzschuhe, auch hölzerne Ueberschuhe.

Solide (so viel als ordentlich, sittsam) rangé, sage;

solide ist fest, dauerhaft, kräftig, derb. Es kann auch vom Menschen gesagt werden, physisch wie psychisch.

Die Sortimentsbuchhandlung la librairie d'assortiment.

Die vier Species les quatre premières règles, les règles fondamentales de l'arithmétique.

Statiös prétentieux, tiré à quatre épingles, mis avec une recherche affectée etc.

Die Station (als freie Station haben) la table et le logement.

Die Station (als Stelle oder Anstellung) le poste, la position, la place, l'emploi.

Die Station (als bestimmte Postentfernung) la poste.

Die Station (als Ort für den Pferdewechsel) le relais;

la station wird übereinstimmend mit dem Deutschen als kirchlicher und seemännischer Ausdruck gebraucht; dann bedeutet es noch im Allgemeinen Stillstand, kurzen Aufenthalt, Standort u. dergl.

Der Statist le figurant, jouer les rôles muets.

Die Statisten les comparses.

studiren, nicht immer étudier, oft faire ses études.

Jura studiren faire son droit.

Der Takt (in der Musik) la mesure.

Das Terzett le trio.

Der Text (in einem Musikstücke) les paroles.

Das Textbuch (zu einer Oper u. dergl.) le livret.

Das Theater (so viel als dramatische Vorstellung) le spectacle; le théâtre heißt natürlich auch das Theater, aber nicht in dem Sinne von Vorstellung, wie wir es gebrauchen (z. B. ich bin im Theater gewesen), sondern als Schauspielhaus, oder als Schaubühne, übertragen Schauplatz, oder als Sammlung der dramatischen Erzeugnisse eines Dichters.

Der Thee (als Arzenei, wie Fliederthee u. dergl.) gewöhnlich infusion.

Der Theelöffel la petite cuiller.

Das Titelblatt le frontispice, (le titre).

Das Titelkupfer le frontispice, la vignette du frontispice, la gravure du frontispice, la taille-douce du frontispice.

Der Tornister le sac, le havre-sac.

Die Universität als höheres Bildungsinstitut, wie es in Deutschland, Italien, Schweden u. s. w. noch existirt, heißt zwar université; für Frankreich aber, wo diese Institute nicht mehr in der alten Form, sondern nur als gesonderte Fachschulen existiren, bezeichnet université das gesammte Schulwesen, sofern es vom Staate geleitet und überwacht wird.

Das Vesper oder Vesperbrot le goûter, vespern goûter; les vêpres ist die katholische Vesper, so viel als Abendmette.

Die Weste le gilet; la veste ist die Jacke.

Die Whistmarke la fiche.

Der Zirkel le compas.

Berlin. **M. Holzapfel.**

Ueber Gotth. Ephr. Lessing's Persönlichkeit.

Es ist in der That befremdend, daß über Lessing's Persönlichkeit alle Biographen, namentlich der eigene Bruder, so viel wie nichts zu sagen wissen, ungeachtet über wenige deutsche Classiker mehr geschrieben sein möchte, als gerade über ihn. Ref., der es sich zu einer Lieblingsaufgabe gesetzt hatte, die auf Lessing bezügliche Literatur möglichst vollständig zu sammeln, fühlte sich daher nicht wenig in die Enge getrieben, als er von dem genialen Plastiker, Herrn Professor Rietschel zu Dresden, welcher gegenwärtig mit Anfertigung des für Braunschweig bestimmten Standbildes Lessing's beschäftigt ist, um Notizen über die äußere Erscheinung dieses großen Mannes befragt wurde. Eine so empfindliche, unleugbar vorhandene Lücke nach Kräften auszufüllen, hielt sich nun Ref. um so mehr für verpflichtet, als er das Glück der persönlichen Bekanntschaft der noch in Braunschweig lebenden Stieftochter Lessing's hat, der verwitweten Frau Posträthin Henneberg, deren im Lessing'schen Briefwechsel, unter dem Namen „Malchen König", mehrfach gedacht ist. Diese ehrwürdige, sechsundachtzigjährige Matrone, welche bei Lessing's Tode im Alter von zwanzig Jahren stand, und gegenwärtig noch im Besitze ungeschwächten Geistes ist, sich namentlich einer Erstaunen erregenden Frische des Gedächtnisses erfreut, kam denn auch dem Wunsche des Referenten mit Nachweisungen auf das freundlichste entgegen. Eine gleiche Gefälligkeit wurde Ref. aber auch von Seiten des Herrn Vicarius Friedrich König, Lessings Stiefsohnes, zu Theil, dessen Lessing im Briefwechsel mit seiner Frau als seines Pathen gedenkt *). Beiden, das Andenken des Vaters mit frommer Pietät ehrenden Stiefkindern Lessing's hat nun Ref. den vorliegenden Bericht wörtlich mitgetheilt, und Beide haben demselben das Zeugniß treuester Wahrheit zuerkannt. Was Ref. aber ursprünglich nur für seinen Freund Herrn Professor Rietschel, gesammelt hatte, übergibt er hiermit der Oeffentlichkeit, weil er voraussetzt, daß dasselbe, des Gegenstandes wegen, vielleicht auch in weiteren Kreisen einiges Interesse erregen dürfte.

Braunschweig. Dr. Carl G. W. Schiller.

---

*) Beiläufig jedoch sei bemerkt, daß dies nicht ganz im buchstäblichen Sinne des Wortes zu verstehen sei, indem Lessing diesen Sohn seines Herzensfreundes König zwar über die Taufe hielt, jedoch nur als Stellvertreter des Kaufmanns Friedrich Motte zu Amsterdam.

Eine characteristische Schilderung der Persönlichkeit Lessing's möchte um so mehr Schwierigkeit darbieten, als nicht allein die seit seinem Tode verstrichenen 66 Jahre mit ihrem Flügelschlage manche Erinnerung verwehet und verwischt haben dürften, sondern weil Lessing überhaupt weder ein Mann von auffallendem Aeußern, noch von Sonderbarkeiten und Manieren war. Deßhalb fiel es schon bei seinen Lebzeiten schwer, sein Aeußeres characteristisch aufzufassen. Wenn dem nicht so gewesen wäre, so würden wir sicherlich von seinen Zeitgenossen mehr über diesen Punkt erfahren haben; denn bei einem so bedeutenden Manne, wie er war, interessirt auch das Aeußere. Mit diesem ging es ihm aber, wie mit seinem Geiste, der sich ebenfalls fern von allerlei Manier zeigte; weßhalb denn auch wenige Schriftsteller gleich wenig Nachäffer gefunden haben, wie er, gerade weil der Geist nicht zu copiren ist.

Wie sich bei Lessing keine einzelne Geistesthätigkeit auf Kosten einer andern geltend machte, sondern wie eine harmonische Bildung das Gepräge seines Geistes war, so entsprach derselben auch die harmonische Gesundheit seines Körpers. Seine Gestalt war fast über mittlere Größe; denn wenn er auch weit entfernt von Corpulenz war, so muß man doch eine gewisse Gedrungenheit seiner Figur mit in Anschlag bringen, welche den Menschen immer kleiner erscheinen läßt, als er wirklich ist; und Lessing erschien keineswegs klein. In den Augen eines Friedrich Wilhelm's I. freilich würde er eben so wenig Gnade gefunden haben, wie der berühmte Baumgarten zu Halle, der seinem Landesvater als ein großer Mann geschildert worden war; aber nicht eben günstig angelassen wurde, nachdem sich dieser König der Soldaten hatte überzeugen müssen, daß sich die Größe des Professors nur auf den Geist beziehe. Zum Flügelmann war daher Lessing allerdings verdorben. Die Haltung seines Körpers war gerade und höchst natürlich; nichts Gezwungenes, nichts Forcirtes, weder in der Stellung, noch im Gange, noch in den Bewegungen. Seine Figur war ebenmäßig, ohne gerade in ihren einzelnen Theilen auffallend schön zu sein; aber der Gesammteindruck war, wegen der harmonischen Zusammenwirkung, ein wohlthuender. Deßhalb läßt sich über seine Hände und Füße im Stehen, Gehen, Sitzen und Liegen nichts weiter bemerken, als was von dem natürlichen und graziösen Anstande seiner ganzen äußern Erscheinung gilt. Das Gefühl für das Schickliche war so mit seinem Wesen verwachsen,

daß er sich, auch selbst im engsten Familienkreise, niemals eine anstandswidrige Nachlässigkeit, oder auch nur eine nachlässige Bequemlichkeit in seiner Haltung erlaubte. Nur beim Meditiren und Schreiben pflegte er mehr gekrümmt zu sitzen, welcher Uebelstand denn auch wahrscheinlich zu seinem spätern Brustleiden nachtheilig beitrug. — Das Schönste an ihm war das Haupt, welches er auf dem gedrungenen Halse natürlich und frei emporzurichten pflegte. Aber vor Allem dominirte auf dem geistvollen Antlitze von blühender, nicht gerade rother Gesichtsfarbe das offene, klare, tiefdunkelblaue Auge. Der Blick war nicht stechend, nicht herausfordernd; aber entschieden und unbefangen, gleichsam ein ungetrübter Spiegel, der sein Objekt rein und scharf auffaßt. Rascher Gedankenflug, schalkhafte Grazie und ein herzgewinnendes Wohlwollen sprüheten aus seinem Blicke ihre siegreichen Geschosse. Dieses Auge war aber von um so gewaltigerer Wirkung, als dasselbe in leuchtender Milde schon aus weiter Ferne seinen Gegenstand zu fixiren vermochte. — Sein Haar trug er von der Stirn nach dem Nacken zu gekämmt, an beiden Seiten der Schläfe zu einer Locke gekräuselt und hinten in einem Haarbeutel endend. Nach der Locke zu schließen, welche ihm im Tode abgeschnitten, und mir von seiner Tochter geschenkt worden ist, war die Farbe des Haares ein schönes Lichtbraun, mit nur einzelnen Silberfaden, als Spuren des Kummers und der Sorgen, durchmischt. Ref. gesteht offen, daß er, in Hinblick auf den damaligen Zeitgeschmack und auf mehre Portraits Lessing's, auf welchen unverkennbar eine Perrücke angedeutet ist, anfänglich in die Behauptung bescheidenen Zweifel setzte, daß sich Lessing, bei seinem langen, üppigen Haarwuchse, der seiner Zeit herrschenden tyrannischen Perrückenmode nicht unterworfen, sondern sein eigenes Haar nach dem damals üblichen Schnitte habe frisiren und pudern lassen. Allein für die obige Behauptung spricht wirklich der Umstand, daß Lessing als Bräutigam, als er bei einer Kahnpartie in Hamburg das Unglück hatte, in's Wasser zu fallen, nur seinem Haarbeutel, den eine hülfreiche Hand ergriff, die Errettung aus dem feuchten Elemente zu verdanken hatte.

Als die gelungenste Abbildung ist das Portrait zu empfehlen, welches dem sogenannten „Freundschaftstempel Gleim's angehört, einer Portrait-Sammlung der bedeutendsten, um Kunst und Wissenschaft verdienten Zeitgenossen Gleim's, welche höchst interessante Gallerie jetzt dem Halberstädter Domgymnasium als Eigen-

thum zugefallen ist. Dieses Gemälde, dessen Meister leider nicht bekannt ist, hat, außer dem Verdienste treuester Aehnlichkeit, auch das einer hohen technischen Vollendung. Goethe, der auf einem Besuche in Halberstadt sich dieses Meisterwerk auf kurze Zeit mit nach Weimar erbat, konnte sich nur schwer wieder von diesem, lange in seinem Arbeitsstübchen heilig behüteten Schatze trennen. Fast noch interessanter jedoch, als dieses Portrait, ist die höchst sorgfältig gearbeitete Todtenmaske Lessing's, welche sich unter dem Nachlasse des kürzlich verstorbenen Dr. Körte zu Halberstadt befindet.

Auch in seiner Kleidung bot Lessing nichts Auffallendes dar. Er kleidete sich, wie es Sitte und Anstand mit sich brachten, zwar elegant und stets sehr sauber, doch nie stutzerhaft. Gewöhnlich sah man ihn in kurzem Beinkleide, im Winter mit einem Rocke bekleidet. Einen Mantel trug er, wenigstens in Wolfenbüttel, nie. Mit der Farbe der Kleidung wechselte er freilich, doch war ihm am liebsten ein nicht auffallendes Grau. Als er einst von seiner Tochter gefragt wurde, warum er denn Rock und Weste von gleichem grauen Stoffe gewählt habe, erwiederte er: „Man muß sparen, mein Kind!" Bei dieser Sauberkeit eines sorgsam gewählten Anzuges, der bei einem wohlproportionirten Körper und bei einem natürlichen Anstande vortheilhaft kleidete, machte seine äußere Erscheinung einen angenehmen Eindruck. Dieser aber wurde vorzüglich gehoben durch ein unbeschreiblich freundliches, zuvorkommendes, wenn auch entschiedenes, doch anspruchloses Wesen; durch die Anmuth, mit welcher seine lebhaften Bewegungen von seinem rastlosen Feuergeiste geleitet wurden; vor allen Dingen aber durch den zum Herzen dringenden Ton seiner, zwischen Tenor und Bariton schwebenden, klangreichen Stimme. So gehörte denn Lessing zu den wenigen großen Geistern, welche durch ihre persönliche Erscheinung nicht verloren, sondern vielmehr gewannen. Einem pedantischen Gelehrten sah er freilich nicht ähnlich; aber dafür ahnete man in ihm auf den ersten Blick den wahren Weltweisen, den harmonisch gebildeten Mann. —

Wir wollen ihm nun auch einmal in seine Häuslichkeit folgen, um zu sehen, ob auch da der große Geist Stich hält. Denn gewöhnlich ziehen ja die Menschen ein Sonntagskleid an, wenn sie die Schwelle des Hauses verlassen, und sie ordnen ihre Mienen, wie Tacitus (mit dem vultu composito) so schön sagt, wenn es darauf ankommt, sich zu zeigen. Bei Lessing, dem unver-

wüstlich Gleichmüthigen, war das freilich nicht der Fall, und es lag mehr in seinem Wesen, das Beste gerade für den geweihten Kreis seines Hauses und seiner Freunde zu bewahren. Seine häusliche Einrichtung zeigte Eleganz, ohne Verschwendung. Der größte Schmuck darin war Sauberkeit und Ordnung. Dies gilt namentlich auch von seinem Arbeitszimmer. Welch eine niederschlagende Nachricht für alle diejenigen, welche glauben, daß ein großer Gelehrter nur im schmutzigen Chaos seiner Studirstube gedeihen könne! Allein Lessing, der ein wahrer Gelehrter war, wollte darum auch keiner scheinen. Dieser äußeren Ordnung entsprach auch die Eintheilung seines Tagewerkes. Gewöhnlich stand er mit dem Schlage sechs Uhr auf; als er am „Nathan" arbeitete, also in der Zeit, wo ihm die sich anspinnende Brustwassersucht bereits bedeutende Qualen verursachte, schon um fünf Uhr. Wenn er dann eine geraume Zeit am Arbeitstische zugebracht hatte, pflegte er auch wohl die Kinder zu wecken. Als dies einst bei seinem Töchterchen Amalie der Fall war, entschuldigte diese ihr langes Schlafen mit der Bemerkung, es sei ihr, als ob die Bohnen blüheten; worauf er schalkhaft erwiederte: „Bei Dir scheinen die Bohnen das ganze Jahr zu blühen!" Da seine Hauptarbeitszeit in die Frühstunden des Tages fiel, so brachte er auch bis zum Mittage den ganzen Morgen, nachdem er den Kaffee eingenommen hatte, in seinem behaglichen Schlafrocke auf seiner Studirstube zu. Von dieser Regel wich er nur ab, wenn ihn die sehr häufigen Besuche fremder Gelehrten störten, oder wenn ihn sein Amt auf die Bibliothek führte. Gegen halb ein Uhr war seine Essenszeit, zu der er sich pünktlich einstellte. Als aber einst seine Frau und Tochter anfingen, das Essen auf die Minute anzurichten, so erschien ihm doch, so ordnungsliebend er auch war, diese Pünktlichkeit unangenehm. Bei seiner großen Gastfreiheit kam es denn sehr häufig, daß er unmittelbar vor Tisch ausgehungerte Bibliothekbesucher als Tischgäste mitbrachte, und sich dann auch wohl bei den Damen seines Hauses treuherzig zu entschuldigen pflegte: „Ich habe die Leute bitten müssen; wenn Ihr nicht reicht, so gebt nur Schinken und Eier." Die Seinigen aber, die von gleich gastfreundlichen Gesinnungen beseelt, und an derartigen unvermutheten Tischzuwachs schon gewöhnt waren, kamen daher nie in Verlegenheit. Leckerbissen gab es freilich an seiner Tafel nicht, denn Lessing, kein Freund der Gourmandise, der sich bekanntlich noch nach Jahren der bei seinem Freunde genossenen Linsen mit Speck dankbar erinnerte, begnügte sich mit einer

anständigen und kräftigen Hausmannskost. Wie man ihn im Hause über Leiden niemals hat klagen hören, wie ihn die Seinigen auch niemals verdrießlich gesehen haben, so ließ er auch bei Tische niemals über das Essen einen Tadel laut werden. Vielmehr war er seelenvergnügt und konnte auch wohl recht herzlich lachen. Ein Gläschen Wein bot er seinen Gästen gern, ohne im Genuß desselben jemals das Maß zu überschreiten. Die beste Würze des Mahles war ein heiteres Tischgespräch, an welchem auch, selbst in Gegenwart gelehrter Männer, die Familie Theil nehmen konnte, weil sich die Unterhaltung nur um allgemein interessante Dinge drehete, und Lessing den Gelehrten gern auf der Studirstube und Bibliothek zurückließ. Deshalb wurde es ihm in den Hamburger Zirkeln stets unheimlich zu Muth, wenn ihn Klopstock in eine Ecke zu drücken suchte, um in pedantischer Breite den Gegenstand des Gespräches zu erschöpfen. Lessing war zwar gesprächig, er redete nicht allein rasch, sondern auch interessant, besonders seines sprudelnden Witzes wegen; aber er riß nie die Unterhaltung an sich, und war jederzeit mehr bemüht, auch Andere dazu anzuregen. Obgleich er von Natur zur Heftigkeit geneigt war, und bei literarischen Streitfragen sehr lebhaft werden konnte, so wußte er sich doch in hohem Grade zu beherrschen und vergaß in seinem Hause nie die Rücksichten, welche er als Wirth und als Familienvater zu nehmen hatte. — Nach Tisch einer Mittagsruhe zu pflegen, war ihm kein Bedürfniß, da er sich überhaupt eines gesunden Schlafes erfreuete. Er wandte aber den Nachmittag stets zu seiner Zerstreuung und Erholung an. Der Spaziergang um den wolfenbüttler Schloßwall, gewöhnlich in Begleitung seines Freundes, des Kammerherrn von Döring, wurde nicht leicht versäumt. Lustpartieen zu Roß und Wagen waren seine Sache nicht. War er im Kreise des Hauses, so zeigte er sich als zärtlichster Familienvater. An den Spielen der Kinder nahm er unermüdlich Theil, selbst an solchen, die körperliche Anstrengung erforderten, wie das sogenannte „Knickerspiel.“ Er war aber ein von den Kindern um so gesuchterer Spielkumpan, weil er sich großmüthiger Weise das Geld dabei abnehmen ließ. Auch zeigte er sich häufig in der Rolle des neckischen Schalkes. So machte es ihm herzliches Vergnügen, durch allerhand Kriegslist die Briefe aufzufangen, welche seine Tochter Amalie mit ihrer Herzensfreundin, einem Fräulein von Brandenstein, oft mehrmals des Tages wechselte, so daß eigends ein kleiner Junge als Postillon d'amour engagirt wurde, der zwischen den beiden,

sich gegenüber wohnenden Freundinnen mit zärtlichen Briefen hin und her gehetzt wurde. Das war denn stets ein gewaltiges Lamentiren, wenn sie das Briefgeheimniß von Lessing verletzt sahen, weil sie vor einem so firmen Stylisten gewaltigen Respect hatten. Allein gerade der sich in diesen Briefen oft über die grammatische Form hinwegsetzende Geist amüsirte ihn, und er erklärte unumwunden, daß er einem geist- und gemüthvollen Frauenzimmer nichts bereitwilliger erlasse, als die Orthographie. Ja er pflegte sogar auch wohl seinem Töchterchen ermuthigend zuzurufen: „Mädchen, ich wollte Dich zur ersten Dichterin machen, wenn Du nur Ausdauer haben wolltest!" Er wußte es überhaupt den Kindern nicht oft genug einzuknüpfen, daß sie nie zu viel lernen könnten; „denn," pflegte er wohl hinzuzusetzen, „man lernt ja nicht allein für diese Welt." Auch führte er als Beleg dazu, daß man nicht wissen könne, wozu man oft schon hier nützliche Kenntnisse gebrauche, den Gewinn an, den ihm das Studium der französischen Sprache bereitet habe, von deren Erlernung ihm der Rector eifrig abgerathen habe, weil sie eine gemeine Sprache sei, in der z. B. der Vater: „Päre," die Mutter: „Mähre," der Sohn sogar: „Vieh" heiße. — Körperliche Züchtigung lag nicht in seinem Erziehungsplane, und sein Sohn Fritz erinnert sich nur zweier Ausnahmen davon. Beide Fälle betrafen aber auch Capitalsünden. Für nichts suchte er nämlich das Gemüth der Kinder lebhafter anzuregen, als für Wahrheitsliebe und Muth. Er applicirte daher seinem Fritzchen eine eben so herzhafte Maulschelle, als ihn dieser einmal mit Unwahrheit berichtete, wie eine solche erfolgte, als sich derselbe nicht gegen die Angriffe eines bösen Buben gewehrt hatte. — Daß Lessing auch ein aufmerksamer und zärtlicher Gatte war, ist sattsam bekannt. Seine Frau, geb. Eva Hahn, eine höchst gemüthvolle, gebildete Dame, war die Wittwe seines intimsten Freundes König. Dieser, aus dem Bergischen stammend, in Wien als Fabrikbesitzer ansässig, meistentheils aber in Hamburg wohnend, war ein wohlhabender und strebsamer Geschäftsmann. Er würde es haben weit bringen können, wenn ihm nicht, außer der Versorgung seiner eigenen Familie auch die seiner eilf Brüder obgelegen hätte. Er machte einst eine Geschäftsreise nach Italien, auf welcher ihn Lessing eine Strecke Weges begleitete. Beim Abschiede rief er diesem zu: „Ich empfehle Ihnen meine Familie!" Als er nach Venedig kam, erfreuete er sich auf dem dortigen Kirchhofe der prachtvollen Aussicht, die durch den magischen Zauber der untergehenden Sonne verherr-

licht wurde. Er war so aufgelös't in wehmüthiges Entzücken, daß er sich von diesem erhabenen Schauspiele kaum loszureißen vermochte, und sich erst nach wiederholten, dringenden Anmahnungen seines Begleiters in der Dämmerung nach Hause wandte. Er ahnete nicht, wie bald er zu dieser, ihm so theuern Stätte zurückkehren sollte; denn noch an demselben Abend rührte ihn der Schlag, an dem er ohne lange Qualen starb. Lessing erfüllte nun den Wunsch des Abgeschiedenen auf das gewissenhafteste; er wurde nicht allein der Versorger, sondern auch der treueste Freund der verlassenen Familie. In welch einen Schmerz ihn nachher der Verlust seiner edlen Gattin versetzte, erhellt aus dem, mit der Todesbotschaft versehenen Briefe an Eschenburg. Seine Kinder überraschten ihn betend an der irdischen Hülle der Verklärten, und im Anblicke dieses entsetzlichen Verlustes nahm er den mutterlosen Waisen das Gelübde ab, der Dahingeschiedenen in ihren Tugenden nacheifern zu wollen. Von dieser Zeit an arbeitete er nur immer im Todeszimmer der Tiefbetrauerten, welches in der Bibliothekarwohnung links vom Eingange, auf der Hinterseite des Hauses, nach dem einsamen Gärtchen zu, gelegen war, obgleich sein eigentliches Studirzimmer sich rechts vom Eingange nach dem Schloßplatze zu befand. Diese Einsamkeit theilte mit ihm nur sein treues Kätzchen, welches gewöhnlich auf seinem Arbeitstische Platz nahm, und einst, krank wie sein Herr, das kostbare Manuscript des „Nathan“ beschmutzte, ohne daß sich der Dichter die Mühe des abermaligen Abschreibens verdrießen ließ, der dabei keine dringendere Sorge hatte, als daß das arme Thierchen nur zu saufen bekomme. —

Was Lessing durch den Tod seiner Lebensgefährtin verloren hatte, kann nur der würdigen, der ihn in seinem häuslichen Kreise beobachtet hat. Die ungetrübte Heiterkeit und der stille Frieden dieses Hauses fesselte ihn daher auch mit festen Banden an dasselbe, weil es ihm ein willkommnes Asyl nach vielfachen und heftigen Kämpfen des Lebens war. Aufwand machte er nie; aber so viel es seine Kräfte erlaubten, übte er Gastlichkeit. Des Abends gegen neun Uhr gab es, auch selbst wenn Fremde zugegen waren, nur eine warme Schüssel; und zwischen zehn bis eilf Uhr ging es nach Bürgermanier zu Bett. Bei dem großen Zuspruche, den er hatte, und bei der, im Ganzen genommen beschränkten Einnahme, würde aber auch ein größerer Luxus nicht auszuführen gewesen sein. Die Freunde indessen, welche zu ihm kamen, wußten auch, daß das Beste, was sie in seinem Hause fanden, er selbst war. Darum

ging es denn auch so gemüthlich und heiter her. Eine Partie Schach gehörte zu seinen Lieblingszerstreuungen, und wie er sich in Wolfenbüttel mit seinem kleinen, bucklichen und witzigen Hausarzte Topp gern darin maß, so waren in Berlin Moses Mendelssohn, in Hamburg vorzüglich Büsch, mit dem er überhaupt viel verkehrte, und Klopstock seine Mitspieler. Der Letztere gewährte ihm dabei den doppelten Genuß, daß er jedesmal, zu aller Anwesenden Erheiterung, sehr unangenehm werden konnte, wenn er eine Partie verlor. Wie nun Lessing nach der Erschöpfung der Arbeit auch das Kartenspiel nicht verschmähte, so pflegte er auch wohl, um die Freude nicht zu verderben, obgleich er nie schnupfte und rauchte, zum Scherz kalt mitzurauchen, wenn Freund Jacobi aus Pempelfort, oder Gleim, ein Hauptschmaucher, ein Pfeifchen bei ihm rauchten. Lessing selbst rühmte sich, nie geraucht zu haben, als auf der Schule, weil es damals verboten gewesen sei. Hiernach ist denn auch die Anekdote über Lessing, den Tabacksraucher, zu berichtigen, die ich selbst, nach der Angabe seiner ehemaligen Aufwärterin, in der hannoverschen Morgenzeitung mitgetheilt habe. Goethe hatte nämlich einmal geäußert, daß ein wahrhaft genialer Mann nie rauchen, und daß sicherlich auch Lessing nicht geraucht haben werde. Als nun Ebert noch Bibliothekar in Wolfenbüttel war, und sich über Goethe's Muthmaßung bei Lessing's alter Aufwärterin Auskunft erbat, erhielt er von dieser den Bescheid: „Ja smöken un schrieben konne hei wol, aber tau weiter was hei nich tau bruken." — Freundlich, wie Lessing gegen die Seinigen war, erwies er sich auch gegen seine Domestiken. Seine Kinder erinnern sich nur eines einzigen Falles, daß ihn die Heftigkeit übermannte, und er die Magd mit einem Backenstreiche züchtigte, weil sie sich, während der letzten Krankheit seiner Frau, im Abholen der Medicin, Saumseligkeit hatte zu Schulden kommen lassen. — Aufwartung bedurfte er wenig, und sein Bediente hatte daher äußerst faule Tage bei ihm. Um ihn zu schonen, nahm er ihn auch nicht einmal mit nach Braunschweig, wenn er hier längere Zeit verweilte; sondern er begnügte sich dann mit einem alten Lohnlakai Mackwitz, von dem er freilich auch wenig Trost hatte, und den er selbst treffend mit den Worten characterisirte: „Sein Name ist der einzige Witz an ihm." —

Als Freund war Lessing bekanntlich treu und aufopfernd. Das bewies er unter anderen auch gegen den Kunsthändler Da-

veson,[1]) einen Juden. Dieser hatte immer einen guten Kunden gehabt am Herzoge Carl. Besonders in den letzten Lebensjahren des alten freigebigen Herrn, als derselbe einer von ihm begünstigten Dame aus Daveson's Laden sehr reiche Geschenke zufliessen liess. Der Erbprinz Carl Wilh. Ferdinand, welcher noch bei Lebzeiten seines Vaters die Zügel der Regierung ergriff, um die zerrütteten Finanzen in Ordnung zu bringen, liess daher Herrn Daveson andeuten, dergleichen Aufträgen des Herzogs keine Folge zu leisten. Daveson erlaubte sich hierauf aber die Anfrage, ob er auch von diesem Befehle dem Herzoge Kenntniß geben dürfe? Das nahm nun der Erbprinz gewaltig übel, und als der Herzog starb, wurde Daveson, angeblich wegen unbegründeter Forderungen, ohne Weiteres in gefängliche Haft gebracht. Lessing aber, von der Unschuld des Freundes überzeugt, bot alles auf, ihm wieder zu seinem Rechte zu verhelfen, so viel er auch selbst dabei wagte. Er besuchte ihn außerdem nicht allein häufig im Gefängnisse, sondern nahm ihn auch nach seiner Befreiung, damit er sich wieder erholen und zerstreuen könnte, auf längere Zeit als seinen Hausgenossen mit nach Wolfenbüttel. — Dieselbe Gastfreundlichkeit übte er gegen Könemann, der sich bei ihm als spekulativen Philosophen angemeldet hatte, aber seinem Rufe wenig Ehre machte, ein keineswegs angenehmer Gesellschafter war, und ihm lange Zeit auf der Tasche lag. Bei solchen Gelegenheiten hatte Lessing stets das Herz auf der rechten Stelle; denn unbegränzte Mildthätigkeit war ein leuchtender Grundzug seines Characters. Als er einst daran erinnert wurde, daß der Bittende die Unterstützung nicht verdiene, entgegnete er: „Ach Gott, wenn auch wir nur bekämen, was wir verdienen, wie viel würden wir dann wohl haben!" —

Schließlich möge noch ein characteristischer Zug seiner, sich bis zum letzten Augenblicke nicht verläugnenden, milden Freundlichkeit erwähnt werden. Bekanntlich war Lessing von seiner letzten hamburger Reise mit nur scheinbarer Genesung heimgekehrt. Das Uebel steigerte sich bald in bedrohlichem Grade, und als er eines Tages vom Leichenzuge eines Herrn von Unger kam, äußerte er: „Jetzt bin ich der Nächste!" Zu seiner Zerstreuung reiste er nach Braunschweig, wo er bereits seit Jahren im Hause des ihm befreundeten

[1]) Man vergleiche: Friedr. Ludw. Schröder: Beitrag zur Kunde des Menschen und Künstlers, von F. L. W. Meyer. 2 Thle. Hamb. 1819. — (2ter Theil, 1ste Abthl., p. 49.)

reichen Weinhändlers Angott, auf dem Aegidienmarkte, den ersten Stock als Absteigequartier gemiethet hatte, um ungestörter zu leben, als im Wirthshause. Hier in Braunschweig nahm indessen die Krankheit unvermuthet rasch einen lebensgefährlichen Charakter an. Auf diese betrübende Botschaft war sogleich seine Tochter herbeigeeilt, um mit liebender Hand die Leiden des stillen Dulders zu lindern. Der fünfzehnte Februar ließ noch einmal einen schwachen Strahl der Hoffnung aufleuchten, indem sich gerade an diesem Tage der Kranke bedeutend erleichtert fühlte und heiter an seinem Schmerzenslager die Besuche theilnehmender Freunde annahm. Ja mitunter scherzte er sogar mit dem Hofmedicus Brückmann, mit Angott und Daveson. Aber dieses Lebensfeuer war nur das letzte Auffladern eines erlöschenden Lichtes. Am Abend dieses verhängnißvollen Tages saß nun die bekümmerte Tochter vor der Schwelle des Krankenzimmers, um vor des geliebten Vaters Auge die Thränen zu verbergen, durch welche sie nur ihrem angstgepreßten Herzen Luft zu schaffen vermochte. Man hatte dem Kranken gemeldet, daß im Vorzimmer Freunde zum Besuch seien. Da öffnete sich die Thür, und Lessing tritt herein, ein Bild des herzzerschneidendsten Anblicks! Das edle Antlitz schon durch hippokratische Züge markirt und vom kalten Todesschweiße überdeckt, leuchtet von himmlischer Verklärung. Stumm, und unter einem unaussprechlich seelenvollen Blicke, drückt er seiner Tochter Hand. Darauf neigt er sich freundlich gegen die übrigen Anwesenden, und mit so entsetzlicher Anstrengung es auch geschieht, nimmt er ehrerbietig seine Mütze vom Haupte. Aber die Füße versagen den Dienst; er wird zum Lager zurückgeführt, und ein Schlagfluß endet, auch den ängstlichsten Besorgnissen noch überraschend, das theure Leben! —

Ueber die Läuterung unserer Muttersprache von Fremdwörtern.

„Wer mich verbrittet, ich haß ihn! mich galliciśmet, ich haß ihn!
Liebe dann selbst Günstlinge nicht, wenn sie mich zur Quiritinn
Machen, und nicht, wenn sie mich verachän. Ein erhabenes Beispiel
Ließ mir Hellänis; sie bildete sich durch sich."

Klopstock

Schon oft, wiewohl meistens auch fruchtlos, ist das buntscheckige Gewand, worin viele deutsche Schriftsteller ihre Muttersprache darstellen, getadelt und verhöhnt worden. Es ist nun einmal wieder Mode, dasselbe mit ausländischen Blumen zu spicken und zu verbrämen, und wer vermag etwas gegen diese allmächtige Göttin! Doch ihr Wesen ist Unbeständigkeit. Gelänge es uns für jetzt, durch Vorhalten eines neuen einfachen und einfarbigen Sprachgewandes sie zum Tausche zu bewegen, so wäre das ein großer Gewinn. Es möchte nun auch wohl an der Zeit sein, daß unsere besten Schriftsteller an demselben arbeiteten, ihm die schönsten Lobreden hielten und dasselbe zum Fest- und Ehrenkleide erhöben. Hätten wir aber die bunte Narrenjacke einmal auf Seite geschafft, dann bedürfte es fortwährender Wachsamkeit, daß nicht wieder fremde Waare eingeschmuggelt würde. — Aber, so ruft man uns zu, macht ihr euch nicht der Uebertreibung schuldig? Keine Extreme! Riecht das nicht nach Purismus? Auf solche Vorwürfe möchten wir mit Daniel in Schillers Räubern antworten, als Franz, sein Herr, so seltsam betete: „Gott sei uns gnädig! Auch seine Gebete werden zu Sünden!" Thatsachen mögen entscheiden.

Ich nehme die erste beste Zeitung zur Hand, und finde auf der ersten Spalte (jede Seite enthält deren drei) folgende Fremdwörter: „Majestät, Professor, Doktor, Statut, Garantie, Aktien, Dissidenten, Datum, Capitel, Patent, Minister, Rescript, Referen-

dar, Assessor, Princip, Autonomie, historisch, provincial, katholisch, protestantisch, aktiv, passiv, Assistenz, Civilehe, direkt, Consequenzen, Civilinstitut, Justizwesen, Emanation, Discussion, Bibliothek, General — also 32 Fremdwörter, mithin auf den drei Spalten gegen 100, ohne dabei die Wörter: Kirche, Partei, Staat in Anschlag gebracht zu haben.

Ich schlage im Lehrbuch der deutschen Sprache auf und lese: „Grammatik, Verb, Substantiv, Adjektiv, Adverb, Pronom, Interpunktion, Flexion, Subjekt, Prädikat, Deklination, Conjugation u. v. a. m."

Nun werfe man einen Blick in die Lehrbücher anderer Wissenschaften, welch eine ungeheuere Zahl von Fremdwörtern tritt uns da entgegen! Vergleichen wir in dieser Hinsicht viele unserer Bücher und Zeitschriften mit denen von Gellert, Eberhard, Garve, Kampe, Starke, Jakobi, Göthe, Schiller u. a. m., welche vor 50 bis 80 Jahren erschienen, so werden wir uns bald überzeugen, daß wir in diesem Betracht nicht Fortschritte, sondern Rückschritte gemacht haben. Und so wird unsere Sprache verunstaltet in einer Zeit, da sie doch in sprachlicher Hinsicht sich so sehr vervollkommnet hat. Eine ernste Mahnung an unsere Zeit. Man wird es hoffentlich eben so verzeihlich als nothwendig finden, wenn nach den sehr verdienstvollen Bemühungen sprachkundiger und deutschgesinnter Männer wie Kampe, Wolke, Jahn, Kolbe u. a. m. hiermit bescheidentlich erinnert wird, auf die Reinheit unserer Sprache und unseres Schriftenthums mehr zu achten, damit auch von dieser Seite unser Vaterland keinen Schaden nehme. Wer hören und sehen will, der wird es bald merken, wie sehr Wachsamkeit und Wehrhaftigkeit Noth thun, um unsere Muttersprache vom fremden entbehrlichen Flitter zu reinigen und rein zu erhalten.

Man könnte uns entgegnen: „Thörichtes Bemühen! Glaubt ihr denn, daß unsere deutsche Sprache die einzige sei, welche solche Sprachmischung erlitten hat? Fragt doch unsere Sprachforscher und sie werden euch sagen, daß keine der jetzigen europäischen Hauptsprachen unvermischt sei; sie sind allzumal Sünderinnen und ermangeln des Ruhms der Reinheit. Die spanische und portugiesische Sprache, Töchter der lateinischen, haben eine Menge Fremdlinge aus der arabischen, gothischen und andern Sprachen; desgleichen enthält deren Schwester, die französische Sprache celtische, gothische und deutsche Wörter; die englische Sprache ist aber bekanntlich ein mixtum compositum von vielen europäischen Sprachen.

Und so wird sich schwerlich eine Hauptsprache finden, die von aller fremden Beimischung frei geblieben ist."

Wir müssen darauf erwidern, daß dieses gar nicht die Seite ist, welche von uns getadelt und angegriffen wird. Es geht hier nicht um die Fremdwörter, welche durch einen vieljährigen Gebrauch gewissermaßen das Verjährungsrecht für sich haben, vom ganzen Volke als ebenbürtig mit den eingebornen Stammwörtern anerkannt und an Leib und Seele, an Form und Veränderungsweise deutsch geworden sind, z. B. Krone, krönen, — Regierung, regieren. Wir werden diesen Punkt weiterhin noch einmal berühren; hier haben wir es mit einer großen Masse frisch aufgenommener Wörter zu thun, denen man auf der Stelle die fremde Abkunft ansicht, und die sich auch äußerlich gar schwer deutsch fügen und formen lassen. Jene Bemerkung über einige fremde europäische Sprachen gibt uns aber Veranlassung zu der Frage: Welches sind wohl die Ursachen solcher allgemeinen Sprachvermischung? Wir glauben folgende als die erheblichsten anführen zu dürfen:

1) Die Nachbarschaft zweier Völker von verschiedenen Sprachen. Wo diese mit ihren Gebieten zusammengrenzen, da kann es nicht fehlen, daß wechselseitig Wörter ihre Grenzen überschreiten. Daher kommt es denn auch, daß an den Grenzen keine der beiden Sprachen so rein gesprochen werden, als im Binnenlande. Auf der deutsch-lothringischen Grenze sagte mir einst ein Lothringer: Die Franzosen haben mehr Vivigkeit als die Deutschen. Dieses einzige Zwitterwort zeigte mir, wo ich war. In diesem Betracht nun hat Deutschland eine sehr ungünstige Lage, da es von der französischen, italienischen und den slavischen Sprachen umgeben ist; die holländische und dänische können uns nicht viel schaden, da sie unsere Töchter sind.

2) Der Verkehr in Handel und Gewerbe. Hierdurch gehen gar leicht die Namen für eigenthümliche Natur- und Kunsterzeugnisse aus einer Sprache in die andere über. Wir erinnern hier nur an Wein, Kaffee, Zucker, Indigo, Taback, — Bajonnett, Kammertuch, (Tuch von Cambrai), Manchester, Twist, Kattun, Musselin, Porcellan, die Namen der fremden Münzen, Maße und Gewichte.

3) Kriege und Eroberungen, so wie Einwanderungen (Völkerwanderungen). Man denke an England, Frankreich und Spanien. Die große Menge französischer

Fremdwörter in unserer Sprache sind mit eben durch die häufigen Kriege mit Frankreich eingeschwärzt worden. — Was im Besondern unsere deutsche Sprache anbetrifft, so mögen in früherer Zeit, da der Gottesdienst zum größern Theile in lateinischer Sprache abgehalten wurde, so wie auch durch den Gebrauch der römischen Gesetzbücher viele lateinische und griechische Wörter in dieselbe gekommen sein. Von solchen kirchlichen Fremdwörtern haben wir noch viele, z. B. Presbiterium, Consistorium, Pastor, Candidat, Papst, Cardinal, Bischof, Kloster, (Abt, Mönch, Nonne,) Communion, Confirmation, Agende, Kirche, Sacristei, Altar, Kanzel, Katechismus, (Halleluja,) Gloria, jubiliren, triumphiren, Text u. s. w. Eben so haben wir aus früherer Zeit eine große Menge Fremdwörter im Staats-, Gerichts- und Kriegswesen. So hören wir noch alle Tage: Monarchie, Minister, Ministerium, General, Offizier, Aristokratie, Demagog, Arsenal, Artillerie, Audienz, Assise, Jurist, Justiz, Commissair, Advokat, Assessor, Refendar, Präsident, Sekretär u. s. w. Eine Menge Wörter dieser Art sind im Munde des Volks.*)

Unter Ludwig XIV begann bekanntlich das goldene Zeitalter der französischen Sprache. Wie es damals mit unserer Mutter-

*) Als Probe wie herrschend die lateinische Sprache auch in der protestantischen Kirche gewesen, stehe hier ein Lied aus dem ehemaligen evang. luth. Märkischen Gesangbuche:

1.

In dulci jubilo
Nun singet und seid froh,
Unsres Herzens Wonne
Liegt in Präsepio,
Und leuchtet als die Sonne
Matris in gremio,
Alpha es et O. :/:

2.

O Jesu parvule
Nach dir ist mir so weh:
Tröst mir mein Gemüthe
O puer optime!
Durch alle deine Güte,
O princeps gloriä,
Trahe me post te! :/:

3.

O patris charitas!
O nati lenitas!
Wir wären all verloren
Per nostra crimina,
So hat er uns erworben
Cölorum gaudia,
Eja, wärn wir da! :/:

4.

Ubi sunt gaudia,
Nirgends mehr denn da,
Da die Engel singen
Nova Cantica,
Und die Schellen klingen.
In regia curia,
Eja, wärn wir da! :/:

sprache aussah, das können wir von Opitz, Leibnitz und andern deutschen Männern erfahren.*) Daß man aber auch zu dieser Zeit mit Ernst darauf bedacht war, sie von allen Fremdlingen zu säubern, dafür zeugen die verschiedenen Sprachgesellschaften, welche sich damals bildeten. Solche waren z. B. der Palmenorden oder die fruchtbringende Gesellschaft zu Weimar 1617, die zum Zweck hatte „die Muttersprache in ihre uralte angeborne Reinigkeit und Zierde wieder einzuführen, sie von dem fremden drückenden Sprachenjoche zu befreien und durch alte und neue Kunstwörter zu befestigen;" die aufrichtige Tannengesellschaft zu Straßburg 1633, der Blumenorden der Schäfer an der Pegnitz, zu Nürnberg 1644, die deutschgesinnte Genossenschaft zu Hamburg 1646, der Schwanenorden an der Elbe 1660. Sie wirkten doppelt wohlthätig, indem sie dem immer weiter um sich greifenden Sprachverderben eine Schutzmauer entgegen stellten und Sprachreinheit und Sprachbildung förderten. Auch in neuerer Zeit haben solche Sprachvereine viel Gutes hervorgebracht; wir wollen hier nur an die Kurfürstliche deutsche Gesellschaft in Manheim im achten Jahrzehend d. v. Jahrh., die Vereine für

---

*) Vor ungefähr 25 Jahren erschienen, ich weiß nicht mehr in welcher Zeitschrift, einige Proben von Sprachmengerei aus dem 17ten Jahrhundert, von welchen hier einige Verse st.hen mögen:

1.

Reverirte Dame,
Phönix meiner ame,
Gebt mir audienz:
Eurer Gunst meriten
Machen zu Falliten
Meine Patienz.

2.

Als ich admirire
Und considerire
Eure violentz
Wie die Liebesflamme
Mich brennt sonder blasme
Gleich der Pestilenz.

3.

Ihr seid sehr capabel
Ich bin peu valable
In der eloquenz:
Aber mein serviren
Pflegt zu dependiren
Von der influenz.

4.

Meine larmes müssen
Von der jouen flüssen
Nach der Singcadenz;
Wie der Rhein couliret
Und sich degargiret
Nächst bei Cobelenz.

u. s. w. Das Lied enthält 8 Verse und ist wahrscheinlich ein Spottlied auf den damaligen Zustand der deutschen Sprache.

deutsche Sprache in Frankfurt a. M. (1817) und in Berlin (1820) erinnern.

Es ist allerdings in unserer Zeit auf dem Gebiete der deutschen Sprache Erstaunliches geleistet worden, um so mehr aber ist es zu verwundern, daß man im Allgemeinen der wieder überhand nehmenden Sprachmengerei so gleichgültig zusieht. Wie gewöhnlich schaut man in die Ferne und übersieht dann, was vor den Füßen liegt. Man sollte sich in die große Arbeit theilen und jedem ein ihm angemessenes Feld zuweisen. Im siebenzehnten Jahrhundert suchte man vor allem Andern einem Uebel abzuhelfen, welches jetzt fast in gleicher Stärke fühlbar ist und gleich dringend zur Abhülfe mahnt; dieses Uebel war auch damals die bis zum Uebermaße gestiegene Sprachmengerei. Hören wir einmal eine vollgültige Stimme aus dieser Zeit. Im Jahr 1618, also vor 230 Jahren schrieb Opitz den Aristarchus, sive de contemtu linguæ teutonicæ, worin er sich über die Verunstal.ung der deutschen Sprache also äußert: „Diese bisher so reine und vom fremden Schlamme befreite Sprache beginnt nun zu sinken, und sie artet in die selzamsten Redformeln aus. Es entstehen Ungeheuer von Wörtern und Wortfügungen. Unsere Sprache gleicht einem ekelhaften Behältniß, wo gleichsam der Unrath aller andern zusammenfließt. Beinahe nirgends keine Periode, keine Interpunktion, ohne ausländischen Zusatze.“ — — „Es sind die Wörter, dero Fügungen und kunstmessig-geordnete Sprüche der deutschen Sprache so schicklich, fein und wohlständig, daß sie der spanischen Pracht, der welschen Zierlichkeit und der Franzosen liebliche Geschwindigkeit in keinem nichts bevor geben. — Und kann und soll ja niemand mehr verborgen sein, daß keine Hinderniß, sondern die höchste Zeit da sei, auch unsere Sprache aus dem Staube zu heben und ans Tageslicht zu bringen; diese uhralte Sprache, diese zierliche Sprache, die prächtige Sprache, die allein würdig gewesen die deutsche Welt, das Wohnhaus so vieler großen Helden, zu bewohnen: die Sprache, die vollständig und unvermengt durch die grimme Flucht so langer Jahren gedrungen und sich bei uns erhalten hat. Diese ist die Sprache, o ihr Deutschen, die euch einzig zu lieben — die ihr müsset in Ehren und Würden halten, die ihr müsset zieren und schmücken und so ihr was könnet hierin ein Meisterstück thun. Ermannet euch, ihr Deutschen, mißgönnet euren Nachkommen nicht dasselbe, was von Gott durch eure Vorfahren auf euch gebracht worden. Bemühet euch, daß diese eure Sprache bei eurer Treu und Tapferkeit, wo-

mit ihr alle Welt übertreffet, die rühmlichste Nebenstelle dermaleins überkommen möge."*) So ehrenvoll sprach man vor mehr als 200 Jahren von unserer Sprache.

In den Schriften der Kurfürstlichen Deutschen Gesellschaft in Mannheim 3. Band 1787, woraus auch obige Stelle genommen ist, heißt es S. 198 ferner: „Opitz bewirkte eine wichtige Veränderung, aber sie allein macht die fünfte Denkzeit**) in unserer Sprachgeschichte nicht aus, sondern sie und der gleichzeitige Einbruch des ausländischen Lapp- und Flickwesens zusammengenommen. Schon zu Ende des 16ten und zu Anfang des 17ten Jahrhunderts hatten sich viele Spanische, Italienische und Französische Wörter in den Gebrauch eingeschlichen und im Jahre 1624 jammerte Opitz sehr, daß diese Thorheit allenthalben so einreiße; aber noch größer ward sie, je mehr fremde Völker im dreißigjährigen Kriege einrückten, und je mehr Deutschland entvölkert und verödet wurde. Es ist erstaunlich, wie zerstörend dieser Krieg auch in Ansehung deutscher Sitten, Gewohnheiten und Denkart gewesen ist. Mit dem Westphälischen Frieden ward diese Sprachmengerei nicht aufgehoben, sondern jetzt erst, sagt Leibnitz, hat sowohl die französische Macht als Sprache bei uns überhand genommen. Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworffen, und unsere junge Leute, auch wohl junge Herren selbst, so ihre eigene Heimath nicht gekennet, und deßwegen alles bei den Franzosen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzet, sondern auch selbst verachten helfen***) und einen Eckel der deutschen Sprache und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an Ihnen bei zuwachsenden Jahren und Verstand behenken blieben; und weil die meisten dieser jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, so bei einigen nicht gefehlet, doch wegen ihrer Herkunft und Reichthums oder durch andere Gelegenheiten zu Ansehen und fürnehmen Aemtern gelangt, haben solch Franz-Gesinnte viele Jahre über Deutschland regiert, und solches fast, wo nicht der französischen Herrschaft, doch der französischen Mode und Sprache unterwürffig gemacht. — — Anjezo scheinet es, daß bei uns das Uebel ärger worden, und hat

---

*) Uebersetzung des Aristarch von Schüttel.

**) Epoche.

***) Man sollte glauben Leibnitz lebte noch und spräche von unserer Zeit!
Der Verfasser.

der Mischmasch abscheulich überhand genommen, also daß die Prediger auf der Canzel, der Sachwalter auf der Canzlei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden, mit erbärmlichem Französischen sein Deutsches verderbet; mithin es fast das Ansehen gewinnen will, wenn man so fortfähret und nichts dagegen thut, es werde Deutsch in Deutschland selbst nicht weniger verlohren gehen, als das Engelsächsische in England." So spricht über unsere Angelegenheit ein Mann von großem Gewicht, dem bei seinen tiefen Forschungen in der Philosophie und Mathematik unsere Muttersprache Werth genug hatte, um sie zum Gegenstande seines ernsten Nachdenkens zu nehmen.

Als ein Beweis, welche schönen Früchte jene erwähnten Sprachvereine des 17ten Jahrhunderts erzeugten, zugleich aber auch, um eine Vergleichung jener Zeit mit der unsrigen zu veranlassen, folgt hier das Inhaltsverzeichniß des ersten Buches einer Sprachlehre von Christian Gurinzen, gedruckt zu Köthen im Jahre 1641. Die Sprachlehre besteht aus zwei Büchern. „Das 1. Hauptstück des ersten Buches handelt von der deutschen Sprachlehre überhaupt. Das zweite Hauptstück von der Wortschreibung. Das dritte von der Wortforschung. Das vierte von der Wortsprechung (Prosodie). Das fünfte vom Nennworte. Das sechste vom Geschlechte der Nennwörter. Das siebente vom Geschlechte der selbstständigen Nennwörter aus der Bedeutung. Das achte von dem Geschlechte der selbstständigen und beiständigen (adjectivorum) aus der Endung. Das neunte von der Endung (casu). Das zehnte von der Verwandlung (declinat.). Das eilfte von der Aenderung (motione) der Nennwörter. Das zwölfte von der Theilung. Das dreizehnte vom Vornennworte (pronom.). Das vierzehnte vom Zeitworte. Das fünfzehnte von seinen Veränderungen (conjugat.). Das sechszehnte von der Theilung des Zeitworts. Das siebzehnte vom Mittelworte (particip.). Das achtzehnte vom Bei- oder Zuworte (adverb.). Das neunzehnte von dem Vorworte (præposit.). Das zwanzigste vom Fügeworte (conjunct.) Das ein und zwanzigste vom Bewegewort (interject.). — " (2. Band d. Schriften der kurf. deutschen Gesellsch. in Mannheim 1787). Nun vergleiche man unsere Sprachlehren damit, und sage dann, zu welcher Zeit man reiner geschrieben, damals oder jetzt.

Wenn wir jetzt darauf dringen, daß unsere Sprache von Fremdwörtern gereinigt werde, so ist das nur eine Wiederholung gleicher Stimmen aus dem 17ten, 18ten und 19ten Jahrhundert.

Es sind nun dabei noch die Fragen zu bedenken: Sind alle Fremdwörter, in gleichem Grade nachtheilig? Sollen alle Fremdwörter oder soll nur ein Theil derselben ausgeschieden werden? Im Allgemeinen darf man wohl behaupten, daß fremde Eigennamen und solche Nennwörter, welche sinnliche Gegenstände bezeichnen am unschädlichsten sind z. B. Philipp, Omar, Sophie —, Bouillon, Cider, Portier, Kopie, Billet, Platin, Komet, Kanone u. s. w. —, sobald sie sich aber zur Begriffsbezeichnung erheben sind sie viel nachtheiliger. Wir können demzufolge Magnet, Elektron u. s. w. beibehalten, aber nicht Elektricität, Magnetismus *) wenigstens nicht grundsätzlich. Es ist gewiß immer viel werth, wenn aus dem Worte auch gleich die Bedeutung spricht, aus dem Körper der Geist. Im Ganzen ist es doch nur ein sehr kleiner Theil des deutschen Volkes, der in den Fremdwörtern zugleich lebendige, beseelte Wörter vernimmt; den meisten erscheinen sie leblos. Ich meine, die Gelehrten müßten es sich zum Grundsatze machen, bei Entdeckung einer neuen Wahrheit oder Erscheinung nicht eher zu ruhen, bis sie ein deutsches Wort zur Bezeichnung gefunden hätten. Ich weiß wohl, daß das schwer halten wird; wir wollen uns deshalb vor der Hand damit begnügen, wenn der Versuch auch nur zum Theile glückt. Anfänglich könnte man beim Gebrauche solcher neuen Wörter die Fremdwörter beifügen, sie einschalten, bis sie allgemein bekannt wären. Zuerst erscheinen allerdings solche deutsche Neulinge etwas seltsam, nach und nach wird man vertraut mit ihnen und findet sie schöner als die Fremdlinge, die oft in dem Grade an Achtung abnehmen als jene zunehmen. Welch ein schnöder Mißgriff, wenn jetzt es jemand wagte, die Tochter eines vornehmen Mannes, ja auch eines Mittelbürgers Mamsell zu nennen; noch beleidigender würde ein deutscher Herr es finden, wenn ihn jemand mit monsieur anredete. So haben sich die Zeiten geändert. **)

*) Schon längst verdeutschte man Elektricität mit Bernsteinkraft oder Bernkraft, Blitzfeuer, Blitzstoff und Magnetismus mit Polkraft.

**) Noch im Jahre 1815 vernahm man in einem öffentlichen Blatte folgende Bemerkung: „Man würde sich nicht bloß lächerlich machen, sondern sich auch Unwillen zuziehen, wenn man die Gattinn eines Bankiers, eines angesehenen Kaufmannes, eines berühmten Gelehrten ohne Titel Frau und ihre Töchter Jungfer nennen wollte, wie man dies bei den Weibern und Töchtern der Tagelöhner, Handwerker und anderer Klassen der Staatsbürger thut. Kein Wort ersetzt bei den titellosen höhern Bürgerklassen die Benennung Madame oder Demoiselle, und jeder Vorschlag zu

Nach den glorreichen Befreiungskriegen war man eifrigst darauf bedacht, unsere Muttersprache von den französischen Wörtern zu befreien, wie unser Vaterland von den Franzosen war befreit worden. Uebrigens war es auch Zeit, daß die Russen uns verließen; manche ihrer Wörter z. B. Wodka, Kantschu, Knute u. s. w. ließen sich schon oft aus deutschem Munde hören. Ich erinnere mich, daß damals ein allgemeines Verdeutschungswörterbuch der Kriegessprache erschien, worin viele Fremdwörter mit ziemlichem Glück durch deutsche ersetzt wurden, z. B. ammunition = Schießbedarf, anciennité = Alterfolge, Bataillon = Schlachthaufen, Breche = Sturmlücke, Bülletin = Tagbericht, cadet = Kriegszögling, courier = Eilbote, dressiren = einschulen, Armee = Heer, Regiment = der Stab, u. s. w.; manches Ersatzwort fand aber keinen Beifall z. B. Offizier = Schalter, souslieutenant = Schichtjunker, Premierlieutenant = Wachtjunker, Brigadegeneral = Span oder Spanhauptmann, Brigadegeneral der Cavallerie = Ritt-Spanhauptmann, Batterie = Zeugel u. s. w. Noch sonderbarer waren die Verbesserungen in der Tonsprache: Arie = Luftsang, Altistin = Hochsangwerkerinn, Bassist = Grundsangwerker, Chor = Vollsang, Instrumentalmusik = Klangmachwerkerei, Musik = Tonwerkerei, Symphonie = Zusammenklangwerk, Tenor = Hebsang oder Dünnsang, Trompete = Schmettermessing, Trompeter = Schmettermessingwerker u. s. w.

In Betreff der Beibehaltung und der Ausscheidung fremdsprachlicher Wörter erlaube ich mir sprachkundigen Männern folgende Vorschriften zur nähern Prüfung zu übergeben:

I. Alle Fremdwörteer, welche seit Jahrhunderten bei uns eingebürgert sind und in dieser Zeit deutsche Form, Lautung und Natur angenommen haben, mögen, ja müssen beibehalten werden. Dahin rechnen wir: Fenster, Kirche, Kapelle, Altar, Schule, Bibel, Kapitel, Vers, Amen, Orgel, Almosen, Religion, Evangelium, Kanzel, Testament, Vers, Text, Klasse, Person, Körper, Krone, Thron, Natur, Wein, Kaiser, Soldat, Pforte — regieren, predigen, siegeln, schreiben, marschiren, krönen.

II. Alle Fremdwörter, welche Eigennamen oder Namen für Kunst- und Naturerzeugnisse, überhaupt für sinnliche Gegenstände sind, für welche sich

ihrer Ausscheidung grenzt an das Unmögliche." Was würde der Verf. (Herrmann), wenn er noch lebte, jetzt von seinem Urtheile halten?

keine entsprechende deutsche vorfinden, oder auch nicht bequem sich bilden lassen, können der Muttersprache unbeschadet beibehalten werden. Dahin gehören z. B. die meisten Taufnamen, die Namen der Monate, so wie auch der fremden Münzsorten, Maße und Gewichte; ferner die Benennungen vieler, besonders fremder Mineralien, Pflanzen und Thiere; desgleichen: Commode, Kanape, Palast, Porcellan, Chokolade, Kaffe, Cigarre, Taback, Kattun, Damast, Manchester u. s. w. Doch möchten wir uns ausdrücklich vor der Schlußfolge verwahren, als dürfte bei diesen Wörtern gar kein Versuch zum Verdeutschen gemacht werden. So könnte recht gut statt Apotheke Arzneiladen, für Theophil Gottlieb u. s. w. gesagt werden.

III. Die Wissenschaften mögen, wenn sie für ihre Vorstellungen und Begriffe keine entsprechende, bestimmte Bezeichnung in unserer Muttersprache auffinden, noch neu bilden können, ihre Fremdwörter beibehalten, aber doch stets ernstlich darauf bedacht sein, diese immer mehr entbehrlich zu machen, damit unsere deutsche Sprache nach und nach in den vollen ungetheilten Besitz der wissenschaftlichen Begriffe gelange. Dasselbe gelte auch der Kunst. Es ist gewiß, daß eine große Menge Fremdwörter dieser Art ausgeschieden werden könnte, welche bisher aus Bequemlichkeit oder Eitelkeit im Gebrauche geblieben sind. Mögen auch unter den Verdeutschungen mancher Fremdwörter sich einige finden, denen noch ein oder einige As an vollem Werthe fehlen, das kann kein Hinderniß sein sie für vollgültig anzuerkennen. Auch viele Fremdwörter bezeichnen ihren Gegenstand nicht vollkommen entsprechend. Ich erlaube mir einige Verdeutschungen als Beleg hier anzumerken, um zu weiteren Versuchen zu ermuntern: Advokat = Anwalt, Anthropologie = Menschenkunde, Menschennaturlehre; Apotheke = Arzneiladen, Codex = Gesetzbuch, Componist = Tonsetzer, Caution = Bürgschaft, Chiroplast = Handbildner (beim Klavierspielen) chronisch = langwierig, empirisch = erfahrungsmäßig, Hypothek = Unterpfand, Pfandverschreibung, — Hypothese = Voraussetzung, Unterstellung, Literatur = Schriftenthum, Lexikon = Wörterbuch, Logik = Denklehre, Philologie = Sprachkunde, Sprachgelehrsamkeit, Praxis = Anwendung, Ausübung, Protokoll =

Verhandlungsbericht, Psychologie = Seelenlehre, Seelenkunde, Reflexion = Erwägung, Ueberlegung, synthetisch = zusammensetzend, verbindend, Theorie = Lehre, Einsicht, Erkenntniß, u. a. m.

So gibt es gewiß viele Fremdwörter, welche wir durch eigene ersetzen könnten. Die angemessenste Verdeutschung gibt oft der Augenblick des Bedürfnisses; daher möge man sich solche merken. In den ersten Verhandlungen unseres Landtages erinnerte einer unserer Minister daran, statt Amendement, lieber Abänderung oder Verbesserung zu sagen; aber diese Erinnerung ist nicht beachtet worden; dagegen hat die itio in partes durch „Sonderung in Theile" Aufnahme gefunden. Uebrigens sind bisher in den Reden der Abgeordneten so viele Fremdwörter vorgekommen, daß gewiß viele ein Fremdwörterbuch haben gebrauchen müssen.

IV. Alle Fremdwörter, für welche entsprechende deutsche Wörter längst vorhanden und allgemein bekannt sind, müssen, namentlich aus der Schriftsprache, ohne Schonung verbannt werden. Als Ausnahme nur dürfte sie ein Schriftsteller etwa in Spott-, Schall- und Scherzreden gebrauchen. Dieser entbehrlichen Fremdlinge gibt es eine große Anzahl; nur einige erlaub' ich mir anzuführen: absentiren, apart, attestiren, blessiren, brilliren, capable, caviren, divertiren, echappiren, enorm, appliciren, familiär, impertinent, incliniren, introduciren, invitiren, miserabel, obligiren, parat, persuadiren, proponiren, refüsiren, — Autorität, Bagatellen, Caprice, Conduite, Copulation, Couleur, Courage, Depense, Duell, Eloge, Funktion, Gage, Historie, Ignorant, Legat, Majorität, Minorität, Maxime, Noblesse, Oncle, Oekonomie, Poet, Portrait, Projekt, Qualität, Rapport, Reproche, Revenüen, Satisfaktion, Supplik, Talent u. v. a. m.

Das ist meine Ansicht von der Läuterung unserer Muttersprache. Wenn ich so glücklich wäre, die Aufmerksamkeit und Mitwirkung einiger sprachkundigen und deutschgesinnten Männer für die besprochene Angelegenheit zu gewinnen, so würde ich auf einigen Erfolg von meinen Worten rechnen dürfen; aber — — —! Uebrigens glaub' ich, daß ein halb Dutzend geistreicher Schriftsteller vom ersten Range hier mehr wirken werden, als der Hülferuf von einigen Schock Schulmeistern.

Elberfeld. **P. Heuser.**

Ueber Provinzialismen.

In Bezug auf eine von Herrn Düesberg aus Paris zum ersten Hefte des „Archivs“ eingesandte Auslese von „Flandricismen“ sei es mir vergönnt, zur Würdigung jenes Artikels, welcher übrigens eine höchst dankenswerthe Aufmerksamkeit bekundet, hier Einiges nachzutragen. — Bevor ich zur Beurtheilung der in jener Sammlung als Flandricismen bezeichneten Abnormitäten schreite, dürfte es nicht unangemessen sein, den Begriff Provinzialism im Gegensatze zu dem Dialekte festzusetzen. Unter Ersterm begreift man gemeiniglich die innerhalb einer ausgebildeten, fortlebenden Landessprache vorkommenden, der grammatischen Analogie widerstrebenden oder fremdartigen Redeweisen, welche von dem ungebildeten Theile eines Volkes, mit oder ohne Beimischung fremder Stoffe, eingebracht wurden, und größere oder geringere Verbreitung erhielten; dahingegen Dialekte oder Patois, welche, aus der historisch nachzuweisenden selbstbewußten Verschmelzung entstanden und nach mehr oder weniger ausgeprägten Gesetzen schreitend, neben der Landessprache in einem beschränkten geographischen Raume selbstständig und abgesondert dastehen, und einen auszeichnenden ästhetischen Charakter an sich tragen. Da indessen die Grenze zwischen diesen beiden Erscheinungen häufig verschwindet, indem beide einander ergänzen und in einander übergreifen, so geschieht es nicht selten, daß Verfasser von Provinzialwörterbüchern eines und das andere als regellose Masse betrachten und mit einander vermengen. Ganz besonders in Bezug auf die nördlichen Dialekte Frankreichs bleibt noch Vieles zu thun übrig, indem gewöhnlich unter der Bezeichnung patois rouchi die ganze Strecke von der alten Picardie bis an das Herz Belgiens begriffen wird. So wie Jouy in seinem Hermite en Province nur die um die Hauptstadt gruppirten und die südlicher gelegenen Theile Frank-

reichs bereist, dabei aber die in ihren Dialekten so verschiedenen Distrikte des alten Flanderns keiner Beachtung werth hält, so erwähnt auch Schnakenburg in seinen Idiômes populaires ou Patois de la France dieser Provinz mit keinem Worte, indem er sie nur als eine, nichts Besonderes bietende Section des sogenannten rouchi ansieht. Hoffentlich werden aber die eifrigen Bestrebungen der neuen flämischen Schule Licht in das Chaos bringen, und der Ausspruch der Frau von Staël auch hier sich bewähren, daß „das Ausland mehr, als Frankreich selbst, zur Sichtung und Läuterung der französischen Sprache beigetragen habe." — Wie nun das Auszeichnende an dem einzelnen Ausdrucke *), ja oft an einem besondern Accente, wahrgenommen wird, so kann aus einer größeren Sammlung provinzieller Gebilde der eigenthümliche Charakter eines ganzen provinziellen Idioms im Gegensatze zu anderen Landesbezirken ersehen werden, welcher sich um so selbstständiger ausgebildet haben muß, je mehr das Volk ein eigenes ausgeprägtes Leben besitzt. In keiner französisch sprechenden Provinz diesseits der Loire dürfte dies aber mehr der Fall sein, als in dem Waadtlande, in dessen Sprechweise ein ganz eigenthümlicher Typus unverkennbar ist. — Zur Veranschaulichung dieser Behauptung möge hier eine Auslese von Provinzialismen folgen, welche ausschließlich diesem Ländchen angehören.

Absenter, v. a. meiden für éviter: absenter les spectacles.

Ambroche, s. f. Heidelbeere, f. mirtille, airelle.

Anselle, s. f. Dachschindel, in anderen Prov. aisselle, für bardeau.

Appondre, v. a. auch rappondre, zusammenfügen, f. joindre.

Bagnolet, s. m. Bütte, f. baquet.

Banche, s. f. Zähltisch, Schreibstube, f. comptoir, étude.

Batolier, auch batouiller, v. n. (in Flandern bardouiller für bredouiller) plappern, plaudern, f. caqueter, bavarder, babiller.

Battioret, s. m. (in anderen Prov. battoir) Hanf- oder Flachsbreche, f. brisoir.

Baveron, s. m. Geiferläppchen (prov. Schlabberläppchen), f. bavette.

*) So östreich. holters, schweizerisch-elsäßisch by Gott! sächsisch allba; berlinisch Gärtner. Paris dame! gaskonisch cadédis! flammändisch tartine.

Berche, adj. zahnlückig, f. brèche-dent.

Beurrière, s. f. (in Flandern bat-de-beurre) Butterfaß, f. baratte.

Bocherage, auch foucage, Holzfällung, f. affouage.

Boille oder bolie, s. f. Lastkorb oder Eselsbutte, f. banneau. — Am Mittelrhein bezeichnet Bolchen einen hölzernen Napf, worin die Fleischer ihre Waare austragen.

Boiton, s. m. Schweinstall, f. étable oder toit à cochons.

Bombarde, s. f. Maultrommel, f. guimbarde, trompe.

Boucharder, v. a. beklecksen, anstreichen, f. barbouiller.

Bouchère, s. f. Ausschlag am Munde f. tumeur, efflorescences.

Bourgater, v. n. herumstreichen, f. battre le pavé.

Boute-frou, s. m. (in anderen Prov. boute-hors) Mundwerk, f. caquet.

Bovairon, s. m. Kuhhirt, f. bouvier.

Brant, s. m. Schwefeldocht; branter, schwefeln, f. fil de soufre, toile de soufre, soufrer.

Brante, s. f. Bütte, Kötze, f. hotte.

Brisselet, s. m. Waffeln, f. gauffre.

Buchille auch rebibes, s. f. Hau- oder Hobelspäne, f. copeaux. (Für erstere Bed. in Flandern échettes, für letztere éplanures.

Bument, s. m. Dünger, f. fumier, daher embumenter f. fumer.

Camber und gamber. v. a. überschreiten, f. enjamber.

Carnier und charnier, s. m. Jagdtasche, f. carnassière, gibecière.

Carre, s. f. Platzregen, f. averse, ondée.

Carron, s. m. Backstein, f. brique.

Caville, s. f. Irrthum; Versehen, f. erreur, bévue.

Chargue, s. f. Pantoffel, Schlappe, f. pantoufle, savate. In Bordeaux dafür grolle f.

Chaton, s. m. Hebel, f. levier.

Chédal, auch chédail, s. m. Ackervieh, auch Ackergeräthe, f. bêtes de labour, attirail de campagne.

Clédar, s. m. Schlagbaum, f. barrière.

Cocasse, s. f. Wasserkessel, f. bouilloire, marmite.

Colisse, auch coulisse, s. f. Wassergraben, f. rigole, tranchée.

Contre, pr. gegen, f. à oder vers. Aller contre Lyon, gen L. ziehen.

Copète, s. f. Kniescheibe, f. rotule.

Crochon, s. m. Brodanschnitt, f. entamure.

Croute au pain, s. f. Butterbrod, f. beurrée. Im Norden tartine.

Cupesse, s. f. auch tromelet, m. Purzelbaum, f. culbute.

Déjà, adv. schon. Comment s'appelle il déjà? Wie heißt er denn? Comment dites-vous déjà? Wie meinen Sie?

Démortir, v. a. lau werden lassen, f. dégourdir.

Donc, adv. Denn, doch. Mit diesem Wort treibt man in Lausanne denselben Unfug, wie in Genf mit déjà. Vous m'aviez promis de vous taire, et vous l'avez donc (f. pourtant) dit.

Donner. Donner un tour de promenade, un tour en ville, f. faire.

Eclaffer und épécler, v. a. auftreten, aufreißen (von einer Nuß), f. écacher, ouvrir.

Ecorce-noire, Schwarzwurz, f. scorsonère; in Flandern scorsionère.

Ecouvre, s. f. Schraube an einer Kelter, f. écrou.

Empatière, s. f. Taig- oder Backmulde, f. pétrin, huche. In Flandern mée und pétrissoire.

Enchapeler, v. a. dängeln oder tängeln (von einer Sense), f. rebattre.

Enchateler, v. a. übervoll schütten, f. combler.

S'enosser, auch s'enoucer, ferner s'étancher, sich durch einen Knochen oder eine Gräte den Schlund verstopfen, f. s'engouer.

Fermente, s. f. Schließe, Eisenbeschläge, f. fermeture, garniture.

Filleuse, s. f. Augen an Artischocken und ähnlichen Pflanzen, f. aillet.

Floc, s. m. Quaste, Federbusch, f. houppe, plumet.

Fonde, s. f. Stamm, Stengel, f. tronc, tige.

Fossoir und foussoir, s. m. Haue, Hacke, f. houe, hoyau.

Foyard, s. m. Buche, f. hêtre. (In Flandern fau; altfr. fayard.)

Frête, s. f. (von First), Zinne f. créneau.

Gauler, v. a. (eigentl. herabschlagen von Früchten), wird für salir, beschmutzen, gebraucht. In derselben Bed. braucht der deutsche Schweizer ohne Scheu bescheißen.

Gournion, s. m. Klotz, f. bûche.

Guillon, s. m. Zwicker, Zäpfchen an einem Fasse, f. fausset.

Huitante, n. achtzig, f. quatre-vingts.

Il ci viendra demain, f. il viendra ici demain, eben so il ci est, f. il est ici.

Jot, s. m. Stange, f. juchoir. Les poules sont à jot (in Flandern à perche).

Lusé, s. m. Mistjauche, f. eau de fumir. (In Flandern pureau, puriau.)

Mècle, auch messel, s. m. Mischkorn, f. méteil.

Millecanton, s. m. Backfisch, f. frelin, blanchaille.

Molar oder molard, s. m. Scheerenschleifer, f. émouleur.

Mouche-chandelles, s. m. pl. f. émouchettes.

Mouchet, s. m. Quaste, f. houppe. Mouchet bezeichnet in Flandern einen Habicht.

Mouchon de chandelle, s. m. Lichtstumpf, f. bout de chandelle (mouchon bezeichnet in Flandern einen Sperling.)

Nilles, s. f. pl. Fingergelenke, f. jointures.

Oïenas, auch oïonas, Gänsklein, f. abatis d'oie.

Orbet, urbet, auch urbec, s. m. Beule oder Pocke am Auge, welches im Norden compère-loriot heißt.

Pache, s. f. Handel, f. marché.

Palanche, s. f. Hebel, f. levier.

Panosse, s. f. Spüllumpe, f. torchon.

Patet, adj. träge, ängstlich, schlendernd, f. lent, lambin, minutieux, daher pateter f. lambiner.

Patin, s. m. oder pied, Windel f. braie.

Patte, s. f. Lumpe, f. chiffon, vieux linge, welches in Flandern loque heißt.

Paufer, s. m. eiserne Hebestange, f. levier oder barre de fer.

Péclet oder piclet, s. m. Klinke, Drücker, f. loquet.

Pichogner, v. n. nuscheln (piddeln), f. pignocher.

Pinte, s. f. auch vendage, Schenke, Kneipe, f. cabaret, prov. bouchon.

Plot, s. m. Klotz, f. billot.

Poche, s. f. Anrichtlöffel, auch in der Champagne gebr. f. cuiller à pot.

Racine, gelbe Rübe, Möhre, f. carotte.

Raisson, s. m. Sägemehl, f. sciures.

Rampon, s. m. Ackerlattich, f. mâche, blanchette.

Rebrandon, auch rebrondon, s. m. Schößling am Kohl, f. rejeton. (In Belgien brocolis, Rosenkohl.)

Rien, nicht. Il n'y a rien longtemps que, f. il y a peu de temps.

Rite, s. f. roher Hanf, f. filasse de chanvre.

Salignon, s. m. eigentl. Salzklos, um Tauben zu locken, bezeichnet in Genf Lohkuchen, f. motte.

Séret und sérassée, Käsequark, f. caillebotte. (In Flandern matons.)

Tabelle, s. f. reiner Germanism, f. liste, tableau. Eben so tablas f. tablettes, Bücher- oder Tellergestell.

Traquette, auch taquenette, Klapper, f. cliquettes. (In Flandern écliquettes.

Vergleicht man nun obige kleine Auslese mit den von Herrn Duesberg als Flandricismen bezeichneten Erscheinungen, so dürfte es schwer fallen, in diesen letzteren den eigenthümlichen Charakter zu erkennen, der sich bei einem Ueberblicke jener Schweizerformen dem Beobachter aufdringt; man müßte denn unter Flandern nicht nur ganz Belgien, sondern auch das ganze ehemalige Französisch-Flandern bis zur Picardie begreifen. — Was zuerst die in dem angezogenen Artikel unter der Ueberschrift Germanismen aufgeführten Wörter und Redeweisen angeht, so lehrt die Erfahrung, daß diese nicht nur an der ganzen französischen Grenze, sondern auch in Deutschland gehört werden

In Betreff der unter der ersten und zweiten Klasse von Flandricismen aufgeführten Formen ist zu bemerken, daß sie großentheils ihren Ursprung aus nördlichen Dialekten verrathen; so

a) aspirale f. spirale, épincer f. pincer, émouchettes f. mouchettes, estatue f. statue, welche aus der allgemeinen Neigung herrühren, dem s impuro einen vocalischen Anlaut vorzusetzen, so wie esprit von spiritus etc.

b) maline f. maligne, traval f. travail, boulie f. bouillie, wo der aus dem Süden herstammende mouillirte Laut von dem Nordländer abgestoßen wird. Eine umgekehrte Erscheinung ist triller f. trier.

c) calvacade f. cavalcade. Weit häufiger ist die Versetzung des r, wie fernête f. fenêtre (im sogen. rouchi ferniête, ferner tripied f. tirepied *), bertelle f. bretelle, bardouiller f. bredouiller.

d) séau, auch siau f. seau; wie biau f. beau, was ebenfalls dialektisch ist.

e) sentu und osu, ganz dem wallonischen Dialekte entsprechend.

f) abre f. arbre, pocession f. procession, eben so abominabe f. abominable, pus f. plus, welche Auslassung der liquida auch in der Picardie vorkommt.

g) poquette, cliche, touiller, pachus, von deuschen Pocken, Klinke, tudeln, Packhaus, ächte Flandricismen; eben so motte f. teigne, cape f. bonnet.

Hiezu kommen eigenthümliche Gebilde, wie cavelle, minable, cacogne, mée, échettes, cruau, dégringoler, éplanures, escarbilles, agers u. a., deren Ursprung nicht immer klar ist, welche aber nur der flandrischen Gegend angehören.

Zwei dortige Anglicismen sind occasion f. besoin, peine f. douleur.

Endlich erzeugte diese Gegend, so wie andere, eine sich täglich mehrende Anzahl verbildeter Wörter, welche, eben deßhalb, weil sie mit den Sprachgesetzen im Widerspruche stehen, keine weitere Verbreitung erhielten. Hierher gehören accomplission, amancher, gourion, mande f. manne, livrance, succades, insinuosité u. s. w. Viele andere Unrichtigkeiten, welche überall vorkommen, gehören zu den allgemeinen Barbarismen. Ueberhaupt ist aber bei solchen Sammlungen große Vorsicht zu brauchen, indem der Beobachter nicht immer bemerken kann, ob solche Ausdrucksweisen ironisch, scherzweise oder gar mit Anspielung auf Localitäten gebraucht werden, und später, doch in engerm Kreise, fortcursiren.

---

*) Diese Versetzung hat dem Hrn. Wolff in seinen „altfranzösischen Volksliedern" bei dem Pauvre Diable viel zu schaffen gemacht.

Zur Bezeichnung des flandrischen Dialektes mögen hier schließlich aus Mangel an größeren Quellen einige Proben folgen.

Grand vint, brun temps, du bon temps pour mes infans. — Quand y'n d'a pus y d'a core.

J'ai vu un' agache
Qui griole à glache
In plein coeur d'été,
Compère, vos mintez.

Hadamar.

Barbieux.

Mittheilung
einer vorlutherischen deutschen Uebersetzung von Psalmen und anderen poetischen Stücken der Bibel.
(Schluß.)

Psalm L.
(Nach Luther LI.)

3. Got erbarme dich oeuer mich na dynre groisser barmhertzicheit
4. ind nae der vilheit dynre barmhertzicheit so verdilie myne boisheit — Wesche mich anderwerff van mynre quaitheit ind reynige mich van mynen sunden
5. — Want ich bekennen myn quaitheit ind myn sunden synt alzijt ontghen
6. mich — Ich hayn dyr alleyn gesundiget ind hain quait gedain vur dir dat du gerechtuerdiget wertz in dynen worden ind verwyntz als du ver-
7. ordels — Sich want ich in boisheit byn ontfangen ind myn moder ynt-
8. feinck mich in sunden — Sich want du hais gemynt die wairheit die vnsicher ind heymliche dynck dynre wijsheit hais du mir geoffenbaert —
9. Here besprenge mich mit ysopen ind ich sal werden gereyniget wesche mich
10. ind ich sal werden wijs bouen den snee — Mynen oren saltu geuen vroude ind blijtscaff ind die oitmodige beyne sullen sich verblijden —
11. Kere dyn angesichte van mynen sunden ind verdilie alle myn quaitheit —
12. Got schaff yn myr eyn reyn hertz ind vernuywe eynen rechten geyst yn
13. mynen dynnensten — Ind en verwerp mich neit van dyme angesichte ind
14. dynen heilgen geist en nym neit van myr — Gyff myr weder die vreude
15. dyns heils ind yn dem heilgen geiste stercke mich — Ich sal die boesen
16. leren dyne wege ind de quaden sullen bekeyrt werden zo dyr — Erlose mich van mynen sunden got got myns heils ind myn zonge sal ervreuwen
17. dyne gerechticheit — Here doe vp myne lippen ind myn mont sal kundi-
18. gen dynen loff — Want hetz du gewolt ich hed dir offerhande gegeuen
19. sicherliche du en salt dich neit vreuwen in den offerhanden — Die offe-runge zo gode is eyn bedroifft geist dat ruwighe ind oitmodige hertz en
20. versmeitz du neit — Here mach syon guedertieren yn dyme willen dat
21. getzymmert werden die muren zo iherusalem — Dan salt du vntfangen den offer der gerechticheit offer ind offerunge dan sullen sy setzen vp dynen elter kaluer —

Psalm LXII.
(Nach Luther LXIII.)

Got myn got van dem eyrsten begyn des lichtz wachen ich zo dir 2.
— Myne sele doirst in dir we manchuelbencklich begert dich myn vleisch
— In dem woisten lande ind yn deme vnwege dae geyn wasser en was 3.
dan erscheyn ich dir als eyne hilge begerde vp dat ich sege dyne krafft ind
dyne glorie — Want besser is dyne barmhertzicheit bouen leuen myne lip- 4.
pen sullen dich louen — Alsus sal ich dich gebenediden yn myne leuen 5.
ind ich sal yn dyme namen vp heuen myne hende — Als mit dunst ind 6.
vetticheit wirt veruolt myne sele inde mit mont vreuden lofft dich myn
mont — Alsus was ich dynre gedechtig vp myme bedde in dich wil ich 7.
vroy gedencken — want du myn hulper bis gewest — Vnder die Deck- 8.
sel dynre vloigel wil ich mich hoichlichen ervreuwen — nae dyr anheynck 9.
myne sele dyne rechte hant ontfeynck mich — Mer sy suchten myne sele 10.
zo vergeues sy sullen ingayn in dat nederste der erden — sy sullen ge- 11.
geuen werden in die hende des swertz ind sullen werden der voisse deil —
Der koynynck sal sich verbliden in gode alle die in eme sweren sullen ge- 12.
lofft werden want bestopt is der mons der gynre die quait sprechen —

Psalm LXIV.
(Nach Luther LXV.)

Got dir bezempt louesanck yn syon ind dir wirt die geloifde betzalt 2.
in iherusalem — Verhoire here myn gebet zo dir sal kommen al vleisch 3.
— De wort der hoesen synt starck worden vp vns ind vnser boisheit 4.
saltu genedich syn — Selich is he den du vsserkoren hais ind angenom- 5.
men hais he sal wonen yn dynen saelen — Ind sy sullen werden veruolt
mit guiden dyngen dyns huys dyn tempel yss hillich — ind wunderlich 6.
in der gerechticheit — Verhoir vns got vnse selichmecher eyn hoffen alle
der erden ind yn dem langen mer — Du bereytz die berge in dynre 7.
krasste vmbgegort mit macht — du beweges den gront der see ind dat 8.
geluyt der vloide — Dat heydensche volck sal werden bewecht — ind sal 9.
sich forten die da wonent yn den lesten enden van dynen zeichen des vss-
ganckś der metten ind der vesperen saltu dich verwaillusten — Du hais 10.
gevysenteyrt die erde inde hais sy droucken gemaicht du vermanchuelbich
sy rijch zo machen — Die vloit gotz is veruolt mit wasser du hais ere
spyse bereit want also is eyr bereydunge — Ere ryueir mach druncken 11.
vermanchuelbige yr knoppen ind dat dae groynt sal sich vervreuwen in
dyme droiffen — Du salt gebenediden die kronen des yairs dynre gueder- 12.
tierenheit ind dyne velde sullen werden veruolt mit veueruloidicheit der
vruchte — Die schoynheit der woistenyen sullen vet werden ind die daelen 13.
sullen werden vmbgegoirt mit vrolicheit — Die weder der schaiff syn ge- 14.
kleit ind die dailen sullen ouervleyssen van weis sy sullen roiffen ind
louesanck sprechen —

Psalm LXVI.
(Nach Luther LXVII.)

Got erbarme sich vnser ind gebenedide vns syn anghesichte mois he 2.
verluchten vp vns ind erbarme sich vnser — Vp dat wir in der erden 3.

4. moigen bekennen dynen wech ind vnder allem volck dyn heil*) — Dir
5. got sullen begeyn de volck ind dyr sal begeyn alle volck — Sich sullen
verblyden ind hoge veruronwen die ghemeine lude want du rijchtes dat
6. volck yn der gerechticheit ind du schicks dat volck yn der erden — Dyr
7. got sullen begeyn de volck dir sullen begeyn alle volck — die erde hait
8. yr vruichte gegeuen — Vns mois gebenedyden got vnse got — vns gebenedide got ind yn moissen vntseyn alle ende der erden —

Psalm XCIV.

(Nach Luther XCV.)

1. Koempt laist vns vns sere eruronwen yn den heren laist vns inde-
2. leren in gode vnssem heilgeuer — syn angesicht laist vns zo voerens begryffen mit begenugen ind myt pselmen zo eme laest vns volhertliche blijt-
3. scaff hauen — Want got is eyn grois here inde eyn grois konynck bouen
4. 5. alle goede — want in synen henden synt alle ende van ertrich — Want syn is dat mer ind dat hait he, gemacht ind dat druge lant hant syn
6. hende beuestiget — koempt ind laist yn vns anbeden laist vns vur gode neder vallen laist vns schryen vur deme heren der vns gemacht
7. hait — Want he is vnse got ind wyr synt syn volck ind schaiff synre
8. weyden — Off yr hude hoirt syn stimme so en wilt neit verharden vre
9. hertzen — als yn der verbitterunghen nae dem dage der bekorongen in der woistenyen dae mich vre veder becorden ind proifften ind sagen
10. myne werck — Veirtzich yaire was ich neist by disme geslechte ind sprach
11. all zijt twelent dese van hertzen — syen hant neit bekant myne wege ind ich swoire yn myme zorne dat sy neit en sulden gayn in myn rast —

Psalm CI.

(Nach Luther CII.)

2. 3. Here erhoir myn gebet ind myn roiffen kome zo dir — En keyr dyn angesichte neit van myr in wilchem dage dat ich werden bedroeuet so neyge dyne oren zo myr — In wilchem dage ich zo dir roiffen so hoere
4. mich snellichen — Want myne dage vergeyngen als der rouch ind myn ge-
1. beyns verdorben als greuen — Ich byn geslagen als hoeuwe ind myn hertze is verdoiret want ich byn vergessen zo essen myn broit — Van der
7. stymmen myns suchtens anheynck myn gebeyntz myme vleische — Ich byn gelich worden dem pellicaen yn der eynicheit ind ich byn gelich geworden
8. deme nachtzrauen yn deme vervallende huyse — Ich waichde ind byn
9. geworden als eyne mussch alleyn eynich vnder deme dache — Alle den dach hant mich myne vyande lesterlichen gestraifft inde die mich loiffden
10. sworen weder mich — Want ich aß essche als broit ind hayn mynene
11. dranck gemenget mit schryen — Van dem angesichte des zorns dynre
12. vnwerdicheit want vpheuende haistu mich gestoissen — Myne dage synt
13. vergangen als eyn scheme in ich byn verdorret als heuwe — Mer du here blyues ewentlichen ind dyn gehuchenisse blijfft van der geburden in
14. de geburden — Du salt vpstayn ind erbarmen dich ouer syon want die
51. zijt syns erbermens die koempt — Want die steyne syons haint dynen

*) In der Handschrift steht heit; ein offenbarer Schreibfehler.

knechten wail behaget ind sullen sich ouer syons lant erbarmen — Ind here 16.
dat heidensche volck sal vorten dynen namen ind alle konynck van ertrijch
dyne glorie — Want der here hait getzymmert syon ind he sal geseyn 17.
werden yn synre glorien — Der here hait gesein yn dat gebet der oit- 18.
modiger ind hait neit versmeit ere bidbunge — Men sal man schryuen 19.
dese dynck yn den anderen geburden nide dat volck dat noch geboren sal
werden dat sal den heren louen — Want der here hait geseyn van synre 20.
hilger hoiden der here hait van deme hemel geseyn vp die erde — Op dat he 21.
hoirt dat suchten der geuangener ind dat he intbunde de kynder der gebo-
der — Op dat sy vort sullen boitscaffen yn syon den namen des heren 22.
ind synen loff in iherusalem — In deme dat die volck zo samen komen 23.
yn eyn ind de konynge vp dat sy deme here dienen — He hait eme ge- 24.
antwort in dem wege synre duchden kundige myr die kleynheit mynre dage
— En roiff mich neit weder yn deme myddel mynre dage dyne iair synt 25.
yn den geburden der geburden — Here du hais gefundoirt dat ertrich yn 26.
deme begynne ind die hemelen synt werck dynre hende — Si sullen ver- 27.
gaen mer du salt blyuen ind sy sullen alle veralden als eyn kleit — Ind
als eyn decken sal du sy verwandelen ind sy sullen verwandelt werden —
mer du bis der selue ind dyne iair en sullen neit gebrechen — Die soene 28. 29.
dynre knecht sullen dae wonen ind yr saym sal vp gereicht werden yn
ewicheit —

Psalm CXIV.

(Nach Luther: CXVI. 1—9.)

Ich hayn gemynt want der here sal erhoiren die stymme myns 1.
gebetz — Want he zo myr neicht syn oren ind in mynen dagen sal ich 2.
in anroiffen — Mych hant vmbvangen die suchten des doitz ind de engsten 3.
der hellen wonten mich — Ich han vonden bedroiffenisse ind wewen —
inde ich han angeroiffen den namen des heren — O here verloif myn 4.
sele — barmhertzige ind gerechte here ind vnse got sal sich erbarmen — 5.
Der here behoit die klenen ind ich byn genedert ind he verloist mich — 6.
Myne sele keyr yn dyne raste want der here hait mir guetlichen gedayn — 7.
Want he hait verloist myn sele van deme dode myne ougen van den 8.
trenen ind myn voisse van deme valle — Ich sal deme heren behagen in 9.
dem lande der leuentiger —

Psalm CXIX.

(Nach Luther: CXX.)

Tzo deme heren reyff ich als ich bedroifft was ind he verhoirt mich 1.
— Here verloisse myn sele van den quaiden lippen ind van der valscher 2.
zongen — Wat sal man dir geuen off wat sal man dir vursetzen weder 3.
die valsche zungen — Scharpe pylen des mechtigen mit verdarfden koilen 4.
— Och mich want myn ellendige wandelunge is verlenget ich han gewont 5.
mit den die in cedars tabernakel woynden — ind myne sele was alsο 6.
seir wonende yn ellende — Myt den de den vreden hasten was ich vred- 7.
sam wanne ich in zosprach so anuochten sy mich zo vergeues —

Psalm CXX.
(Nach Luther: CXXI.)

1. In den bergen han ich verhauen myn ougen dar myr hulpe van
2. komen sal — Myn hulpe kompt van dem heren der gemacht hait hemel
3. inde erde — He en sal neit geuen dyne voisse in eyn bewegunge noch
4. he en sal neit slaiffen der dich behoit — Sich he en sal neit sloemeren
5. noch slaiffen der israhel behoit — Der here behoit dich der here is dyn
6. beschirmer vp dynre rechter hant — Dich en sal die sonne neit bernen
7. des dages noch der mayn des nachtz — Der here behoit dich van allem
8. quaiden der here mois behoiden dyn sele — der here mois behoiden dynen
yngand ind dynen vssganck van nu bis in ewicheit —

Psalm CXXIX.
(Nach Luther: CXXX.)

1. 2. Here van dem dieffen hayn ich geroiffen zo dir — here verhoir
myn stymme — Dyne oren moissen syn andenckende yn dy stymme myns
3. biddens — Off du here vntheltz die boisheit o here wer sal dat lyden
4. moigen — Want by dir is genedicheit ind vmb dyne ewe verbeiden ich
5. dynre here — Myne sele hait verdragen in syme word — myne sele
6. hait gehofft yn den heren — Van der metten zijt hoiden bis zo der nacht
7. ysrahel hofft yn den heren — Want by dem heren is barmhertzicheit ind
8. by eme is oueruloidige verloisynge — Ind he sal ysrahel verloisen van
al synre boisheit —

Derselbe Psalm (CXXIX).

1. 2. O here van der deiffden han ich geroiffen zo dir — o here verhoir
myn stymme — Dyne oren moissen tzoe hoeren yn der stymmen myns
3. gebeitz — Off du de boisheit behelts here o here wie soilde dat lyden
4. moigen — Want by dir is genedicheit vnde vmb dynen ewen verbeiden
5. ich dich here — In synen worden hait myn sele verdragen — myn sele
6. hofft in den heren — Van der metten zijt wachen bis zo der nacht hofft
7. ysrahel in den heren — Want by dem heren is barmhertzicheit ind by
8. eme is oueruloidige verloissunge — Ind he sal ysrahel verloissen van
alle synre boisheit —

Psalm CXXXVII.
(Nach Luther: CXXXVIII.)

1. Ich sal dich begeyn here in alle myme hertzen want du hais ver-
hoirt die wort myns montz — In der ontghenwerdicheit der engel sal ich
2. dir syngen — ich sal anbeden zo dyme hilge tempel ind sal begeyn dyme
hilgen namen — Op dyne barmhertzicheit ind wairheit want du hais
3. grois gemaicht bouen al dynck dynen hilgen namen — In wilchem dage
ich dich anroiffen so verhoir mich du salt vermanchuelbigen die doichden
4. in mynre selen — Dich begeyn here alle die konynck der erden want sy
5. hant gehoirt die wort dyns montz — Ind sy sullen syngen yn dem wege
6. des heren want grois is de glorie des heren — Want der here is grois
7. ind suyt an de nederen in die hoichde kent he van verrens — Ist dat
ich wandelen in dem myddel der bedroiffenis du salt mich leuentich machen

ind boven den zorn mynre vyant vssrecks du dyne hant ind dyne rechte hant mach mich behalden — Der here sal vergelden vur mich here dyne barmhertzicheit is in ewicheit en versmae neit dat werck dynre hende — 8.

Psalm CXLII.

(Nach Luther: CXLIII.)

Here verhoir myn gebet vernym myt dynen oren myne bede yn dynre wairheit verhoir mich yn dynre gerechticheit — Ind en ganck neit yn dat ordel mit dyme knecht want yn dyme angesichte en sal neit gerechtuerdiget werden eyn eicklich leuentiche — Want der vyand hait veruolcht myne sele ind hait myn leuen genedert yn der erden — He hait mich gesat in duisternisse als die doden der werelt — myn geist is vp myr beanxt — myn hertz is yn myr verstuirt — Ich gedachte der alder dage in alle dynen wercken ind ich sal dencken yn die werck dynre hende — Ich hayn vssgereckt myn hende zo dir myne sele is zo dir als erde sonder wasser — Here erhoir mich snellichen want myn geist gebricht — In *) keyr neit dyn anghesichte van myr ind ich werden gelich den gener die da neder gaynt yn eyn kuyle — Mach dat dyne barmhertzicheit vroe van myr ghehort werde want ich in dich gehofft hayn — Mach myr den wech bekant dae ich in wandelen sal want ich myn sele zo dir hain erhauen — Verloese mich van mynen vyanden want ich zo dir geuluwen dyn — leire mich doyn dynen willen want du myn got bis — Dyn guit geist sal mich geleyden in dat rechte lant — here vmb dynen namen salt du mich leuendich machen yn dynre gerechticheit — Ind du salt myne sele vssleiden van deme bedroiffenys — ind yn dynre gerechticheit so salt du verstoiren myne vyande — Ind du salt verderuen alle die ynne die myn sele bedrucken want ich dyn kuecht dyn — 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12.

Psalm CXLV.

(Nach Luther: CXLVI.)

Loeue myn sele den heren ich sal loeuen den heren yn mynen leuen ich sal syngen myme gode also lange als ich sal syn — En wilt neit betruwen yn den vursten — in die soene der mynschen in wilchen geyn heil en is — Syn geist geit vs ind sal weder comen in syne erde in dem daghe sullen vergaen alle ere gedachten — Selich is he des syne hulpe is iacobs got syn hoffen is yn den heren syme gode — Die gemacht hait hemel ind erde dat meer ind alle die dar ynne synt — De behuedet die wairheit in der ewicheit he deit recht den genen die vnrecht lyden he gheuet spyse den hongerengen — Der here vntbyndet die mit den voissen gebonden synt — Der here erluchtet den blynden — Der here vpricht de die neder geslagen der here mynnet die rechtuerdigen — Der here behoedet die vremden die weysen ind die widwen sal he intfangen ind de wege der sunderen sal he verstoeren — Der here sal regneren yn der ewicheit dyn got syon in die geburte der geburten — 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10.

---

*) Schreibfehler statt ind?

Psalm CXLVIII.

1. Loeuet den heren van den hemelen loeuet yn in den oeuersten —
2. 3. Loeuet yn alle syne engelen loeuet yn alle syne creffsten — Loeuet yn
4. sonne inde maent loeuet yn alle sterren ind licht — Loeuet yn hemele
5. der hemelen ind die wasser die vp den hemelen synt — sullen loeuen
den namen des heren — Want he sprach ind sy synt gemaicht he geboit
6. ind sy synt geschaffen — He hayt sy gesat ewelich ind alle wege he hait
7. gesat eyn gebot ind id en sall neit vergayn — Loeuet den heren van der erden
8. traken ind alle affgronde — Fuyr hagel snee ijs de geistes des unge-
9. storms die dae doynt syne wort — Berge ind alle hoeuele fruchtber holtz
10. ind alle ceder boyme — Beisten ind alle vee slangen ind geuerderde
11. vogelen — Die konynckghe der erden ind alle volck vurster vnde alle
12. richter der erden — Die ionghen ind joncfrauwen die alden mit den
13. jongen sullen loeuen den name des heren — want syn name is alleyn
14. erhauen — Syne begeyn is vp den hemel ind vp der erden ind hait
erhauen dat horn syns volcks — Loff sy alle synen hilgen den kynderen
van ysrahel dem volck dat eme geneket —

Psalm CXLIX.

1. Synget dem heren eynen nuywen sanck syn loff is yn gemeynschaff
2. der hilgen — Israhel sal sich vreuwen yn eme der sy gemaicht hait ind
3. die doechteren van syon sullen sych vreuwen yn eren konynck — Sy
sullen loeuen synen namen in den chore in der bongen ind in der psal-
4. terien sullen sy eme syngen — Want id hait dem heren wail behaigt yn
5. syme volck ind he hait erhauen die saintmoidigen yn heil — Die hilgen
sullen sich vrewen in glorien sy sullen vroelich syn yn eren slaeffcame-
6. ren — Die vreuden godes is yn eren kelen ind yn beyden syden snijden
7. swerde yn eren henden — Vmb zoe doyn wraech yn den geburten ind
8. straeffynge in dem volck — Zo bynden ere konyngen mit den vesseren ind
9. ere edelinge mit yseren hantbenden — Dat sy sullen doyn yn in dat ge-
schreuen recht dat is die glorie allen synen hilgen —

Psalm CL.

1. Loeuet den heren yn synen hilgen loeuet eme yn dem firmament
2. synre crafft — Loeuet eme yn synen doechden loeuet eme nae manich-
3. veldicheit synre groisheit — Loeuet eme mit dem geluyde der besuynen
4. loeuet eme yn der psalterien inde in der herpen — Loeuet eme yn der
bongen ind yn der choren ind yn den syden ind yn den organen —
5. Loeuet eme yn wailluydenden cymbalen loeuet eme yn cymbalen der
vroelicheit — alle geysten loeuet den heren —

Jesaias XXXVIII, 10 — 20.

10. Ich sprach in deme myddel mynre dage ich sal gayn zo der port-
11. zen der hellen — Ich soichte dat ouer bleuen van mynen yaren — ich
sprach ich en sal neit seyn den heren yn dem lande der leuenticher — Ich
en sal vort me neit anseyn den mynschen noch den ynwoner der rasten —
12. Myne geburt is aue genomen ind is zoe samen gewonden van myr als
eyn tabernakel der heyrden — Myn leuen is besneden gelich als van deme

weuer als ich noch begont so vnder sneit he mich van dem morgen bis zo dem auent saltu mich enden — Ich hoffde bis zo deme morgen als eyn lewe also zowreiff he alle myne beyn — Van deme morgen bis zo deme auent salt du mich enden — als eyn yunge der swaluen sal ich roiffen ind als eyn duue sal ich gedencken — Myne ougen synt gedunnet vp seynde in die hoicheit — Here ich lyden gewalt antwoir vur mich — wat sal ich sagen off wat sal he myr antworden als icht seluer gedayn hayn — Ich sal weder dencken myne yaire in der bitterheit mynre selen — Here off man alsus lefft ind yn alsulchen dyngen is dat leuen myns geistes du salt mich berispelen ind leuentich machen — sich yn vreden is myn alre bitterste bitterheit — Mer du verloistes myn sele vp dat sy neit en vergeynck du wurps achter dynen rugge alle myne sunden — Want die helle en sal dyr neit begeyn noch der doit en sal dich neit loeuen sy en sullen neit verbeyden dyne wairheit die nydder gaynt in die kule — Der dae leuet der sal dich begeyn als ich hude der vader sal kont doyn den kynderen dyne wairheit — Here mach mich gesont ind vnse pselmen sullen wyr syngen alle die dage vns leuens en dem huyse des heren — 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20.

Lobgesang der Maria, Lukas I. 46 — 55.*)

Myne sele maicht grois den heren — Ind myn geist hait sich hoe erurouwet in gode myme heil — Want he hait angeseyn die oitmoidicheit synre deyrnen seit darvmb sullen mich alle gheslechte selich sagen — Want he hait myr grosse dynck gedayn der mechtich is ind syn naem is hillich — Inde syne barmherzicheit is van geslechte in geslechten die dae yn ontfoerten — He hait macht gedayn in syme armen he hait verstoirt die houerdigen mit gedancken syns hertzen — He hait affgesat die mechtigen van den stoile ind hait verhoiget de oitmoidichen — Die hongerichen hait he veruolt mit guiden ind die rijchen hait he ydel gelaissen — He hait intfangen ysrahel syn kynt ind he hait gedacht synre barmhertzicheit — Als he gesprochen hait zo vnsen vederen abraham ind synen geslechten 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55.

---

*) Zur Vergleichung stehe hier dieselbe Stelle, wie sie in einer Evangelien-Concordanz vom Jahre 1397, die ich selber besitze, übersetzt steht. Das Buch ist auf Papier geschrieben, 11 Zoll hoch 7 ein halb Zoll breit, und besteht aus hundert und etlichen Blättern. Der Anfang lautet: „In dem namen gotz hebt sich an daz tuzentlich leben unsers herren u. s. w.

Mein sel lobt vnd grözzt den heren — Vnd mein geist frewt sich In got meinem heyler — Wann er hat angesehen die diemutikeit seiner dienerinne — Seht darumb haizzent mich selig alle geslecht — Wann grozze dink hat er mit mir getan der da gewaltig ist vnd heilig ist sein nam — Vnd sein barmhertzikeit reicht von einem gesleht in daz ander vnter den die in furhten — Gewaltige dink hat er volbracht mit seinem arm — Er hat zerstrewt die hoffertigen an dem gemut irs hertzzen — Die gewaltigen hat er gesetzzt von dem stul vnd hat erhoht die diemutigen — Die hungerigen hat er erfüllt mit den guten — Vnd die reichen hat er ler gelazzen — Israhel sein kint hat er enpfangen vnd hat gedaht seiner parmhertzikeit — Alz er vorgeheizzen hat vnsen vettern Abraham vnd seinem geslecht ewigelich — 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55.

Zacharias Lobgesang, Lukas I, 68—79.

68. Gebenedijt is der here got van ysrahel want he hait gevysiteirt
69. ind gemacht die erloisinge syns volcks — Ind hait vns vpgereckt dat
70. horn des heils in dem huyse dauid syns kyndes — Als he gesprochen
hait durch den mont synre hilger propheten die van der werelt synt —
71. Heil van vnsen vyanden ind van den henden alle die vns hauen gehast
72. Zo doyn barmhertzicheit mit vnsen vaderen ind zoe gedencken sys hilgen
73. testamentz — Dat gesworen recht dat he gesworen hait zo abraham vnsen
74. vader he sulde sich seluer vns geuen — Dat wir sulden erloist werden
van den henden vnser vyanden dat wir eme soilden dienen aen vorte —
75. 76. In heilicheit ind rechticheit alle vnse dage vur eme — Ind du kynt salt
geheisschen werden eyn propheit des oeuersten want du salt vurgaen dat
77. angesichte des heren zo bereyden syne wege — Zo geuen synen volck wijs-
78. heit des heils yn vergiffenis yrre sunden — Deuermitz die geweyde der
barmhertzicheit vns goedes yn wilchen he vns vysentierde vssgaende van
79. den oeuersten — Zo erluchten den die yn duysternysse ind in den scheme
des doitz sitzen zo schicken vnse voisse in den wech des vreden. —

Salzwedel. **W. Gliemann.**

Berichtigungen
der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung des Shakspeare.

Die Schlegel'sche Uebersetzung des Shakspeare ist das größte Werk der Uebersetzungskunst, das die Weltliteratur aufzuweisen hat. Diesen unsern Nationalschatz von kleinen Flecken, die ihm noch anhaften, zu säubern, ist eine Aufgabe, die sich die deutschen Shakspeareforscher zu einer gemeinsamen machen sollten. N. Delius hat in seiner „Tieckschen Shakspearekritik" dazu einen schönen Anfang gemacht. Ich habe hierzu in dem diesjährigen Osterprogramm des oldenburgischen Gymnasiums kleine Beiträge, Resultate 16jähriger Shakspearestudien, geliefert und gebe hiermit eine Fortsetzung mit dem Wunsche, daß mein Beispiel Nachahmung erwecken und daß die Schlegel'sche Uebersetzung bei späteren Auflagen darnach, wenn auch nur durch Noten unter dem Texte, berichtigt werden möge.

Heinrich VI.
Erster Theil.

I., 1. Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung. 1. Aufl. S. 102. Z. 20. v. u., 2. Aufl. S. 232. Z. 13. v. u., 3. Aufl. S. 282. Z. 1. v. o.

„Nun hätte völlig sie der Sieg besiegelt"

ist sicher nur ein Druckfehler für:

„Nun hätten völlig sie den Sieg besiegelt."

ein Druckfehler aber, der sich durch alle Ausgaben hindurch zieht, ja — und das ist wohl das Merkwürdigste dabei — der sich auch buchstäblich von da aus in die Ortlepp'sche Uebersetzung hineingeschlichen hat, die doch das stolze Motto führt:

„Der Buchstabe tödtet,
Der Geist macht lebendig."

I., 1. Schl.-T. 1. Aufl. S. 103. Z. 4. v. u., 2. Aufl. S. 235. Z. 4. v. o. 3. Aufl. S. 283. Z. 6. v. u.

Mittheilung
einer vorlutherischen deutschen Uebersetzung von Psalmen und anderen poetischen Stücken der Bibel.
(Schluß.)

Psalm L.
(Nach Luther LI.)

3. Got erbarme dich oeuer mich na dynre groisser barmhertzicheit
4. ind nae der vilheit dynre barmhertzicheit so verdilie myne boisheit — Wesche mich anderwerff van mynre quaitheit ind reynige mich van mynen sunden
5. — Want ich bekennen myn quaitheit ind myn sunden synt alzijt ontghen
6. mich — Ich hayn dyr alleyn gesundiget ind hain quait gedain vur dir dat du gerechtuerdiget wertz in dynen worden ind verwyntz als du ver-
7. ordels — Sich want ich in boisheit byn ontfangen ind myn moder ynt-
8. feinck mich in sunden — Sich want du hais gemynt die wairheit die vnsicher ind heymliche dynck dynre wijsheit hais du mir geoffenbaert —
9. Here besprenge mich mit ysopen ind ich sal werden gereyniget wesche mich
10. ind ich sal werden wijs bouen den snee — Mynen oren saltu geuen vroude ind blijtscaff ind die oitmodige beyne sullen sich verblijden —
11. Kere dyn angesichte van mynen sunden ind verdilie alle myn quaitheit —
12. Got schaff yn myr eyn reyn hertz ind vernuywe eynen rechten geyst yn
13. mynen dynnensten — Ind en verwerp mich neit van dyme angesichte ind
14. dynen heilgen geist en nym neit van myr — Gyff myr weder die vreude
15. dyns heils ind yn dem heilgen geiste stercke mich — Ich sal die boesen
16. leren dyne wege ind de quaden sullen bekeyrt werden zo dyr — Erlose mich van mynen sunden got got myns heils ind myn zonge sal ervreuwen
17. dyne gerechticheit — Here doe vp myne lippen ind myn mont sal kundi-
18. gen dynen loff — Want hetz du gewolt ich hed dir offerhande gegeuen
19. sicherliche du en salt dich neit vreuwen in den offerhanden — Die offe-runge zo gode is eyn bedroifft geist dat ruwighe ind oitmodige hertz en
20. versmeitz du neit — Here mach syon guedertieren yn dyme willen dat
21. getzymmert werden die muren zo iherusalem — Dan salt du vntfangen den offer der gerechticheit offer ind offerunge dan sullen sy setzen vp dynen elter kaluer —

Psalm LXII.
(Nach Luther LXIII.)

Got myn got van dem eyrsten begyn des lichs wachen ich zo dir 2. — Myne sele doirst in dir we manchuelbencklich begert dich myn vleisch — In dem woisten lande ind yn deme vnwege dae geyn wasser en was 3. dan erscheyn ich dir als eyne hilge begerde vp dat ich sege dyne krafft ind dyne glorie — Want besser is dyne barmhertzicheit bouen leuen myne lip- 4. pen sullen dich louen — Alsus sal ich dich gebenediden yn myne leuen 5. ind ich sal yn dyme namen vp heuen myne hende — Als mit dunst ind 6. vetticheit wirt veruolt myne sele inde mit mont vreuden lofft dich myn mont — Alsus was ich dynre gedechtig vp myme bedde in dich wil ich 7. vroy gedencken — want du myn hulper bis gewest — Vnder die Deck- 8. sel dynre vloigel wil ich mich hoichlichen ervreuwen — nae dyr anheynck 9. myne sele dyne rechte hant ontfeynck mich — Mer sy suchten myne sele 10. zo vergeues sy sullen ingayn in dat nederste der erden — sy sullen ge- 11. geuen werden in die hende des swertz ind sullen werden der voisse deil — Der koynynck sal sich verbliden in gode alle die in eme sweren sullen ge- 12. lofft werden want bestopt is der mons der gynre die quait sprechen —

Psalm LXIV.
(Nach Luther LXV.)

Got dir bezempt louesanck yn syon ind dir wirt die geloifde betzalt 2. in iherusalem — Verhoire here myn gebet zo dir sal kommen al vleisch 3. — De wort der boesen synt starck worden vp vns ind vnser boisheit 4. saltu genedich syn — Selich is he den du vsserkoren hais ind angenom- 5. men hais he sal wonen yn dynen saelen — Ind sy sullen werden veruolt mit guiden dyngen dyns huys dyn tempel yss hillich — ind wunderlich 6. in der gerechticheit — Verhoir vns got vnse selichmecher eyn hoffen alle der erden ind yn dem langen mer — Du bereyts die berge in dynre 7. krasste vmbgegort mit macht — du beweges den gront der see ind dat 8. gelupt der vloide — Dat heydensche volck sal werden bewecht — ind sal 9. sich forten die da wonent yn den lesten enden van dynen zeichen des vss- gancks der metten ind der vesperen saltu dich verwaillusten — Du hais 10. gevysenteyrt die erde inde hais sy droncken gemaicht du vermanchuelbich sy rijch zo machen — Die vloit gotz is veruolt mit wasser du hais ere spyse bereit want also is eyr bereydunge — Ere ryueir mach drunckem 11. vermanchuelbige yr knoppen ind dat dae groynt sal sich vervreuwen in dyme droiffen — Du salt gebenediden die kronen des yairs dynre gueder- 12. tierenheit ind dyne velde sullen werden veruolt mit oeueruloidicheit der vruchte — Die schoynheit der woistenyen sullen vet werden ind die daelen 13. sullen werden vmbgegoirt mit vrolicheit — Die weder der schaiff syn ge- 14. kleit ind die dailen sullen ouervleyssen van weis sy sullen roiffen ind louesanck sprechen —

Psalm LXVI.
(Nach Luther LXVII.)

Got erbarme sich vnser ind gebenedide vns syn angheschte mois he 2. verluchten vp vns ind erbarme sich vnser — Vp dat wir in der erden 3.

4. moigen bekennen dynen wech ind vnder allem volck dyn heil*) — Dir
5. got sullen begeyn de volck ind dyr sal begeyn alle volck — Sich sullen
verblyden ind hoge veruruwen die ghemeine lude want du rijchtes dat
6. volck yn der gerechticheit ind du schicks dat volck yn der erden — Dyr
7. got sullen begeyn de volck dir sullen begeyn alle volck — die erde hait
8. yr vruichte gegeuen — Vns mois gebenedyden got vnse got — yns gebenedide got ind yn moissen ontseyn alle ende der erden —

Psalm XCIV.
(Nach Luther XCV.)

1. Koempt laist vns vns sere eruruowen yn den heren laist vns inbe-
2. leren in gode vnssem heilgeuer — syn angesicht laist vns zo voerens begryffen mit begenugen ind myt pselmen zo eme laest vns volhertliche blijt-
3. scaff hauen — Want got is eyn grois here inde eyn grois konynck bouen
4. 5. alle goede — want in synen henden synt alle ende van ertrich — Want
syn is dat mer ind dat hait he gemacht ind dat druge lant hant syn
6. hende beuestiget — koempt ind laist yn vns anbeden laist vns vur
gode neder vallen laist vns schryen vur deme heren der vns gemacht
7. hait — Want he is vnse got ind wyr synt syn volck ind schaiff synre
8. weyden — Off yr hude hoirt syn stimme so en wilt neit verharden vre
9. hertzen — als yn der verbitterunghen nae dem dage der bekorongen
in der woistenyen dae mich vre veder becorden ind proifften ind sagen
10. myne werck — Veirtzich yaire was ich neist by disme geslechte ind sprach
11. all zijt twelent dese van hertzen — syen hant neit bekant myne wege
ind ich swoire yn myme zorne dat sy neit en sulden gayn in myn rast —

Psalm CI.
(Nach Luther CII.)

2. 3. Here erhoir myn gebet ind myn roiffen kome zo dir — En keyr
dyn angesichte neit van myr in wilchem dage dat ich werden bedroeuet so
neyge dyne oren zo myr — In wilchem dage ich zo dir roiffen so hoere
4. mich snellichen — Want myne dage vergeyngen als der rouch ind myn ge-
1. beyns verdorben als greuen — Ich byn geslagen als hoeuwe ind myn
hertze is verdoiret want ich byn vergessen zo essen myn broit — Van der
7. stymmen myns suchtens anheynck myn gebeyntz myme vleische — Ich byn
gelich worden dem pellicaen yn der eynicheit ind ich byn gelich geworden
8. deme nachtzrauen yn deme vervallende huyse — Ich waichde ind byn
9. geworden als eyne mussch alleyn eynich vnder deme dache — Alle den
dach hant mich myne vyande lesterlichen gestraifft inde die mich loiffden
10. sworen weder mich — Want ich aff essche als broit ind hayn mynene
11. dranck gemenget mit schryen — Van dem angesichte des zorns dynre
12. vnwerdicheit want vpheuende haistu mich gestoissen — Myne dage synt
13. vergangen als eyn scheme in ich byn verdorret als heuwe — Mer du
here blyues ewentlichen ind dyn gehucheniſſe blijfft van der geburden in
14. de geburden — Du salt vpstayn ind erbarmen dich ouer syon want die
51. zijt syns erbermens die koempt — Want die steyne syons haint dynen

*) In der Handschrift steht heit; ein offenbarer Schreibfehler.

knechten wail behaget ind sullen sich ouer syons lant erbarmen — Ind here 16.
dat heidensche volck sal vorten dynen namen ind alle konynck van ertrijch
dyne glorie — Want der here hait getymmert syon ind he sal geseyn 17.
werden yn synre glorien — Der here hait gesein yn dat gebet der oit- 18.
modiger ind hait neit versmeit ere biddunge — Men sal man schryuen 19.
dese dynck yn den anderen geburden nide dat volck dat noch geboren sal
werden dat sal den heren louen — Want der here hait geseyn van synre 20.
hilger hoiden der here hait van deme hemel geseyn vp die erde — Op dat he 21.
hoirt dat suchten der geuangener ind dat he intbunde de kynder der gedo-
der — Op dat sy vort sullen boitscaffen yn syon den namen des heren 22.
ind synen loff in iherusalem — In deme dat die volck zo samen komen 23.
yn eyn ind de konynge vp dat sy deme here dienen — He hait eme ge- 24.
antwort in dem wege synre duchden kundige myr die kleynheit mynre dage
— En roiff mich neit weder yn deme myddel mynre dage dyne iair synt 25.
yn den geburden der geburden — Here du hais gefundeirt dat ertrich yn 26.
deme begynne ind die hemelen synt werck dynre hende — Si sullen ver- 27.
gaen mer du salt blyuen ind sy sullen alle veralden als eyn kleit — Ind
als eyn decken sal du sy verwandelen ind sy sullen verwandelt werden —
mer du bis der selue ind dyne iair en sullen neit gebrechen — Die soene 28. 29.
dynre knecht sullen dae wonen ind yr saym sal vp gereicht werden yn
ewicheit —

Psalm CXIV.
(Nach Luther: CXVI. 1—9.)

Ich hayn gemynt want der here sal erhoiren die stymme myns 1.
gebetz — Want he zo myr neicht syn oren ind in mynen dagen sal ich 2.
in anroiffen — Mych hant vmbvangen die suchten des doitz ind de engten 3.
der hellen wonten mich — Ich han vonden bedroiffenisse ind wewen —
inde ich han angeroiffen den namen des heren — O here verlois myn 4.
sele — barmhertzige ind gerechte here ind vnse got sal sich erbarmen — 5.
Der here behoit die klenen ind ich dyn genedert ind he verloist mich — 6.
Myne sele keyr yn dyne raste want der here hait mir guetlichen gedayn — 7.
Want he hait verloist myn sele van deme dode myne ougen van den 8.
trenen ind myn voisse van deme valle — Ich sal deme heren behagen in 9.
dem lande der leuenticher —

Psalm CXIX.
(Nach Luther: CXX.)

Tzo deme heren reyff ich als ich bedroifft was ind he verhoirt mich 1.
— Here verloisse myn sele van den quaiden lippen ind van der valscher 2.
tzongen — Wat sal man dir geuen off wat sal man dir vursetzen weder 3.
die valsche tzungen — Scharpe pylen des mechtigen mit verdarfden koilen 4.
— Och mich want myn ellendige wandelunge is verlenget ich han gewont 5.
mit den die in cedars tabernakel woynden — ind myne sele was also 6.
seir wonende yn ellende — Myt den de den vreden hasten was ich vred- 7.
sam wanne ich in zosprach so anvochten sy mich zo vergeues —

Psalm CXX.
(Nach Luther: CXXI.)

1. In den bergen han ich verhauen myn ougen dar myr hulpe van
2. komen sal — Myn hulpe kompt van dem heren der gemacht hait hemel
3. inde erde — He en sal neit geuen dyne voisse in eyn bewegunge noch
4. he en sal neit slaiffen der dich behoit — Sich he en sal neit sloemeren
5. noch slaiffen der israhel behoit — Der here behoit dich der here is dyn
6. beschirmer vp dynre rechter hant — Dich en sal die sonne neit bernen
7. des dages noch der mayn des nachtz — Der here behoit dich van allem
8. quaiden der here mois behoiden dyn sele — der here mois behoiden dynen yngancк ind dynen vssganck van nu bis in ewicheit —

Psalm CXXIX.
(Nach Luther: CXXX.)

1. 2. Here van dem dieffen hayn ich geroiffen zo dir — here verhoir myn stymme — Dyne oren moissen syn andenckende yn dy stymme myns
3. biddens — Off du here vntheltz die boisheit o here wer sal dat lyden
4. moigen — Want by dir is genedicheit ind vmb dyne ewe verbeiden ich
5. dynre here — Myne sele hait verdragen in syme word — myne sele
6. hait gehofft yn den heren — Van der metten zijt hoiden bis zo der nacht
7. ysrahel hofft yn den heren — Want by dem heren is barmhertzicheit ind
8. by eme is oueruloidige verloisynge — Ind he sal ysrahel verloisen van al synre boisheit —

Derselbe Psalm (CXXIX).

1. 2. O here van der deiffden han ich geroiffen zo dir — o here verhoir myn stymme — Dyne oren moissen tzoe hoeren yn der stymmen myns
3. gebeitz — Off du de boisheit behelтz here o here wie soilde dat lyden
4. moigen — Want by dir is genedicheit vnde vmb dynen ewen verbeiden
5. ich dich here — In synen worden hait myn sele verdragen — myn sele
6. hofft in den heren — Van der metten zijt wachen bis zo der nacht hofft
7. ysrahel in den heren — Want by dem heren is barmhertzicheit ind by
8. eme is oeueruloidige verloissunge — Ind he sal ysrahel verloissen van alle synre boisheit —

Psalm CXXXVII.
(Nach Luther: CXXXVIII.)

1. Ich sal dich begeyn here in alle myme hertzen want du hais verhoirt die wort myns montz — In der ontghenwerdicheit der engel sal ich
2. dir syngen — ich sal anbeden zo dyme hilge tempel ind sal begeyn dyme hilgen namen — Op dyne barmhertzicheit ind wairheit want du hais
3. grois gemaicht bouen al dynck dynen hilgen namen — In wilchem dage ich dich anroiffen so verhoir mich du salt vermanchuelbigen die doichden
4. in mynre selen — Dich begeyn here alle die konynck der erden want sy
5. hant gehoirt die wort dyns montz — Ind sy sullen syngen yn dem wege
6. des heren want grois is de glorie des heren — Want der here is grois
7. ind suyt an de nederen in die hoichde kent he van verrens — Ist dat ich wandelen in dem myddel der bedroiffenis du salt mich leuentich machen

ind boven den zorn mynre vyant vssrecks du dyne hant ind dyne rechte hant mach mich behalden — Der here sal vergelden vur mich here dyne barmhertzicheit is in ewicheit en versmae neit dat werck dynre hende — 8.

Psalm CXLII.
(Nach Luther: CXLIII.)

Here verhoir myn gebet vernym myt dynen oren myne bede yn dynre wairheit verhoir mich yn dynre gerechticheit — Ind en ganck neit yn dat ordel mit dyme knecht want yn dyme angesichte en sal neit gerechtuerdiget werden eyn eicklich leuentiche — Want der vyand hait veruolcht myne sele ind hait myn leuen genedert yn der erden — He hait mich gesat in duisternisse als die doden der werelt — myn geist is vp myr beanxt — myn hertz is yn myr verstuirt — Ich gedachte der alder dage in alle dynen wercken ind ich sal dencken yn die werck dynre hende — Ich hayn vssgereckt myn hende zo dir myne sele is zo dir als erde sonder wasser — Here erhoir mich snellichen want myn geist gebricht — In *) keyr neit dyn angheschichte van myr ind ich werden gelich den gener die da neder gaynt yn eyn kuyle — Mach dat dyne barmhertzicheit vroe van myr ghehort werde want ich in dich gehofft hayn — Mach myr den wech bekant dae ich in wandelen sal want ich myn sele zo dir hain erhauen — Verloese mich van mynen vyanden want ich zo dir geuluwen byn — leire mich doyn dynen willen want du myn got bis — Dyn guit geist sal mich geleyden in dat rechte lant — here vmb dynen namen salt du mich leuendich machen yn dynre gerechticheit — Ind du salt myne sele vssleiden van deme bedroiffenys — ind yn dynre gerechticheit so salt du verstoiren myne vyande — Ind du salt verderuen alle die ynne die myn sele bedrucken want ich dyn knecht byn — 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12.

Psalm CXLV.
(Nach Luther: CXLVI.)

Loeue myn sele den heren ich sal loeuen den heren yn mynen leuen ich sal syngen myme gode also lange als ich sal syn — En wilt neit betruwen yn den vursten — in die soene der mynschen in wilchen geyn heil en is — Syn geist geit vs ind sal weder comen in syne erde in dem daghe sullen vergaen alle ere gedachten — Selich is he des syne hulpe is iacobs got syn hoffen is yn den heren syme gode — Die gemacht hait hemel ind erde dat meer ind alle die dar ynne synt — De behuedet die wairheit in der ewicheit he deit recht den genen die vnrecht lyden he gheuet spyse den hongerengen — Der here vntbyndet die mit den voissen gebonden synt — Der here erluchtet den blynden — Der here vpricht de die neder geslagen der here mynnet die rechtuerdigen — Der here behoedet die vremden die weysen ind die widwen sal he intfangen ind de wege der sunderen sal he verstoeren — Der here sal regneren yn der ewicheit dyn got syon in die geburte der geburten — 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10.

---

*) Schreibfehler statt ind?

Zacharias Lobgesang, Lukas I, 68—79.

68. Gebenedijt is der here got van ysrahel want he hait gevysiteirt
69. ind gemacht die erloisinge syns volcks — Ind hait vns vpgereckt dat
70. horn des heils in dem huyse dauid syns kyndes — Als he gesprochen
hait durch den mont synre hilger propheten die van der werelt synt —
71. Heil van vnsen vyanden ind van den henden alle die vns hauen gehast
72. Zo doyn barmhertzicheit mit vnsen vaderen ind zoe gedencken sys hilgen
73. testamentz — Dat gesworen recht dat he gesworen hait zo abraham vnsen
74. vader he sulde sich seluer vns geuen — Dat wir sulden erloist werden
van den henden vnser vyanden dat wir eme soilden dienen aen vorte —
75. 76. In heilicheit ind rechticheit alle vnse dage vur eme — Ind du kynt salt
geheisschen werden eyn propheit des oeuersten want du salt vurgaen dat
77. angesichte des heren zo bereyden syne wege — Zo geuen synen volck wijs-
78. heit des heils yn vergiffenis yrre sunden — Oeuermitz die geweyde der
barmhertzicheit vns goedes yn wilchen he vns vysentierde vssgaende van
79. den oeuersten — Zo erluchten den die yn duysternysse ind in den scheme
des doitz sitzen zo schicken vnse voisse in den wech des vreden. —

Salzwedel. W. Gliemann.

Berichtigungen
der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung des Shakspeare.

Die Schlegel'sche Uebersetzung des Shakspeare ist das größte Werk der Uebersetzungskunst, das die Weltliteratur aufzuweisen hat. Diesen unsern Nationalschatz von kleinen Flecken, die ihm noch anhaften, zu säubern, ist eine Aufgabe, die sich die deutschen Shakspeareforscher zu einer gemeinsamen machen sollten. N. Delius hat in seiner „Tieckschen Shakspearekritik" dazu einen schönen Anfang gemacht. Ich habe hierzu in dem diesjährigen Osterprogramm des oldenburgischen Gymnasiums kleine Beiträge, Resultate 16jähriger Shakspearestudien, geliefert und gebe hiermit eine Fortsetzung mit dem Wunsche, daß mein Beispiel Nachahmung erwecken und daß die Schlegel'sche Uebersetzung bei späteren Auflagen darnach, wenn auch nur durch Noten unter dem Texte, berichtigt werden möge.

Heinrich VI.

Erster Theil.

I., 1. Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung. 1. Aufl. S. 102. Z. 20. v. u., 2. Aufl. S. 232. Z. 13. v. u., 3. Aufl. S. 282. Z. 1. v. o.

„Nun hätte völlig sie der Sieg besiegelt"

ist sicher nur ein Druckfehler für:

„Nun hätten völlig sie den Sieg besiegelt."

ein Druckfehler aber, der sich durch alle Ausgaben hindurch zieht, ja — und das ist wohl das Merkwürdigste dabei — der sich auch buchstäblich von da aus in die Ortlepp'sche Uebersetzung hineingeschlichen hat, die doch das stolze Motto führt:

„Der Buchstabe tödtet,
Der Geist macht lebendig."

I., 1. Schl.-T. 1. Aufl. S. 103. Z. 4. v. u., 2. Aufl. S. 235. Z. 4. v. o. 3. Aufl. S. 283. Z. 6. v. u.

Im Texte lautet es:

„When have I aught exacted of your hands,
Kent to maintain, the king, the realm and you?"

Johnson schlug statt Kent vor, But zu lesen. Dann fließt Alles sehr schön:

„Wann hab' ich was von eurer Hand gefordert,
„Als nur zum Schutz für König, Land und euch? —

IV., 8. 1. Aufl. S. 249. Z. 17. v. u., 2. Aufl. S. 96. Z. 10. v. o., 3. Aufl. S. 110. Z. 15. v. u.

„Und sage: Gott erhalte seine Majestät!"

Warum nach diesem Verse die 3 folgenden:

„Doch wer ihn haßt und ehrt nicht seinen Vater
Heinrich den fünften, vor dem Frankreich bebte,
Der schüttle seine Waff' und geh' vorbei!"

weggelassen sind, kann ich nicht begreifen und ich möchte vermuthen, daß es nur durch ein Versehen geschehen ist. Die 3 Verse geben erst durch die Erwähnung des glorreichen Heinrich V. das Motiv, wodurch Clifford den aufrührerischen Haufen umstimmt. Dagegen hat Schlegel am Schlusse von Cade's Monolog im Anfange der 10. Scene das Wortspiel zwischen sallet (Salat) und sallet (Helm) weggelassen, weil es sich im Deutschen doch wenigstens nur unvollkommen wiedergeben läßt. Wenigstens ist Tieck's Uebersetzung in der ersten Auflage, obgleich der Versuch zum Ersatz immerhin dankenswerth ist, nicht vollkommen zu nennen. Er giebt nämlich ein Wortspiel zwischen Halm und Helm, und Abr. Voß verbessert dies durch Grashälmchen. Aber es fragt sich doch, ob Schlegel nicht Recht hatte, unter diesen Umständen die Stelle lieber wegzulassen.

V., 1. Schl.-T. 1. Aufl. S. 260. Z. 14. v. o., 2. Aufl. S. 110. Z. 13. v. o., 3. Aufl. S. 126. Z. 3. v. o.

York. „Ich bin auf Hoheit oder Tod entschlossen.
Clifford. „Das erste bürg' ich dir, wenn Träume gelten."

ein bloßes Versehen für:

„Das letzte bürg' ich dir u. s. w."

Heinrich VI.

Dritter Theil.

I., 1. Schl.-T. 1. Aufl. S. 271. Z. 4. v. o., 2. Aufl. S. 124. Z. 3. v. u., 3. Aufl. S. 141. Z. 10. v. o.

„Was sag' ich nur hierauf? Mein Recht ist schwach.
„Sagt, darf ein König keinen Erben wählen?"

„Hier fehlt in allen mir bekannten Shakspeare-Ausgaben und Uebersetzungen die Bemerkung, daß der erste dieser beiden Verse beiseite gesprochen werden muß. Al. Dyce hat hierauf zuerst aufmerksam gemacht.

II., 1. Letzter Vers.

„So ziemt sich's, wackre Krieger, laßt uns fort."

Why then it sorts heißt nicht: so ziemt sich's; dann würde auch das „Why then" nicht passen. Es heißt vielmehr: Nun, dann geht's gut. Ich schlage daher vor:

Nun, dann geht's gut. Auf, wackre Krieger, fort!

II., 2. Schl.-T. 1. Aufl. S. 289. Z. 13. v. o., 2. Aufl. S. 149. Z. 2. v. u., 3. Aufl. S. 168. Z. 10. v. o.

Für:

„Wer weicht der Schlange Todesstachel aus?"

schlage ich vor:

„Und wer entgeht der tück'schen Schlange Stich?"

denn das escape drückt nicht blos das Ausweichen, um zu entgehen, sondern das Entgehen selbst aus.

II., 5. Schl.-T. 1. Aufl. S. 297. Z. 9. v. o., 2. Aufl. S. 160. Z. 10. v. u., 3. Aufl. S. 179. Z. 5. v. u.

„Aus London ward vom König ich gemahnt."

Hier und 2 Verse weiter scheint ein „mahnen" für das englische „to press," ausheben, ein zu unverständliches Wort zu sein, auf jeden Fall hat es etwas Mattes. Pressen, obgleich meistens nur von Matrosen gebraucht, würde doch wenigstens eher als mahnen hier verstanden werden.

III., 2. Zeile 6. vor dem Schluß der Sc. steht in der 3. Aufl. Simon statt Sinon.

III., 3. Schl.-T. 1. Aufl. S. 314. Z. 10. v. o., 2. Aufl. S. 183. Z. 8. v. u., 3. Aufl. S. 204. Z. 9. v. o.

„Warw. Darauf verpfänd' ich Ehr' und Glauben dir."

Nach diesem Verse sind, wohl nur aus Versehen, die beiden Verse:

„K. Ludw. Doch ist er bei dem Volke auch beliebt?
„Warw. So mehr, da Heinrich so unglücklich war."

ausgelassen.

IV., 1. Schl.-T. 1. Aufl. S. 320. Z. 11. v. o., 2. Aufl. S. 191. Z. 2. v. u., 3. Aufl. S. 213. Z. 9. v. o.

„Geht oder bleibt, Eduard will König sein
„Und nicht gebunden an der Brüder Willen.“

Hier haben alle mir bekannten englischen Ausgaben his brother's will und nicht his brothers' will, und darnach würde es heißen, an Clarence allein gerichtet:

Geh oder bleib, Eduard will König sein
Und nicht gebunden an des Bruders Willen.

Indeß, wenn innere Gründe für Schlegel's Auffassung sprächen, so könnte uns die Auffassung der englischen Herausgeber nicht hindern, brothers' zu lesen. Aber Gloster hat ihm gar nicht gesagt, daß er ihn verlassen will. Eduard richtet also ganz natürlich auch nur an Clarence sein: Geh oder bleib u. s. w.

IV., 3. Schl.-T. 1. Aufl. S. 324. Z. 1. v. u., 2. Aufl. S. 198. Z. 10. v. o., 3. Aufl. S. 220. Z. 9. v. o.

„Ja, Warwik, allem Mißgeschick zum Trotz,“

Hier muß Schlegel

„Yes, oder Yes, Warwick etc.“

gelesen haben, während alle Ausgaben, die ich gesehen habe, „Yet Warwick etc. lesen, und kein englischer Herausgeber eine Variante bemerkt. Passend ist auf jeden Fall nur Yet. Es muß also heißen:

„Doch, Warwick u. s. w.“

Richard III.

I., 2. Schl.-T. 1. Aufl. S. 13. Z. 9. v. u., 2. Aufl. S. 250. Z. 9. v. o., 3. Aufl. Z. 17. v. u.

„Der Zeuge ihres Hasses blutend da.“

Dies ist nach der Lesart der Quartausgaben übersetzt. Die Folio hat hier statt „her hatred“ my hatred, und da diese Lesart offenbar in den Zusammenhang besser paßt, so muß wohl darnach übersetzt werden:

„Der Zeuge meines Hasses blutend da.“

I., 4. Schl.-T. 1. Aufl. S. 27. Z. 10. v. u., 2. Aufl. S. 269. Z. 12. v. o., 3. Aufl. S. 297. Z. 3. v. o.

„Noch ihr, wie wir sind, bürgerlich.“

Dem aufmerksamen Leser wird es hier nicht gleichgültig sein, daß „bürgerlich“ hier für das englische Wort loyal gebraucht ist und demnach den Begriff „treuer Unterthan“ mit enthalten soll. Schlegel wählte das Wort um einen Ersatz für den Gleichklang von royal und loyal im Urtext zu geben. Es möchte aber doch

auch wohl noch zu bedenken sein, ob hier nicht des Verständnisses wegen die äußerliche Aehnlichkeit preis zu geben ist; denn die meisten Leser werden „bürgerlich“ in seinem gewöhnlichen Sinne nehmen, und dann sagt der Satz eigentlich nichts.

III., 1. Schl.-T. 1. Aufl. S. 45. Z. 3. v. o., 2. Aufl. S. 293. Z. 10. v. o., 3. Aufl. S. 323. Z. 8. v. o.

Gloster. Er hat, mein gnäd'ger Fürst, den Ort gestiftet,
Den dann die Folgezeiten neu erbaut.

Alle alten Ausgaben geben diese Rede Buckingham, und es scheint nur eine Nachlässigkeit Ursache zu sein, daß dieselbe in allen neueren Ausgaben-Gloster zugetheilt ist; wenigstens bemerkt (nach Collier) kein Herausgeber, daß und warum er hier geändert habe. Grund zur Aenderung liegt aber nicht vor. Vielmehr ist es, wie Collier richtig bemerkt, ganz natürlich, daß der Prinz, verstimmt durch die Erwähnung des ominösen Towers sich von Gloster abwendet und seine Frage an Buckingham richtet, der ja auch gleich darauf die zweite Frage des Prinzen beantwortet.

III., 1. Schl.-T. 1. Aufl. S. 45. Z. 14. v. o., 2. Aufl. S. 293. Z. 7. v. u., 3. Aufl. S. 323. Z. 7. v. u.

„Ich sage, Muth wird ohne Schriften alt.“

Hier ist, „Muth“ wahrscheinlich nur ein Druckfehler für „Ruhm“ (fame).

III., 2. Schl.-T. 1. Aufl. S. 50. Z. 5. v. u., 2. Aufl. S. 302. Z. 3. v. o., 3. Aufl. S. 332. Z. 5. v. u.

„Kommt, kommt, seid ruhig u. s. w.“

Daß das bei Shakspeare so häufige „have with you“ ich gehe mit euch bedeutet, hatte mich eine Vergleichung vieler Stellen, wo es vorkommt, gelehrt; bestätigt wurde es aber vollends durch einen analogen Ausdruck in Heinrich VI., 2. Theil. Akt IV. Sc. 8. in der dritten Rede Cade's, wo er sagt: in despite of the devils and hell, have through the very midst of you d. h. trotz Teufel und Hölle will ich mitten zwischen euch hindurchgehen. Nachher fand ich, daß Johnson das have with you auch nicht verstanden hat. Monck Mason (zu dieser Stelle) wundert sich darüber, indem er bemerkt, daß dieser Ausdruck noch im Munde des Volkes lebe. Es muß also hier heißen:

„Ich gehe mit euch. Wißt ihr was, Mylord?“

III., 4. Schl.-T. 1. Aufl. S. 54. Z. 18. v. u., 2. Aufl. 307. Z. 7. v. o., 3. Aufl. S. 338. Z. 6. v. o.

„Was nahmt Ihr im Gesicht vom Herzen wahr
„Durch irgend einen Anschein, den er wies?“

So hat Schlegel nach der Lesart der Quartausgaben in dem 2ten dieser beiden Verse übersetzt. Diese haben hier nämlich By any likelihood statt By any livelihood, was die Folio hat. Die bisherigen englischen Herausgeber haben hier ohne Bemerkung der Variante die Lesart der Quartausgaben gegeben. Und ich glaube auch, daß die Lesart livelihood ohne Schaden in der Folioausgabe hätte verborgen bleiben können, und somit hätte ich meine Bemerkung hier sparen dürfen, wenn nicht Payne Collier der Lesart der Folio wieder den Vorzug gegeben hätte. Nach meinem Verständniß der englischen Sprache widerspricht hier das Wort any der Möglichkeit des livelihood. Denn die livelihood wäre schon etwas bestimmtes Wahrgenommenes und müßte mit dem bestimmten Artikel versehen sein. Indeß sollte man denken: das muß doch ein Engländer wissen; und so habe ich vielleicht zu erwarten, hierüber eines Besseren belehrt zu werden.

Oldenburg. C. Hagena.

Aesthetische Glossen

zu einer Reihe von Gedichten aus Echtermeyer's Auswahl.

1. Lore=Ley von Heine.

Man hat oft geglaubt, die Poesie Heine's nicht besser bezeichnen zu können, als wenn man ihr den Namen einer epigrammatischen beilegte. Es ist in der That nicht zu leugnen, daß sich in dem Buch der Lieder viele Gedichte finden, deren ganzer Gehalt oder wenigstens deren ganzer Effekt in der am Schluß hervortretenden Pointe beruht. Wenn nun das Wesen des Epigramms darin besteht, die Spannung immer mehr und so lange zu steigern, bis gleichsam der Gipfel des Berges in der Pointe erstiegen wird, von welchem aus sich nun mit einem Male eine Totalaussicht eröffnet, während vorher von den einzelnen niedrigern Standpunkten aus eben auch nur Einzelnes mit Blick und Sinn sich erfassen ließ: so scheint für diese Heine'schen Gedichte mit Schlußpointe der Name epigrammatisch gerechtfertigt. Demungeachtet möchte ich gegen die allgemeine Bezeichnung dieser Poesie als einer epigrammatischen einige Einwendungen machen. Bei weitem die meisten Heine'schen Lieder haben nämlich am Schluß keine Pointen rc. sondern es finden sich, wenn man will, die Spitzen innerhalb des Gedichts. Wir haben uns hier zunächst an die Lore=Ley anzuschließen: schon dieses Lied entbehrt vollkommen der epigrammatischen Schlußpointe. Der Charakter dieses Gedichts ist vielmehr ein antithetischer und das ist das Wort, welches ich für Heine's Poesie im Allgemeinen für am bezeichnendsten halte. Alle Productionen dieses Dichters beruhen auf dem psychologischen Gesetz des Contrastes und dem logischen der Antithese. Es ist bekannt genug, welche große Rolle das Antithesiren in der sogenannten klassischen Tragödie der Franzosen spielt. Diese Art der Antithese besteht in einem Mechanismus, welcher

mir viel Aehnlichkeit mit dem der hebräischen Poesie eigenthümlichen parallelismus membrorum zu haben scheint. Der zweite Alexandriner steht nämlich zu dem ersten in demselben Verhältnisse, welches etwa zwei einem Substantiv beigefügte Attribute unter einander haben. Diese antithetische Geschwätzigkeit konnte ich nicht meinen, als ich Heine's Poesie als eine antithetische charakterisiren zu müssen glaubte. Heine's Dichtungsweise beruht vielmehr auf dem psychologischen Gesetze, daß jede vorhandene Vorstellung oder Vorstellungsmasse durch eine neu ins Bewußtsein tretende Vorstellung alterirt wird, und dies um so mehr, je ungleichartiger beide Vorstellungen, die vorhandene und die neuhinzugekommene, sind. Heine regt nun eine bestimmte Vorstellung auf und nun kommt es ihm darauf an, eine möglichst heterogene folgen zu lassen. Dieses Contrastiren ist manchmal ganz äußerlich, wie etwa in dem Gedicht „das Meer" plattköpfige, breitmäulige, kleine Lappländer den Indiern entgegengestellt werden:

Am Ganges duftet's und leuchtet's
Und Riesenbäume blühn
Und schöne stille Menschen
Vor Lotosblumen knien.

In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein,
Sie kauern ums Feuer und kochen
Sich Fische und quäken und schrei'n.

Künstlerischer ist der innere Gegensatz, welchen Heine in zwei auf einander folgende Gedanken zu legen weiß. Wer erinnerte sich nicht des kleinen Liedchens, welches voll der herzlichsten Liebe plötzlich mit dem schrillenden Contrast abschließt:

Und sterbend zu Dir sagen:
Madame, ich liebe Sie.

Hier ist zwischen der letzten Zeile und dem Vorhergehenden ein Abgrund, welchen die Vorstellung nicht uno tenore überspringen zu können scheint, und doch muß der Sprung gewagt sein.

Dieses Entzweien der Vorstellungen und Gefühle, dieses absichtliche Zerstören des eben Aufgebauten ist an sich ebenso unpoetisch, als etwa im Drama die plötzliche Verwandlung der tragischen Helden in eine lustige Person es sein würde. Als ein künstlerisches Mittel kann dieses Combiniren disparater Gedanken nur dann an-

gesehen werden, wenn der Dichter dafür gesorgt hat, daß die höhere Einheit, die Synthese des in Thesis und Antithesis Gesetzten nicht fehlt. Die Gedichte, in welchen Heine diese Versöhnung der Gegensätze absichtlich bei Seite geschoben hat, können daher eben nur der Ueberreizung ein flüchtiges Wohlgefallen abgewinnen. Aber in sehr vielen seiner Gedichte ist es ihm gelungen, eine Ausgleichung des Entgegengesetzten, (zwar nicht auszusprechen, aber doch ahnen zu lassen.) So in der Lore-Ley. Die Contraste dieses Gedichts sind scharf genug ausgeprägt. Die wunderbare Jungfrau sitzt in erhabener Ruhe auf der steilen Felswand und singt sich ein gewaltiges Lied. Unten aber kämpft der Schiffer mit den Fluthen und fühlt sich mächtig angezogen von der anscheinend nur in sich versunkenen Jungfrau. Selbst die Natur nimmt Theil an dem Contrast: um den sehnenden Schiffer Dämmerung und kühle Luft, bei der Jungfrau heiterer Abendsonnenschein. Und nun der geisterhafte Abschluß, welcher wiederum die in antiker Ruhe verharrende Lore-Ley und den liebetrunkenen Schiffer contrastirt:

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan.

Dieser Schluß ist tragisch genug; das Ende des Ringens ist für den Schiffer der Untergang und die Geliebte ist es, die ihn herbeiführt. Aber gerade in diesem Gegensatz liegt auch die Versöhnung und der mild wehmüthige Eindruck, den wir mit hinwegnehmen. Er stirbt für seine Liebe und durch dieselbe und das heiße Sehnen ist gestillt. Es ist gleichgültig, ob man sich das hinter dem Gedicht Liegende so oder so ausmalt: wohne er „bei ihr im crystallnen Schlosse" oder bleibe man bei dem Versinken in den Fluß: die Idee ist gerettet, denn in der vollendeten Hingabe des Schiffers an seine Liebe liegt sein ideeller Triumph, wenn ihn auch äußerlich der Untergang erreicht.

So ist dies Lied ein vollendetes einmal durch die künstlerische Gliederung der Gegensätze, dann aber auch deren harmonische Auflösung in dem ideellen Triumph der Liebe.

2. Die Sonne bringt es an den Tag, von Chamisso.

Was ich immer am meisten an Chamisso bewundert habe, das ist nicht der bewundernswürdige Sprachsinn, mit welchem er sich

das fremde Sprachidiom zur Muttersprache umschuf. Viel überraschender erscheint mir die Innerlichkeit und Tiefe der Auffassung, mit welcher er an seine Stoffe heranging oder vielmehr dieselben in sich aufnahm. Mit einem Worte, er gewöhnte sich deutsch zu denken und zu fühlen. Indem ich versuche, dies einmal an einer Aeußerlichkeit aufzuzeigen, muß ich nothwendig ein paar Worte vorausschicken.

Der Refrain d. h. die Wiederholung eines und desselben Schlußverses oder mehrerer Verse am Schlusse jeder Strophe scheint mir in der deutschen Poesie eine ganz besondere Bedeutung bekommen zu haben. Der Sinn des deutschen Refrains ist, wenn ich nicht irre, der, daß die Idee, welche das ganze Gedicht durchdringt, am Schlusse jeder Strophe ihren concreten Ausdruck finde. Diese Einrichtung beruht auf dem psychologischen Gesetze, nach welchem eine Vorstellung oder Vorstellungsmasse in dem Maße an Kraft zunimmt, als sie oft oder weniger oft angeregt wird. Denn da die einmal angeregten Vorstellungen nicht vernichtet werden, sondern nur zeitweilig unter die Schwelle des Bewußtseins herabsinken, so bedarf es eben nur einer neuen Bewegung, um dieselben wieder in das Bewußtsein zu bringen und zwar um so stärker, je gleichartiger die erweckende Vorstellung ist. Unsere Volkslieder, welche den Refrain vorzugsweise lieben, haben in der Regel einen völlig gleichen Ausdruck in der Wiederholung gebraucht.

Will man aber in dieser Weise den völlig gleichen Refrain immer eintreten lassen, so ist die nothwendige Folge, daß derselbe zu dem Ende mancher Strophe nicht vollkommen paßt. Denn da die einzelne Strophe als Theil eines größern Ganzen nicht nothwendig allemal der Ausdruck der vollständigen Idee ist, so muß der Refrain, der eben die Idee des Gedichts, nicht der Strophe ausdrücken soll, zu der letztern öfter in einem nicht ganz adäquaten Verhältniß stehen. Um dies zu vermeiden, hat man sich erlaubt, den Refrain dem Sinn der einzelnen Strophe einigermaßen anzupassen. Doch ist auch für diese Licenz ein bestimmtes Gesetz aufzustellen. Ich glaube dies so aussprechen zu können: Die Veränderung des Refrains darf so wenig als möglich die Worte selbst alteriren, weil sonst das Charakteristische dieser poetischen Form verwischt wird.

Chamisso hat in dem Gedicht: Die Sonne bringt es an den Tag, den Refrain siebenfach umgestaltet:

1. Die Sonne bringt es an den Tag.
2. Du bringst es doch nicht an den Tag.
3. Die Sonne bringt's nicht an den Tag.
4. Was bringt die Sonne nicht an den Tag?
5. Sie bringt es doch nicht an den Tag.
6. Nun bringt's die Sonne an den Tag.
7. Die Sonne bracht' es an den Tag.

Die 1. Form enthält die Grundidee des Gedichts. Nikolaus hat den Juden in einsamer Gegend ermordet, dieser die Sonne als Rächerin angerufen: die Sonne bringt es an den Tag. Aber schon eine flüchtige Ansicht zeigt uns, daß unter den 7 Formen des Refrains vier diese Idee negiren, nämlich 2. 3. 4. und 5. Es könnte sich nun fragen, wie hierbei die oben aufgestellte Theorie des Refrains zu recht komme. Allein es ist bekannt genug, daß einmal vorhandene Vorstellungen der Seele nicht nur durch Association, sondern auch durch den Contrast ins Bewußtsein zurückgerufen und zu erhöhter Intensivität gekräftigt werden. Da nun hier gleich mit der ersten Strophe:

> Gemächlich in der Werkstatt saß
> Zum Frühtrunk Meister Nikolas,
> Die junge Hausfrau schenkt ihm ein,
> Es war im heitern Sonnenschein. —
> Die Sonne bringt es an den Tag.

die wahre Idee des Gedichts in der Seele des Hörenden erweckt wird, so dient die negative Form des Refrains, welche in der zweiten Stophe eintritt, durch den Gegensatz zur Kräftigung der ursprünglich bewirkten Vorstellung.

Ein anderes Bedenken dürfte dagegen gegründeter sein. Die siebenfache Form des Refrains steht nämlich in keinem Verhältniß zur Strophenzahl (es sind nur 14 Strophen). Absolut nothwendig ist die Veränderung der ursprünglichen allerdings nur drei oder viermal:

1) Die Sonne bringt es an den Tag (Refrain z. Strophe 1. 6. 9. 13.)
2) Die Sonne bringt's nicht an den Tag (Str. 2. 3. 5. 7. 8. 10. 11. 12.)
3) Was bringt die Sonne nicht an den Tag (Str. 4.)
4) Die Sonne bracht' es an den Tag (Str. 14.)

Ich verkenne nicht, daß der Dichter, wenn er eine solche Vereinfachung des Refrains, wie ich sie eben angegeben, beliebt

hätte, mannichfache Nüancen hätte unberücksichtigt lassen müssen. Gleich in der zweiten Strophe ist die Anrede an die Sonne: Du bringst es doch nicht an den Tag offenbar kräftiger als die allgemeine 2. Form. In der 17. wird durch das Nun (6. Form) das Einbrechen der Nemesis vortrefflich angedeutet. Am wenigsten würde man es beklagen, wenn an die Stelle der 5. Form in der 12. Strophe die 2. getreten wäre.

Aber obwohl ich wie gesagt nicht verkenne, welche feineren Nüancirungen durch diese Vereinfachung wenigstens in Str. 2. und 13. verloren gehen, so glaube ich doch behaupten zu dürfen, daß der Dichter in allen 3 Fällen besser die volksmäßige einfache Wiederholung vorgezogen hätte. Anders verhält es sich dagegen mit einem Vorschlag, den man auch etwa machen könnte und durch welchen die Veränderungsformen sogar auf 3 reducirt würden. Allenfalls könnte es nämlich Strophe 14. auch heißen: Die Sonne bringt es an den Tag. Dann würde zum Schluß die Idee des Gedichtes noch einmal in einem allgemeinen Satz ausgesprochen. Aber das brachte, welches an das Historische anknüpft, bringt die Verwirklichung der Idee auf eine so ergreifende Weise zur Anschauung, daß wir diese 4. Form als vollkommen berechtigt zu erkennen haben.

Wären aber demnach die 7 Formen auf 4 vom Dichter reducirt worden, so würde dem Charakter des Refrains sein Recht geschehen sein. Aber gerade in diesen verschiedenen Nüancirungen durch die 7 Veränderungen spiegelt sich Chamisso's Hereinleben in die feinfühlende deutsche Gemüthswelt.

3. Thurmwächterlied.

Dieses Gedicht des ritterlichen Fouqué ist ergreifend. Der Gedanke ist jedenfalls poetisch, einen Thurmwächter hoch über Sturm und Graus über sein Amt philosophiren zu lassen. Denn er philosophirt nicht wie Houwalds vornehmer Wächter des Leuchtthurms in der Weise, wie etwa der Dichter selbst reflectiren würde, wenn er dies Amt bekleidete: Fouqué's Thürmer spricht nur aus, was die Umstände und die Umgebung in der Brust jedes Menschen von einigem Gefühl erregen müssen. Ein vorzügliches Beförderungsmittel der besondern Wirkung dieses Gedichts scheint mir aber das äußerst geschickt gewählte Metrum zu sein. Dasselbe besteht aus

Anapästen, welche mit Jamben abwechseln. Das Schema, der ersten Strophe ist, folgendes:

◡ ◡ — ◡ ◡ —	Am gewaltigen Meer,
◡ ◡ — ◡ —	In der Mitternacht,
◡ ◡ — ◡ —	Wo der Wogen Heer
◡ ◡ — ◡ —	An die Felsen kracht,
◡ — ◡ ◡ — ◡ —	Da schau ich vom Thurm hinaus.
◡ ◡ — ◡ ◡ —	Ich erheb' einen Sang
◡ — ◡ —	Aus starker Brust
◡ — ◡ ◡ —	Und mische den Klang
◡ ◡ — ◡ —	In die wilde Luft,
◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ —	In die Nacht, in den Sturm, in den Graus.

Obgleich dieses Metrum von Jedem, auf den ersten Blick in dem Gedicht erkannt werden wird, habe ich es doch ausgeschrieben, um die kunstvolle Vermischung von Anapästen und Jamben anschaulich zu machen. In dem ersten Vers, wo das Tosen des gewaltigen Meers im Allgemeinen vorgestellt wird, stehen zwei rasche Anapästen; Vers 3. und 4. drücken durch den Schlußjambus das plötzliche Anprallen und Abbrechen aus. Der 5. Vers mit 2 Jamben zu einem Anapäst scheint die Ruhe des Wächters in dem ihn umgebenden Sturm zu malen. Dieses ruhige Beharren der Stärke spricht sich auch in der jambischen Dipodie des 7. Verses aus, während der 10. mit 3 Anapästen den Sturm der umgebenden Natur nachahmt. Ebenso kunstvoll ist das Metrum in den 3 übrigen Strophen gehandhabt und der Schluß:

◡ — ◡ ◡ — ◡ —
Der denk an das Himmelreich! -

weist durch den langsameren Rhytmus auf die endliche Versöhnung hin.

4. Der Mäusethurm, von Kopisch.

Die Sage vom Erzbischof Hatto, der die Armen in seiner Scheuer verbrennen ließ und dafür selbst von den Mäusen aufgefressen wurde, ist bekannt genug. Niemand wird leugnen, daß dieser Stoff sich zur poetischen Behandlung eigne. Es will mir aber scheinen, als ob Kopisch, der sonst so glücklich in der Wahl der Form ist, in diesem Gedichte sich vergriffen hätte. Dasselbe beginnt mit der Beschreibung, wie noch jetzt der Geist des Bischofs Hatto um Mitternacht von glühenden Mäusen um die Zinnen seines Thurms gejagt wird. Ich finde dies vortrefflich, weil dieses in medias res

rapere auf die folgenden Strophen, welche die Erklärung bringen müssen, gespannt macht. Diese Erklärung wird nun in Strophe 2—4 gegeben, aber nicht wie man erwarten sollte in historischer Darstellung, so daß die Grausamkeit Hatto's einfach erzählt wurde, sondern vielmehr in einer an Hatto selbst gerichteten Apostrophe.

> Der Hungrigen hast Du, Hatto, gelacht,
> Die Scheuer Gottes zur Hölle gemacht;
> Drum ward jedes Körnlein im Speicher Dein
> Verkehrt in ein nagendes Mäuselein u. s. w.

Die Anrede des Helden der Erzählung wird im Epos öfter angewandt, wie ich glaube, um dem Antheil des Dichters an seinen Personen einen Ausweg zu lassen, da er außerdem vor der durchweg objectiven Gestaltung des epischen Gedichts zurücktreten muß. So sagt Homer Od. XVII., 512.

Τὴν δ'ἀπαμειβόμενος προσέφης, Ἐυμαιεσυβῶτα.

und Voß ihm nachahmend:

Darauf antwortetest Du ehrwürdiger Pfarrer von Grünau.

Aber von dieser Art der Apostrophe kann hier nicht die Rede sein und es wird in der That schwer zu erkennen, was die Anrede hier soll. Irgend jemandem seine eigne Lebensgeschichte vorzuerzählen ist nur dann gerechtfertigt, wenn wir auf dieselbe irgend etwas zu begründen Willens sind. Wollte ich z. B. einem Hartherzigen Milde empfehlen, so möchte ein Aufzählen seines Sünden-Registers eine gute Basis für die dann folgenden Ermahnungen sein. Daran ist hier natürlich nicht zu denken. Fällt aber dieser Grund weg, so ist in der That nicht abzusehen, warum Hatto sein Leben sich erst erzählen lassen muß, das er doch selbst am besten kennen muß. Dagegen ist die Wiederholung der Verse:

> Er flieht um die Zinnen im Höllenstein
> Und glühende Mäuslein hinter ihm drein —

nicht allein zu billigen, sondern wir wünschten sogar, daß zum Schluß die ganze 1. Strophe wiederholt worden wäre.

Hildburghausen. **A. Henneberger.**

Studien zu Shakspeare's Hamlet.

Unter allen Werken des Shakspeare hat keines der Kritik so viel zu schaffen gemacht, wie der Hamlet; die Schönheiten dieses Trauerspiels sind zu groß, als daß sie jemals hätten verkannt werden können. Das beweist der Beifall, mit dem es von seinem ersten Erscheinen an in England aufgenommen worden ist, und die begeisterte Anerkennung, die es sofort unter uns gefunden hat, als wir zuerst mit den Werken des brittischen Dichters bekannt wurden. Wen giebt es denn auch wohl, dem, — um nur einige derselben zu erwähnen, — die Erscheinung jenes mitternächtlichen Wanderers aus dem Lande, von dem kein Reisender zurückkehrt, nicht mit unwillkührlichem Schauder ergriffen, der nicht einmal in seinem Leben mit der schwankenden Melancholie, mit dem düstern Lebensüberdruß des Prinzen sympathisirt, dem Ophelias reizende Mädchenhaftigkeit, ihr stiller Wahnsinn und schneller Untergang nicht das Herz gerührt hätten. Neben diesen Schönheiten aber scheint das Stück mit Fehlern behaftet zu sein, die ihnen wenigstens die Wage halten. Nur etwa bis zum Schlusse des dritten Aufzugs zeigt sich einiger Zusammenhang in der Handlung. Von da an scheint der Dichter planlos Begebenheit auf Begebenheit zu häufen, um wie ein englischer Kritiker sich ganz naiv ausdrückt, nur die übliche Länge von fünf Akten herauszubringen, und nachdem dieses erreicht worden, ebenso planlos die Katastrophe herbeizuführen, in der alles, was von Hauptpersonen noch vorhanden ist, ohne Gnade das Leben lassen muß. Diese letztere besonders schien Schröder, der zuerst das Stück bei uns für die Bühne bearbeitet hat, so unerträglich, daß er es sich nicht versagen konnte, die poetische Gerechtigkeit zu üben, und den Prinzen, nach zu Wasser und zu Lande glücklich überstandenen Fährlichkeiten, am Ende über alle seine Feinde triumphiren zu lassen. Davon sind wir nun freilich zuerst durch

bestimmte Anspielung auf die Erscheinung des Geistes und seine Aufforderung zur Rache und im Jahre 1598 gedenkt Dr. Gabriel Harvey, des Hamlets von Shakspeare, welcher nebst seinem Gedicht dem reiferen Alter ebenso gefalle, wie Venus und Adonis der Jugend. Da unser Dichter im Jahr 1564 geboren ist, so war er also etliche dreißig Jahre alt, als er den Hamlet schrieb. Um diese Zeit hat er schon den Sommernachtstraum, einige Comödien und Romeo und Julie hervorgebracht, aber noch keines seiner übrigen großen Trauerspiele. Dieses letztere Stück, so tragisch der Ausgang ist, schließt sich doch durch die Liebestrunkenheit, die es athmet, durch das Uebermaaß spitzfindigen Witzes und den häufigen Gebrauch des Reimes mehr an jene ältern Comödien an. In dem Hamlet dagegen tritt zugleich mit der herben tragischen Weltansicht, deren Mittelpunkt er ist, eine ganz andere Art der Behandlung hervor. Ohne sich wie dort so häufig der Ueppigkeit seines Humors zu überlassen, strebt der Dichter mit dem größten objektivsten Ernst, alles zur unmittelbarsten dramatischen Anschauung zu bringen. Wie die Verfertigung des Stückes also in den Uebergang von dem Jünglings- zu dem Mannesalter des Dichters fällt, so bezeichnet es einen merkwürdigen Wendepunkt in seiner künstlerischen Thätigkeit, es ist, wie Schlegel von Bürgers Leonore sagt, der goldene Ring, mit dem er sich die tragische Muse vermählte, wie der venetianische Doge das Meer.

Nicht minder merkwürdig ist, daß wir den Hamlet eigentlich in drei wesentlich von einander verschiedenen Redaktionen besitzen, die ohne Zweifel alle von Shakspeare herrühren. Die erste ist im Jahre 1603 unter dem Titel:

„Die tragische Historie des Hamlet, Prinzen von Dänemark, von Wilhelm Shakspeare, wie sie zu verschiedenen Malen von den Bedienten seiner Hoheit in der Stadt London, wie auch auf den beiden Universitäten zu Cambridge und Oxford und anderswo aufgeführt worden ist,“

gedruckt, sie war aber ganz verschwunden, und selbst Steevens und Malone, den sorgfältigsten und fleißigsten unter allen Herausgebern und Bearbeitern des Dichters, unbekannt geblieben. Erst im Jahr 1824 kam ein Exemplar derselben auf 31 Blättern in Quart wieder zum Vorschein, und wurde von dem Herzog von Devonshire für 200 Pfund Sterling angekauft. 1825 erschien in London und 1826 in Leipzig bei Fleischer ein diplomatisch genauer Nachdruck

desselben, so daß man sich diese anfangs so kostbare literarische Curiosität jetzt für einige Groschen verschaffen kann.

Das Stück ist hier zwar im Wesentlichen dasselbige, es erscheint aber bedeutend kürzer, weil sehr häufig ganze Reden oder einzelne Stellen fehlen, die wir jetzt besitzen; auch mangelt es an Abweichungen von dem gangbaren Text in Worten und Ausdrücken nicht. Die zweite findet sich in den beiden Ausgaben von 1604 und 1605, von den Engländern gewöhnlich die Quartos genannt, unter dem Titel: „Die tragische Historie Hamlets, Prinzen von Dänemark, neu gedruckt und beinah um so viel, als sie vorher enthielt, vermehrt, nach der ersten und vollständigen."

Die dritte enthält den Text, wie Hemmings und Condel, Schauspieler von Shakspeares Gesellschaft, ihn in der nach seinem Tode im Jahre 1623 veranstalteten Ausgabe seiner Werke gaben.

Der Text der Quartos ist am vollständigsten, und enthält mehrere Reden und Verse, die in der Ausgabe von 1623 fehlen, in welcher sich dagegen wieder Stellen finden, die man in den Quartos vermißt, z. B. die Anspielungen auf die Kindercomödie in Hamlets Gespräch mit Rosenkranz und Güldenstern über die Schauspieler.

Da man in Deutschland bisher mit den bei Lebzeiten des Dichters gedruckten Ausgaben seiner Stücke aus eigener Anschauung so gut wie gar nicht bekannt war, so hat der Abdruck der Ausgabe von 1603 mehr Aufsehen gemacht, als sie eigentlich verdiente, und man ist sogar auf den Gedanken gekommen, sie enthalte das Werk, wie es von dem Dichter selbst für die Aufführung bearbeitet worden sei.

Das ist nun insofern gewiß unrichtig, als es voraussetzt, Shakspeare habe anders für die Aufführung als für den Druck geschrieben, obgleich der sonst so einsichtige Steevens an etwas Aehnliches gedacht zu haben scheint, wenn er bemerkt, der Hamlet, wie wir ihn jetzt vor uns haben, sei so lang, daß die Geduld des Publikums schwerlich während der Aufführung würde ausgehalten haben, dabei aber vergißt, daß diese Länge eben durch die Vereinigung des Textes der Quartos mit dem der Folio-Ausgabe von 1623 entstanden ist.

Shakspeare dachte eben so wenig daran, Schauspiele für den Druck zu schreiben, als es jetzt einem Componisten einfallen wird, Noten blos zum Lesen in der Partitur anzufertigen. Was bei seinen

Lebzeiten wirklich gedruckt worden ist, sind entweder Entwürfe, die er, nachdem er sie weiter ausgearbeitet, weggeworfen hat, oder es ist aus Aufzeichnungen während der Ausführung von Andern zusammengesetzt, oder er gab ausnahmsweise die ächte Handschrift her, um jene Mißgeburten, da sie einmal in der Welt waren, dadurch zu verdrängen. Hieraus erklärt es sich ganz natürlich, daß die Ausgabe von 1603 wie alle anderen, die bei seinem Leben erschienen sind, der Eintheilung in Akte und Scenen und der übrigen Anweisungen für das Theater entbehren. Das alles fand sich erst in dem für die Schauspieler zum Ausschreiben der Rollen bestimmten Manuskript, und die Folioausgabe von 1623 hat es nur darum, weil sie sich auf dergleichen Manuskripte gründet.

So ist es auch eben nicht schwer, das Verhältniß zwischen den drei Redaktionen des Hamlet zu bestimmen. Die von 1603 ist offenbar der erste Entwurf, welchen der Dichter später weiter ausarbeitete, und das Stück wurde grade in dieser Gestalt niemals gegeben, obgleich der Herausgeber um seine Waare anzupreisen, dieses auf dem Titelblatt versichert. Genau eben ein solcher Entwurf ist in der bei Lebzeiten des Dichters gedruckten Ausgabe der lustigen Weiber von Windsor anerkanntermaßen vorhanden. Die Quartos von 1604 und 5 enthalten die ächte bei der ersten Aufführung zum Grunde gelegte Handschrift, welche der Dichter vielleicht eben darum hergegeben hatte, um jene unreife Arbeit zu verdrängen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sie gänzlich in Vergessenheit gekommen ist, so wichtig sie auch sein mag, um sein Verfahren bei der Hervorbringung seiner unsterblichen Werke kennen zu lernen, und ihn so gleichsam in seinem Arbeitszimmer zu belauschen. Später als das Stück den Reiz der Neuheit verloren hatte, scheint er allerdings eine neue abgekürzte Bearbeitung für die Aufführung nöthig gefunden zu haben, und diese findet sich in der Folioausgabe von 1623. Den Grund hierzu entdeckte ich in demjenigen, was jene Redaktion zuerst über die Kindercomödie enthält. Vermöge der seltsamen Vermischung von Religion und Weltlichkeit, welche damals in der bischöflichen Kirche von obenher begünstigt und befördert wurde, und in der die Puritaner nicht mit Unrecht eine Hinneigung zum Papismus fanden, waren die Chorknaben von der Sankt Paulskirche zugleich eine Gesellschaft von Schauspielern; sie führten Stücke auf, die, nach einem gleichzeitigen Zeugniß aus dem Jahr 1611, großen Beifall fanden, und den andern Theatern natürlich Schaden thaten. Wahrscheinlich um dem seinigen aufzuhelfen, brachte

Shakspeare den einst so beliebten Hamlet in etwas abgekürzter Gestalt wieder zum Vorschein, und ermangelte nicht, ihn mit einem Ausfall gegen die Kinderkomödie zu würzen, zu dem er durch frühere Angriffe von ihrer Seite veranlaßt worden war. Bei dieser Gelegenheit will ich eine neue Erklärung von einer Stelle vorschlagen, die meiner Meinung nach stets mißverstanden worden ist.

There is, sagt Rosenkranz, an aiery of children, little eyases, that cry out on the top of the question, and are most tyrannicaly clapt for it.

Alle Ausleger haben geglaubt, es sei irgend ein Fehler im Vortrage, welchen Shakspeare den Knaben schuld gebe, und wofür sie von ihren Vorgesetzten gezüchtigt wurden; und sie haben sich zum Theil sehr den Kopf darüber zerbrochen, worin dieser Fehler eigentlich bestanden. Cry out heißt aber auch heruntermachen, verschreien, und clap ist der technische Ausdruck für beklatschen.

Ich übersetze also: da ist eine Brut von Kindern, kleine Nestlinge, die auf dem Gipfel der Handlung (wenn dergleichen am wenigsten paßte) verschreien (nämlich die anderen Theater) und (dennoch) höchst tyrannisch (von dem Publikum) dafür beklatscht werden. Die sind jetzt Mode (fährt Rosenkranz fort) und beschnattern die gemeinen Bühnen, wie sie sie nennen, dergestalt, daß Viele, die Degenklingen tragen, vor Gänsekielen bange sind, und kaum mehr wagen, dahin (nämlich nach den gemeinen Bühnen) zu gehen.

Die Erzählung, welche der Fabel des Hamlet zum Grunde liegt, stammt ursprünglich aus dem Saxo Grammaticus her. Aus diesem nahm sie Belleforest in eine Sammlung von Novellen auf, die er unter dem Titel Histoire tragique seit dem Jahre 1564 in Frankreich herauszugeben begann. Hier findet sie sich im 5ten Theil unter dem Titel: Avec qu'elle ruse Amleth, qui depuis fut roy de Daenemark, vengea la mort de son père Hordouendille occis par Fengon son frere, et autre occurrence de son histoire.

In's Englische übersetzt findet sie sich in einem mit gothischen Lettern gedruckten Volksbuche unter dem Titel The histoiry of Hamlet, welches damals zu derselben Klasse wohlfeiler und beliebter Schriften gehörte, wie gegenwärtig die Historie von der schönen Melusina oder dem gehörnten Siegfried, gedruckt in diesem Jahr, wie diese aber auch schon anfangen, auf unseren Jahrmärkten sel-

tener vorzukommen, jetzt zu einer kostbaren Rarität geworden ist. Die letztere und das ältere Stück, welches Malone dem Thomas Kyd zuschreibt, waren dem Dichter wohl zunächst zur Hand. Nach den ziemlich weitläufigen Auszügen, welche die englischen Ausleger des Shakspeare geben, folgte sie dem Saxo beinah wörtlich, und ich will daher hier den wesentlichen Inhalt der Geschichte aus diesem, der mir allein zur Hand war, vortragen.

Hordenvillus, so heißt bei Saxo Hamlets Vater, ein berühmter See- und Kriegsheld, überwindet den König Collerus von Norwegen im Zweikampf und tödtet ihn. Zum Lohn dafür gibt ihm sein Lehnsherr Roricus, König von Dänemark, die eigene Tochter Gertrudis zum Weibe, welchem er nach dessen Tode in der Regierung folgt. Des Hordenvillus Bruder Hengo, neidisch über so großes Glück, bringt ihn hinterlistig um, zwingt die Wittwe zur Heirath und bemächtigt sich selber des Thrones. Zur Rechtfertigung des Mordes gibt Hengo vor, Hordenvillus habe die Gertrudis, obgleich ihre Sanftmuth ihn nie beleidigt, bitter gehaßt und ihr sogar nach dem Leben getrachtet. Um sie zu retten, sei die That begangen worden. Der Bluträcher des Hordenvillus, Hamlethus, sein und der Gertrudis Sohn, stellt sich, um dem König unschädlich zu erscheinen und so sein Leben für die Rache zu erhalten, wahnsinnig, gerade wie Brutus in der römischen Erzählung von den Tarquiniern. An dem Heerde der Mutter pflegte er in Schmutz und Asche sich zu wälzen, aber seine Reden und Handlungen, so thöricht sie schienen, hatten verborgenen Sinn, geheimnißvolle Bedeutung. Wenn er die ausgebrannte Asche mit den Händen wegkehrte, bewahrte er die Holzscheitern, welche das Feuer übrig gelassen hatte, härtete ihre Spitzen in demselben und beschlug sie mit Eisen. Befragt, wozu er sie brauchen wolle, antwortete er, es seien Spieße, um den Tod seines Vaters damit zu rächen. Hengo, welcher auf den Verdacht gerieth, der Wahnsinn seines Neffen möchte nur angenommen sein, beschloß, ihn auf die Probe zu stellen. Ein reizendes Mädchen mußte auf der Jagd in dem Dickicht des Waldes ihm wie zufällig begegnen; aus seinem Benehmen gegen sie, in dieser Einsamkeit, welches er heimlich beobachtete, wollte der König über den Zustand seiner Seele urtheilen. Von seinem Milchbruder, der ihm allein ergeben geblieben und sein Vertrauter geworden war, durch ein verabredetes Zeichen gewarnt, entging er der ihm gelegten Schlinge. Nun rieth einer der Hofleute dem noch immer mißtrauischen Mörder, er solle sich zum

Schein aus der Königsburg entfernen und den Hamlethus mit seiner Mutter in ihrem Schlafzimmer einschließen. Dort wolle sich jener unter dem Fußboden verbergen und ihre Unterredung belauschen. Hamlethus, da er wie ein Wahnsinniger auf dem Fußboden herumsprang, bemerkte, daß die Dielen an einer Stelle mehr als an den übrigen Widerstand gaben. Dort durchgrub er ihn mit seinem Schwert, zog den Lauscher hervor und tödtete ihn. Die Leiche gab er, in Stücke zerhauen, im Abtritt den Schweinen zu fressen. Als die Mutter nun mit großem Geschrei ihres Sohnes Narrheit zu bejammern anfing, hielt er ihr vor, wie Unrecht sie thue, das Bett des Mörders seines Vaters, ihres Gatten, zu theilen, und gab ihr zu erkennen, daß sein Wahnsinn nur Verstellung sei, um Raum zur Rache zu gewinnen. Sie ging von diesem Augenblick an in sich und hielt es fortan mit ihrem Sohn. Als Hengo bei seiner Zurückkunft nach dem Getödteten, den er nirgends finden konnte, fragte, erwiederte Hamlethus, er sei in den Abtritt gefallen und dort von den Schweinen gefressen worden. Nun beschloß der König, ihm das Leben zu nehmen, aber um seiner Mutter willen, die er heftig liebte, wollte er die That nicht selbst vollbringen, sondern sandte ihn mit dem Befehl dazu an den König von England, seinen zinspflichtigen Vasallen. Bei seiner Abreise gebot Amlethus der Mutter, an der Decke des Speisesaales einen Teppich mit Stricken aufzuhängen und nach Verlauf eines Jahres sein Leichenbegängniß zu feiern, als sei er gestorben. Dann werde er zurückkehren. Hengo gab ihm zwei seiner Diener mit, die auf hölzernen Tafeln die Runenschrift mit sich führten, welche dem König von England den Befehl zu seiner Hinrichtung überbrachte. In der Stille der Nacht entwendete Amlethus ihnen diese Tafeln auf dem Schiffe, veränderte die Züge, indem er ihre Namen an die Stelle des Seinigen setzte und legte sie dann wieder an den vorigen Ort. Der König von England empfing die Gesandten mit großen Ehren und Festlichkeiten; als er aber die Runenschrift gelesen, ließ er, ihr gehorsam, am folgenden Tage Hamlets Begleiter aufhängen. Dieser kehrte nach Verlauf des Jahres heimlich nach Dänemark zurück und machte die Edlen des Königs trunken bei dem F.ste, womit die Mutter seine Leichenfeier beging. Als sie schlafend auf dem Boden des Saales lagen, löste er die Stricke, welche den Teppich an der Decke festhielten, daß er auf sie herabfiel, befestigte ihn über ihnen mit den Pfählen, die er sich bereitet hatte, als er bei der Mutter am Heerde lag und ließ den Palast

in Feuer aufgehen. Den Hengo hatte er schon vorher in seinem Gemache umgebracht, nachdem er das Mahl verlassen. Dieses wurde ihm leicht, denn zufällig hatte der König das Schwert, welches er gewöhnlich zu tragen pflegte, mit einem andern verwechselt, das an der Wand hing. Als er es ziehen wollte, ging es nicht aus der Scheide, und so fiel er wehrlos in die Hand des Rächers.

Wir sehen hier fast alle Situationen und Charaktere unsers Stückes im Keime. Nur der Geist, Laertes und die Aufführung des Schauspieles fehlen. Bei Shakspeare dagegen ist Alles weggeblieben, was Hamlets Handeln als überdacht und planmäßig erscheinen läßt. Der von Anfang an gefaßte Entschluß über die Art der Rache, das stetige, nie ablassende Wirken, um sie zu vollbringen, und die dem Vorsatz auf das Genaueste entsprechende Ausführung. Was bewog nun den Dichter zu diesen Veränderungen? In dem Trauerspiel des Thomas Kyd fand er sie schwerlich schon vor, denn obgleich es selbst verloren ging, ist uns doch der Titel übrig geblieben, und der heißt: „Die Rache des Hamlet.“ Hiernach zu urtheilen, hatte der Verfasser sich in diesem Punkte treulich an Saxo's Erzählung gehalten.

Ich finde den Grund darin, daß diese Erzählung, so sehr sie auch durch eine gewisse rohe Großheit imponirt, und einen minder sichern Takt, als unsers Dichters, leicht hätte bestechen können, sich so, wie sie da ist, gar nicht zu einer tragischen Fabel eignet. Zum Beweis meiner Behauptung berufe ich mich auf Aristoteles. Der Zweck der Tragödie besteht nach ihm darin, Furcht und Mitleid zu erregen. Beide aber, sagt er, entstehen am ersten durch ein unerwartetes Ereigniß. Das Unerwartete ergreift uns widerum dann am meisten, wenn es nicht durch Absicht, sondern von selbst und durch den Zufall hervorgebracht wird. Unter dem Zufälligen endlich erregt das das größte Erstaunen, was sich so begibt, als liege ihm eine Absicht zum Grunde. Z. B. wenn die Statue des Mitis in Argos auf seinen Mörder fällt und ihn umbringt, indem er sie besehen will. Denn dergleichen hat den Schein, als geschehe es nicht von ungefähr.

Warum sich dieses so verhalte, gibt der Philosoph zwar an dieser Stelle weiter nicht an, er hat es aber schon früher zu erkennen gegeben.

Nicht das wirklich Geschehene darzustellen, sagt er dort, ist das Geschäft des Dichters, sondern wie die Dinge geschehen kön-

ten und das Mögliche der Wahrscheinlichkeit oder der Nothwendigkeit nach. Darum steht die Poesie höher als die Historie.

Die Idee, welche in der Geschichte lebt, in dem, was sich wirklich begibt, aber immer nur unvollständig erscheint, soll der Dichter uns künstlerisch zur Anschauung bringen, und diese Idee ist eben das, was wir in dem Drama das Schicksal nennen. Diesen Gedanken habe ich hier näher zu erläutern. Sobald wir zum vernünftigen Bewußtsein kommen, finden wir die Absicht in uns mit dem Zufall außer uns in beständigem Konflikte. So oft er auch die Oberhand behält, können wir doch nicht umhin, Absicht und was ihr zum Grunde liegt, Vernunft und Freiheit, für das Höchste in der Welt zu halten. So kommen wir denn dazu, dem Zufall selbst Absicht unterzulegen, und ihn auf eine von der unsern verschiedene, sie weit übersteigende, aber ihr doch der Art nach verwandte Vernunft zurückzuführen. Diesen von einer höhern Vernunft regierten Zufall wollen wir in dem Drama als das Schicksal erblicken. Menschliche Absicht darf also hier am wenigsten regieren, sondern der Zufall in der Form der Absicht, und doch wieder so, daß er in unserer Absicht niemals gänzlich aufgehet, denn dadurch würde er das Transcendentale, menschliche Beschränktheit Uebersteigende verlieren, was zu dem Wesen des Schicksals gehört. Deswegen befriedigt uns die sogenannte poetische Gerechtigkeit ästhetisch so wenig, so sehr sie auch unserm moralischen Gefühl entsprechen mag, selbst wenn sie von dem Zufall herbeigeführt wird. Das Schicksal verfährt in derselben gerade so, wie wir es selber gemacht haben würden, der Schleier wird dem geheimnißvollen Bilde abgezogen, und wir sehen nichts als unser eigen Angesicht. Nach dem Beispiel von der Statue des Mitis könnte es scheinen, als wäre Aristoteles für die poetische Gerechtigkeit. Das ist aber keineswegs der Fall, wie sich aus folgender Stelle ergibt:

„Vorerst ist nun offenbar, daß nicht rechtschaffene Männer als solche erscheinen müssen, die aus dem Glück in Unglück fallen; denn dieses ist weder schrecklich noch bemitleidenswerth, sondern häßlich. Eben so wenig lasterhafte aus Unglück in Glück, denn dieses ist das Untragischste von Allem, weil es nichts von dem enthält, was erfordert wird. Denn es entspricht weder dem menschlichen Gefühl, noch ist es bemitleidenswerth oder schrecklich. Aber auch der sehr Lasterhafte darf nicht aus Glück in Unglück übergehen, denn eine solche Zusammenstellung könnte zwar dem menschlichen Gefühl entsprechen, sie erregt aber weder Mitleid noch Furcht;

denn jenes entsteht, wenn Jemand unverdient unglücklich ist, dieses, wenn Einer, dem wir uns gleich stellen. So wird also das, was sich begibt, weder schrecklich, noch bemitleidenswerth sein. Demnach bleibt nichts übrig, als was zwischen diesen liegt. Es ist dies aber ein solcher, der weder durch Tugend und Gerechtigkeit sich auszeichnet, noch durch Bosheit und Schlechtigkeit in das Unglück kommt, sondern durch einen Fehler, und zu denen gehört, die in großen Ehren und Glück stehen, wie Oedipus und Thyest, und die berühmten Männer aus solchen Geschlechtern."

Wie die Idee des Schicksals sich dialektisch zwischen den Begriffen der Absicht und des Zufalls bewegt, so tritt sie auch in drei verschiedenen Formen hervor. Zuerst herrscht der Gegensatz der Absicht vor. Das Schicksal erscheint als eine unwiderstehliche Macht, der der Mensch unterliegt, indem er sie bekämpft. Dann der Gegensatz des Zufalls. Hier zeigt es sich als die höchste aber unbegreifliche Wohlordnung, der sich freiwillig zu unterwerfen des Menschen wahre Weisheit ist. Endlich entsteht das Bewußtsein der Analogie dieser Wohlordnung mit dem, was wir als die höchste Regel in uns erkennen, dem Ethischen. Die erste Richtung, wird bei den Griechen durch Aeschylus, die zweite, durch Sophokles repräsentirt, die dritte, ihrem Wesen nach entschieden modern und dem Christenthum verwandt, hat Niemand so vollkommen dargestellt, als Shakspeare. Euripides bildet den Uebergang zu derselben, indem bei ihm schon die Begebenheiten, mehr durch die Charaktere und Leidenschaften der handelnden Personen bestimmt werden. Er ist, wie schon Aristoteles bemerkt, der pathetischste unter den griechischen Tragikern. Aber jene Beziehung der menschlichen Freiheit auf die Nothwendigkeit des Schicksals blieb ihm, wie dem ganzen Alterthum, fremd. Die schönste moderne Schicksalsfabel also wird eine solche sein, in der eine Schuld, zu welcher Menschen, die wir nicht verabscheuen können, mit denen wir sogar sympathisiren müssen, alles Widerstrebens ungeachtet, sie selber und die Unschuldigen, welche mit ihnen in Verbindung stehen, in gleiches Verderben stürzt. Denn in der Bestrafung der Schuld liegt die ethische, darin aber, daß sie Schuldige und Unschuldige trifft, die unbegreifliche Eigenschaft des Schicksals.

Wenden wir uns nun wieder zu Aristoteles, so wird eine solche Fabel um so schöner sein, jemehr Peripetien sie enthält. Aristoteles theilt die tragischen Fabeln in einfache und verwickelte, und zieht die letztern vor, wenn sie es unbeschadet der Einheit sind.

Diese Eigenschaft erlangen sie durch Erkennung oder Peripetie. Beiden liegt das Unerwartete zum Grunde; bei der Erkennung, indem eine Person plötzlich als eine solche erscheint, für die sie bisher nicht gehalten worden ist; bei der Peripetie, indem eine Begebenheit einen Ausgang nimmt, welcher demjenigen gerade entgegengesetzt ist, welcher sich davon voraussehen läßt. Am schlechtesten findet er die episodische Fabel, d. i. diejenige, deren Begebenheiten nicht aus ihrer innern Einheit hervorgehen.

Wir sehen jetzt, warum die Erzählung des Saxo nicht zu einer tragischen Fabel paßt.

Erstlich wird die Katastrophe nicht durch den Zufall, nicht unerwartet, sondern durch die Wirksamkeit des Helden genau nach dessen Absicht und Vorsatz herbeigeführt.

Zweitens, der Tugendhafte kommt vom Unglück zum Glück, der Lasterhafte, den wir durchaus verabscheuen müssen, vom Glück zum Unglück, ohne daß weder Furcht noch Mitleid in uns erregt wird.

Betrachten wir nun die wunderbare Sicherheit des Genius, womit unser Dichter Alles, was sie von wirklich tragischem Stoff enthält, herausgeschieden und ihr einen ganz neuen Geist eingehaucht hat.

Der Grundgedanke ist, Hamlet hat zwar den Vorsatz, den Mord seines Vaters zu rächen, seine Handlungen aber sind so unzweckmäßig, daß sie, anstatt die Ausführung desselben zu befördern, sie nur aufhalten. Der Mörder hat den Vorsatz, sich der Rache zu entziehen, und was er zu diesem Ende unternimmt, ist wohlberechnet und zweckmäßig, der Zufall kehrt den Erfolg aller seiner Handlungen um, sie befördern immer das, welchem sie vorbeugen; verderben, wen sie erhalten sollen und zwingen den Prinzen endlich doch noch zu der That, die seinen Gedanken immer vorschwebte, deren Ausführung er aber stets verzögert hat. So schlingt sich ein geheimnißvolles Schicksalsnetz, welches das ganze königliche Geschlecht und Alles, was mit ihm zusammenhängt, in gleichen Untergang verwickelt.

Ehe ich dieses im Einzelnen nachweise, muß ich auf die Einfachheit des Motivs bemerklich machen, welches alle diese Veränderungen hervorbringt.

Bei Saxo ist der Brudermord eine offenkundige That, welche der Mörder für gerecht und nothwendig ausgibt; bei Shakspeare ein Jedermann verborgenes Geheimniß, von dem nur der Thäter

einem Besonderen fehlen, das den Schein des Wirklichen hat, und doch sich von aller Wirklichkeit unterscheidet. Die Sache ist die: in der antiken Poesie erkennt sich der Geist nur in dem Stoff, in der modernen erkennt er sich selbst als das den Stoff Beherrschende. Erkenntniß und Bewußtsein aber sind immer an ein Individuum gebunden. Daher der Schein des Individuellen in derselben. Am Deutlichsten wird dieses durch die Vergleichung der antiken und modernen Epik. In dem Homer zeigt sich der Dichter nirgends, das ganze Werk des Dante enthält nur was mit dem Urheber sich zugetragen, und doch spiegelt sich in beiden Zustand und Gesinnung einer Welt. Ebenso ist es mit Lord Byron, er scheint sich und immer nur sich unter mancherlei Namen und Gestalten zu schildern. So meinte er es selbst. Dichten war ihm ein Bedürfniß, die Frucht einer leidenschaftlich bewegten Stimmung. In Stoff und Form folgt er einer innern Nothwendigkeit, die er ausdrücklich im Widerspruch erkennt mit dem, was er für die wahre Regel hält. Eigentlich ist es aber die neuere Zeit selbst mit ihrer Sehnsucht und Zerrissenheit mit ihrer unendlichen reichen Erfahrung und tiefen Rathlosigkeit, ihrem Reiz, ihrer Gluth und ihrer Verzweiflung, die in der ideellen Individualität des Dichters erscheint. Auch in dem Charakter des Hamlet liegt eine Welt, auch sie ist die Welt des Dichters, er aber erkennt das Krankhafte der Stimmung aus der er hervorgegangen ist, eben so wie ihr Recht; wahrscheinlich hat er sich derselben entledigt, indem er sie objektiv darstellend seinem Trauerspiel zum Grunde legte.

Wie in der Fabel das Höchste, so hat sich Shakspeare hier das Schwerste zur Aufgabe gestellt. Ein Held, der nicht handelt, wo Alles ihn zum Handeln auffordert, sondern reflektirt und redet, der immer zürnt, niemals fordert, kann uns, wie es scheint, wenig Antheil einflößen, wir müssen entweder seine Gesinnung tadeln oder seine Schwäche verachten. Grade das Gegentheil aber bringt das Kunstwerk hervor. Wir interessiren uns so lebhaft für den thatenlosen Prinzen, wir identifiziren uns so sehr mit ihm, daß wir in Gefahr gerathen, eben dadurch, daß wir Alles mit seinen Augen ansehen, nach seiner Meinung beurtheilen, die Intention des Dichters zu verkennen.

Hamlet ist von der Natur auf das Reichste ausgestattet, mit den schönsten Anlagen, dem zartesten Gefühl für das Anständige im Weltlichen und Sittlichen begabt. Nach innen gekehrt und doch gewandt, den Studien ergeben, zum Nachdenken geneigt und doch

und doch in der Welt und dem Leben sich gefallend, höflich und verständig, großmüthig und tapfer, war er das Muster des Jünglings, Prinzen und Hofmannes. Die Würde seines Vaters erhob sein Selbstgefühl, eine zarte, tugendhafte und im Stillen erwiederte Neigung erwärmte sein Herz, so verlebte er an dessen Hof die glücklichsten Tage. Zu allen diesen edlen und liebenswürdigsten Eigenschaften gesellte sich aber eine, die sie zugleich bedingte und durch die Wendung, welche sein Schicksal nehmen sollte, aufhob und zerstörte, nämlich im Verhältniß zur Energie der thätigen Kräfte eine allzu lebhafte Reizbarkeit der Empfindung. So trifft ihn der Tod seines Vaters. Der Oheim schließt ihn bei der Königswahl aus, die Familie der Geliebten tritt kalt zurück und legt seiner Neigung Hindernisse in den Weg, die übereilte Vermählung seiner Mutter verletzt ihn auf das tiefste. Alles findet sich leicht und schnell in den neuen Zustand, er allein fühlt sich überall gekränkt, gehemmt, zurückgesetzt. Da bemächtigt sich seiner eine tiefe Schwermuth, die einzig an dem Andenken des verstorbenen Königs hängt. Welt und Leben, deren er sich noch vor kurzem so lebhaft erfreute, scheinen ihm häßlich und ekelhaft, ein ungebauter Garten, der nichts als in Samen schießendes Unkraut trägt.

In dieser Stimmung erscheint der Geist und entdeckt ihm der Mutter Ehebruch und seine Folge, den tückischen Brudermord des Oheims, den Vater in unterirdischen Flammen schmachtend. Der bunte Teppich, welcher jedem mehr oder weniger die Abgründe des Lebens verhehlt, wird mit einem Male vor seinen Augen gänzlich weggehoben, und er sieht in ihren Tiefen nichts als Schuld und Unheil, Greuel und Qual. Das ist zu viel für eine so lebhafte und zarte Natur. Wie das versteinernde Haupt der Medusa lähmt es ihre thätige Kraft; voll Angst und Verzweiflung wirft sie sich auf sich selber zurück, und zehrt an ihrem eigenen Mark. Von Natur ritterlich und tapfer war der Prinz keineswegs ungeschickt zu dem Unternehmen, welches der Geist von ihm verlangt; aber die Verwandlung, die dessen Erscheinung in seinem Wesen hervorbringt, macht ihn unfähig dazu, die beständige Beschäftigung mit dem Gedanken an jene Greuel und der Ekel an allem, was in der Welt sich bewegt, der daraus entstehet, rauben ihm das Vermögen zum Handeln. Je eifriger er sich den Vorsatz zur Rache einprägt, je öfter er sich daran erinnert, desto weniger ist er im Stande ihn auszuführen. Denn alles Handeln geht durch die Elemente der Welt, wer sich ganz von ihr abwendet, macht es sich selbst unmöglich.

also die Ursache, daß ihm alle Gelegenheit benommen werden soll, um die Rache zu üben, welche der Geist seines Vaters von ihm fordert.

Noch ruht der immer geschäftige Hofmann nicht. Die Mutter soll ihren Sohn zu einer einsamen Unterredung auf ihrem Zimmer einladen, ihm sein ungehöriges Betragen ernstlich verweisen, er selbst will sie hinter der Tapete belauschen, so hofft er das Geheimniß unfehlbar zu entdecken. Unterdessen sucht man den Prinzen auf alle Weise zu zerstreuen. Eine Gesellschaft von Schauspielern, die so eben angekommen ist, giebt dazu die beste Veranlassung. Dieser Zeitvertreib scheint seine ganze Seele in Anspruch zu nehmen. Er unterhält sich auf das lebhafteste mit ihnen, gibt ihnen Vorschriften über ihre Kunst, und ladet den Hof zu einem Schauspiel ein, das er ihnen selber einstudirt. Nach demselben soll die Unterredung mit der Königin statt finden. Der Hof erscheint, aber was ist der Inhalt dieses Schauspiels? Nichts anders als der Brudermord des alten Königs genau mit allen Umständen, so wie er begangen worden ist. Der Schlag ist so heftig, so unerwartet, daß der Oheim die gewohnte heuchlerische Fassung nicht zu behalten vermag. Er bricht plötzlich und auf die auffallendste Weise auf. Nun weiß er, was Hamlet rasend macht. Aber sein besseres Selbst ist bei diesem erschütternden Vorfall nicht unberührt geblieben. Gedanken der Reue und Besserung erfüllen einen Augenblick seine Seele. Die steifen Knie beugen sich vor dem Allbarmherzigen. Doch er fühlt, daß er der Sünde nicht los werden kann, weil es ihm unmöglich ist ihren Früchten zu entsagen. Verstockter erhebt er sich vom Gebet. Der Tod des Prinzen ist von diesem Augenblicke an unwiderruflich beschlossen. Nur in Dänemark darf er nicht fallen, um der Mutter willen, die der Gatte ebenso heftig liebt, wie sie den Sohn. Englands König soll ihn auf seinen Befehl hinrichten. Unterdessen naht sich die Stunde der Mitternacht. Hamlet, sobald er gesehen, wie des Oheims Seelenangst die Worte des Geistes bestätigt, ist seiner selbst nicht mehr mächtig. Freude, Wuth und Durst nach Rache bestürmen wechselnd seine ohnehin zerrüttete Seele, und nehmen ihr alles Gleichgewicht. Indem er sich zu der Unterredung mit seiner Mutter begibt, kommt er an dem knieenden König vorüber, der Zufall hatte ihn in seine Hände geliefert, allein und wehrlos, aber durch seine betende Stellung wird dieser bewahrt. So wohl vorbereitet will ihn Hamlet nicht hinabsenden, sondern warten bis er ihn mitten in seinen Sünden findet.

In diesen Scenen erscheint die Fabel des Stückes auf ihrem höchsten Gipfel. Nichts kann von Seiten Hamlets als Mittel zum Zweck verfehlter sein, wie die Aufführung des Schauspieles, er verräth sich dadurch selbst an seinen Feind, wie er sich durch seinen Wahnsinn ihm wehrlos in die Hände geliefert hat, und nichts ist zugleich von höherer verhängnißvoller und ethischer Bedeutung. Es führt den Wendepunkt in dem Geschick des Königs herbei. Noch hätte er sich den finstern Banden, die ihn umschlingen, entreißen können, von nun an ziehen sie ihn unwiederbringlich ins Verderben. Der einzige Moment, in welchem das Bessere in seiner Seele die Oberhand hat, der einzige, in dem er nicht lügt und heuchelt, nicht auf Verrath und Mord sinnt, rettet ihn für jetzt, aber so wie er ihn ungenutzt hat vorbeigehn lassen. sehen wir ihn mit der richtigsten Berechnung, mit der feinsten List unablässig die Knoten zu dem Netze schürzen, in dem er sich selbst verstricken soll.

Hamlet kommt zu der Königin. Seine Reden und Handlungen zeigen die gefährliche Aufgeregtheit seines Gemüths. Sie ruft um Hülfe, Polonius in seinem Versteck wiederholt den Hülferuf. Ohne zu wissen was er thut, fährt Hamlet mit dem Schwerdt durch die Tapete. Er hebt sie auf und die Leiche des Getroffenen liegt vor ihm. Dieser gräßliche und unerwartete Vorfall bringt ihn einigermaßen zu sich selbst. Er ist nun im Stande zusammenhängend, doch immer noch höchst leidenschaftlich mit seiner Mutter zu reden, ihr das begangene Unrecht vorhalten. Mitten in dieser Unterredung, wie Hamlet das Bild des verstorbenen Königs mit dem des regierenden vergleicht, erscheint der Geist und erinnert ihn an die Ausführung seines beinah stumpf gewordenen Vorsatzes.

Nach einer so auffallenden That, kann die Königin Hamlets Entfernung nicht mehr verhindern. Er geht mit Rosenkranz und Güldenstern nach England ab, aber sofort bedrängt neuer Kummer, neue Unruhe und Gefahr das Herrscherpaar. Die Tochter des Polonius durch den Verlust ihres Geliebten, durch die Rolle, die man sie ihm gegenüber spielen läßt, schon früher erschüttert, wird durch den Tod des Vaters vollends zu Boden geworfen. Sie verliert den Verstand und ertränkt sich. Ihr Bruder kehrt aus Frankreich zurück. Er findet den Vater getödtet, die Schwester wahnsinnig. Ueber die näheren Umstände der That kann ihm niemand Auskunft geben, doch ahnet man irgend einen verborgenen Frevel. Er hält den König für den Schuldigen, erregt einen Aufruhr, besiegt dessen Schweizer und dringt bewaffnet bis in sein Vorzimmer. Nur die

einem Besonderen fehlen, das den Schein des Wirklichen hat, und doch sich von aller Wirklichkeit unterscheidet. Die Sache ist die: in der antiken Poesie erkennt sich der Geist nur in dem Stoff, in der modernen erkennt er sich selbst als das den Stoff Beherrschende. Erkenntniß und Bewußtsein aber sind immer an ein Individuum gebunden. Daher der Schein des Individuellen in derselben. Am Deutlichsten wird dieses durch die Vergleichung der antiken und modernen Epik. In dem Homer zeigt sich der Dichter nirgends, das ganze Werk des Dante enthält nur was mit dem Urheber sich zugetragen, und doch spiegelt sich in beiden Zustand und Gesinnung einer Welt. Ebenso ist es mit Lord Byron, er scheint sich und immer nur sich unter mancherlei Namen und Gestalten zu schildern. So meinte er es selbst. Dichten war ihm ein Bedürfniß, die Frucht einer leidenschaftlich bewegten Stimmung. In Stoff und Form folgt er einer innern Nothwendigkeit, die er ausdrücklich im Widerspruch erkennt mit dem, was er für die wahre Regel hält. Eigentlich ist es aber die neuere Zeit selbst mit ihrer Sehnsucht und Zerrissenheit mit ihrer unendlichen reichen Erfahrung und tiefen Rathlosigkeit, ihrem Reiz, ihrer Gluth und ihrer Verzweiflung, die in der ideellen Individualität des Dichters erscheint. Auch in dem Charakter des Hamlet liegt eine Welt, auch sie ist die Welt des Dichters, er aber erkennt das Krankhafte der Stimmung aus der er hervorgegangen ist, eben so wie ihr Recht; wahrscheinlich hat er sich derselben entledigt, indem er sie objektiv darstellend seinem Trauerspiel zum Grunde legte.

Wie in der Fabel das Höchste, so hat sich Shakspeare hier das Schwerste zur Aufgabe gestellt. Ein Held, der nicht handelt, wo Alles ihn zum Handeln auffordert, sondern reflektirt und redet, der immer zürnt, niemals fordert, kann uns, wie es scheint, wenig Antheil einflößen, wir müssen entweder seine Gesinnung tadeln oder seine Schwäche verachten. Grade das Gegentheil aber bringt das Kunstwerk hervor. Wir interessiren uns so lebhaft für den thatenlosen Prinzen, wir identifiziren uns so sehr mit ihm, daß wir in Gefahr gerathen, eben dadurch, daß wir Alles mit seinen Augen ansehen, nach seiner Meinung beurtheilen, die Intention des Dichters zu verkennen.

Hamlet ist von der Natur auf das Reichste ausgestattet, mit den schönsten Anlagen, dem zartesten Gefühl für das Anständige im Weltlichen und Sittlichen begabt. Nach innen gekehrt und doch gewandt, den Studien ergeben, zum Nachdenken geneigt und doch

und doch in der Welt und dem Leben sich gefallend, höflich und verständig, großmüthig und tapfer, war er das Muster des Jünglings, Prinzen und Hofmannes. Die Würde seines Vaters erhob sein Selbstgefühl, eine zarte, tugendhafte und im Stillen erwiederte Neigung erwärmte sein Herz, so verlebte er an dessen Hof die glücklichsten Tage. Zu allen diesen edlen und liebenswürdigsten Eigenschaften gesellte sich aber eine, die sie zugleich bedingte und durch die Wendung, welche sein Schicksal nehmen sollte, aufhob und zerstörte, nämlich im Verhältniß zur Energie der thätigen Kräfte eine allzu lebhafte Reizbarkeit der Empfindung. So trifft ihn der Tod seines Vaters. Der Oheim schließt ihn bei der Königswahl aus, die Familie der Geliebten tritt kalt zurück und legt seiner Neigung Hindernisse in den Weg, die übereilte Vermählung seiner Mutter verletzt ihn auf das tiefste. Alles findet sich leicht und schnell in den neuen Zustand, er allein fühlt sich überall gekränkt, gehemmt, zurückgesetzt. Da bemächtigt sich seiner eine tiefe Schwermuth, die einzig an dem Andenken des verstorbenen Königs hängt. Welt und Leben, deren er sich noch vor kurzem so lebhaft erfreute, scheinen ihm häßlich und ekelhaft, ein ungebauter Garten, der nichts als in Samen schießendes Unkraut trägt.

In dieser Stimmung erscheint der Geist und entdeckt ihm der Mutter Ehebruch und seine Folge, den tückischen Brudermord des Oheims, den Vater in unterirdischen Flammen schmachtend. Der bunte Teppich, welcher jedem mehr oder weniger die Abgründe des Lebens verhehlt, wird mit einem Male vor seinen Augen gänzlich weggehoben, und er sieht in ihren Tiefen nichts als Schuld und Unheil, Greuel und Qual. Das ist zu viel für eine so lebhafte und zarte Natur. Wie das versteinernde Haupt der Medusa lähmt es ihre thätige Kraft; voll Angst und Verzweiflung wirft sie sich auf sich selber zurück, und zehrt an ihrem eigenen Mark. Von Natur ritterlich und tapfer war der Prinz keineswegs ungeschickt zu dem Unternehmen, welches der Geist von ihm verlangt; aber die Verwandlung, die dessen Erscheinung in seinem Wesen hervorbringt, macht ihn unfähig dazu, die beständige Beschäftigung mit dem Gedanken an jene Greuel und der Ekel an allem, was in der Welt sich bewegt, der daraus entstehet, rauben ihm das Vermögen zum Handeln. Je eifriger er sich den Vorsatz zur Rache einprägt, je öfter er sich daran erinnert, desto weniger ist er im Stande ihn auszuführen. Denn alles Handeln geht durch die Elemente der Welt, wer sich ganz von ihr abwendet, macht es sich selbst unmöglich.

So beantwortet sich die mehrfach besprochene Frage, ob Hamlet wirklich wahnsinnig ist, oder ob er sich blos so stellt. Man kann beides, ja und nein, dazu sagen. Versteht man unter dem Wahnsinn den Mangel des Bewußtseins, so ist es Hamlet keinesweges. Dieses erscheint vielmehr erhöht und geschärft. Man könnte sagen, er ist zu lauter Bewußtsein geworden. Alles Besondere verwandelt sich ihm in Allgemeines, er nimmt ihm das eigenthümliche Leben indem er es zergliedert, und dann in den Abgrund von Ueberdruß und Verzweiflung wirft, in welchem sein eigenes untergehet. Ist Wahnsinn aber Mangel an Freiheit, Zerrüttung oder Gebundenheit der thätigen Kräfte im Menschen, so kann man den Prinzen wohl einen Wahnsinnigen nennen. Er selber erkennt es an, daß er seiner Handlungen nicht mächtig ist. Ausdrücklich entschuldigt er damit den Tod des Polonius bei dessen Sohn Laertes. Eine Lüge wäre hier eben so gemein und niederträchtig, als sie seinem ganzen übrigen Charakter widerspricht. Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, Wahnsinnige zu beobachten, wird wissen, daß eine solche Gebundenheit des Willens neben großer Richtigkeit und krankhaft gesteigerter Schärfe der Einsicht und des Urtheils gar wohl bestehen kann. Nur freilich ist auch hier gewöhnlich eine Hemmung an irgend einem Punkt zu bemerken, das was man eine fixe Idee nennt. Diese fehlt bei Hamlet allerdings. Ihre Stelle vertritt seine finstere Schwermuth, die wie ein düsterer Schleier über alle Dinge sich legt, und ihre natürlichen Farben erbleichen macht. Jedes Weib, selbst die Geliebte erinnert ihn an die ehrvergessene Mutter, er sieht in der Schönheit nichts als den verführerischen Reiz, in der Zartheit des Geschlechtes nichts als seine Gebrechlichkeit. Die Manieren der Gesellschaft, die Sitten der Höflinge, was um ihn her scheinet und glänzt, alles ist nur Maske der einen gräßlichen Blutschuld, die es dem Tod und der Verwesung zuführt. Hiernach werden wir das Thörichte in seinem Benehmen nicht blos für Verstellung halten, wir werden es als willkührlich und nothwendig zugleich betrachten müssen. Wie er aus Vorsatz sich immerfort mit dem Gegenstande beschäftigt, der sein Wesen aufreibt und zerrüttet, so sucht sich unwillkührlich seine Natur von diesem Druck zu entledigen. Zerstreuung ist ihm im Grunde erwünscht, darum interessirt er sich so lebhaft für die Schauspieler, er liebt zu reden, zu lehren, zu spotten, ja zu beleidigen, alles dieses erleichtert seinen Zustand, weil es ihm Gelegenheit gibt, aus sich herauszutreten, so wie er sich allein sieht, gehört er wieder jenen

finstern Gespenstern an. Weil ihm dieses unter der Maske der Thorheit am besten gelingt, so überredet er sich, daß es seinem Vorsatz entspreche thöricht zu scheinen. In den meisten Stücken des Shakspeare gibt es eine oder mehrere Personen, welche die Stelle dessen vertreten, was in der Tragödie der Alten der Chor ist. Die Art aber wie dieses geschicht, zeigt am auffallendsten den Unterschied zwischen antiker und moderner Poesie. Bei den Alten verhält sich der Chor immer stoffartig. Seine Empfindungen und Gedanken sind ein Vorhandenes, welches wir gelten lassen müssen, ohne daß uns seine Entstehung gezeigt wird. Das liegt schon darin, daß der Chor als eine Gesammtheit auftritt. Bei unserm Dichter dagegen spricht sich der Geist des Werkes als Produkt der Individualität einer bestimmten Person aus. Nun beruht aber jedes Drama auf einem Conflikt, der im Verlauf der Handlung aufgelös't werden soll. Wird dieser Conflikt in die Subjektivität eines Individuums verlegt, so entsteht der Humor. Denn er ist nichts anders, als das Bestreben, eines Gegensatzes, der uns bedrängt, durch Aufhebung desselben seiner los zu werden; dies Bestreben aber nimmt die Form des Komischen an, weil es die Natur desselben mit sich bringt, seinen Gegenstand zu vernichten. Bei dem rein Komischen liegt diese Vernichtung in dem Objekt selbst, bei dem Humor ist sie rein subjektiv und das Objekt widerstehet ihr. Gerade auf diesem Wiederstreit beruht der Reiz desselben, und seine objektive Willkühr söhnet uns dadurch wieder mit sich aus, daß sie als eine subjective Nöthigung erscheint. Je größer der Gegensatz, je tiefer er das Wesen berührt, desto erhabener erscheint er; je geringer, je mehr nur auf der Oberfläche verweilend, desto leichter und spielender. —

In dem Hamlet hat der Dichter die Hauptperson selbst zum Träger des Humors gemacht. Der Gegensatz aus dem er hervorgeht, ist der größte und tiefste, derselbe, welcher Hamlets Seele zerrüttet und ihn unfähig macht zu der That, welche der Geist von ihm fordert: zwischen dem Schein und dem Wesen der äußern Schönheit der Welt, der Heiterkeit und Wohlanständigkeit des Lebens und seiner innern Nichtigkeit, dem Abgrund von Greuel und Sünde, den sie bedecken. Sein Humor zeigt uns die ganze Fülle von Geist, die ganze Tiefe des Gefühles, womit der Dichter diesen seinen Liebling aus den Schätzen seines eigenen Innern ausgestattet hat, und er darf überall bis zum Aeußersten gehen, alles auf die schärfste Spitze treiben, weil das Individuum, was ihn hervorbringt, auf der Grenze zwischen Vernunft und Wahnsinn schwankt.

der Idee, welche dem Humor des Prinzen zum Grunde liegt, entspricht nun wieder der Styl und die dramatische Behandlung des ganzen Werkes. In seinen andern Stücken zeichnet uns der Dichter eine bedeutende Handlung in ihren größten Momenten, und die Charaktere und Leidenschaften, die sie erzeugen, mit wenigen starken Zügen; indem er alles Geringe und Unwesentliche entfernt, treten seine Personen von selbst auf die Höhe des Kothurn, der uns in einer gewissen Entfernung von ihnen hält. Hier verweilt er grade umgekehrt bei dem Gewöhnlichen, welches das Wichtige in der Wirklichkeit stets begleitet. Die Details des Hof- und Familienlebens werden uns sorgfältig und ausführlich vorgeführt. Wir sollen uns auf jede Weise in die Lage der handelnden Personen versetzen, ihr Wesen und Leben als das den Menschen gewöhnliche, als das unsere anerkennen, die Handlung in der unmittelbarsten Gegenwart vor uns sich begeben sehen. Warum? Damit jener Gegensatz zwischen dem äußeren Schein, in dem auch wir leben, und dem inneren Wesen, das auch uns betrifft, uns desto näher trete, desto inniger ergreife.

Wie nun aber in der Natur nichts stille stehen kann, weder Gesundheit noch Krankheit, alles zum Guten oder zum Schlimmen sich organisch entwickeln muß, so werden wir auch ein Fortschreiten in Hamlets Zustand gewahr. In dem Kampf zwischen der angebornen Güte und Milde, und der Bitterkeit und Härte, welche ein Schicksal ihm aufdrängt, das stärker ist als sein Charakter, gewinnt die letztere immer mehr Raum. Es ist als sähen wir, wie ein Tropfen des gesunden Herzblutes nach dem andern sich in Gift verkehrt, wie Gleichgültigkeit und Unmuth sich seiner immer mehr bemächtigen, wie er sich immer absichtsloser dem Zufall hingibt, bis die Katastrophe ihn endlich von der Last erlös't, welche freiwillig von sich zu werfen, die Furcht vor den Träumen des finstern Jenseits ihn verhindert.

In dieser Zerrüttung, die uns nicht nur zum Mitleid mit dem Individuum, sondern zur Trauer über das menschliche Geschick im Ganzen bewegt, bleibt dem Prinzen ein Gefühl stets gegenwärtig, das seine tragische Würde in unsern Augen erhält. Er erkennt sich als Werkzeug einer höheren Macht, handelnd oder leidend entgeht ihm dieses Bewußtsein niemals; es tritt am lebhaftesten hervor, es steigt bis zur Begeisterung in jedem für sein Schicksal entscheidenden Moment und gibt ihm eine Energie, demselben zu folgen, welche zur Ausführung eigner Anschläge der Zustand seines Gemüthes ihm raubt. So, als der Geist ihn einladet,

mit ihm allein zu gehen, und Horatio und Marcellus ihn zurückhalten wollen.

— Mein Schicksal ruft aus
Und macht in diesem Leibe jede Ader
So steif als des Nemäer Löwens Sehne.

Akt I. Scene 4.

Als er sie nach dem Schwur entläßt,

Die Zeit ist ausgerenkt. Verhaßter Fluch,
Daß ich je ward geboren, sie recht zu setzen.

Akt I. Scene 5.

Wie der Oheim ihn nach England schickt. —

Haml. nach England?
König Ja Hamlet.
Haml. Gut.
König. So ist 's wenn du weist unsern Vorsatz.
Hamlet. Ich seh' 'nen Cherub, der ihn sieht.

Endlich vor der Fechtübung mit Laertes, welche die Katastrophe herbeiführet,

Horatio. Wenn etwas eu'rem Sinn mißfällt, gehorcht ihm. — Ich will ihrem Hieherbegeben zuvorkommen und sagen, ihr wäret nicht aufgelegt.

Hamlet. Nicht im Geringsten, wir trotzen der Vorbedeutung. Es gibt eine besondere Vorsehung in dem Fall eines Sperlings. Ist es jetzt, ist's nicht zunkünftig; ist es nicht zukünftig, so wird es jetzt sein; ist es jetzt nicht, so wird es dennoch kommen. Bereit zu sein ist Alles: Sintemal kein Mensch von dem, was er verläßet, irgend weiß, was ist's es bei Zeiten zu verlassen. Laß sein.

Shakspeare hat hier eine Idee poetisch ausgebildet, die bei den meisten Völkern im Naturstande sich findet und in dem Wahnsinnigen etwas Heiliges und Ehrwürdiges, ein Werkzeug höherer Mächte erblickt. Bei ihm erhält sie die tiefste Bedeutung, denn Hamlet ist wahnsinnig, weil er die Wahrheit, das Wesen erkannt hat, welches zu gewaltig ist für die Schwäche der menschlichen Natur, die andern bleiben vernünftig, weil sie in dem Zwielicht der Dämmerung leben, das ihr zum Element dienet, und er wird zum willenlosen Vollstrecker des Schicksals, weil der Wahnsinn ihm die berechnende Voraussicht genommen hat, womit die andern Menschen den höheren Mächten zum Spiel und Spott in ihren eingeschränkten Bestrebungen sich durcheinander treiben.

Was mag dies meinen
(sagt er zu dem Geist)

Daß du ein todter Leichnam, ganz in Stahl,
Wiederbesuchest so des Mondes Glimmen,
Die Nacht entstellend; und wir Narren der
Natur so fürchterlich zu schütteln mit
Gedanken unsern Zustand jenseits des
Bereiches unserer Seele.

Ich sehe mich genöthigt noch einige Stellen anzuführen, um die gesammte Darstellung des Charakters der Hauptperson, wie sie bisher gegeben worden ist, mit den eigenen Worten des Dichters zu belegen.

Was schildert uns den Prinzen, wie er bei dem Leben seines Vaters war, anschaulicher, als jene Worte der Ophelia,

O welch ein edler Geist ist hier zerstört
Des Hofmanns, Kriegers, Schülers, Aug, Zung, Schwerdt.
Die Hoffnung und Rose der schönen Welt,
Der Mode Spiegel und Model der Form
Betrachtet von jedem Betrachter — —
Akt III. S. 1.

Nach dessen Tode in den ersten Worten, die er sich selbst überlassen spricht, zeigt er sich uns selbst:

O daß dies zu feste Fleisch wollt'. schmelzen
Zergehn und auf sich lösen in n'en Thau
Oder der Ewige nicht hätt' befestigt
Gegen den Selbstmord sein Gesetz, o Gott, Gott,
Wie müde, schaal, flach und ungenießbar
Scheinet mir jeglicher Gebrauch der Welt
Pfui drum, o Pfui, ein Garten ungegätet
Der Samen schießt, was grob und niedrig von
Natur besitzt ihn lediglich.

Und nun vollends in welch fürchterlichem Zustande wird er uns vorgeführt in dem Ersten, was wir nach der Erscheinung des Geistes von ihm hören.

Ophel. O — — Ich bin so sehr erschrocken.
Pol. Durch was, in des Himmels Namen.
Ophel. Mylord, als ich am Näh'n war in meiner Kammer,
Lord Hamlet — mit seinem Wams, ganz aufgeknöpft,
Keinen Hut auf dem Kopf, beschmutzt, die Strümpfe
Ohne Band, herabgelassen zu dem Aenkel;
Blaß wie sein Hemd, ein Knie das andre stoßend
Und mit 'nem Blick, so jammervoll von Inhalt,
Als wär' er losgelassen aus der Hölle
Von Schrecknissen zu reden — kommt er zu mir. —

An Verstellung ist hier gewiß nicht zu denken. Auch sind wir schon auf eine solche Veränderung vorbereitet. Denn als der Geist ihn mit sich führen will, sagt Horatio.

> Was, wenn's euch locket nach der Fluth, Mylord,
> Oder zum furchtbaren Gipfel von der Klippe,
> Die vorragt über ihren Grund in die See,
> Und dort annimmt in andre schreckliche Form,
> Die euch der Herrschaft der Vernunft beraubt.

Ebenso ist es gewiß die reinste Wahrheit, wenn Hamlet zu Rosenkranz und Guildenstern sagt:

„Ich habe seit Kurzem all meinen Frohsinn verloren, jede gewohnte Leibesübung aufgegeben; und in der That meine Stimmung liegt so schwer auf mir, daß dieser tücht'ge Bau, die Erde, mir ein dürres Vorgebirge scheint; dieser höchst vortreffliche Thronhimmel, die Luft, seht dies überhangende Firmament, dieses majestätische Dach durchwühlt von gold'nem Feuer, nun, es scheinet mir kein ander Ding als eine garstige und pestilentialische Vereinigung von Dünsten. Welch ein Stück Arbeit ist ein Mensch. Wie edel in der Vernunft, wie unendlich in Fähigkeiten, in Gestalt und Bewegung, wie ausdrucksvoll und bewundernswerth, in Handlung wie gleich einem Engel, in Wahrnehmung wie gleich einem Gott, — die Schönheit der Welt, das Musterbild der Lebendigen. Und doch, für mich, was ist diese Quintessenz von Staub? Der Mann ergötzt mich nicht, und — das Weib noch weniger, obgleich mit eurem Lächeln ihr dies zu sagen scheint."

Das unmittelbare Produkt dieser Stimmung und zugleich der deutlichste Beweis, wie sie ihn so durchaus unfähig macht, das zu vollbringen, was der Geist ihm aufgetragen, ist jener berühmte Monolog: „Sein oder nicht sein," der gar zu bekannt ist, als daß ich ihn hier vorzutragen brauchte.

Dem Selbstmord ist meistens schon ein innerlicher geistiger Tod vorhergegangen, das Bewußtsein einer gänzlichen Unfähigkeit zu leben, welches durch ihn zur That wird. Alles Leben ist das Produkt eines Triebes, der Befriedigung findet, indem er sich entwickelt. In dem vernünftigen Leben erscheint dieser Trieb als Vorstellung eines Gegenstandes, welchen die Seele sich anzueignen begehrt und auf den ihre Bestrebungen wie zu einem Mittelpunkte gerichtet sind. Hat sie denselben verloren und kann keinen anderen finden, so höret mit dem Trieb zugleich die Lust zum Leben auf. Die Wechselwirkung von Ob- und Subjekt, die das vernünftige Leben ausmacht, ist zerstört, und das Subjekt fühlt sich in schauderhafter Einsamkeit auf sich allein beschränkt. Die Flamme, der es an Nahrung gebricht, zehret sich auf. Das ist eben Hamlets Fall. Wäre noch irgend ein Trieb zum Handeln in ihm, gäbe

es noch etwas, wonach seine Seele strebte, begeisterte ihn wirklich der Vorsatz zur Rache den er sich vorzuhalten bei jeder Gelegenheit nöthig findet, so konnte er so nicht sprechen. Nun aber freilich muß ihn der Tod als eine andächtig zu wünschende Vollendung erscheinen.

Darum kann ihn auch nichts anders in das Leben zurückwerfen, als die Furcht vor den Schrecken des finstern Jenseits, welche ihm durch die Erscheinung des Geistes so nahe gerückt worden sind, und die, wenn auch nur in Träumen, alle Qualen des irdischen Lebens übersteigen.

Es ist interessant, diesen Monolog mit dem des Faust zu vergleichen, wie er den Giftbecher nehmen will. Dort sehen wir einen Geist, dessen unendliches Streben einer Welt muthig den Rücken kehrt, in der es keine Befriedigung findet, um zu der anderen überzugehen, die ihn durch den gehofften Wechsel neuer herrlicherer Scenen und Wahrnehmungen größerer Versuche und Erfahrungen anlockt; hier einen andern, der sich von Allem, was Gegenstand der Vorstellung und Empfindung sein kann, mit Ueberdruß abwendet, weil er nichts als Schmerz davon erwartet, und indem er daran verzweifelt, das ersehnte Gut der Bewußtlosigkeit irgendwo zu erlangen, zwischen größeren oder geringeren Graden dieses Schmerzes schwanket und wäget, die ihm dies= oder jenseits der Schranke bevorstehn, welche sterbliche Augen nicht zu durchdringen vermögen.

Hamlet selber weiß gar wohl, daß sein Gemüth krank und zerrüttet, daß er in Momenten leidenschaftlicher Aufregung nicht Herr seiner Handlungen ist.

Der Geist, den ich geseh'n
Kann sein ein Teufel, und der Teufel hat Macht
Gefällige Gestalten anzunehmen.
Ja und vielleicht um meiner Schwachheit willen
Und Melancholie, wie dann in solchen Geistern
Er äußerst mächtig ist, mißbraucht er mich
Mich zu verdammen.

sagt er als er sich entschließt den Oheim durch das Schauspiel auf die Probe zu stellen, und zu Laertes, indem er die Tödtung seines Vaters entschuldigt,

Gebt mir Verzeihung Herr, ich that euch Unrecht,
Allein verzeihet als ein Edelmann,
Die wissen's und ihr müßt gehört es haben,
Daß ich gestraft mit heftiger Zerrüttung;

> Was ich gethan
> Das konnt Natur, Ehr und Rang in euch
> Aufwecken, ich erkläre hier 's war Wahnsinn.
> War's Hamlet der Laertes kränkte? Nimmer
> Wenn Hamlet von ihm selbst genommen wird,
> Und wenn er selbst nicht ist, Laertes kränkt,
> Dann thut es Hamlet nicht, Hamlet verleugnet's,
> Wer thut es denn? sein Wahnsinn: Wenn's so ist,
> Ist Hamlet auf der Seite die gekränkt wird,
> Sein Wahnsinn ist des armen Hamlets Feind.

Ich wünsche, sagt Johnson zu dieser Stelle, Hamlet hätte irgend eine andere Ausrede, es ist dem Charakter eines guten und braven Mannes nicht entsprechend, sich hinter Unwahrheit zu verstecken, und er hatte ganz recht, wenn der Prinz hier wirklich Unwahrheit redete. Wir müßten ihm nothwendig Achtung und Zuneigung entziehen, denn er erschiene nicht nur als ein Lügner, sondern zugleich als ein Feiger. Eben darum kann es unmöglich die Absicht des Dichters sein, ihn Unwahrheit reden zu lassen.

Allerdings ist Hamlets Benehmen nicht ohne Willkühr und Vorsatz. Er spielt eine Rolle und er will sie spielen, das läßt sich nicht läugnen, gleich nach der Erscheinung des Geistes gibt er es zu erkennen.

> Wie seltsam oder schief ich immer mich
> Betrage, wie dann vielleicht in der Folge
> Ich werde es nützlich finden, anzunehmen
> 'ne fratzenhafte Stimmung.

und zu Horatio, als der Hof sich zu dem Schauspiel einfindet,

> Sie kommen zu dem Spiel, ich muß albern sein.

Aber diese Rolle ist ihm so sehr Natur und Bedürfniß, daß er auch da hineinfällt, wo, einmal zugegeben, daß es ihm nützt wahnsinnig zu scheinen, er offenbar keinen Grund hat sich zu verstellen. So in der Scene gleich nach der Erscheinung des Geistes, und vorzüglich in derjenigen mit seinem Freunde Horatio, nachdem er durch das Schauspiel von der Schuld des Königs überzeugt worden ist. Er hat bei dem Zwang, den er sich glaubt anthun zu müssen, eben keinen andern Weg, als diesen, um seinem Inneren Luft zu machen. Deswegen hat sein Benehmen gegen jede Person des Stückes einen bestimmten und verschiedenen Charakter, und schweift um so mehr aus, je näher und tiefer das Verhältniß ist, in welchem er zu ihr steht. Mit den Schauspielern ist er heiter und

finden, Ophelia eine Schwäche vorzuwerfen, von der ihn selber doch der größte Theil der Schuld getroffen haben würde? Werden wir in der Härte in dem Ausschweifenden seiner Reden nicht vielmehr den Beweis der Heftigkeit sehen, mit welcher sein krankes Innere gegen die eignen Eingeweide wühtet, und anstatt zu zürnen ihn bemitleiden?

Wenn der Gegensatz zwischen der trostlosen Wahrheit der Dinge und ihrem lockenden aber trüglichen Schein, auf welchem der Reiz und die Kraft des irdischen Lebens beruht, es ist, dessen plötzliche und vollkommene Enthüllung hinreicht, um alles Räthselhafte in dem Charakter unseres Helden zu erklären, so haben wir nunmehr die Art zu betrachten, wie der Dichter dieses gewaltige Ereigniß herbeiführt, und kommen daher von selber zu der Person und der Erscheinung des Geistes. Daß sie das beste und ja das einzige Mittel war, um diesen Zweck zu erreichen, davon wird es nicht schwer sein, sich durch folgende Betrachtung zu überzeugen. Abgesehen von Allem, was die Dogmen positiver Religionen über den Zustand nach dem Tode festsetzen oder die Spekulationen der Weltweisen ergrübeln mögen, gibt es zwei Dinge, in denen die Vorstellungen übereinkommen, die die Phantasie fast aller Völker sich davon macht. Daß die thätige und selbstständige Kraft, welche den Leib beseelt, nicht durchaus an die Eindrücke und Funktionen desselben gebunden sei, zeigt die Thatsache des Traums. Sie lassen sie daher nicht mit dem Leibe untergehen, aber ihre Fortdauer erscheint gleich jenem getrennt von der sinnlichen Wirklichkeit des Daseins, eine Wiederholung seiner Bilder und Vorstellungen ohne Inhalt und Gegenstand, einsam ohnmächtig und traurig. So in dem alten Testament, bei Homer und in den Volksliedern alter und neuer Zeit. Wenn daneben von einem Versammletwerden zu den Vätern die Rede ist, wenn Pindar von einer neuen herrlichen Sonne singt, die auf den Inseln der Seligen den Frommen leuchtet, so zeigt sich darin schon nicht mehr die reine Thätigkeit der Phantasie, sondern sie ist von irgend einer Tradition und Lehre geschwängert. Je lebhafter die von dem Leibe getrennte Seele mit ihren Trieben und Leidenschaften noch an dem Diesseits hängt, desto schlimmer wird ihr Zustand, es ist ein Sehnen, dessen Durst sich nimmer stillen läßt, ein Feuer, dessen Gluth nicht erlöscht. Eben diese Triebe und Leidenschaften aber, wenn sie den höchsten Grad erreichen, werden zuweilen zu einem Mittel um die Schranken zu durchbrechen, welche jene Traumwelt von der wirklichen trennt. Der Jammer, das

Flehen der Lebenden dringt bis zu den Gräbern hinab, und erschüttert die Todten, sie werden hinwiederum von der Qual ihrer Unruhe heraufgetrieben, wenn das Licht, auf welchem die Gegenwart der sichtbaren Dinge beruht, hinabgesunken ist und die Nacht die Lebendigen dem Schlaf und dem Traum überliefert. Sind die Abgeschiedenen so der fröhlichen Kraft des Daseins beraubt, die an dem Glanz der Sonne sich wärmt und nährt, so wird ihnen dagegen Wissen und Einsicht in einem höheren Grade beigelegt als denen, welche noch unter den Täuschungen der Sinnlichkeit leben. Der Schatten Samuels wird heraufbeschworen, um dem Saul zu weissagen, Odysseus dringt bis zu dem Kocytus um Teiresias zu fragen, und der Geist des Dareios muß den Persern das Geschick ihres geschlagenen Heeres verkündigen.

Das Gebiet der Einbildungskraft ist das Reich der Dichtkunst, und alles was sie von Gefühl und Gedanken enthält, muß von derselben durchdrungen und verwandelt werden. Wie hätte der Dichter, in welchem der Geist der Volkspoesie zum individuellen Bewußtsein geworden ist, wie in keinem andern, hier sich nicht an den Vorstellungen des Volkes über den Zustand nach dem Tode halten sollen, da sie der Idee seines Werkes so vortrefflich entgegen kommen. Daß er es so rein und vollständig gethan, daß er den allgemeinen Aberglauben bis auf die kleinsten Züge, nach den Einbildungen des Nordens und seiner Landsleute individualisirt hat, darauf eben beruht die unwiderstehliche Wirkung seiner Darstellung.

Die Erscheinung des Geistes ist nicht etwa nur ein untergeordneter Theil der Fabel, eine Erfindung, um gewisse Situationen zu motiviren oder ihre Wirkung zu verstärken; sie ist der Kern der Handlung, die Seele des ganzen Stückes, welche der gewaltige Geist des Dichters, der den Kreis alles Lebendigen zu eng für seine Conceptionen fand, der Erzählung des Saxo eingehaucht und sie dadurch zu dem Leibe des tiefsinnigsten und erhabensten Kunstwerkes erhoben hat. Von ihr geht die Veränderung in Hamlets Charakter und Benehmen aus, um welche alles sich dreht, und die, indem die anderen Personen ihren Grund zu entdecken, die Gefahr abzuwenden suchen, die sie von ihr fürchten, jedes Ereigniß und endlich die Katastrophe herbeiführt. So wird die Erscheinung von vorn herein angekündigt, Zeichen am Himmel, Veränderungen der Gestirne begleiten sie, wie sie dem Tode des Cäsar vorhergegangen, jener ungeheuren Begebenheit, welche die alte Welt umgestaltete. Irgend ein furchtbares und geheimnißvolles Ergebniß, eine

nicht mehr rebellisch in den Adern siedet, der Hamlet bei der Königswahl ausschloß, der ihm seines Hasses ungeachtet so sichtlich imponirt, daß er auch unter der Maske des Wahnsinnes ihm nie zu widersprechen, nie ihn zu beleidigen sich untersteht, kann bei aller seiner Niederträchtigkeit und Schlechtigkeit doch kein unbedeutender Mensch sein. Betrachten wir seinen Charakter, wie er in dem Stück sich zeigt, so finden wir eine alles beherrschende grobe Sinnlichkeit, verbunden mit großer Klarheit, Schärfe und Gewandtheit des Verstandes, und der jeder Situation entsprechenden Gabe der Rede. Diese Mischung ist im Leben gar nicht selten, sie bringt innerlich gemeine Naturen hervor, denen es aber an Gefühl für das Edele, was ihnen abgeht, gar nicht fehlt, und die es wohl verstehen, sich den Schein desselben zu geben. Sie macht Heuchler und Schurken, die sich durch die Unwahrheit ihres Wesens um so sicherer zu Grunde richten, weil sie sich derselben vollkommen bewußt sind. Offenbar entstand der Ehebruch aus einer wirklichen aber verbotenen Neigung, welche durch das ganze Stück hindurch fortdauert. Shakspeare kennt vollkommen die Gewalt des Mannes über das Weib, wenn sie mit besonnener Berechnung verbunden ist. In Richard dem Dritten hat er sie mit furchtbarer Wahrheit geschildert. Daß die letztere unter dem Taumel der Sinne hier nicht fehlte, zeigt der Umstand, daß der König immer noch einen Rückhalt gegen seine Gattin behält. Von dem Brudermord weiß sie nichts, und alle Anschläge gegen Hamlets Leben bleiben ihr verborgen. Mochte der Verführer immer gegen die königliche Heldengestalt seines Bruders noch so sehr als ein gemeiner Schwächling erscheinen, sein beredtes Liebesgeschwätz konnte leicht über die gleichmäßige Würde siegen, mit welcher der strenge vielbeschäftigte Fürst und Krieger seine Königin behandelte, war es aber einmal so weit gekommen, hatte die rebellische Hölle einmal angefangen, in ihren Gliedern sich aufzulehnen, so wurde jener Abstand selbst zu einem Stachel der Leidenschaft. Denn, das eben gehört zu ihrer furchtbaren Natur, wenn sie eine gewisse Höhe erreicht hat, daß das Bewußtsein ihres Unsinns sie zu verstärken dienen muß. Wie nun dieser erste Schritt gelungen, folgten die andern von selbst mit jener Nothwendigkeit, die den Sünder auf der Bahn des Lasters forttreibt. Der Meuchelmord schien unvermeidliche Maaßregel der Sicherheit, und alle Unternehmungen gegen den Prinzen reihen sich wie die Glieder einer Kette aneinander, die an diesem Ring befestigt, den Urheber immer enger umschließt.

So erscheint das Verbrechen, so ungeheuer ja unbegreiflich es an sich ist in seiner Entstehung doch wieder menschlich und natürlich. Es ist als sähe uns der strenge und doch milde Geist des Dichters hier mit klaren Augen aus seinem Werke an, der nie von seinen Conceptionen, mögen sie noch so reizend oder gewaltig sein, sich unterjochen läßt, sondern ihrer stets als Mittel zu einer hohen ethischen Wirkung bewußt bleibt und der nach Göthes schönem Ausspruch zu den Menschen herabgestiegen zu sein scheint, um sie auf die möglichst gelindeste Weise über das, was ihnen Noth thut zu belehren. Wie tief, wie anschaulich schildert er uns mitten im Glanz der Hoheit, der Würde und des Anstandes unter dem gleißenden Firniß das innere Elend, die harte Knechtschaft des Lasters. Wie gut weiß dieser König zu sprechen, wie vortrefflich jeden seiner Schritte gegen Andere mit den Gründen einer vorsichtigen Politik zu rechtfertigen, wie richtig beurtheilt er Hamlets Zustand, wie genau kennt er das menschliche Herz, ja sich selbst, und wie jämmerlich erblicken wir ihn in der Einsamkeit unter der beständigen Folter des Gewissens, die bei jeder noch so leisen, noch so absichtslosen Anspielung immer sich wieder erneuert, deren Qualen in den Dünsten des Weines zu ersäufen er sich vergeblich bemüht. An Reue fehlt es ihm nicht, in einzelnen Augenblicken sogar nicht an Willen zur Besserung, aber an der Kraft des Guten, die die tausend festgedrehten Fäden, mit denen die Seele an dem Laster hängt, auf einmal zerreißt und den vorigen Zustand wieder herstellt. Ich will nur auf den Monolog in der dritten Scene des dritten Aktes verweisen. Vergleicht man damit die Scene mit Laertes am Schluß des vierten Aktes, die sichere Besonnenheit, die verborgene Kunst, mit der er jedes Motiv, von dem größten bis zu dem geringsten, von dem kleinlichen Wetteifer in Leibesübungen an, bis zu dem ungeheuren Schmerz über den Tod eines verehrten Vaters und den jammervollen Untergang der geliebten Schwester in der Seele des Jünglings zu gebrauchen weiß, um ihn zu einem schändlichen Verrath zu verleiten, das Aufwallen der Leidenschaft in festen unwiderruflichen Entschluß zu verwandeln, und dann wieder die Unbefangenheit, womit er der Königin versichert, wie viel er zu thun gehabt habe, um dessen Wuth zu besänftigen. Gibt es ein lebendigeres Bild von dem, was die Schrift das Gericht der Verstockung nennt. Dieser Schurke handelt und spricht mit derselben Klarheit und Schärfe innerlicher Beschaulichkeit mit welcher Hamlet leidet und reflektirt. Beide macht sie elend nur

auf verschiedene Weise: Einer erräth und versteht den Anderen vollkommen, und auf dieser Geistesverwandtschaft beruht der bittere Haß, den sie gegeneinander fühlen.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich die übrigen Charaktere des Stückes ebenso ausführlich analysiren wollte. Ich will nur auf die Kunst aufmerksam machen, mit welcher der Dichter sich der Contraste bedient und sie dann wieder durch Uebergänge vermittelt hat. So bilden der König, Rosenkranz und Guildenstern, Polonius und Laertes eine, Hamlet und Horatio die andere Reihe. Der Leichtsinn der beiden ersteren, der von dem Irwisch königlicher Gunst ohne Mühe sich zu dem Schlimmsten und Gefährlichsten verleiten läßt, eben diese rein äußerliche Gesinnung, die es in der Weltklugheit ihrer Maximen nicht weiter bringt, als bis zu dem obersten Grundsatz der Consequenz, —

> Deinem eigenen Selbst sei wahr
> Und es muß folgen wie der Tag der Nacht
> Falsch kannst du dann nicht gegen jemand sein.

und mit ihrem thörichten Bestreben das bewegte Rad des Geschickes durch Menschenhände zu regieren, das bei aller vielgerühmten Kunst und Erfahrung doch stets mißlingt, bis es von demselben zermalmt wird, — diese Gesinnung hat in dem Polonius ein fast zu strenges Gericht von Seiten des Dichters gefunden. Endlich Laertes ist in seinen Schicksalen der Doppelgänger, der Natur und dem Charakter nach das vollkommene Gegenstück. Auch er entfernt sich vom Hofe, wie Hamlet während des Lebens seines Vaters sich in Wittenberg entfernt hielt. Wie jenen führt ihn der Tod desselben nach Dänemark zurück. Er handelt eben so rasch, um ihn an dem vermeintlichen Mörder zu rächen, wie Hamlet sich unthätig gegen den wirklichen beweist. Bei ihm ist alles Sitte, Convenienz und Leidenschaft, bei jenem Empfindung und Reflexion; dann wieder Horatio eben so unpraktisch betrachtend wie Hamlet, aber einseitig auf das Reich des Gedankens beschränkt, und darum stets im Gleichgewicht richtiger Besonnenheit, ein redlicher zuverlässiger aber unnützer Freund und Vertrauter.

Nun die Frauen, zwar nur zwei, aber in ihnen die ganze Quintessenz des Geschlechtes, Mutter und Jungfrau, jene durch eigene Schuld diese durch fremde zu Grunde gerichtet. Edlere heldenmüthigere Weiblichkeit hat Shakspeare öfters geschildert, aber naivere, reizendere niemals. Sie verwandelt unsern Haß gegen die

treulose Gattin, die ehebrecherische Fürstin, unwillkührlich in Mitleid, wenn wir ihre unablässige Furcht und Trauer, ihre nie sich verläugnende Liebe zu dem Sohne sehen und die rührenden Klagen um die Unglückliche vernehmen, deren Brautbett sie zu decken hoffte, und deren Grab sie nun bestreuen muß. Wer vermöchte es vollends dem Zauber in Ophelia zu widerstehen! Alles, Glück und Schmerz, Leidenschaft und getäuschte Hoffnung lös't sich in jene träumerische Sehnsucht auf, welcher erst der Wahnsinn Worte und Ausdruck verleiht, und die den Keim zu der Gebrechlichkeit in sich schließt, welcher Hamlet den Namen Weib gibt. Und dieser Wahnsinn in seiner glücklichen Bewußtlosigkeit, welch einen ergreifenden Gegensatz bildet er wieder zu der sich selbst beschauenden Melancholie und der innerlichen Zerrissenheit des Humors, in der er sich selbst so elend fühlt! —

Kehren wir nun von der Betrachtung des Einzelnen zum Gesammteindruck des ganzen Werks zurück, so müssen wir gestehen, daß es den Zweck der Tragödie nach Aristoteles im höchsten Grade erreicht, und zwar so, daß anfangs die Furcht vorherrscht, dann aber, wie das Stück weiterrückt, sich fast gänzlich in Mitleid verwandelt. Wie verhält es sich indessen mit der mystischen Reinigung dieser Leidenschaften, welche der Philosoph noch außerdem verlangt, und in die er offenbar das Ziel der Kunst setzt? Es ist viel über die Natur dieses Prozesses gestritten worden, und ich bin weit entfernt, die Sache zur Entscheidung bringen zu wollen, doch sei es mir erlaubt, meine Meinung zu sagen. Was Hamlet von dem Ehrgeiz sagt, daß er der Schatten eines Schatten sei, das gilt vielleicht in noch höherem Grade von der Kunst. Müssen wir die sinnliche Wirklichkeit selbst als die Erscheinung der Idee erkennen, so finden wir in ihr eben nur ein Spiel mit dem Schein jenes Scheines. Was aber macht uns dieses Spiel so sehr zum Bedürfniß? Nichts anders als das Gefühl der Freiheit, das es gewährt, und zwar der rechten göttlichen Freiheit, die mit der Nothwendigkeit Eins ist und alle Willkühr ausschließt. Des Wahren bemächtigen wir uns, indem wir seinen Inhalt in Gedanken verwandeln und auflösen, das Gute erkennen wir im Kampfe mit einer ihm widerstrebenden Willkühr, nur das Schöne gewährt eine Fülle, welche unser Geist ohne andere Beschränkung hervorbringt, als die in seiner eigenen Natur liegt, und die Realität dieser Thätigkeit vergütet reichlich die Wesenlosigkeit ihres Gegenstandes. In dieser selbst geschaffenen Welt des Scheines trägt alles den Charakter der

sie hervorgebracht hat, und auch die Leidenschaften die sie erregt, theilen denselben. In der wirklichen kündigen sie sich durch ihren Namen als das Gegentheil der Thätigkeit und Freiheit an, hier werden sie alles Eigennutzes entkleidet, von dem Einzelnen hinweg auf das Allgemeine geleitet und in harmonische Aeußerungen des geistigen Lebens umgewandelt. Das ist nach meiner Meinung ihre ästhetische Reinigung.

So wenigstens vollbringt unser Trauerspiel die Reinigung der Furcht und des Mitleids. Die Schrecken der Geisterwelt führen uns in die Tiefe unseres Innern zurück, und wir lernen die Schuld, die sich ihnen offenbart, mehr noch als diese Schrecken fürchten. Unser Mitleid mit Ophelia, Hamlet, Polonius, mit der ehebrecherischen Königin, dem von Gewissensangst gequälten und doch an das Verbrechen gefesselten König, löset sich in Trauer über das allgemeine Loos der Menschheit auf, welches den Folgen derselben nicht zu entgehen vermag. Dieses Verhältniß der Kunst zu der Wirklichkeit selbst hat hier einen Spiegel, der es uns in dem reinsten Lichte zeigt, gefunden.

In der Beschäftigung mit den Schauspielern ruhet Hamlets zerrüttete Seele am Längsten von den Qualen aus, die sie unablässig begleiten und die Aufführung des Trauerspiels ist das Einzige, was er während des ganzen Stückes mit einiger Theilnahme betreibt. Diese, allen Regeln der Klugheit widersprechende Handlung allein, scheint das Schicksal, welches alles Widerstrebens ungeachtet das Königshaus zum Verderben führt, auf einen Augenblick wenden zu wollen. Sie steigert die Gewissensbisse des Königs bis an die Grenzen wirklicher Sinnesänderung. Der Gedanken, die Gattin und das Reich aufzugeben, die er durch seine verbrecherische That erworben, und so sich dem Fluch derselben zu entziehen, — steigt in seiner Seele auf, aber er fühlt sich unfähig, ihn auszuführen, und so ist er diesem Fluch von Neuem verfallen.

In die Scenen mit den Schauspielern hat Shakspeare, dünkt mich, seine ganze Seele gelegt. Wie gering, wie niedrig erscheint das Theater in allen seinen äußeren Bedingungen, ein Spielwerk der Großen, eine Unterhaltung der Stutzer, den eigensinnigen Launen des unverständigen Pöbels unterworfen, und dann wieder wie mächtig in seinen Wirkungen, wie groß in seinem Zweck! Von der Rede des Schauspielers an, dessen Seele von dem eingebildeten Jammer der Hekuba so tief ergriffen wird, daß ihre Bewegung seinem ganzen Körper sich mittheilt, und Hamlets Ruhe bei den

größten ihm widerfahrenen wirklichen Unbilden mit stillem Vorwurf straft, bis zu jenen tiefsinnigen Worten über das Wesen der Kunst!

Wie edel und wie stark muß diese Seele gewesen sein, die unter all dieser äußern und scheinbaren Gemeinheit ein so hohes Ziel unverrückt vor Augen behielt, und in der Erreichung desselben, über die Räthsel und Widersprüche des Lebens, die, wie grade dieses Werk zeigt, niemand leicht so tief gefühlt hat, sich tröstete.

Elberfeld. **Hoffmann.**

Nachschrift des Verfassers.

Der vorstehende Aufsatz war ursprünglich gar nicht für den Druck, sondern nur zur Mittheilung in einem Kreise von Freunden bestimmt, und wurde, wenn ich seinen Inhalt auch lange mit mir herumgetragen, in Eile unter mancherlei Abhaltungen niedergeschrieben. Ihn später durchzusehen und zu verbessern fehlte es mir an Muße und — die Wahrheit zu sagen — auch an Lust. Ich beabsichtigte immer, ihn gänzlich umzuarbeiten, vielleicht wäre er dadurch nur schlechter geworden. Dies zur Entschuldigung für manche Irrthümer und Versehen, die er enthalten mag. Die Uebersetzungen aus dem Text des Shakspeare war ich genöthigt selber zu unternehmen, weil ich Tieck und Schlegel grade nicht zur Hand hatte; mein einziges Bestreben dabei ging dahin, den Eindruck des Originals in den angeführten Stellen deutsch bei meinen Zuhörern hervorzubringen, worüber ich das Versmaas und selbst die Grammatik mitunter links liegen ließ. Im Vorlesen überhört sich so etwas. Am allerwenigsten habe ich mich damit als Uebersetzer zeigen wollen, ein Geschäft, zu welchem, wie mich Versuche überzeugt haben, es mir an Anlage fehlt, vielleicht weil ich es zu genau damit nehme.

Beurtheilungen und Anzeigen.

Dictionnaire général Anglais-Français par Spiers, Paris 1846.

Dieses Wörterbuch ist gleich bei seinem Erscheinen von Balbi in der Akademie so maßlos gelobt worden, daß wir unsererseits darin fast eine Aufforderung erblicken müssen; das Werk einer unparteiischen Kritik zu unterwerfen, um es, für Deutschland wenigstens, auf seinen wahren Werth zurückzustellen. Unsere Beurtheilung wird aber eine doppelte sein und 1) die phonetische, 2) die eigentlich lexikalische Seite des Buches ins Auge fassen. Was denn 1) die Aussprache betrifft, so hat Hr. Spiers seiner Arbeit das Walkersche System zu Grunde gelegt, „parceque" — sagt er — „il est le plus scientifique, le plus géréralement adopté en Angleterre et le seul qui y fasse autorité." Siehe Préface p. XII. — Hr. Spiers hat sich also von dieser Seite die Sache ziemlich leicht gemacht, indem er das, was von England, Amerika und Deutschland aus gegen das Walkersche System eingewendet worden ist, geradezu übergangen und so den Franzosen das Walkersche Aussprachsystem von 1790, mit wenigen Modifikationen, von Neuem als das mustergültige vorgelegt hat. Daß aber Walker's System der englischen Aussprache das wissenschaftlichste sei, das wird von vornherein jeder verneinen, der über die Theorie der englischen Orthoepie wirklich nachgedacht oder sich in irgend einem Buche außer Walker und seinen Nachsprechern darüber zu unterrichten gesucht hat, z. B. nur in Sheridan. Daß aber ferner das Walkersche Aussprachsystem das in England am allgemeinsten angenommene und das einzige sei, das dort Autorität mache, dieß wird wiederum jeder verneinen, der weiß, daß das im Jahr 1835 veröffentlichte englische Aussprache-Wörterbuch von James Knowles,

der ein entschiedener Gegner Walkers ist, bereits 1840 in der neunten Auflage erschienen war, woraus ja wohl klar genug hervorgeht, daß Walker bei Weitem nicht Alle befriedigt, ja daß vielleicht das gesammte englische Volk auf dem Wege ist, sich in der Aussprache des Englischen von der Autorität dieses Orthoepisten zu emancipiren. Es frägt sich darum sehr, ob Hr. Spiers wohl gethan hat, in einer Zeit, die sich die Aufgabe gestellt zu haben scheint, jede Art Autorität, die sich mit der Vernunft und Wissenschaft, also mit dem Leben, nicht verträgt, als eine falsche abzuwerfen, bei seiner Arbeit von aller Kritik Walkers abzusehen und die Abgeschmacktheiten und längst erwiesenen Verirrungen dieses Orthoepisten durch den Preßbengel nochmals zu verbreiten. In welchem englischen Wörterbuche, außer dem Walkerschen, fänden sich aber heutzutage noch z. B. ecclezhiastic, enthuzhiasm, christzhianity, corjeality, corgeal, *) edjucate etc., statt ecclesiastic, enthusiasm, christianity, cordiality, cordial, educate etc.? — In keinem. Wohl aber lesen wir bei James Knowles unter dem Worte Negotiator das Folgende:

In my corrections, J was not so much with general custom, as with a b s o l u t e v u l g a r i t y, a b s u r d i t y, and the pedantry of distorting words, such as e d u c a t e, from the simplicity of the spelling, by substituting a difficult compound sound, formed of a consonant and a single vowel, in the place of a diphthong of the most striking euphony, which with perfect ease to the organs of articulation, follows the sound of d, making the pronunciation of the whole word pleasing to the ear, without any alteration of the letter u: thus, ed'-u-cate; ed-u-ca'-shun; ed'-u-ca-ting; instead of Mr. Walker's ed-joo-ka'-shun, ed'-joo-cate, ed'-joo-ka-ting. —

Hieraus hätte sich aber Hr. Spiers auch noch eine andere Lehre ziehen können. Es muß nämlich in diesen Worten James Knowles nothwendig auffallen, daß er die Walkersche Aussprache dieser und ähnlicher Wörter besonders darum tadelt, weil dadurch der euphonische D i p h t h o n g laut des u verloren gehe. Nun bezeichnet ja aber Walker das u in educate, education, trotz dem Zischlaut des d, genau wie das lange diphthongische u in use, pure, tune, so daß also nach seiner B e z e i c h n u n g der Diphthonglaut des u keineswegs verloren geht; aber wir sehen zugleich, daß der Engländer diesen Diphthonglaut des u nach dem vorausgehenden

*) Bei Spiers sogar corjal, eine höchst gemeine, wenn je gehörte, Zusammenziehung. Dagegen wieder corjeality!!

Zischlaut des d so unnatürlich findet, daß er sich unwillkührlich und gleichsam instinctartig an die — von seiner Aussprache so verschiedene — Bezeichnungsweise des Orthoepisten gar nicht kümmert, sondern das Wort ausspricht, wie es ihm mundgerecht ist, also nicht, wie Walker vorzeichnet, edjucate (u wie in use), sondern edjoocate (u wie od in good). Durfte aber unser Verf. bei seinem Leser ein Gleiches voraussetzen? Wird sich der Ausländer, der Franzose, bei seiner Aussprache nicht vielmehr streng an die vorgeschriebene Bezeichnung halten und also — in dem vorliegenden Falle — in doppelter Hinsicht anders aussprechen lernen als der Engländer selbst spricht? — in dessen Munde das fragliche Wort entweder educate, oder, nach Walker, edjoocate lauten wird, welche letztere Aussprache aber James Knowles, wie wir gesehen, mit den Epithetis, absolute, vulgarity, absurdity und dgl. beehrt. Doch ist die letztere Aussprache wenigstens noch mit der gesunden Vernunft vereinbar und kann sogar einzelne Analogien in der Sprache finden, z. B. in soldier, welches Wort ganz allgemein sold'-jer gesprochen wird. Soll dagegen die Walkersche und Spiers'sche Bezeichnungsweise streng nach dem Buchstaben genommen werden, so wird damit der Vernunft selbst Hohn gesprochen, denn wie kömmt das englische d ohne Weiteres zu dem Laut j oder dj? — und wenn dieß möglich ist und im Wesen der Sprache begründet, warum muß dann z. B. edifice nicht ed'jifice lauten? — Diese Fragen hätte sich Hr. Spiers vorlegen sollen, und dann hätte er gewiß die Walkerschen Absurditäten edjucate, enthuzhiasm, shure (u. wie in use) und tausend andere nicht wieder abdrucken lassen. Aber auch in Deutschland ist man leider über dergleichen noch gar nicht hinaus. So findet man z. B. in dem ohnlängst erschienenen, mit Stereotypen gedruckten, kritischen Wörterbuche eines Hrn. Thieme den ganzen Walkerschen nonsens wieder, und da das Buch durch die Stereotypen in der That äußerst wohlfeil geworden, so ist nicht zu bezweifeln, daß dieser Stereotype Unsinn sich auch bei uns noch eine gute Weile erhalten wird. — So viel unsererseits über Hrn. Spiers Arbeit, in so fern sie sich in der Bezeichnung der Aussprache streng an das Walkersche System anschließt; zunächst nur noch ein Paar Worte über die Abweichungen, die sie sich von demselben erlaubt. Wer von dem Lautwesen, resp. den Lautgesetzen der englischen Sprache keine richtigern Begriffe hat, als Hr. Spiers, was er einerseits durch sein sclavisches Anschließen an Walker bekundet, der sollte doch ja

auf seiner Hut sein, andererseits auch nicht einen Finger breit von seinem Vorbild abzuweichen, weil er gleich von vornherein die Vermuthung erweckt, daß er, wenn auf eigenen Füßen stehend, noch viel größere Thorheiten begehen werde. Denn so völlig unnütz, trügerisch und schlecht, bei Walker die äußerliche, sichtliche Lautbezeichnung in Wahrheit ist; besonders für Nicht-Engländer, so ist doch der Kern weit besser, als die Schale, und namentlich über den in der englischen Sprache so wichtigen Einfluß des Accents findet sich bei Walker mancher tiefe Blick, der, wenn die englische Sprache in ihren Lautverhältnissen jemals richtig verstanden werden soll, nicht sorgsam genug festgehalten und verfolgt werden kann. In dieses zarte Gewebe sollte aber am allerwenigsten ein Franzose mit plumper Hand hineinzugreifen sich gemüßigt sehen, weil tausend gegen eins zu setzen ist, daß er dasselbe weit eher von Grund aus zerstöre, als auch nur Einen Faden richtig ziehen, auch nur Einen Knoten richtig schürzen wird; denn wie läßt sich erwarten, daß grade er, dem vom Hause aus der Sylbenaccent, wie er in den germanischen Sprachen hervortritt, völlig abgeht, sich in diesem Labyrinte, das für den Eingebornen selbst unentwirrbar geblieben ist, zurecht finden, geschweige denn den Ariadnenfaden bieten könne, der aus demselben herausleite? Hr. Spiers durfte also vorsichtiger Weise hier nichts thun wollen, als seinem Vormanne Schritt für Schritt folgen; statt dessen hat er grade hier sich von ihm losgesagt und so, in der Erkenntniß und dem Verständniß des Englischen, einen unendlich großen Rückschritt gethan, oder, um es mit einem bezeichnenden Bilde zu sagen, die Pferde hinter den Wagen gespannt. Denn wie soll man es anders nennen, wenn er die Kraft des Accents so annullirt und abtödtet, daß er bei der Schließung eines an sich offenen Vokals (s. meine Principles of Engl. Pronunciation Nr. 24.) den die Schließung bewirkenden Consonanten nie verdoppelt, d. i. der nächsten Sylbe, der er entnommen, zurückgiebt (was Walker doch so sehr oft thut, daß es da, wo er es unterläßt, eben nur als Versehen oder Mangel an Consequenz gelten kann); andererseits aber auch nie behufs der nothwendigen Oeffnung eines an sich geschlossenen Vocals (s. Princ. of Pronunc. Nr. 25. und 26.) den die Oeffnung hindernden Consonanten vereinfacht oder entfernt, d. i. zur nächsten (accentuirten) Sylbe zieht, welches letztere doch Walker immer thut, wo es gilt, den so zu gewinnenden richtigen Laut recht klar hervortreten zu lassen, wie z. B. in es-cape, es-tablish, es-tate, wo Walker das s

zur zweiten Sylbe zieht und das e mit dem Laute des e in he, ne bezeichnet. Dagegen theilt Spiers solche Wörter orthographisch und orthoepisch ganz gleich, oder theilt sie vielmehr gar nicht ab (ein Verfahren, das schon an sich jedes tiefere Eindringen in den Geist der Lautgesetze der englischen Sprache ausschließt), und bezeichnet das e der ersten Sylbe mit dem Laute des e in hen, men. Zwar könnte sich Hr. Spiers zur Rechtfertigung dieses Verfahrens auf die Autorität Sheridan's berufen, so wie auf James Knowles, der, wie in vielen anderen Punkten, so auch in diesem zur Bezeichnungsweise Sheridan's zurückgekehrt ist, sei es, um die vielleicht von ihm erkannte Halbheit, in die Walker offenbar hierbei verfallen ist (s. Princ. of Pronunc. Nr. 21. u. 26), nicht zu theilen; sei es, was wahrscheinlicher ist, um den schrecklichen Consequenzen zu entgehen, welche die nothwendige Folge dieser Halbheit sein müssen, wenn diese eben etwas Ganzes werden und so zu dem allein richtigen Verständniß der Lautgesetze der Sprache führen soll. Aber so und so viel Buchstaben aus der Sprache zu verlieren, schien ja schon Walker ein so entsetzlicher Gedanke, daß er, wie eben gesagt, von der vollen Consequenz des von ihm eingeschlagenen, allein richtigen Verfahrens zurückgewichen ist, weßhalb es uns denn auch nicht Wunder nehmen darf, wenn James Knowles vorgezogen zu haben scheint, sich auf solche Fährlichkeiten lieber gar nicht einzulassen. — Dürfte man annehmen, daß ähnliche Rücksichten vielleicht auch Hrn. Spiers geleitet hätten — was jedoch noch sehr zu bezweifeln steht, — so wäre in Bezug auf unseren Verf. vor Allem zweierlei einzuwenden. Einmal bleiben sich auch ihrerseits weder Sheridan noch Knowles in diesem Punkte consequent; denn wenn in der Anfangssylbe z. B. von es-cape, es-tate, das e geschlossen gesprochen werden soll, wie in hen, men, wie Sheridan und Knowles es allerdings bezeichnen, so läßt sich daraus kein Grund geltend machen, warum nicht auch das e z. B. in des-patch, des-pair, mit demselben geschlossenen Laut des e gesprochen werden soll und muß. Und doch bezeichnen sowohl Sheridan als Knowles das e dieser letzteren Wörter vielmehr mit dem geschlossenen Laute des i in pin, bit als dis-patch, dis-pair etc. Darin liegt offenbar ein Widerspruch und zugleich eine Ungenauigkeit, so daß ohne allen Zweifel Walker allein hier den richtigen Weg betreten hat, indem er Wörter wie es-cape, es-tate, des-patch, des-pair etc. orthoepisch e-scape, e-state, de-spatch, de-spair etc. abtheilt, und so in beiden

Fällen dem e seinen offenen Laut erhält, wie ihn das Leben, selbst der tägliche Gebrauch, gebieterisch verlangt. Denn obschon Johnson die früher übliche Schreibung dispatch verbessert und das Wort in gleiche Kategorie mit des-pair, es-cape etc. gesetzt hat, so bewirkte doch diese orthographische Verbesserung in der Aussprache desselben nicht die allergeringste Veränderung *) Sodann — und das ist das Zweite — geht ja aber bei dieser Behandlungsweise der englischen Orthoepie für die Sprache selbst durchaus nichts verloren; denn wenn auch, wird dabei mit voller Konsequenz verfahren, in unaccentuirten Sylben allerdings gar mancher Doppelconsonant durch Vereinfachung verloren geht und verloren gehen muß, wie in af-fect, ap-pear, es-sential, ef-face, of-fend etc. etc., so wird dieser Verlust, wenn es einer ist, in accentuirten Sylben durch Verdoppelung eben so vieler einfacher Consonanten reichlich wieder eingebracht (s. Princ. of Pronunc. Nr. 24). Die Sprache an sich, die Schriftsprache, wird also dadurch auf keinerlei Weise beeinträchtigt, vielmehr aber für sie, als gesprochene Sprache, jenes feine — dem Ohre so wohlthuende, obschon dem Auge widersprechende — phonetische Gegenspiel und nothwendige lautliche Gleichgewicht gewonnen, wodurch sie erst ihre volle Schönheit und ihr volles Verständniß erhält. (Vergl. im Archiv meine Abhandlung über den euphonischen Moment in der englischen Sprache. **) Wenn nun aber Hr. Spiers,

*) The word despatch — sagt Walker — till Dr. Johnson corrected it, was always written with an i; and now it is corrected, we do not find the bast difference in the pronunciation. — Diese Neigung der geschlossenen Vocallaute unbetonter Sylben zu den offenen erkennt ja auch Sheridan unwillkührlich selbst an, indem er z. B. Wörter wie en-dow, em-balm etc. mit in-dow, im-balm bezeichnet.

**) Ich kann nicht umhin, den Leser hierbei auf einen Passus hinzuweisen, den unser Archiv Band 1, S. 463 als Bruchstück aus einem der Briefe Richard Caren's (im 16. Jahrh.) mittheilt, wo derselbe sich über die Sweetness der englischen Sprache ausläßt. Diese Sweetness ist der englischen Sprache sicherlich nicht abzusprechen, ja ist ihr in hohem Grade eigen, wird aber durch das richtige Verständniß des Accents und eine richtige Analyse der Aussprache überhaupt wesentlich mitbedingt. Denn nach den Aussprachsystemen von Sheridan und Walker verlieren eben so gewiß Tausende von Wörtern jede Art Sweetness und machen vielmehr einer oft recht handgreiflichen Harshness Platz, wie ich es in der genannten Abhandlung nachgewiesen zu haben glaube. Schade, daß wir von der Aussprache des Englischen früherer Zeiten keine sicheren Nachrichten haben.

um auf ihn zurückzukommen, in jedenfalls völlig mißverstandener Consequenz, neben es-cape, es-tate etc. auch Wörter wie despatch, des-pair etc. mit dem geschlossenen Laut des e in hen, men bezeichnet, so steht er hiermit unter allen Orthoepisten nicht nur als völlig vereinzelt da, sondern kann auch unmöglich dem Vorwurf entgehen, den Franzosen die richtige Einsicht in die Lautgesetze der englischen Sprache nunmehr vollends völlig verschlossen zu haben, so daß von ihnen das Rechte, in diesem Punkte wenigstens, weit eher in jedem andern Werke über englische Aussprache wird erkannt werden können, als in dem seinigen, was von der Kritik nothwendig als ein Rückschritt bezeichnet werden muß. — Eins jedoch hat Spiers unstreitig vor Walker voraus, eine bessere Schematisirung der Vocallaute; die Laute z. B. des a in fate, fat, far erscheinen bei ihm nicht als 1, 4, 2; noch die von o in note, not, nor als 1, 4, 3, sondern ganz folgerecht als 1, 2, 3, so wie ja auch Walker die Laute des i und u in pine, pin; tube tub mit 1 und 2 bezeichnet, aber bei diesen letzteren die durch r veranlaßte Modifikation der zweiten (kurzen) Laute unberücksichtigt gelassen hat, welche Modifikation Spiers durch alle Vocale hindurch sehr passend mit 3 bezeichnet hat. Nur scheint Spiers dieses gewiß ganz richtige Verhältniß der einzelnen englischen Vocallaute zu einander fast nur durch Zufall oder einen glücklichen Griff so bestimmt und gestellt zu haben, denn einen innern Grund dafür gibt er nicht nur nicht, sondern beweist zugleich durch die That, daß ihm das tiefere und eigentliche Verständniß der Sache wirklich abgeht. So z. B. bezeichnet er auf seiner Lauttabelle (Vorr. XVI.) den Lautunterschied des e in met und her, wofür Walker bekanntlich nur Ein Lautzeichen gibt, nämlich sein zweites oder kurzes e, gar nicht unpassend durch „mett" und „heur", indem er das e in met mit 2, das von her in 3 bezeichnet. Schlägt man aber im Wörterbuche selbst nach, so findet man bei her wiederum nur diese eine, auf der Tabelle gegebene, Bezeichnung, was aber hier als ein großer Irrthum zu rügen ist. Denn so (heur) kann das Wort nur lauten, wenn ein Nachdruck darauf gelegt wird, aber ohne Nachdruck ausgesprochen, wie es ja doch bei weitem am häufigsten gesprochen wird, fällt der Vocallaut dieses Pronomens ganz mit dem Laute des unbetonten e in hider, highlander, higgler etc. zusammen, von dem auch der flüchtigste Beobachter bemerken muß, daß er ein ganz anderer ist, als der des e in her, wenn das Wörtchen mit Nachdruck oder Accent gesprochen wird. Sieht man

nun aber Hrn. Spiers das e in her, und das tonlose e in higher, higgler etc. als völlig gleich bezeichnen, so möchte fast Zweifel entstehen, ob ihm das Warum des Lautunterschieds zwischen dem e in met und her wirklich klar gewesen ist (s. Princ of Pron. 100.); gewiß geht aber aus dem Ganzen hervor, daß ihm auch hier das richtige Verständniß des Accents durchaus unklar und verschlossen geblieben ist, ohne welches nun aber einmal die Lautverhältnisse der Sprache überhaupt nicht verstanden werden können. Die Franzosen müßte man aber über diesen Punkt um so mehr in's Klare setzen, als sie so sehr geneigt sind, die Endsylben der Wörter merklich zu betonen. — Sehr seltsam ist auch, daß Hr. Spiers von den kurz-offenen Lauten der englischen Vocale (Princ. of Pron. 10) nur Einen als wirklich kurz und offen behandelt, nämlich den Laut des i in vanity, fidelity etc., den er als ein 4tes i aufführt; die vier anderen Laute gleichen Charakters aber entweder mit dem kurzen (geschlossenen) Laut, wie a, oder mit dem langen bezeichnet, wie e, o, u, so daß er für die Laute des a in fat und about, des e in be und behaviour, des o in no und notation, des u in cube und particular immer nur Ein Lautzeichen gibt, während doch zur Erreichung einiger Genauigkeit in der Bezeichnung der Aussprache dieser Vocale durchaus zwei besondere Lautzeichen nöthig sind. Dagegen fallen die Laute des e in behaviour oder des zweiten e in elegant und des i in vanity in Einen gemeinsamen Laut zusammen, wie sie auch Walker mit Recht völlig gleich bezeichnet; allein Hr. Spiers gibt dafür zwei besondere Lautzeichen, sein 4tes i, zur Bezeichnung des kurz-offenen Lautes von i, und sein 1stes e, zur Bezeichnung des gleichen Charakters dieses letztern Vocals, wodurch er denn gleich von vornherein das richtige Verhältniß der Laute zu einander verrückt, während er doch hier nur Walker zu folgen brauchte, um wenigstens consequent zu sein. Aber so ist es leider bei der Behandlung der englischen Orthoepie von jeher gegangen. Gleich Walker glaubte an seinem Vorgänger Sheridan deuteln, ja ihn förmlich umformen zu müssen; und das Resultat war, daß er, nach meiner Einsicht und Ueberzeugung, die Sprache an den Rand des Verderbens gebracht hat, wiewohl gar nicht zu leugnen, daß er gar Manches auch richtig gesehen. Gerade an diesem Letzteren aber haben seine eigenen Nachfolger wieder am meisten zu deuteln gefunden; jeder Einzelne von ihnen glaubte daran bessern und von dem Seinigen etwas hinzuthun zu müssen, bis zuletzt das bischen

Licht und Wahrheit wieder verloren und das angebahnte richtige Verständniß der Sache in die finstere Nacht zurückgezogen worden ist, von der wir die englische Orthoepie ganz besonders auch in dem Werke des Hrn. Spiers umgezogen finden und deren dichten Schleier wir eben durch diesen ersten Theil unserer Kritik in etwas zu lüften bemüht gewesen sind. Wir gehen nunmehr zur Besprechung des lexikalischen Theils des Buches über.

Hier haben wir weniger, oder, wenn man will, noch mehr gegen Hrn. Spiers einzuwenden. Es kömmt eben darauf an, wie man die Sache ansieht. Soll ein Wörterbuch nichts als eine bloße Wörtersammlung sein, ein Vocalbularium, oder eine Art Wechselbuch, wo die Wörter nur für willkührliche Zeichen stehen, wie wenn man mit Mager sagte: „hier ist ein deutscher Gulden — hier ist dafür ein Zweifrankenstück und zwei Sous" — so möchte des Verfs. Arbeit im Ganzen befriedigend und brauchbar genug sein. Sagt aber schon Leibnitz, „daß die Worte nicht eben so willkührlich oder von ungefähr herfürkommen, als einige vermeinen, wie dann nichts ungefähr in der Welt, als nach unserer Unwissenheit, wenn uns die Ursachen verborgen" — und hat er damit Recht, so dürfte Hrn. Spiers Arbeit ihrer ganzen Anlage nach, als eine noch sehr unvollkommene, ja dürftige erscheinen. Denn von einer genetischen Deduction, von einem tiefern geistigen Zusammenhang der Wörter und der in ihnen verkörperten Begriffe und Anschauungen, kurz von Lexikographie im höhern Sinn müssen wir abstrahiren, wenn uns die Arbeit des Hrn. Spiers genügen soll. Ich greife, ohne vieles Suchen, ein Paar Wörter aus seinem Werke heraus, um das Gesagte daran klar zu machen oder zu beweisen. Von dem Worte, „Burden, Burthen" z. B. führt Spiers folgende Bedeutungen und in folgender Reihe und Weise auf, als „1) (au figuré)*) fardeau; 2) (au figuré) charge, (impôt); 3) refrain; 4) (commerce maritime) contenance, capacité; 5) (marine) port." — Zuerst begreift man hierbei nicht, warum die erste und zweite Bedeutung dieses Worts eine figürliche sein soll; denn burden, Bürde, Last, ist eben das, was getragen wird (als Passivform von pĕran tragen), in eigentlicher wie übertragener Bedeu-

*) Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß dafür in dem Buche besondere Zeichen und Abkürzungen gebraucht sind.

tung; nur daß Bürde (fardeau) mehr das ist, was man freiwillig trägt und zu tragen übernommen hat, als ein Kind, eine Stelle oder Amt; Last (charge) dagegen mehr das, was einer Person oder Sache zu tragen auferlegt worden ist, also unfreiwilliges Tragen bezeichnet. Gharge (impôt), Beladung, Belastung, (Steuer) heißt darum auch im Englischen überhaupt weniger burden, als vielmehr charge (load). Statt der zwei seltsamen figürlichen Bedeutungen, die das Wort burden oder burthen haben soll, hätte also Hr. Spiers die Erklärung desselben ganz einfach mit fardeau, charge beginnen können, nebst dem Zusatz, „au propre et au figuré;" denn vor Allem muß ein Wort doch wohl eine eigentliche oder Grundbedeutung haben, ehe von einer figürlichen die Rede sein kann. Die Wahrheit aber ist, daß burden, Bürde, (fardeau) vorzugsweise von Menschen, und häufig in einem moralischen Sinn gebraucht wird, was Hr. Spiers veranlaßt zu haben scheint, dem Wort gleich in seiner ersten Bedeutung das Zeichen „au figuré" vorzusetzen. Ueberhaupt aber scheint es unser Verf. mit diesem „au figuré" gar nicht genau zu nehmen, denn man stößt bei ihm auf manches Wort von fünf, sechs und mehr Bedeutungen, denen allen das Zeichen des figürlichen Sinnes vorgesetzt ist, so daß nach Hrn. Spiers manches Wort eine eigentliche Bedeutung gar nicht zu haben scheint, eine Ansicht, die mir bis jetzt neu gewesen ist. Oder soll, um bei burden stehen zu bleiben, vielleicht die dritte Bedeutung (refrain) die eigentliche sein? — wenigstens fehlt von hier an das Zeichen des figürlichen Sinnes. Soll aber refrain, Wiederholungsvers, wirklich die eigentliche Bedeutung des Wortes burden sein, warum nimmt sie dann erst die dritte Stelle ein? Und wie schließt sich daran oder entwickelt sich daraus die vierte Bedeutung: contenance, capicité? Dieß Alles ist, dünkt mich, durchaus unlogisch und muß es ja wohl sein, weil gleich von vornherein das ganze Wort von Hrn. Spiers falsch gefaßt und gepackt worden ist. Denn die Bedeutung refrain, die bei unserm Verf. als die erste nicht figürliche auftritt, ist vielmehr die einzige eigentlich figürliche Bedeutung, die das Wort burden hat; und diese Bedeutung ist zunächst abgeleitet aus der alten eigentlichen Grundbedeutung des Wortes, welche ist Pilgerstab, als etwas das getragen wird, und zwar freiwillig und für die Dauer, welche Bedeutung aber Hr. Spiers ganz wegzulassen für gut befunden hat. Genetisch behandelt würden also die Bedeutungen des fraglichen Wortes etwa so zu entwickeln sein:

Burden ist das, was **getragen** wird, (besonders freiwillig und für die Dauer) als 1) (ehedem) der (sc. hohle) Pilgerstab (Chaucer, Spenser); (durch Uebertragung) was **hohl** klingt; daher a) der (hohl und tief klingende, weil von dem **vollen Chor** wiederholte) Schlußvers; b) der (sich immer wiederholende) Schlußvers, Schlußreim, Refrain; **fam.** die ewige Wiederholung, alte Leier; — 2) überhaupt Alles, (besonders freiwillig) Getragene: die Bürde (von Menschen häufig) in einem moralischen Sinn, und ähnlich von Thieren: siehe Burthen. Unter Burthen würde nun Folgendes zu geben sein:

Burthen, was **getragen** wird: die Bürde, Last, als a beast of, — ein Saumthier, Lastthier, (s. Burden); (bei Shakespeare) die Geburt (als etwas im Mutterleibe **Getragenes**) (als nautischer Ausdruck) was ein Schiff trägt oder tragen kann, die Tragbarkeit (eines Schiffs): Last, der Tonnengehalt; (in der Musik) the burthen of a song; s. Burden, welches der ursprüngliche Ausdruck dafür ist, als abgeleitet von burden (französ. bourdon), hohler (brummender) Pilgerstab (wobei dann noch zu bemerken wäre, daß in den andern Bedeutungen, wo der vorherrschende Begriff **tragen** bleibt, analog mit birth, th richtiger sei als d, obschon der Unterschied gewöhnlich nicht streng festgehalten werde). — Auf diese Weise erst, denke ich, wird dem Leser das rechte Verständniß, der innere geistige und geistbildende Sinn und Kern des Wortes erschlossen; nicht aber, wie ich eben gezeigt zu haben glaube, nach Hrn. Spier's Weise, oder, um auch ein deutsches Beispiel daneben zu stellen, nach Flügels, welcher letztere das Wort so darstellt: Burden, die Last, Ladung, Bürde; Lastigkeit oder Last (Tonnengehalt) eines Schiffs; der Druck; (veraltet) die Schwangerschaft, Geburt; der Schlußreim, Schlußvers, Refrain; der Pilgerstab; beast of burden, das Saumthier, Lastthier ꝛc. — Möchte man bei Lesung dieses nicht auf den Gedanken kommen, es habe Jemand zu seiner Unterhaltung die ungefähren Bedeutungen des Wortes auf einzelne Zettelchen oder Würfel geschrieben, diese in einen Sack oder Becher gesteckt, den Sack oder Becher gehörig gerüttelt, dann ausgeschüttet oder umgestürzt und das Resultat davon bekannt gemacht? — Damit will ich jedoch keineswegs weder Hrn. Spiers noch Hrn. Flügel allen Werth oder alles Verdienst absprechen, sondern nur sagen, daß diese Art der Lexikographie nicht die **rechte** ist. Hrn. Spiers Wörterbuch, um bei diesem stehen zu bleiben, zeichnet sich vielmehr vor allen französischen-englischen Wör-

terbüchern, die ich kenne, sehr vortheilhaft aus; in manchem Betracht selbst vor dem weit umfangreichern der Herren Flemming und Tibbins. So hat namentlich in Bezug auf technische Ausdrücke Hr. Spiers das Bedürfniß der Zeit berücksichtigt und ohne Zweifel Anerkennungswerthes geleistet. Daß aber auch hier noch Vieles ungethan geblieben ist, will ich nur an einem einzigen Beispiel zeigen. Von dem Worte Burr hat Spiers nur die drei Bedeutungen: 1) lobe (de l'oreille); 2) ris de veau; 3) meule (Jagdsprache). — Dieses Wort hat aber außer diesen Bedeutungen noch besonders folgende andere, die vorzugsweise ins Technologische einschlagen, als (ich reihe sie den obigen an, deren logische Anordnung mich jedoch nicht befriedigt) 4) der hölzerne Kropf an einer Schiffspumpe; 5) der (kleine) eiserne Ring hinter dem Griff einer Lanze; 6) der (große) eiserne Ring an dem Rohr einer Kanone; 7) (unter Handwerkern) der dreieckige Meißel zum Abstoßen (Abrunden) der Ecken bei Verzapfungen; 8) der (rauhe) Bart am Schriftkegel nach dem Gusse; 9) die (im Norden Englands übliche) rauhe und schnarrende Aussprache des r (das, je tiefer in der Kehle gesprochen, desto weicher, je mehr nach der Mundöffnung hin, desto rauher klingt).**) — Aber welches Wörterbuch und welcher einzelne Mensch könnte hier Alles thun und Alle befriedigen? — Diese absolute Vollständigkeit ist übrigens ganz und gar nicht das erste und einzige Kriterium eines guten Wörterbuchs. Ein solches muß vorzugsweise auf den Geist basirt sein, muß es auf den Inhalt der Wörter selbst abgesehen haben, muß gleichsam Herkunft, Leben, Geschichte und Geschicke derselben, ihre Verwandtschaften und Verbindungen 2c. dem geistigen Auge wenigstens anzudeuten suchen. Denn hat man einmal den eigentlichen Kern eines Wortes gefaßt, so fällt einem das Andere wie von selbst zu. Hätte uns z. B. bei dem Worte Burr Hr. Spiers gesagt, daß es von βρύω, spriesse hervor, sprosse, herkomme (durch Umsetzung des r gebildet, wie z. B. burn von bren, brennen) — und so ursprünglich mit unserem Flaum verwandt sei; daß aus einem Flaum aber nach und nach ein (rauher, stachliger) Bart werde (daher auch bur, Klette, Klettenkopf); sich an das Ganze aber immer der Begriff des Runden oder Rundlichen anschließe, so würden wir auch schon mit seinen drei Bedeutungen des Wortes zufriedener sein können und die

**) Siehe meine Principles of English Pronunciation, 100.

sich daran schließenden technischen Ausdrücke, die mit den obigen noch gar nicht alle erschöpft sein mögen, leicht begreifen. Er würde uns dann einen inneren Zusammenhang eröffnet haben zwischen der (anfangs weichen) knotigen Wurzel am Hirschgeweih (meule) und der anfangs weichen (tief in der Kehle entstehenden) Aussprache des Buchstaben r, und uns so die Consequenz der Sprache in Nachbildung des Prozesses der Natur in dem Worte zu veranschaulichen gesucht haben. Erst wenn die englische Sprache und die neuern Sprachen überhaupt in diesem Sinne bearbeitet sein werden, wird man sehen, was man an ihnen hat, auch selbst in Bezug auf das Verständniß der alten Sprachen, und es dürften dann Manchen die Schuppen von den Augen fallen.

Jena. **Voigtmann.**

Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch, mit einer tabellarischen Uebersicht der von den neuern Englischen Orthoepisten verschieden ausgesprochenen Wörter, von Christoph Friedrich Grieb. 2 Bände. Stuttgart bei Hoffmann 1842 und 1847.

Die Beurtheilung vorstehenden Werkes mußte wegen langer Verzögerung des Erscheinens seines zweiten Theiles bis jetzt ausgesetzt werden, durfte aber auch nun bei der Wichtigkeit einer jeden literarischen Gabe solcher Tendenz und solchen Umfangs nicht länger auf sich warten lassen. Bei keiner Sprache der modernen Welt sehnt sich wohl das solcher Hülfsmittel zum Studium derselben bedürftige Publikum lebhafter nach Allem, was in diesem Fache Neues gebracht wird, als bei der Englischen, da ohne allen Zweifel sämmtliche Englische Wörterbücher, die wir haben, an allseitiger Vollkommenheit hinter denen, aus welchen wir die Kenntniß mehrerer anderer, besonders kultivirter und wissenschaftlich ausgebeuteter Europäischen Idiome schöpfen, zurückstehen. Es ist das bekanntlich nicht die Schuld mangelhafter Sachkenntniß oder minder gründlichen Arbeitsfleißes derjenigen Gelehrten, die sich unter den Engländern selbst oder andern Nationen mit der brittischen Lexikographie beschäftigt haben; denn wer wollte sich an dem Manen des vortrefflichen Johnson, durch einen solchen Vorwurf versündigen, oder die Verdienste des seinem würdig und zweckmäßig angelegten, aber nun zur Hälfte ausgeführten Unternehmen leider durch einen

frühen Tod entrissenen Hilpert, und der eines Flügel, und andrer Aehnlicher, denen sich der Verfasser dieses neuesten Erzeugnisses rühmlich anschließt, verkennen. Der Grund des Uebelstandes, der den eifrigen Liebhaber der Englischen Literatur überhaupt, selbst in Beziehung auf die älteren Produktionen dramatischer, besonders komischer Dichter, und humoristischer Romanschreiber, vollends aber, bei der Lektüre der neuesten Erzeugnisse solcher Art, der periodischen Blätter und Zeitungen so oft zur Verzweiflung bringt, liegt darin, daß die Englische Lexikographie immer nur Sache von Privatunternehmungen und der, wenn auch noch so redlichen und genialen Kraft-Anstrengung Einzelner geblieben ist, während sich in Frankreich und Italien grosartige, viele tüchtige Talente und zahlreichen Sammlerfleiß vereinigende Akademien die Schöpfung, Gestaltung, und beständig fortgesetzte Verbesserung solcher Fundgruben und Ehrendenkmale der edelsten Nationalwissenschaft zu ihrer Aufgabe machten. Bei so großer Dürftigkeit der Quellen, die jeder neue Verfasser eines Englischen Wörterbuches zu seiner Benutzung auszumitteln und zu gebrauchen vermag, muß daher ein bei weitem billigerer Maßstab der Beurtheilung angelegt werden, als irgend anderswo; und Johnson hat daher vollkommen Recht, wenn er ein Lexikon überhaupt, gewiß vornehmlich an sein eignes denkend, mit einer Uhr vergleicht, die, wenn sie auch unordentlich ginge, immer besser, als gar keine, und wenn auch noch so gut, doch beständiger, weniger oder öfter wiederholter Reparatur bedürftig sei. Das von einer Uhr entlehnte Gleichniß ist überhaupt treffend genug, und ließe sich, wenn man wollte, bis in die kleinsten Einzelheiten in einer das rechte Licht auf diesen Literaturzweig werfenden Weise durchführen. Was es an der Zeit ist, soll die Uhr richtig angeben; der getreue Abdruck und Wiederhall der gesunden, allmählig gewordenen, mannichfaltig umgewandelten, und unsre jedesmaligen Augenblicke so oder so gestaltenden Zeiterscheinung des geistigen, moralischen und sinnlichen, socialen und gewerbschaftlichen, politischen und individuellen Charakters einer Nation ist ihr Sprachschatz, und das Shakspearische, to shew the very age and body of the time, its form and pressure läßt sich auch gewissermaßen als Zweck eines Wörterbuchs betrachten. Je feiner das Getriebe einer Uhr gearbeitet ist, je besser ihr Feder- und Räderwerk zu einem wohl zusammenhängenden Organismus in einander greift, zugleich aber auch, je weniger sie durch allzukünstliches Erreichen wollen mannichfaltiger, zum Theil auf bloßem Glanz beruhender, und im Grunde außerwesentlicher Zwecke, kom-

plicirt ist, desto vollkommener ist sie, u. s. w. Dasselbe möchte vom Lexikon gelten. Auch hier muß Alles zu einem lichtvollen Zusammenwirken ineinandergefügt, und gleichmäßig geordnet, auch hier, wo besonders praktische Brauchbarkeit für das große Publikum beabsichtigt wird, leere Parade, wozu vorzüglich die weitschichtige Etymologie gehört, vermieden werden, auf alle Fälle Alles aus einem Stücke gearbeitet und Eines gleichförmigen Gusses sein. Die Sache kurz zusammen zu fassen, sind natürlich die Anforderungen, welche die Kunst sowohl als praktisches Bedürfniß, an alle Wörterbücher, und auch an das hier zu beurtheilende, zu stellen hat, die der Klarheit, und der intensiven sowohl als extensiven Vollständigkeit. Wir wollen sehen, wie diese Bedingungen eines solchen Werken zu ertheilenden Lobes von dem vorliegenden, mit welchem man im Allgemeinern sehr zufrieden sein kann, erfüllt sind. Was zuerst die etymologische Partie betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß das Mitgetheilte in den meisten Fällen seine Richtigkeit hat, aber es fehlt Gleichförmigkeit in dem Plane des Mitzutheilenden, indem zuweilen auf den nächsten Ursprung aus dieser oder jener Sprache, zuweilen aber bis auf die entlegensten Ableitungsquellen in den orientalischen Idiomen zurückgegangen wird; desgleichen vermißt man hin und wieder die vollständige Gründlichkeit der Entwicklung, da doch Niemandem mit der bloßen Notiz, daß Etwas aus dem Arabischen, Aethiopischen, Persischen u. s. w. herkommt, gelegen sein kann; so wie auch die bloße Aufnahme eines rein orientalischen Wortes ohne genauere Angabe der Bedeutung zu tadeln ist; z. B. heißt es, maranatha sei eine Jüdische Bannformel, da doch gesagt werden mußte, es sei so viel, als: „Unser Herr kommt!" (die strafende Gerechtigkeit Gottes.) Nicht ganz selten endlich sind die Derivationen erweislich falsch. So genügt es keinesweges, daß bei masquerade auf das Italienische mascherata verwiesen wird, da hier keine Entwicklung des Wortes aus der lingua Romana Rustica angenommen werden kann, sondern der Ursprung desselben offenbar außerhalb Italiens gesucht werden muß. Ohne Zweifel hat die Vermuthung derer das Rechte getroffen, die dabei an das Arabische maskera denken, welches Wort ja noch jetzt als nomen proprium einer Ortschaft im Algierischen Gebiete, Mascara, vorkommt, und eigentlich soviel als compotatio temulentorum, jede rauschende Lustbarkeit bedeuten kann. (Die Wurzel des auch hebräischen Wortes ist eins mit der des in den Griechischen Uebersetzungen des alten Testaments vorkommenden Ausdrucks

σίκερα, der von jedem berauschenden Getränke gebraucht wird.) Daß dergleichen Orgien später mit Verbergung des Gesichts begangen wurden, gab nachher die Veranlassung, die Larve selbst maschera zu nennen, welches die Französische Sprache dann in masque verkürzte. Eben so unvollständig ist die Etymologisirung von Admiral gerathen. Es steht da nur, im Französischen heiße es, amiral, und komme vom Arabischen amara her, welches letztere nicht einmal wahr ist. Das Französische wie das Englische, das Spanische almirante, wie das Italienische Ammiraglio, Alles ist nemlich nur verschiedentliche Umwandlung des Arabischen Seefeldherrntitels (Emir el mai) oder Fürst des Wassers. Die Anführung der Angelsächsischen Form für buy, kaufen, ist auch bei der im Ganzen des Lexikons herrschenden Tendenz, aus Semitischen Tiefen zu schöpfen, so viel als Nichts, und es ist auffallend, daß in den vom Verfasser benutzten Quellen, die stark genug in die Augen springende Vergleichung des Arabischen báa (Fut. jabi), bald emit, bald vendidit, übergangen worden ist. Dahin gehört auch die Abfertigung von magazine mit dem Französischen magazin; eher konnte noch magazen aus dem Spanischen als den Arabischen Ursprung am Nächsten andeutend, verglichen werden. In letzterer Sprache ist machsan = apotheca, horreum. Bei m a r a u d steht, es komme aus dem Aethiopischen, marada, ohne, daß beigefügt wäre, was es da bedeute. Allein warum nicht das näher zu habende, sehr bekannte Arabische Wort maradha, aeger fuit, verglichen? Die wegen Krankheit oder Ermattung zurückbleibenden Soldaten werden, wieder genesen, Nachzügler und was man jetzt Marodeurs nennt. Bei tare und tarif ist geradezu gesagt, daß es Französische Wörter wären, und die auch hier ganz entschiedene Ableitungsfähigkeit aus dem Arabischen ist ganz vergessen. Ersteres ist dasselbe mit taur, von dem praeterito, tara, circumdedit, involvit, id quod circumstat rem, also die Verpackung der Waare, und dann der danach zu berechnende Abzug von ihrem Werthe an sich. Letzteres ist ganz unverändert Arabisch tarif, notificatio, von arafa cognovit. Bei halo, wo übrigens die so häufige figürliche Bedeutung, Nimbus, Glorie, vergessen ist, findet sich das Arabische kaulon als Etymon erwähnt, nicht ganz genau, da corona circa lunam, hala (ton) heißt. Zu den ganz falschen Angaben gehört, daß chouse, betrügen, prellen, von dem Arabischen gasa stamme. Das Wort hat aber eine solche Bedeutung nie; soll es Arabisch sein, so kann nur gascha, decepit, verglichen werden. Dasselbe gilt von

der Ableitung von beat vom Arabischen kabata, was schon wegen Verschwindens der ersten Wurzelsylbe unstatthaft ist, und vollends deswegen nicht zutrifft, weil es kein so lautendes Wort mit solcher Bedeutung im Arabischen Sprachschatze giebt. Ohnehin kann man bei einer sprachlichen Völkerwanderung immer auf ganz allgemein gebräuchliche Ausdrücke recuriren, und schlagen heißt gemeinhin nur dharaba. Es ist nicht abzusehen, warum nicht das lateinische batuere, das ja dieselbe Bedeutung hat, und wahrscheinlich uralt, von den Schriftstellern des 2ten Jahrhunderts, die, wie Apulejus, nach Archaismen haschten, nur wieder hervorgesucht ist, als genügender Ursprung betrachtet werden soll. Letzteres ist hier ganz übergangen. Verkehrt ist übrigens level von dem Lat. levo abgeleitet, da es ursprünglich wagrecht heißt, und offenbar auf libella, als Verkleinerungswort von libra, zurückzuführen ist. Daß scandal aus dem Lat. scandalum zunächst gemacht ist, versteht sich von selbst, wirft aber kein Licht auf die Bedeutung; sollte die sonst ganz müßige Bemerkung einen Sinn und Zweck haben, so war das Griechische σκάνδαλον, und das Verbum, das ihm zu Grunde liegt, σκάζειν, cespitare, pedem offendere, zu vergleichen, und da es hauptsächlich in den biblischen Schriften als Uebersetzung des Hebräischen Maqschelah vorkommt, auch dieses (gleichfalls so viel als cespiattio) hinzuzufügen. Genau genommen kommt daher auch nichts dabei heraus, bei Büffon u. s. w. auf das Französische und Italienische zu verweisen. Aufgeklärt wird die Sache nur durch die von der neuesten Philologie gemachte Entdeckung, daß dabei das lat. bufo zu Grunde liege, mit welchem von einer dickaufgeblasenen Kröte entlehnten Worte man in den Altitalienischen Possenspielen die lustige Person oder den Bajazzo bezeichnete, der aufgeblasene Backen haben mußte, um von den Mitspielenden, Ohrfeigen darauf zu empfangen. Eine ähnliche Bewandniß hatte es bekanntlich mit den calvulis oder calvillis, denen Kahlköpfigkeit als Zielscheibe des Witzes diente, daher cavillari, statt calvillari, was hier, wo des Lateinischen bei cavil erwähnt ist, auch hätte bemerkt werden sollen. Bei dragoman und bei targum ist anzudeuten versäumt, daß beide Wörter desselben Semitischen Ursprungs sind. Bei Zenith steht auch nur, es sei Arabisch. Allein es ist nur eine Verdrehung des arabischen Kunstausdrucks ssemtórrâs, Pfad des Hauptes, oder Scheitelpunkt. Sollte einmal in allen Dingen die Abolla der ausgebreiteten Linguistik umgeschlagen werden, so mußte auch zu am das klar vor Augen liegende Persische

eben so lautende Präsens des verbi substantivi angegeben werden, da ja doch bei brother, daughter u. s. w. richtig auf diese Sprache zurückgegangen ist. Dagegen ist nicht von Nöthen, wie hier geschehen ist, das bekannte Burnus aus dem Persischen oder gar Syrischen herzuholen, da das Spanische Alborroz geradezu auf das Arabische hinweiset, und burnus, also ganz dasselbe Wort, in jedem Arabischen Lexikon durch sagum cucullatum erklärt wird. In Einem Falle fand Ref. die Derivation aus dem Englischen Nationalgebiete selbst mangelhaft. Es wird hier nämlich zur Erklärung von worsted, wollen, nur als muthmaßlich hingeworfen, daß es von dem gleich klingenden Namen eines Ortes abzuleiten sein möchte. Es ist aber ohne allen Zweifel von der zuerst durch ihre Strumpfwebereien u. s. w. berühmt gewordenen Stadt Worcester entlehnt, deren Aussprache im gemeinen Leben auf ähnliche Weise verschliffen wird, wie Birmingham, was bekanntlich häufig genug Brummagem lautet, weswegen man z. B. in jenem Falle ganz analog Brummagem sixpence, ein Sechsstüberstück von Prinzmetall, sagt, welches letztere hier auch eigentlich nicht fehlen durfte.

Wenden wir uns von dieser bei einem vorzüglich für den praktischen Gebrauch berechneten Wörterbuche ziemlich außerwesentlichen und mehr als eine Art von literarischem Luxus zu betrachtenden Partie zunächst zu dem höchst wichtigen Requisite der Klarheit und Deutlichkeit, und der alle Begriffsverwirrung und alles Fehlgreifen in den Bedeutungen ausschließenden, das Sinnverwandte besonders sorgfältig scheidenden Bestimmtheit in der Exposition, so ist hier ein gewissenhaftes und im Ganzen wohl gelungenes Streben nach irgend erzielbarer Vollkommenheit rühmlich anzuerkennen, und, was die Geltung der Ausdrücke und Redensarten für specielle Eigenheiten des Styls und Sprachgebrauches, wie der verschiedenen Perioden der Literatur betrifft, lobend hervorzuheben, daß durch Beifügung vorher angegebener und erklärter Abkürzungszeichen dafür gesorgt ist, das Erhabene vom Gemeinen, das Veraltete vom Gebräuchlichen, das Eigentliche vom Figürlichen, das Dichterische vom Prosaischen, das Komische vom Ernsten u. s. w. gehörig zu unterscheiden. Nur einiges Wenige, jedoch nicht Unerhebliche, muß man hier nachgebessert wünschen. So ist z. B. Synalepha und Synaeresis, beides, als eine Zusammenziehung zweier Vokale oder Sylben (?) in Einen Laut erklärt, ohne den Unterschied zu berühren, der dazwischen Statt findet, ob man z. B. th'eternal, t'accept, oder question, special und dergleichen aus-

zusprechen hat. Verfehlt ist auch die Definition von zeugma, „das Mitverstehen eines ausgelassenen aber schon früher vorgekommenen Wortes" da es vielmehr „die Ausdehnung eines eigentlich nur auf Ein Satzglied bezüglichen Zeitworts mit erweiteter oder in Etwas modificirter Bedeutung auf ein anderes" heißen sollte. Es ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser größtentheils auf Synonymik pflichtmäßige Rücksicht genommen, und dadurch besonders dem Deutsch-Englischen Theile einen vorzüglichen Werth gegeben hat. Nur würde es in manchen Fällen zweckdienlicher gewesen sein, sich nicht bloß auf eine Darlegung der Unterschiede vermittelst Aufzählung concreter Mannichfaltigkeit zu beschränken, sondern vorher auch die Begriffsnuancirung in allgemeinerer Abstraction anzudeuten! So hätte z. B. im Deutsch-Englischen Theile unter dem Worte „Werden," eine Zerspaltung des darin liegenden Sinnes nach seinen überhaupt denkbaren Beziehungen voraufgeschickt werden sollen, damit man die Vorstellungen eines zufälligen Entstehens gewisser Zustände und Eigenschaften, von denen einer planmäßig bestimmten, innerlich oder äußerlich bedingten, allmählig sich entwickelnden oder fortschreitenden, im Erfolge der Erfahrung herbeigeführten, ins Unerwartete und Entgegengesetzte Umschlagenden, aus momentanen physischen oder moralischen Ursachen erzeugten u. s. w. genau sondern, und sich daher nicht so leicht im Gebrauche der Zeitwörter, to become, to be made, to grow, to prove, to turn, to wax oder to change u. dergl. m. vergreifen könnte. Letztere beiden Bezeichnungen, z. B. „it waxed hot," und „he changed white and red," sind hier ganz übergangen. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit „Lassen," unter welcher Rubrik sich auch die unklare Stelle findet: „he ordered or suffered the money to be paid to me," da hier die gebrauchten Zeitwörter ja so ganz verschiedene Bedeutung haben. Auch durfte in diesem Artikel nicht unerwähnt bleiben, daß sich essen lassen, sich anfühlen lassen u. dgl. nur durch to feel, to eat u. s. w. allein gegeben werden kann. Nicht minder vermißt man die distinctiven Definitionen der Adjective great, tall, large, und big, da es sich doch wohl hätte durchführen lassen, daß great mehr im allgemeinen numerischen und figürlichen Sinn, tall von der Dimension der Höhe, large von der der Länge und Breite oder von der Ausdehnung überhaupt, und big von der Ausdehnung nach allen Dimensionen zusammen gesagt werde. Ein Haupterforderniß der Nutzbarkeit eines Lexikons, Genauigkeit in der Angabe derjenigen Verhältnißwörter, wodurch die mancherlei Bezie-

hungen der Verben auf ihre Objekte vermittelt werden, findet sich hier ebenfalls im Allgemeinen sehr wohl berücksichtigt, wenn auch hie und da Etwas nachzutragen sein möchte, z. B. to turn one's nose at one, die Nase über Einen rümpfen. To live upon, nicht bloß, wie hier angegeben, „sich von Etwas nähren," sondern auch „auf Jemandes Unkosten leben." To have a knack of doing something, die Marotte haben, Etwas zu thun, war auch zuzufügen, obgleich t. h. a. k. at doing--, „eine Geschicklichkeit worin besitzen", erwähnt ist. (To sweetheart of a woman, einem Frauenzimmer die Cour machen, und to lunch upon, Etwas zum Frühstücke nehmen, fehlt ganz.) Dahin gehören auch Redensarten wie what shall I want with, . . . was soll ich mit — anfangen, oder it is oder was all along with one oder of one, es ist Einer allein daran Schuld, welche Rectionen, jetzt in ganz gewöhnliche Conversation aufgenommen, von der Lexikographie noch überhaupt nicht in ihren Bereich gezogen zu sein scheinen. Unter „to forget," und „to recollect" fehlen zwei wichtige, die Präcision des syntaktischen Gebrauchs betreffende Bemerkungen, daß nämlich stehend I forget" statt I have forgot, und gewöhnlich „I recollect reading" statt „I r. having read" gesagt wird.

Sehr reichhaltig ist das Werk an Mittheilungen sprichwörtlicher Redensarten, doch auch hier eine Nachlese wünschenswerth; z. B. his own withers were not unwrung, er war in gleicher Verdammniß, oder: er hatte ein zerbrochenes Schwerdt; to be on one's high ropes, sich auf's hohe Pferd gesetzt haben; time and tide waits for no man, wer zuerst kommt, mahlt erst; he knows not where his sore lies, er weiß nicht, wo ihn der Schuh drückt. Zuweilen sind die ursprünglichen Veranlassungen oder bildlichen Beziehungen, die dem Proverbiellen zu Grunde liegen, anzugeben versäumt, z. B. to be brought to the halberds für „durchgeprügelt werden," wobei zu erwähnen war, daß der Ausdruck von der Anbindung der auszupeitschenden Soldaten in ein von Unteroffizierspießen gebildetes Dreieck entlehnt sei, oder „my cake is dough," für „my undertaking has never come to maturity," wo hinzugefügt werden mußte, daß dough, Teig, hier adjectivisch für ungahr gebraucht worden ist. Ein ähnlicher Mangel an Präcision fällt im Deutschen Theile unter dem Worte: „Topfgucker" auf, welches hier durch prying fellow übertragen ist, wodurch aber der Engländer irre geleitet werden muß. Zwar steht auch cotquean dabei; wer kann aber wissen, daß dies gerade das Rechte für die

bei uns gewöhnlichste Bedeutung von einem sich um weibliche Haushaltungsangelegenheiten mit ungebührlicher Genauigkeit bekümmernden Ehemanne ist? Schlägt man, um seiner Sache gewiß zu werden, dies letztere Wort im Englischen Theile auf, so wird Einem der Zweifel auch nicht gelöset, da nur überhaupt Shakspeare, nicht aber dessen Romeo und Julie citirt ist, wo sich eben diese Bedeutung findet. Auch ist es falsch, wenn hier gesagt wird, cot als Verbum könne auch cote geschrieben werden. Denn cot ist nur eine Abbreviatur von cotquean, und es ist hier, wie so oft, das Substantiv zugleich verbum neutrum geworden.

Was nun überhaupt die extensive und intensive Vollständigkeit der gesammten Wörtermasse und Phraseologie anbelangt, so ist der Fleiß, womit der ganze Sprachschatz aus den Gebieten der neuesten Wissenschaft und Kunst, der Industrie und Gewerbthätigkeit, ganz vorzüglich aber auch des gemeinen Lebens und des bunten Treibens der Welt zusammengetragen ist, dankbar zu ehren. Die Menge des zu Ergänzenden wächst aber von Tage zu Tage so gewaltig an, daß jenes Lob nur ein relatives sein, und ein stets zu wiederholender Nachtrag von allen Seiten her dem Verfasser, wenn er, wie zu wünschen ist, durch weite Verbreitung seines Werkes veranlaßt, künftig eine Verbesserung desselben beabsichtigt, nur willkommen sein kann. Ref. erlaubt sich daher, zu diesem Behufe eine Anzahl erweiternder und hin und wieder berichtigender Bemerkungen anheimzugeben.

Gänzlich fehlen: caravan, Menagerie, catherina wheel, Feuerrad, donkey, Esel, smock frock, Bluse oder Kittel, (im Englischen Theile ist es durch gabardine oder Regenmantel erklärt, im Deutschen übergangen) kettleholder, ein oft schön gestickter Wulst, den Griff des Theekessels anzufassen, buhl-cabinet, broncirter Toilettenschrank, von dem Erfinder, vermuthlich einem Deutschen, Namens Buhl, angeblich so benannt, high-lows, kniehohe Stiefel, shorts, kurze Beinkleider, unwhisperables = innexpressibles, Beinkleider in komischer Affektation, devil in a bush, Schwarzkümmel, London pride, Saxifraga oder Steinbruch, Bachelor's Button, Kornblume, sheet-lightening, Wetterleuchten, (es findet sich dafür gegen den eigentlichen Sprachgebrauch bloß lightening), paper-stainer, Papierfärber, sanders blue, welches mit dem richtig angeführten verditer, oder Erdgrün (eigentlich eine blaue Farbe) einerlei ist, aber deswegen erwähnt zu werden verdiente, damit man es nicht mit einer Art von Sandelholz, sanders, verwechseln kann.

Hob or nob? mit welcher Frage man einander sonst in Gesellschaft, ein Glas Wein zusammenzutrinken, aufzufordern pflegte. Unter der Königin Elisabeth nämlich, heißt es bei Englischen Sprachforschern, hatte man sehr große Kamine, und an jeder Ecke des Rosts befand sich ein kleiner Vorsprung, hob genannt, und hinter demselben ein Sitz. Im Winter stellte man das Bier auf diesen Vorsprung, um es zu wärmen, und das kalte wurde auf einen kleinen Tisch gestellt, der nob geheißen haben soll. Daher bedeutete die Frage eigentlich, ob man warmes oder kaltes Bier zu haben wünschte? trystingplace, Rendezvous; mediaeval, mittelalterlich, lionhunting, herumlaufen, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen.

In Hinsicht unvollständiger Ausführung wirklich vorhandener Artikel ist Ref. Folgendes bei rhapsodischer und desultorischer Durchsicht eingefallen: bride ist nicht bloß Braut, sondern auch jüngst vermählte Frau; against ist nicht bloß Präposition, sondern auch Conjunktion, „gegen die Zeit, daß;" Christian heißt oft nur Mensch im Gegensatze gegen das Thier; corduroy, Kalmank (die hier gegebene Erklärung, eine Art dicken, gerippten Baumwollenzeuges, ist zu unbestimmt); fustian, jetzt ganz gewöhnlich für Plüsch, (welches hier nur durch fustian-ape gegeben ist), ought gewöhnlicher Ausdruck für „Null" beim Rechnen, gerade so wie jamais und personne; schwarz auf weiß, besser in black and white, als, wie hier, under b. a. w.; presence, = reality, die Wirklichkeit, etwas Wirkliches; to exhaust, Thiere unter einer Luftpumpe sterben lassen; mute, Leichendiener im Begräbnißgefolge; (unter stummem Diener, was hier zu finden, denkt man sich etwas ganz Andres), appertiren, vom Hunde, heißt to fetch and carry, nicht letzteres allein; das Commando „slope arms," ist nicht: „senkt das Gewehr," sondern „Gewehr über;" (carry arms, Gewehr auf Schulter, und order arms, Gewehr beim Fuß, ist vergessen.) To chaperon heißt freilich „ein junges Frauenzimmer in eine öffentliche Gesellschaft begleiten," gilt aber nur von einer Matrone, die als eine Art freiwilliger Duenna diesen Dienst leistet, und eben chaperon heißt; „to motion, wirken, ist ausgelassen; to crib, (from a book), „Etwas aus einem andern Schriftsteller zur Benutzung bei eigenen Compositionen entlehnen;" desgleichen, so auch to leave a card, eine Karte irgendwo abgeben. Ferner: to check, Schach bieten, to draw the game, das Spiel remis machen; to queen a pawn, einen Bauer zur Königin machen; gaiter'd, pigtail'd, in Kamaschen, bezopft (die Substantive sind richtig aufgeführt;) to

cut one's teeth Zähne bekommen, (the teeth cut, die Zähne brechen durch, ist angegeben;) to put the clock on, die Uhr vorstellen; lobe, Flügel (der Lunge, Leber) truckshop, Laden eines Fabrikherren, wo die von den Arbeitern statt baaren Geldes empfangenen Zettel (tummy genannt) gegen Waaren umgetauscht werden. Die Abgabebehörde oder Adresse auf Briefen drückt man jetzt nicht mehr durch to the care of Msr. NN., sondern bloß durch durch care — aus; durch gütige Besorgung Jemandes ist „favoured by . . . .;“ unter mit fehlt die Bemerkung, daß es häufig durch and zu geben ist, z. B. coach and pair, coach and six, ein Wagen mit zwei, mit sechs Pferden u. s. w. Governor jetzt ein sehr gewöhnlicher Ausdruck in familiärem Tone für „Vater,“ wie bei uns etwa „Alter;“ rumble, Bedientensitz hinter dem Wagen, Schoßkelle; to come out, von jungen Damen höhern Standes gebraucht, den Zeitpunkt zu bezeichnen, wenn sie, aus der Aufsicht der Erzieherin entlassen, mit den Eltern an der allgemeinen Societät und allen öffentlichen Vergnügungen Theil nehmen dürfen. I am dull, ich habe Langeweile; a man's mouth falls like a trap, er macht ein langes Gesicht; im Deutsch-Englischen Theile fehlt unter „Körper,“ das in mathematischem Sinne allein zulässige solid, so wie bei Stereometrie, das Technische solid geometry; desgleichen für Fläche als Kunstausdruck, plane; lot wird von jeder beliebigen Menge oder Quantität gebraucht; to wander ist nicht „faseln,“ sondern vielmehr „fantasieren,“ als Krankheitssymptom; troop ist eine Compagnie Reiterei, und to get a troop so viel als „Rittmeister werden“; to drop a thing, nicht bloß, Etwas fallen lassen, sondern auch „von Etwas ablassen, nicht daran fassen, davon bleiben.“

Nicht recht abzusehen ist es, welch ein Zweck dem Verfasser bei der Aufnahme einer Anzahl Schottischer Wörter in den Englisch-Deutschen Theil vorgeschwebt haben mag. Er selbst hat sich im Vorberichte durchaus nicht darüber geäußert, und es kann ihm daher nicht zum Vorwurfe gemacht werden, wenn vielleicht der Eine oder Andere, durch die Entdeckung solcher Fremdlinge in dem Werke veranlaßt, auf den Gedanken gekommen sein sollte, hier ein Englisches und Schottisches Lexikon zugleich vor sich zu haben, was denn freilich zu sehr unangenehmen Täuschungen führen würde. Die Schottische, unter das Englische verstreuete Nomenclatur ist nämlich von ganz unerheblichem Belange, und man braucht nur ein Paar Seiten eines speciell Schottischen Wörterbuches zu vergleichen, um

sich zu überzeugen, daß hier das Meiste geradezu fehlt. Dieser Uebelstand ist sehr zu bedauern, weil er ein Vorurtheil gegen das sonst sehr empfehlenswerthe Buch erwecken kann. Indessen muß man es so ansehen, als ob das beigefügte Schottische nur zur Nothhülfe bei der Lektüre solcher Englischer Schriftsteller, die häufig Schotten in ihrem Nationalidiome redend einführen, wie z. B. Walter Scotts, nicht aber zum eigentlichen Studium der Sprache selbst in ihrem ganzen Umfange und ihren Scribenten, der Dichter namentlich, habe dienen sollen; worüber man freilich erst dann wird urtheilen können, wenn man wirklich eine Partie Walter Scottscher Romane in Beziehung auf die darin enthaltenen Schottischen Stellen mit dem, was hier geliefert worden ist, verglichen haben wird. Wenn bei künftiger Erweiterung der Schottischen Ingredienzien etwa die Besorgniß, das Werk dadurch zu sehr anzuschwellen, hemmend in den Weg treten sollte, so würde sich die erforderliche Raumersparniß von einer andern Seite leicht gewinnen lassen, wenn einmal alle unnöthigen, und sich von selbst verstehenden etymologischen Nachweisungen wegfielen, und dann die in großer Menge vorhandenen, ganz überflüssigen Angaben desjenigen Realgebietes, in welches ein Wort einschlägt, auf die wenigen Fälle beschränkt würden, wo ohne dieselben eine falsche Auffassung des vieldeutigen Ausdrucks zu befürchten sein würde. Wozu in aller Welt soll es auch nützen, daß bei Schellfisch, Ichthyologie, bei Regenwurm, Helminthologie, bei Fasan, Ornithologie u. s. w. steht! — Ungeachtet aller dieser, im Interesse der eigenen guten Sache des Werkes selbst nicht wohl zu unterdrückenden Ausstellungen wird es sich bei seinen gediegenen Vorzügen doch, je länger, je mehr Bahn brechen, und Ref. sieht mit Vergnügen dem Zeitpunkte entgegen, da es wesentlich vervollkomnet in erfolgreicher Nutzbarkeit fortschreiten wird.

Braunschweig. **V. F. L. Petri.**

Concordanz der poetischen National-Literatur der Deutschen, herausgegeben von Berlepsch. Erster Band, erstes Heft. Erfurt, Hennings und Hopf, 1847.

„Ich soll meinem Verleger einen Prospectus schreiben, so wie's jetzt allenthalben Ton und Bitte ist, um Käufer anzulocken und 's Werk den Leuten zuckersüß zu machen. Das kann und mag ich nicht." So beginnt der Verfasser sein Vorwort und gibt dennoch sogleich einen Prospectus, der geschickt genug angelegt ist, um sein Unternehmen der Lesewelt plausibel zu machen. Nachdem er

die „Anthologisten, Blumenleseler, Geistauszieher, Perlsucher“ in Pausch und Bogen verurtheilt und ihre Arbeiten als „wüste Compilationen, Nachdrucke ohne Plan und Ordnung, als Speculationen auf den Geldbeutel derer, die keine Original-Ausgaben kaufen können,“ charakterisirt hat, entwickelt er den Plan seiner Arbeit, die allerdings sich wesentlich von einer Chrestomathie oder Anthologie unterscheidet. Eben dieser Verschiedenheit wegen hätte sich der Verf. den Ausfall auf die Blumenlesen ersparen können, und er hätte es um so mehr thun sollen, da die Verurtheilung, so allgemein wie er sie gefaßt hat, eine durchaus ungerechte ist. Daß Chrestomathien deutscher Dichter und Prosaiker für Schulen unentbehrlich sind, bedarf kaum der Erinnerung. Allein auch für einen großen Theil der übrigen Lesewelt sind sie ein wahres Bedürfniß, indem es der Mehrzahl der Leser an Zeit und Mitteln gebricht, die unzähligen Gedichtsammlungen und Prosaschriften, die auf das Interesse eines weitern Leserkreises Anspruch haben, selbst zu lesen und anzuschaffen. Wer mit Glück die nicht leichte Aufgabe löst, aus den überreichen Schätzen deutscher Classiker eine Reihe charakteristischer Musterstücke auszuwählen und zu einem wohlgeordneten Ganzen zu verbinden, dem läßt sich sein Verdienst nicht absprechen, wenn es auch immer ein Verdienst untergeordneter Art bleibt.

Die allgemeine Idee zu seiner Arbeit gesteht der Verf. beim Guttenbergsfeste concipirt zu haben, wo er, angereizt von der weltbewegenden Erfindung des großen Deutschen, überdachte, wie die kleinen beweglichen Lettern Träger des lebendigen Geistes werden und für und wider streiten. „Ein solcher Meinungskampf der Geister,“ sagt er, „in übersichtlicher Schlachtordnung aufgestellt, — zu zeigen, wie die Herren der Literatur das, was uns als ausgemacht gemeiniglich hingestellt wird, aus sich selbst erringend in verschiedenster Weise nach ihrer subjectiven Anschauung uns überliefern — das schien mir eine Arbeit zu sein, der Mühe und des Denkens werth.“ Auf den speciellern Plan, die besondere Anlage des Werkes führte ihn die siebente Auflage von Büchner's biblischer Concordanz; er beschloß „in ähnlicher Weise die con- und discordirenden Definitionen allgemeiner und ästhetischer Begriffe, die Sentenzen und Urtheile, die Ansichten und Aussprüche unserer Classiker zu ordnen.“

Was den Nutzen des Werks betrifft, so sehen wir davon ab, daß es „eine unendliche Fundgrube von Material und Stoff für Gelegenheitsredner, Improvisatoren und Toastsprecher werden soll, ein Verlegenheitsaushelfer bei der Motto-Manie unserer Zeit für Schriftsteller, Redakteure u. s. w., ein General-Sentenzen-Lexikon für alle Stammbuchblätter schreibende Jünglinge und Jungfrauen, ein Handbuch überhaupt, um gelehrt und belesen zu scheinen;“ wir halten uns hier ausschließlich an die Anwendung, die von dem Buche beim Unterrichte gemacht werden kann, und bekennen gern, daß es für die Schulwelt eine sehr beachtenswerthe und willkommene Erscheinung ist.

Um dieses zu erläutern, müssen wir vorab dem Leser die Einrichtung des Werkes etwas näher angeben. In alphabetischer Ordnung führt es eine Reihe von Wörtern auf (im vorliegenden Hefte: Abbild, Abend, Abenteuer, Aber, Aberglaube, Abfall, Abglanz, Abgeschiedener, Abgeschiedenheit, Abhärtung, Ablaß, Abschied, Abschlagen, Absicht, Absolut, Absolutismus, Absonderung, Abstammung, Abstimmung, Aburtheilen, Abwechslung, Accise, Achselträger, Acht, Achtung, Achtsamkeit, Acker, Ackerbau, Adel, u. s. w. bis Bewährung), und gruppirt nun unter jedes derselben eine Anzahl prägnanter Aussprüche von Dichtern und Pro-

leisten. Beiläufig sei hier bemerkt, daß der Titel: Concordanz der poetischen National-Literatur" nicht ganz angemessen ist, da auch aus Prosaschriften, die Niemand zur poetischen Literatur zählen wird, wie Lichtenberg's moralischen Bemerkungen (S. 8.) Sentenzen ausgehoben sind. Im Allgemeinen sind die verschiedenen Aussprüche, die unter einem Worte stehen, wohl geordnet manchmal sogar nach einem logischen Schema disponirt. So wird z. B. der Aberglaube a. nach seinem Ursprung und Wesen, b. im Gegensatz zum Unglauben, c. in besondern Beziehungen betrachtet. Hier und da treffen wir aber auch unter einem Worte nur Eine Sentenz, was sich in einer Concordanz nicht recht schicken will.

Hieraus würden die Lehrer des Deutschen in höhern Classen sogleich erkennen, welchen Gewinn sie aus dem Buche für die Stylübungen der Schüler ziehen können. Gilt es z. B. die Ausarbeitung eines Aufsatzes über Aberglauben, Arbeitsamkeit, Aufopferung für's Vaterland u. s. w., so bietet die Concordanz zu jedem Thema gerade das, was für den Schüler wünschenswerth ist, eine Reihe von Stellen aus den Classikern, die den Gegenstand von seinen verschiedenen Seiten, wenn auch nur flüchtig, beleuchten. Diese müssen offenbar in doppelter Beziehung anregend wirken, anregend durch ihren Inhalt, indem sie auf Gedanken führen, anregend durch ihre Form, indem diese dem Schüler die triviale Ausdrucksart, die sich ihm zuerst für seine Gedanken aufzubringen pflegt, unschmackhaft macht. Auch bei der deutschen Schullectüre kann das Buch förderlich sein, bei der Lectüre der Dichter durch Hinweisung auf eine oder mehrere Parallelstellen, die zu einer interessanten und belehrenden Vergleichung der verschiedenen Darstellungsweisen Anlaß bieten, bei der Lectüre von Abhandlungen dadurch, daß es die convergirenden und divigirenden Ansichten tüchtiger Denker neben einander stellt und so den Schüler auf einen freien Standpunkt der Beurtheilung hebt.

Diese Vortheile wird das Werk freilich nur dann gewähren, wenn es auf eine würdige Weise zum Ziele hinausgeführt wird. Die vorliegende Probe zeugt von einer ausgebreiteten Belesenheit des Verfassers, und läßt im Ganzen schon etwas Gutes hoffen, wenn gleich hier und da ein Artikel nicht ganz befriedigt. Es wird nicht leicht ein Wohlbelesener die Schrift durchgehen, dem nicht zu diesem und jenem Artikel eine Stelle aus einem Classiker einfällt, die der Verf. übersehen hat. Wir wollen dem Verf. daraus keinen Vorwurf ableiten; aber, wenn wir unsere ganze Meinung über ein solches Unternehmen sagen sollen, so ist es die, daß es nicht zur Aufgabe eines Einzelnen, sondern eines Vereins von recht zahlreichen Mitgliedern hätte gemacht werden sollen. Erlebt die Schrift, was wir wünschen und hoffen, eine Reihe von Auflagen, so kann auch der Verf. auf eigene Hand noch Vieles dafür thun, und wird es auch, nach der Begeisterung zu urtheilen, womit er das Werk unternommen, an fortgesetztem Nachbessern nicht fehlen lassen.

C. H. C.

Ausgewählte französische Theaterstücke, zum Schulgebrauch bearbeitet und mit erläuternden Anmerkungen versehen, von Dr. Emil Otto, Lehrer der höhern Bürgerschule zu Mannheim. Karlsruhe C. Macklot, 1847.

Der Verf. ward zur Herausgabe dieser Schrift durch den richtigen Gedanken angeregt, daß französische Chrestomathien für die obersten Classen höherer

Lehranstalten nicht ausreichen, daß den reifern Schülern nicht mehr mit Bruchstücken gedient ist, und sowohl der höhere Grad ihrer Kenntnisse, als der größern Ausbildung ihres Urtheils und ihrer Fassungskraft die Lectüre ganzer Stücke wünschenswerth mache. Wenn er aber nun weiter die Ansicht ausspricht, daß historische Schriften, so gut sie sich übrigens für den Unterricht auf dieser Stufe eignen, doch in der Regel zu umfassend seien und nicht hinreichende Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit des Ausdrucks gewähren, um zur Schullectüre empfohlen werden zu können; so ist dies Urtheil wohl dahin zu modificiren, daß man sich auf die Lectüre historischer Schriften nicht zu beschränken habe, daß sie mit der Lectüre anderer, namentlich dramatischer Werke wechseln, oder ihr zur Seite gehen müsse. Ohne Zweifel haben die Dramen, wie der Verfasser sagt, den Vorzug, daß sie für das Französischsprechen das reichste Material und die reinste Form an die Hand geben; allein dafür sind die historischen Schriften geeignetere Vorbilder für die freien schriftlichen Arbeiten der Schüler; und keine von beiden Rücksichten wird die Schule außer Acht lassen dürfen.

Referent fühlt sich gedrungen noch eine allgemeinere Bemerkung vorauszuschicken, ehe er sein Urtheil über die vorliegende Schrift abgibt. Lehranstalten, deren Hauptstreben dahin geht, ihren Zöglingen Gewandtheit im Gebrauch der Sprache zu verschaffen, werden offenbar, wenn es sich um die Auswahl eines Dramas zur Lectüre handelt, prosaischen, in leichtem und gefälligem Conversationston gehaltenen Lust- und Schauspielen den Vorzug geben; sie werden Molière und gleichzeitige Schriftsteller den Lustspieldichtern der jüngsten Zeit nachsetzen, welche die neueste französische Sprache reden. Gymnasien und höhere Bürgerschulen werden sich aber nicht zu jenen Lehranstalten zählen. Sie dürfen gewiß nicht bei dem Unterricht im Französischen, und bei ihm vielleicht am allerwenigsten, den praktischen Gesichtspunkt ganz außer Augen lassen; allein das Französische ist ihnen doch, wie jeder Unterrichtsgegenstand, vorzugsweise ein Mittel höherer Geistesbildung, das Studium des Französischen ist ihnen, wie das der übrigen Sprachen, Humanitätsstudium; und so muß für sie auch die literarhistorische Seite eine ganz andere Bedeutung haben, als für Unterrichtsanstalten, die lediglich auf utilitärische Zwecke ausgehen. Racine, Molière und die übrigen Hauptrepräsentanten der französischen classischen Literatur dürfen demnach selbst auf die Gefahr, daß aus ihrer Lectüre für die Erlernung der modernsten französischen Conversationssprache wenig Gewinn resultiren sollte, aus unsern Gymnasien und Realschulen nicht ganz verbannt werden.

Daneben aber gebietet die Rücksicht auf die Fertigkeit im mündlichen Gebrauch des Französischen, ein und das andere neuere Theaterstück, worin die conversatorischen Elemente vorherrschen, mit den Schülern zu lesen, und durch Memoriren, Rückübersetzen und dergleichen Uebungen ihnen recht eigen zu machen; und so verdient der Herausgeber und Bearbeiter der vorliegenden Sammlung um so mehr unsern Dank, je mehr sich gewöhnlich die Lehrer bei der Auswahl unter den neuern dramatischen Erzeugnissen der französischen Literatur in Verlegenheit fühlen. Sehr richtig bemerkt der Herausgeber, daß die meisten derselben wegen zu starker erotischer Partien für die Schüler unbrauchbar seien; manchmal seien es nur wenige Worte und Ausdrücke, die ein Stück von der Schule ausschließen. Um diesen Uebelständen abzuhelfen, hat er im vorliegenden Bändchen drei durch ihren Inhalt ansprechende Stücke, den Monsieur Musard von Picard, L'Abbé de l'Epée von Bouilly, und L'Humoriste von Leclercq in solcher Weise zu be-

arbeiten, daß einmal alles Anstößige daraus entfernt und zweitens die Lectüre durch Erklärung von Wörtern und Redensarten erleichtert wurde. Beifallswürdig ist die Anordnung, daß die Erklärungen nicht unter dem Text, sondern am Ende des Buches gegeben sind; den Schülern wird dadurch die Präparation erleichtert, ohne daß ihnen bei der Schullectüre selbst eine Eselsbrücke geboten wird. Wir hoffen, daß der Herausgeber durch beifällige Aufnahme des ersten Bändchens ermuntert werden wird, noch ein zweites von ähnlichem Umfange, zu größerer Auswahl, folgen zu lassen.

X.

Zur Erinnerung an Fr. L. W. Meyer, den Biographen Schröders. Lebensskizze nebst Briefen von Bürger, Forster, Göckingk, Gotter, Herder, Heyne, Schröder u. A. 2 Theile. Braunschweig 1847.

Das vorliegende Werk verdient eine Besprechung in d. Bl., sowohl des Mannes wegen, dessen Manen es geweiht ist, insofern seine Biographie Schröders, des größten deutschen Mimen, dem die Ausbildung des Drama in Deutschland so sehr viel zu verdanken hat, ein so anerkannt tüchtiges Werk ist, daß es in allen großen literarhistorischen Werken erwähnt wird, als auch wegen des Briefwechsels mit vielen in der Literaturgeschichte hochgefeierten Namen. Der Herausgeber hat sich nicht genannt, wir erfahren nur, daß er ein Freund Meyers war; seiner Gesinnung für den Freund muß man es zu gute halten, daß das Werk zu weit angelegt, der Briefwechsel nicht genug gesichtet ist, Vieles hat nur für den nächsten Freundeskreis Interesse. Wir wollen hier nur das hervorheben, was vom literargeschichtlichen Standpunkt für uns Werth hat, dabei jedoch den Gang des Buches festhalten.

Vorangeschickt ist der Lebensabriß Meyers, der dann durch den meist chronologisch geordneten Briefwechsel vervollständigt wird. — Fr. Ludw. Wilhelm Meyer war geboren 1759 in Hamburg, studirte in Göttingen, war dann Auditor in Stade, 1785—89 Lehrer der englischen Prinzen und Bibliothekar in Göttingen, machte darauf große Reisen in England und Deutschland, kaufte später das Gut Bramstedt in Holstein, wo er die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, einen Theil jedes Jahres in Hamburg verlebend, und starb 1840. In der Literatur hat er sich durch mehrere kleinere Arbeiten, besonders Gedichte, namentlich aber durch seine Biographie Schröders bekannt gemacht. Daß er ein vielseitig gebildeter Mann war, dabei von edlem Charakter und unabhängiger Gesinnung, erhellt aus dem nahen Verhältniß, in dem er zu den geistreichsten Männern in Deutschland, so wie in England, z. B. zu Burke, Fox, Sheridan, Adam, Smith stand, und der hohen Achtung, welche ihm die hervorragendsten Zeitgenossen zollen.

Die Briefe sind durch genauere Nachrichten über seine Lebensumstände mit einander verbunden. Anziehend ist zunächst seine Audienz bei Friedrich d. Gr., zu dem er beschieden war, um seine Tauglichkeit für eine Stelle, angeblich als Privatsecretair, zu prüfen. M. trat entschieden zurück und machte darauf Reisen nach Danzig und Wien, wo sich die Bekanntschaft mit Schröder anknüpfte. Zu dieser Zeit verlor er den größten Theil seines väterlichen Vermögens. Hier beginnt zuerst eine Correspondenz mit dem Freiherrn v. d. Horst auf Halden, einstigem Minister Friedrichs d. Gr., dem er einen hier mitgetheilten ausführlichen

Bericht über den Hof Josephs II. erstattete. Von Halden ging er nach Gotha zu Gotter, dann nach Stade. Der hier folgende Briefwechsel mit der Frau des Amtmanns Hofmeister in Agathenburg (Thl. I. S. 101—118) bietet nichts Bemerkenswerthes. Wichtiger sind die Briefe Gotters (vgl. dessen Charakteristik bei Gervinus V. S. 532. fgg.) aus Gotha, aus den Jahren 1778, 1779, 1783 bis 86. Sie enthalten sowohl eine gelungene Schilderung des Gothaischen Hoflebens, als manche Notizen über das Theater, Gotters Steckenpferd, Opern, in denen die Mara hervortritt, über Iffland, Schlichtegroll, Wachler, v. Halem, v. Einsiedel; es sei hier namentlich der begeisterten Worte Gotters über Iffland's „Verbrechen aus Ehrsucht" (S. 142.) gedacht. — Einem Briefe von Bertram, dem Herausgeber der Berliner Theaterzeitung, von 1783, folgen Briefe von Göckingk aus Ellrich (S. 149—156) von 1783—86, die die Vortrefflichkeit dieses Charakters, wie ihn Gervinus schildert, bestätigen, und ein Brief von Schink, über den ich auf Gervinus S. 525, 536 verweise, aus dem Jahre 1781, aus Wien, als er nach Gratz abging.

Das J. 1786 war für M. ein Jahr der Zerstreuung, er durchreiste Belgien und Deutschland. Ein hier beigefügter Brief von Dalberg von 1786 athmet dessen bekannte Liebe zum Theater (vergl. Gervinus S. 544). Ohne besonderes Interesse ist ein Brief von Bode von 1787. Meyer war damals schon in Göttingen angestellt. Auf seine amtlichen Verhältnisse beziehen sich nun mehrere Briefe von Herder aus diesem Jahre, der ihn um allerlei bittet, bald englische, bald orientalische Bücher zu seinen Ideen; sie erstrecken sich bis auf Herders italienische Reise. Es sei hier hingewiesen auf Herders Enthusiasmus über den Egmont S. 171 und sein richtiges Urtheil über Heinses Ardinghello, besonders dessen zweiten Theil S. 172.

In Göttingen war Meyer am genauesten befreundet mit Georg Forster, der sich dort mit Therese Heyne verheirathet. Als Forster nach Wilna ging, correspondirte er auf der Reise und aus Polen fleißig mit Meyer. Diese bis 1787 reichenden Briefe gehören zu den ansprechendsten, namentlich die von Wilna aus geschriebenen dienen zur Verständigung der Charakteristik des trefflichen Mannes, indem sie uns sein Familienleben schildern, besonders das innige Verhältniß zwischen ihm und seiner Gattin in ein helles Licht setzen. Wie übrigens Meyer in seinen religiösen Ansichten strenger Rationalist war, so huldigte dieser Glaubensrichtung in noch höherem Grade Forster; wenn Meyer manche Excentricitäten des bekannten Nicolai kaum zu entschuldigen wußte, so stand Forster ganz auf dessen Seite. Daher er denn überall besorgt war, was man heutiges Tages Pietismus und Mysticismus nennen würde, zu finden, und sich freute, wenn es sich anders zeigte. In dieser Beziehung ist der Brief von Weimar interessant, wo er mit Herder und Göthe verkehrte und Göthe „munter und artig" fand. Das könnte auffallen, denn Göthe galt selbst bei Meyer für fromm. Forster schreibt S. 191: „Göthe ist wohl schwerlich so fromm, wie Sie ihn dafür halten. Seine jugendlichen Schriften könnten so etwas an sich haben, aber sein Kopf ist zu hell, um lange bei dergleichen zu bekleiben, auch schien sich nichts davon in seinem Umgange zu verrathen. Schon das, daß Herder mir sagte, Göthe sei sein einziger Herzensfreund, ist mehr für als wider ihn, denn Herder schwärmt wohl, aber er ist nicht fromm." Wieland kommt desto schlimmer davon. Von dem „nicht frommen" Göthe und dem „unleidlichen" Wieland begab sich Forster über Berlin und Posen nach Wilna, wo er sich in seine Studien vertiefte.

Diesen Briefen folgen andere vom Cabinetsrath Patje freundschaftlichen Inhalts, von 1785 bis 1788, vom Rittmeister Kirchhoff, mit Aufschlüssen über den preußischen Hof von 1784 bis 1788, dann eine Reihe freundschaftlicher Briefe mit Schröder. Daran schließt sich ein Brief über Meyers Reise in England, mit vielen wichtigen Bemerkungen über die Zeitereignisse, besonders aber über das englische Theater, dem Briefe Heynes nach England und Italien beigegeben sind, wohin M. darauf ging, von 1788 bis 1791, ein Brief von Lichtenberg von 1789, und ein Brief Herders nach Rom vom Jahr 1789, der, sonst ohne Interesse, einige anerkennende Worte über Angelika Kaufmann enthält. Die Auszüge aus Meyers italienischem Tagebuche machen uns mit seinen römischen Freunden, besonders Zoega und Maler Müller, bekannt. Von Rom wurden Ausflüge nach der Schweiz und Neapel, wo er mit Tischbein und Hackert verkehrte, unternommen, und 1791 ging er nach Lyon und Paris. Von den Freunden, mit denen in diesen und den nächsten Jahren M. verkehrte, finden wir außerdem einen Brief von 1793 von Heeren, nach Berlin gerichtet, und Briefe von Tatter aus Göttingen und Hannover von 1789 — 91 mit Nachrichten über Zimmermann und die Schrift „Bahrdt mit der eisernen Stirn." Doch jedenfalls der interessanteste ist ein Brief von Bürger von 17·9, nach England geschrieben, wenn auch nicht der erfreulichste, auf den wir den künftigen Biographen Bürgers aufmerksam machen. Es spricht sich eine Derbheit darin aus, die man selbst gesucht nennen muß, ein Cynismus, der mit dem Freunde fast in keinem Worte zärtlich umgeht; aber trotz dieses Uebermuths bricht überall die bittere Unzufriedenheit des Dichters mit seiner Lage, mit seiner pecuniären Noth hervor; er grollt, daß man ihn in solchem Zustande lassen könne, der als der Dichter des hohen Liedes doch von aller Welt gefeiert werde und gefeiert zu werden verdiene. Dabei macht er auch viel Rühmens von seinem Lieblingsschüler Schlegel. Wir wissen indeß, daß damals Bürgers Noth noch nicht auf den höchsten Punkt gekommen war; was ihn dahin bringen sollte, erwähnt B. hier ebenfalls schon, es ist der Liebesantrag des Schwabenmädchens (S. 335), dem er folgen wolle. Die poetische Blumenlese 1791 enthielt darauf eine Warnung an B. aus Italien; deren Verfasser ist nicht bekannt geworden, der Herausgeber vermuthet mit Wahrscheinlichkeit, daß es Meyer, der Bürgern nahe stehende Freund, war; das Gedicht ist hier abgedruckt. Der zweite Brief bezieht sich auf den Musenalmanach von 1792; Bürger gesteht, daß er dort allerlei unter falschem Namen (Menschenschreck, Anonymus, Ursey) von sich abdrucken lassen. Im letzten Briefe (Aug. 1792) erwähnt er seine Scheidung mit den heftigsten Ausdrücken gegen das Schwabenmädchen; der Brief klingt wie ein Triumphlied nach dem neuerlich bekannt gewordenen Klagebrief an diese Frau. —

Der zweite Band bringt uns zunächst 2 Briefe von Meyers jüngerem Bruder über Göttinger Verhältnisse von 1794 und 95, einen von Alxinger aus Wien über seinen Bliomberis, einen von Bode von 1792, von Herder 1795 über Balde, einen von Schiller 1795 über Meyers Beitrag zum Musenalmanach, eine Mittheilung von Nicolai über Lenz, von W. G. Becker aus Dresden 1796, von Frau von Blumenthal aus Berlin aus dem Jahre 1797, hauptsächlich über seine Mitarbeiterschaft an ihrem Leben Ziethens (wobei S. 28. ein Brief des alten Gleim 1797 an Frau von Blumenthal mitgetheilt wird). Die folgenden Briefe sind nach Bramstedt gerichtet, welches Meyer um diese Zeit ankaufte, so freundschaftliche von einem Vetter und von Madame Unger, welche Nachrichten über

Woltmann und A. W. Schlegels Berliner Leben, auch über Friedr. Schlegel enthalten; dieser Madame Unger sagten Schillers Piccolomini nicht zu (S. 43). — Aus den J. 1797 und 1804 finden wir zwei Briefe von Caroline Herder, der letzte über Herders Tod. — Hieran schließt sich ein langer Briefwechsel mit Schröder, hauptsächlich über Geschichte der Maurerei, in deren Interesse Meyer Deutschland durchreiste, so wie über englische Bühnenstücke, manches Interessante über Rosenkreuzer, Feßler, über Zeitgeschichte (Meyer war heftiger Anti-Bonapartist), Theologisches, günstige Stimmen über Nicolai, strenge Urtheile über Herders Unbestimmtheit (!) (S. 51. 78. 87). Es folgt ein Brief von Schelling 1812 aus München, von Rehberg über Meyers Biographie Schröders, verwandtschaftliche Briefe, sehr ansprechende Briefe von Heynes Wittwe 1820. In Bezug auf den Mendelsohn-Jacobischen Streit war Meyer der Gewißheit, daß Mendelsohn in Lessings wissenschaftlicher Achtung gestanden (S. 149), in dem Stolberg-Vossischen Streit (ein Brief von Leop. Stolberg mit Meyers Antwort) war er auf Seiten Stolbergs. Briefe von Brockhaus 1822 und 1823 beziehen sich auf Meyers Theilnahme am Hermes und dem literarischen Conversationsblatt und einige literarische Zeiterscheinungen; Brief von G. J. Göschen 1826 und 1827, und Perthes und Besser theils auf freundschaftliche Verhältnisse, theils theologische und politische (Meyer Gegner der Griechensache) Fragen. Ein theologischer Aufsatz schließt das Ganze. —

Herford. Hölscher.

Schiller's und Fichte's Briefwechsel, aus dem Nachlasse des Erstern mit einem einleitenden Vorwort. Herausgegeben von J. H. Fichte. Berlin 1847.

Ueber den Inhalt dieser Briefe spricht sich der Herausgeber in der Vorrede ausführlich aus. Sie sind von dem höchsten Interesse, da sie über das Verhältniß zwischen Fichte und Schiller eine genauere Auskunft geben, als es von Hoffmeister aufgefaßt ist. Schiller bezeichnet dies selbst damit, daß er und Fichte zwei ganz verschiedene Naturen seien, weshalb sie nie sich vereinigen würden, während Fichte Schillers Werth anerkennend ihm seine Hochachtung bewahrt. Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts waren damals (Anfang 1795) zur Hälfte erschienen; in denselben stellt er als höchstes Ideal eine durch Cultur des Gefühls, durch bewußt gebildeten Schönheitssinn harmonisch vollendete Menschheit, einen Staat des schönen Scheines hin. Schiller glaubte nun seinen Pfad durch Fichtes Aufsatz „über Geist und Buchstab," den er gleichfalls für die Horen eingeschickt hatte, durchkreuzt. Hiernach macht die schöne Kunst den transscendentalen Gesichtspunkt zum gemeinen; der ästethische Standpunkt besitzt das Höchste auf unmittelbare Weise. (An die Stelle jenes ließ Fichte bekanntlich später den religiösen treten). Nach der Consequenz seiner damaligen Denkart läßt sich weiter folgern, daß dieser ästhetische Sinn Fichten nur das Höchste in Gestalt der Unmittelbarkeit, der Natur war, daß ihm aber der Geist nur dann die ihm angemessene Wirklichkeit erreicht, wenn die höchste Naturgestalt der Idee sich in der Form der freien Sittlichkeit auflöst. Obgleich nun Fichte in seiner Abhandlung nicht in Widerspruch mit Schillers Ansicht ist, sondern dem Resultate Schillers eine allgemeine theoretische Wendung gibt,

glaubte sich Schiller doch von ihm verletzt, um so mehr als der Philosoph auf seine Briefe keine Rücksicht nähme. So greift er daher Fichte wegen dieser Materie an. Der andere Punkt betrifft die Theorie von den Trieben und den Eintheilungsgrund derselben. Beide handeln von ganz verschiedenen Materien und ihr Streit ist eigentlich objektlos; dennoch behaupten sich beide fest auf ihrem Gebiete. Der dritte Punkt endlich betrifft die Form. Beide streben nach Popularität, jeder wirft dem andern vor, daß er auf falschem Wege zur Popularität zu gelangen suche, und hiebei erhalten wir die wahrhaft erhabenen Aeußerungen Schillers über sein inneres Verhältniß zur damaligen Bildung und zu den von ihr aufgestellten Gesetzen.

Diese Streitfragen werden genau nur in den 4 ersten Briefen behandelt, die im Jahre 1795 sämmtlich geschrieben sind und wie die folgenden dem Herausgeber von dem Sohne Schillers, dem Oberforstmeister von Schiller, mitgetheilt waren. Der 5. Brief ist ein Begleitschreiben zu der bekannten gedruckten Appellation Fichtes an das Publikum in Betreff seiner Anklage, gibt aber einen Beweis, wie hoch F. Schiller schätzte. Der 6. Brief ist eine beruhigende und beipflichtende Antwort des Dichters. Die zwei folgenden Briefe Fichtes, in Berlin 1803 geschrieben, verhandeln Privatverhältnisse, bezüglich des Verkaufes seines Jenaischen Hauses; der letzte aber enthält einige Bemerkungen über Göthes natürliche Tochter, die F. Göthes vollendetstes Gedicht nennt, und deren Aufführung in Berlin.

Was genauer die 4 ersten Briefe betrifft, so ist der erste ein Begleitschreiben Fichtes zu seiner Abhandlung, der zweite Schillers Antwort, worin er den Aufsatz zurückweist, indem er besonders den Vorwurf der Verworrenheit erhebt. Er vergleicht dabei, wie gesagt, besonders seinen eigenen Aufsatz und sucht Fichtes Eintheilung der Triebe zu widerlegen. Schließlich rügt er auch die Unzweckmäßigkeit des Vortrags. Von hohem Interesse ist die Antwort darauf, die das übereilte Urtheil Schillers verbessert. Indem Ref. von dem streng philosophischen Inhalte absieht, erlaubt er sich die vortrefflichen Worte Fichtes über den populären Vortrag hervorzuheben. „Sie gehen," schreibt er an Schiller „größtentheils analytisch den Weg des strengen Systems; und setzen die Popularität in Ihren unermeßlichen Vorrath von Bildern, die Sie fast allenthalben statt des abstrakten Begriffs setzen. Ich setze die Popularität vorzüglich in den Gang, den ich nehme. — Das hat Sie verleitet, meine ersten Briefe zu schnell für seicht und oberflächlich zu halten. Nachdem die streng philosophische Disposition fertig ist, mache ich mir nach ganz anderen Grundsätzen den Entwurf der populären Behandlung; knüpfe an eine sehr gemeine Erfahrung an und führe so den Faden, scheinbar nach der bloßen Ideenassociation, über die aber unsichtbar das System wacht, fort, bestimme nirgends schärfer als vor der Hand nöthig ist, bis zuletzt die scharfe Bestimmung sich von selbst ergibt. Bei mir steht das Bild nicht an der Stelle des Begriffs, sondern vor und nach dem Begriffe, was gleich ist; ich sehe darauf, daß es passe. Wo ich nicht irre, haben alle alte und neuere Schriftsteller, die in dem Ruhme des guten Vortrags stehen, es so gehalten, wie ich es zu halten strebe. Ihre Art aber ist völlig neu, und ich kenne unter den alten und neueren keinen, der darin mit Ihnen zu vergleichen wäre. Sie fesseln die Einbildungskraft, welche nur frei sein kann, und wollen dieselbe zwingen zu denken. Das kann sie nicht. Daher, glaube ich, entsteht die ermüdende Anstrengung, die mir Ihre philosophischen Schriften machen und die sie Mehreren

verursacht haben. Ich muß Alles von Ihnen erst übersetzen, ehe ich es verstehe, und so geht es Andern auch. Was man meinen früheren Schriften auch alles vorwerfe, und so gegründet der Tadel sein mag, den man gegen sie führt, so sind sie doch häufig gelesen und gemerkt worden, und man hört hie und da erzählen und nachsagen was darin steht. Ihre philosophischen Schriften — ich rede nicht von Ihren poetischen, nicht von Ihren historischen, wovon z B. die Geschichte der Belagerung von Antwerpen ein Meisterstück ist, das alles unwiderstehlich fesselt und mit sich fortreißt; ich rede eben so wenig von Ihrer philosophischen Gründlichkeit und Ihrem Tiefsinn, den ich verehre; ich rede nur von Ihrem Styl — Ihre philosophischen Schriften sind gekauft, bewundert, angestaunt, aber, so viel ich merke, weniger gelesen und gar nicht verstanden worden; und ich habe im größern Publikum keine Meinung, keine Stelle, kein Resultat daraus anführen hören. Jeder lobt, so sehr er kann, aber er hütet sich wohl vor der Frage: was denn eigentlich darin stehe?"

Nach Schillers Antwort (4. Brief 4. Aug. 1795) ist jede Verständigung unmöglich; „wir empfinden verschieden, schreibt er, wir sind verschieden, höchst verschiedene Naturen, und dagegen weiß ich keinen Rath." Fichte hatte an einen Schiedsrichter appellirt. Sch. weist einen solchen zurück. Ich müßte eine ganz andere Meinung von dem deutschen Publikum bekommen, als ich gegenwärtig habe, wenn ich in einer Sache, worüber meine Natur nach einer mühsamen und hartnäckigen Krise endlich mit sich einig geworden ist, sein Ansehen respektiren sollte. Es gibt nichts roheres als den Geschmack des jetzigen deutschen Publikums, und an der Veränderung dieses elenden Geschmacks zu arbeiten, nicht meine Modelle von ihm zu nehmen, ist der ernstliche Plan meines Lebens. Zwar habe ich es noch nicht dahin gebracht, aber nicht, weil meine Mittel falsch gewählt waren, sondern weil das Publikum eine zu frivole Angelegenheit aus seiner Lectüre zu machen gewohnt ist, und in ästhetischer Hinsicht zu tief gesunken ist, um so leicht wieder aufgerichtet werden zu können." Interessant ist ferner was er über seine eigene Stellung gegenüber dem Zeitgeist sagt: „Bei dieser Stimmung meines Gemüthes muß es mir freilich sonderbar genug vorkommen, wenn mir von dem Eindrucke, den meine Schriften auf die Majorität des Publikums machen und nicht machen, gesprochen wird. Hätten Sie die letzteren mit der Aufmerksamkeit gelesen, welche von dem partheilosen Wahrheitsforscher zu erwarten war, so würden Sie ohne meine Erinnerung wissen, daß eine direkte Opposition gegen den Zeitcharakter den Geist derselben ausmacht und daß jede andere Aufnahme, als die, welche sie erfahren, einen sehr bedenklichen Beweis gegen die Wahrheit ihres Inhalts angeben würde. Beinahe jede Zeile, die seit den letzten Jahren aus meiner Feder geflossen ist, trägt dieses Gepräge, und wenn es gleich aus ä u ß e r n Gründen, die ich noch mit mehr Schriftstellern gemein habe, mir nicht gleichgültig sein kann, ob mich ein großes oder kleines Publikum kauft, so habe ich mich wenigstens auf dem einzigen Wege darum beworben, der meiner Individualität und meinem Charakter entspricht, nicht dadurch, daß ich mir durch Anschmiegung an den Geist der Zeit das Publikum zu gewinnen, sondern dadurch, daß ich es durch die lebhafte und kühne Aufstellung m e i n e r Vorstellungsart zu überraschen, zu spannen und zu erschüttern suchte. Daß ein Schriftsteller, der diesen Weg geht, nicht der Liebling seines Publikums werden kann, liegt in der Natur der Sache, denn man liest nur was einen in Freiheit setzt, nicht was einen anspannt; aber er erhält dafür die Genugthuung, daß er von der Arm-

seligkeit gehaßt, von der Eitelkeit beneidet, von Gemüthern, die eines Schwunges fähig sind, mit Begeisterung ergriffen und von knechtischen Seelen mit Furcht und Zittern angebetet wird. Ich habe nie sehr gesucht, von dem guten oder schlimmen Effekt meines schriftstellerischen Daseins Erkundigungen einzuziehen; aber die Proben von beiden sind mir ungesucht aufgedrungen worden und es geschieht noch bis auf den heutigen Augenblick." — Aber dennoch, trotz seiner Erhebung über das allgemeine Urtheil, ist er sich bewußt, daß er sich ein κτῆμα ἐς ἀεὶ gegründet hat: „Ich weiß, daß in hundert oder zweihundert Jahren Ihre Schriften nicht mehr gelesen werden, die meinigen aber dann zwar nicht mehr, aber auch nicht weniger denn jetzt gelesen werden. Und woher möchte dies kommen? Daher, weil Schriften, deren Werth nur in den Resultaten liegt, die sie für den Verstand enthalten, auch wenn sie hierin noch so vorzüglich wären, in demselben Maaße entbehrlich werden, als der Verstand entweder gegen diese Resultate gleichgültiger wird, oder auf einem leichteren Wege dazu gelangen kann; da hingegen Schriften, die einen von ihrem logischem Gehalte unabhängigen Effekt machen, und in denen sich ein Individuum lebendig abdrückt, nie entbehrlich werden, und ein unvertilgbares Lebensprincip in sich enthalten, eben weil jenes Individuum einzig, mithin unersetzlich und nie erschöpft ist." Indem er sich so gegen jeden Vorwurf schützt, verwirft er auch die Einrede Fichtes gegen seinen Vortrag, als ob er die Untersuchung selbst in Bildern abhandele, da er vielmehr in der Verdeutlichung seiner Vorstellungen scrupulös verfahre. —

Herford. Hölscher.

Der Heiland. Altsächsische Evangelienharmonie, übersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Berlin 1847.

Die Uebertragung altdeutscher Schriftwerke in die jetzige Sprache, oder, wie man sich auch steif genug auszudrücken pflegt, eine Neudeutschung ist ein sehr mißliches Unternehmen. Der Umstand, daß die jetzige Sprache im Verlauf der Zeit eine andere geworden ist als die alte und doch dieselbe ist, macht dem Uebersetzer die größte oft unüberwindliche Schwierigkeit, die er nicht fühlen würde, wenn er ein Original in fremder Sprache vor sich hätte. Der Ton der Unschuld und der Naivetät, der trotz der Langeweile, woran viele alt- und mittelhochdeutsche Dichtungen leiden, über dieselbe ausgebreitet ist, geht gewöhnlich in einer Uebertragung ins Neudeutsche verloren, weil das sinnliche Element der Sprache, worauf vorzüglich jener Ton beruht, vor dem geistigen sehr zurückgedrängt ist. Eine Uebersetzung aber muß sich durchaus auf den gegenwärtigen Standpunkt der Sprache stellen, wenn sie ihren Zweck erfüllen soll. Denn was hilft eine Uebersetzung, die im Ganzen noch das alte Gewand trägt, das nur hier und da mit neuen Lappen besetzt wird? Niemand flickt einen neuen Lappen auf ein altes Kleid, ist ein Ausspruch Christi, den der Uebersetzer des Heilands, Herr Kannegießer sich zu Herzen hätte nehmen sollen. Denn seine Uebersetzung ist von Anfang bis zu Ende völlig undeutsch in Wortstellung und Satzbau, und derjenige ist wirklich zu bedauern, der durch die Lobpreisungen Vilmars verleitet sie zur Hand nimmt, um ohne Kenntniß des Originals sich poetischen Genuß zu verschaffen. Ich setze einige Stellen hierher:

S. 16. heißt es: Da kam auch dort ein Weib gegangen
Ein betagtes, in den Tempel
Phanuels Tochter
War Anna geheißen,
Die hatte ihrem Herrn wohl
Zu Dank gedient,
War ein demütig Weib.
Sie mußte nach ihrem Magdthum
Seit Mannes sie ward,
Degens Verlobte,
Edle Dirne,
Mußte mit dem Manne
Mühwalten des Hauses
Sieben Winter zusammen.

S. 32. War da in der Einöde
Der Emir, der Herr,
Lange Weile,
Nicht hatte er der Leute da mehr
Der Sterblichen zur Gesellschaft,
Wie er sie sich selber erkor,
Wollte sich da lassen versuchen
Von dem kräftigen Scheusal 2c. 2c.

S. 40. Sagte ihnen da versichernd,
Sprach, daß die selig wären
Die Menschen in dieser Mittelwerk,
Die hier in ihrem Gemüt wären
Arm durch Ergebenheit,
Denen sei das ewige Reich
Sehr heilig.
Auf der Himmelsau,
Immerleben ersehen,
Sagte, daß auch selig wären 2c. 2c.

Ist das altdeutsch? Wer von den Jetztlebenden führt eine solche Sprache in Poesie oder Prosa? Wer erkennt in solchen Sätzen die neuhochdeutsche Sprechweise wieder?

Ich füge noch einige Sätze und Redensarten hinzu. „Einen Schwamm nahm er mit durstlöschendem Leidigsten.“ „Das Haus behauptet die Stelle windwider von unten, daß es weichen nicht mag.“ „Rücksteuerte strebend die Wehrmannschaft windwider.“ „Der Landeswalter bewandet sie von der Himmelsau her.“ „Weitläuftiges Weltvergnügen.“ (!) „Wählig zu wachsen,“ „höllabfahren,“ „hieß auf die Achsel ihn sein Bett rücknehmen.“ Ich wiederhole die Frage: Ist das Neudeutsch? Dürfen ferner Wörter gebraucht werden, die verschollen sind, die jetzt Niemand mehr kennt? Z. B. Griemwerk, Meinwerk, Meinthat, Meinhart, Neidhart, Tückbold (so wird das Adv. darnungo, clam übersetzt), Gesiedel, Mundherr, Schwark, Gaden, Austrom, Mittelmark, Gespannschaft, Wiegand 2c. 2c. Oder kennt die jetzige Sprache Bildungen wie „Wutwehlager“ „Werkner (= Arbeiter),“ „theuerwerth,“ „wortspähe“ 2c.?

Herr Kannegießer könnte diese Bemerkungen, diese Archaismen, und diese unbekannten Bildungen damit entschuldigen wollen, daß seine Uebersetzung die Lectüre des Originals begleiten und erleichtern soll. Dies ließe sich allenfalls hören. Aber für einen solchen Zweck verlangt man Genauigkeit und Pünktlichkeit. Diese wird aber häufig vermißt. Ein paar Beispiele mögen mein Urtheil bestätigen. Das Wort gumo muß sich die verschiedensten Bedeutungen gefallen lassen. Bald wird es gegeben durch „Gefährte" bald durch „Edler" bald durch „Germann", am Häufigsten durch „Gaumann, Gaubewohner." Schmeller gibt aber in seinem Glossar uns die Bedeutung „vir, homo". Selbst „Jarl" übersetzt es Herr Kannegießer. Wenn wir durch dieses Wort wie durch Klan (Uebersetzung von cnôsl und cunni, genus, prosapia — es wird gesprochen von den „Gaumännern des Klans", gumon cunnies, von dem Klan der Juden) an Schottland und England erinnert werden, so müssen wir bei der Uebersetzung von erl durch „Emir" an den Orient denken und bei den „hochsinnigen Hünen" (helidos hugederbie, viri fortes, audaces) werden unsre Gedanken nach Deutschland, bei den „Nornen" nach Skandinavien geführt. Romantisch genug! glauua gumon wird übersetzt durch „glimpfliche Gaumänner." Glau heißt aber prudens, sagax. S. 40. übersetzt Herr Kannegießer die Worte: wolda mit is spracun spahword manag lerean thea liudi so: wollte mit seiner Stimme die verständige Menge belehren, während es nur heißen kann „Er wollte mit seiner Sprache den Leuten manches vernünftige Wort lehren." S. 66. 18. ed. Schm. steht unttat ina iru uurth benan, mari metodogiscapa" d. h. bis das Schicksal ihn ihr nahm, der hohe Rathschluß Gottes. Herr Kannegießer aber übersetzt „da nahm ihn die Norne furchtbar herfahrend." — Die Beispiele ließen sich mehren wenn es nöthig wäre.

Kurz die Uebersetzung ist nicht nur durchweg steif und ungelenk, sondern geradezu meistentheils nicht neudeutsch, was sie doch sein soll, manchmal untreu. Die Wurzel alles Uebels ist aber das Metrum. Ach, das Metrum! Wie häufig ist ihm zu Liebe die deutsche Sprache gemartert und mißhandelt worden! Der Stabreim des Originals sollte auch in der Uebersetzung beibehalten werden und an dieser Klippe ist die ganze Uebersetzung gescheitert. Daß ich es auch nicht besser machen würde, weiß ich bestimmt, aber ich werde mich auch hüten eine Arbeit zu unternehmen, der ich nicht gewachsen bin. Lieber würde ich eine wortgetreue lesbare Uebertragung ohne Stabreim geben, als daß ich Zeit und Mühe an eine Uebersetzung wendete, die zwar gereimt wäre, aber dafür Schönheit und Treue geopfert und der heutigen Sprechweise ins Gesicht geschlagen hätte.

Dr. A. Lübben.

Friesisches Archiv. Eine Zeitschrift für friesische Geschichte und Sprache. Herausgegeben von H. G. Ehrentraut. Großh. Oldenb. Hofrath. Erster Band, erstes Heft. Oldenburg. Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung. 1847.

Nachdem ich selbst in dem dritten Hefte dieses Archivs Einiges über die Wangeroger Sprache veröffentlicht habe, was ich flüchtig zusammengerafft hatte, halte ich es für Pflicht, auf eine umfassende Darstellung derselben aufmerksam zu machen, welche in diesen Tagen erschienen ist. Sie steht in dem ersten Hefte des ersten Bandes der Zeitschrift für friesische Geschichte und Sprache, deren Heraus-

geber auch zugleich der Verfasser der „Mittheilungen aus der Sprache der Wangeroger" ist. Wenn Jemand im Stande ist, Genaues und Zuverlässiges zu berichten, so ist es Herr Ehrentraut, der auf frühere handschriftliche Aufzeichnungen gestützt und durch öfteren und längeren Aufenthalt auf der Insel sich mit der Sprache ihrer Bewohner völlig vertraut gemacht hat. Nach einer Einleitung über Lautbezeichnung und über den Namen der Insel, bespricht er den Artikel, das Pronomen, die Adjektiva und Adverbien, das Zahlwort, die Verba und gibt zum Schluß ein Verzeichniß von Adjektiven und Adverbien und kleineren Redetheilen. Herr E. ist sehr bemüht, die Aussprache und die Betonung richtig zu bezeichnen, so daß er für diesen Zweck sogar besondere Typen hat anfertigen lassen. Nach meinem Urtheile ist er in diesem Streben zu weit gegangen und seine Genauigkeit erscheint mir ängstlich und peinlich. Ich halte es für das Gerathenste sich nur der Zeichen zu bedienen, die durch Grimms Vorgang allgemeinen Eingang gefunden haben, um so das Anschließen an seine Grammatik, die doch das Fundament deutscher historischer Grammatik ist; möglich zu machen. Zu bedauern ist, daß Herr E. nicht noch die Mühe über sich genommen hat, eine Lautlehre vorangehen zu lassen. J. Grimm beginnt immer damit seine Untersuchungen. Wäre es geschehen, so wäre ein sicherer und fester Boden gewonnen und ein besseres Eintheilungsprincip für die Verben gefunden worden, als jetzt geschehen ist. Herr E. theilt nämlich die Verba in starke und schwache Uebergangszeitwörter. Die starken Verben werden, wie gebräuchlich ist, nach dem Ablautungsvokal geschieden, die schwachen aber werden nicht nach dem Ablautungsvocal, sondern je nach der Endung des Präteriti est, et d und t in 4 Klassen untergebracht. Unter den Uebergangszeitwörtern versteht Herr E. solche, die theils nach der schwachen theils nach der starken gehen und theilt sie in 7 Klassen ein. Diese Eintheilung hat etwas Mißliches und dürfte schwerlich Jedermann befriedigen.

Auf die altfriesische Sprache ist kein vergleichender Blick geworfen. Vielleicht geschieht es in den nächsten Heften der Zeitschrift, die wir den Freunden friesischer Geschichte und Sprache empfehlen.

Dr. A. Lübben.

Poetische Nachbildungen ausländischer Gedichte von Dr. Ad. Laun. Bremen 1846.

Der Verf. vorliegender Sammlung, welcher in früherer Zeit eine Professur am kön. Coll. in Bordeaux bekleidete, gibt hier eine Reihe von Uebertragungen lyrischer Gedichte, die sich durch so viele Vorzüge auszeichnen, daß es Ref. eine wahre Freude gewährt, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen. Mit Recht erschien dem Verfasser die Form in der lyrischen Poesie gleich einem Nessusgewande, welches nur mit dem Leben vom Körper weicht, den es bekleidet; und mit wenigen Ausnahmen findet sich sonach die strengste Beibehaltung des Verses, den wir im Originale antreffen. Auch in Beziehung auf den Inhalt ist Herr L. mit der größten Behutsamkeit verfahren und Ref. hat sich durch die sorgfältigste Vergleichung von der Wahrheit der in der Vorrede befindlichen Worte überzeugt: „wo ich Gedanken, Farben und Töne des Originals nicht ganz wiedergeben konnte, habe ich wenigstens gestrebt, sie durch möglichst entsprechende zu ersetzen." Die Treue der poetischen Uebertragung, besonders der lyrischen Stücke, besteht nicht im wörtlichen Wiedergeben; das ohnehin unmöglich wäre, sondern darin,

daß mit der Musik der übersetzenden Sprache dieselben Empfindungen erweckt werden, die das Original hervorruft.

Die Sammlung gibt Uebertragungen von 1) englischen, 2) spanischen 3) französischen Originalen, und wir finden hier Altes und Neues, Ernstes und Heiteres, Berühmtes und wenig Bekanntes in bunter Folge; den Schluß endlich bilden einige eigene Gedichte des Verf., welche man ebenfalls nicht ohne Befriedigung lesen wird. Um den Lesern einen Blick in das Werk thun zu lassen, geben wir ein Gedicht von P. Rochery mit dem Bemerken, daß es sehr schwer sein dürfte einer der Uebertragungen vor den anderen den Vorzug zu geben; sie sind fast alle sehr gelungen.

Ein Götterkind.

Ich kam zur Welt, umblüht von Edens Rosenzweigen,
Als sich im ersten Kuß das erste Paar umschlang,
Vor meinem Scepter muß sich jedes Wesen neigen
Und niemand widersetzt sich meinem sanften Zwang,
Ich bin dieselbe stets in wechselnden Gestalten
Und wurde keinem Blick, wie sehr er forschte, klar;
Du kannst den flücht'gen Strahl der Sonne nimmer halten
Und stellst auch nimmer mich nach meinem Wesen dar.
Ich bin der Blume zarter Duft,
Ich bin das Murmeln leiser Wellen,
Im Binsenrohr der Weste Schwellen,
Ich bin der Stern in hoher Luft
Mit seinem Licht, dem silberhellen,
Ich bin der lauen Nächte Schweigen,
Ich bin des Walzers flücht'ger Reigen;
Im Schloß, im Dorf, im Wald und Feld
Mach ich mir jedes Herz zu eigen,
Das unter meinen Zauber fällt;
Ich bin des Wandervogels Reise,
Der kommend stets zu spät erscheint,
Ob dessen Flucht ein jeder weint;
Im Stillen liebt mich selbst der Weise,
Wie sehr mich auch sein Stolz verneint,
Er legt mir oft mit strengen Mienen
Den ernsten Namen Wahrheit bei,
Er meint, bethört, nur ihr zu dienen
Und ahnet nicht, daß ich es sei.
Er folgt mir durch des Wissens Fluren,
Das nie befriedigt seine Brust;
Der eine sucht auf Geistesspuren,
Der andre mich in Sinnenlust.
Sie Alle irr'n umher in trüber Nebelhülle,
Sie ahnen nicht einmal, wie wunderreich ich bin,
In meinem Füllhorn blüht der Freuden höchste Fülle,
Doch nur den Liebenden, den jungen reich' ich's hin;

Die Liebe bin ich nicht, doch wandl' ich ihr zur Seiten.
Weh' Jedem, welcher meint, daß er uns trennen kann!
Ich bin nur ganz ich selbst, wenn sie mich will begleiten,
Ihr betet ohne sie nur meinen Schatten an.
Ich bin ein Weib, ich thron' in gold'nen Wolkensäumen,
Ich bin die Göttin, die in Hellas Tempeln stand,
Ich herrsch' als Königin noch in des Herzens Räumen,
Doch von der Erde ward mein heit'rer Dienst verbannt.

Wenngleich das Bunte der ganzen Sammlung in der Art und Weise ihrer Entstehung eine genügende Erklärung findet, so müssen wir doch schließlich unser Bedauern darüber aussprechen, daß Herr L. wie ein Schmetterling von den verschiedenartigsten Blüthen Nahrung suchte und sich nicht lieber mit Treue an einen Dichter der fremden Literatur hielt und ihn der deutschen Nation zugänglich machte. Er wäre so recht der Mann dazu und könnte sich dadurch leicht die gerechtesten Ansprüche auf dauernde Anerkennung erwerben.

H.

Poésies allemandes par I. P. Hébel, Th. Körner, L. Uhland, H. Heine traduites par Max Buchon. Salins. Cornu. 1846.

Seit dem Auftreten der Frau v. Staël ist in Frankreich das Interesse für deutsche Zustände und deutsche Literatur immer reger geworden und man braucht nur an die Namen von B. Constant, Villers, Veymar, Quinet, Girardin, Lerminier, de Barante, Marmier, Carlovitz, Ozanam u. s. w. zu erinnern, um genugsam anzudeuten, welche Sympathien das gebildete Frankreich mit unserm deutschen Vaterlande verbinden. Der Verf. vorliegender kleinen Sammlung fand neben der biblischen, homerischen und scandinavischen Poesie das eigentliche „genre allemand" noch nicht hinlänglich vertreten, und um diese Lücke auszufüllen, entschloß er sich dazu, von 4 Dichtern, welche er für die „Typen" des deutschen Lebens und deutscher Poesie hält, Einzelnes durch möglichst treue Uebersetzung auf französischen Boden zu verpflanzen; so bezeichnet er denn Hebel als naïf, Körner als héroïque, Uhland als chevaleresque und Heine als spirituel. Ohne nun in dieser Beziehung mit dem Verfasser weiter rechten zu wollen, lassen wir es vorläufig ganz dahin gestellt, ob denn wirklich der Grundtypus deutscher Poesie auf diese Weise erschöpfend aufgefaßt sei und freuen uns vielmehr, daß wiederum ein neuer und wohlgelungener Versuch gemacht worden, beliebte deutsche Lieder in würdiger Form den Franzosen vorzulegen. Die Sammlung besteht gleichsam aus 4 Theilen, von denen jeder einzelne mit einer kurzen Biographie und ziemlich scharfen Charakteristik des betr. Dichters anfängt und sodann folgen die ausgewählten Stücke in der franz. Uebersetzung; von Uhland und Hebel finden wir größere Stücke, während von Körner und Heine nur Kürzeres ausgewählt ist. Wir erwähnen Beispielshalber v. Hebel: La Wiese, le Cérisier, le Revenant, la Pipe, le Dimanche matin, Soir d'été, Cri du guet, l'Araignée, la Bouillie, Contentement, l'Etoile du matin, Jean et Veronique, l'Arbre de Noël u. s. w. — und von Uhland: Le comte des gréiers, le jardin des roses, trois jeunes filles, la Faucheuse u. s. w.

Im Allgemeinen ist die Treue der Uebersetzung und die Gewandtheit, mit welcher große Schwierigkeiten überwunden sind, sehr zu loben und wir haben deshalb das Büchlein recht aufrichtig begrüßt; aber wir können doch nicht umhin, andrerseits unser Bedauern darüber auszusprechen, daß einzelne der Gedichte an Fehlern leiden, welche ihnen trotz aller ihrer Vorzüge die Strenge der franz. Critik wohl nicht zu Gute halten dürfte. Dahin rechnen wir vor Allem schlechte Reime als z. B. (p. 1) dort und d'or, (p. 5) ici und ainsi, (p. 9) rougissent und gisent, (p. 60) bourg und tambour; ferner auch Hiatus z. B. p. 4. nid à ramier (das d in nid wird bekanntlich nie ausgesprochen.) p. 7. qu'est-ce? allons; (da man doch nach einem Fragezeichen nicht elidiren darf.) p. 10. est hantée u. s. w.; auch finden sich einige Male übel angebrachte Enjambemens z. B. p. 1. d'en doute — p. 2. qu'après la messe dite — p. 5. de t'appeler u. s. w. Und da wir denn einmal bei dem Aufzeichnen des Sündenregisters sind, wollen wir auch nicht verhehlen, daß sich der Verf. in Beziehung auf die Caesur oft zu große Freiheiten genommen, und die Regeln Boileau's verletzt hat. Der Ausdruck ist im Ganzen sehr gewählt und dem Originale entsprechend, nur für Einzelnes z. B. sein vigoureux (p. 3.), énormes cuisses (p. 8.), mollets (p. 8.), panse (p. 9.), brûle gueule (p. 17.), hätten sich wohl ohne große Mühe edlere Bezeichnungen finden lassen. In sprachlicher Hinsicht möchten wir bei einer zweiten Auflage, welche gewiß bald kommen wird, noch Einiges gefeilt sehen, z. B. p. 6. heißt es laver la lessive (statt fair l. l.) offenbarer Pleonasmus; ebendaselbst gebraucht Herr B. das Verb aider mit à (helfen) was doch nur in dem Sinne geht von secourir un homme trop chargé; p. 48. heißt es le canon hurle — man sagt statt dessen wohl il tonne oder il gronde; ebenso sagt man im Franz. auch nicht, wie Hr. B. le chamois brame — sondern vielmehr le chamois siffle, il n'y a que le cerf qui brame.

Ungeachtet aller dieser kleinen Ausstellungen, in deren Aufstellung wir um so sorgfältiger gewesen, als sie Ref. bei der sonstigen Vortrefflichkeit des Werkchens sehr überraschten, ungeachtet mancher kleiner Härten, die bei einer zweiten Bearbeitung gewiß ganz schwinden werden, müssen wir die Uebersetzung für sehr gelungen erklären, und wünschen ihr recht weite Verbreitung. Um zugleich dem Leser ein Bild von dem Verfahren des Verf. zu geben, lassen wir hier 2 kleinere Stücke von Heine folgen, deren deutscher Text weit verbreitet ist.

I.

Lorsque tu seras morte, ô ma blanche colombe!
Je me ferai descendre avec toi dans la tombe;
Et ne penserai plus, hélas! dès ce moment,
Qu'à me serrer un peu, contre toi, doucement.
Et je t'embrasserai dès lors, comme je t'aime,
Toi, si tranquille enfin, et si froide, et si blême;
En attendant, avec un indicible émoi,
Que le dernier moment arrive aussi pour moi.
A minuit, tous les morts déposent leurs suaires,
Pour se mettre à danser autour des ossuaires;
Nous seuls, nous resterons dans la tombe endormis,
L'un sur l'autre appuyés, comme deux bons amis.

Au jour du jugement la fatale trompette
Retentira, pareille au bruit de la tempête,
De partout surgiront alors les trépassés;
Nous seuls, nous resterons dans la tombe enlacés.

II.

Quand je vois tes beaux yeux, tout chagrin m'abandonne;
Pour un petit baiser que ta bouche me donne,
Me voilà, de tous maux guéri complètement,
Quand je t'ai dans mes bras, je me crois au ciel même;
Puisqu'il en est ainsi! quand tu me dis! — je t'aime! —
Pourquoi donc aussitôt pleuré-je amèrement?

H.

Französische Grammatik.

I. Französische Sprachlehre von Dr. E. Otto, desselben Sprachkunst, Sprachbuch und Lesebuch. Heidelberg 1844.

Die Ansicht des Verfassers über den Unterricht in der französischen Sprache ist, daß Formenlehre und Syntax, ehr als gewöhnlich zu geschehen pflege, getrennt werden müsse. Jene ist bei ihm Gegenstand der Sprachlehre, diese der Sprachkunst. Erstere, als „Anleitung zum Verstehen der französischen Sprache," enthält die Lehre von der Aussprache (Lautlehre) die Formenlehre und Satzlehre — letztere leitet zum Anwenden (Können) der Sprache, zum Schreiben an und zerfällt, analog dem ersten Theile, in die Rechtschreibelehre, angewandte Formenlehre und spezielle Syntax des Zeitwortes. Diesen „propädeutischen Lehrbüchern entsprechen als Uebungsbücher das Sprachbuch und das Lesebuch.

Hat man sich einmal mit diesen etwas fremdklingenden und auf den ersten Blick verwirrenden Benennungen vertraut gemacht, so kann man der Ansicht des Verfassers über Anordnung des Stoffes nur beistimmen. Freilich ließ es sich bei dieser beabsichtigten stengen Trennung von Formenlehre und Syntax kaum vermeiden, daß einige Abschnitte in beiden Lehrbüchern fast ganz übereinstimmen und daß mitunter Syntaktisches vorkommt, was noch nicht erläutert ist. In beiden Büchern folgen auf die einzelnen Abschnitte Uebungsbeispiele; — im zweiten Cursus sind sie deutsch, im ersten französisch, nach der richtigen Ansicht, daß auf der ersten Stufe der Schüler den Satz nur anschaut, ohne sich über die Satzverhältnisse Rechenschaft zu geben. Nur scheint der Verfasser zu viel gethan zu haben, indem er Interlinearübersetzungen beigegeben hat. Ebenso möchte es zu tadeln sein, daß im Sprachbuch außer der Erklärung der Wörter unter dem Texte zum Schluß noch die deutsche Uebertragung sämmtlicher französischen Stücke beigefügt ist. Letztere scheint überflüssig, insofern beim Memoriren — welches der Verfasser dabei besonders im Auge hatte — die Erklärung den Schüler in Stand setzen kann und muß, sowohl die deutsch gestellten Fragen des Lehrers in's Französische zu übertragen, als auch umgekehrt die fremden Beispiele wenigstens richtig — und dies möchte wol für's erste genügen — in die Muttersprache zu übertragen, während jetzt der Lernende mehr zum Auswendiglernen als zum Denken veranlaßt wird.

Uebrigens ist es ein Vorzug des Büchleins, daß nicht abgerissene Sätze sondern vollständige Sprachstücke dem Schüler geboten werden. Auch das Lesebuch (für die zweite Stufe) ist mit vieler Umsicht zusammengestellt. Der Stoff ist sprachrein, mannichfaltig und der Fassungskraft so wie dem Interesse der Jugend durchaus angemessen.

Ueberhaupt möchte wol das Verdienst dieser Schriften, wie der Verfasser selbst meint, in der einfachen, faßlichen Darstellung und Entwicklung der Sprachformen, sowie in der planmäßigen Anordnung zu suchen sein. Leider wird aber der Gebrauch derselben durch andere Mängel verkümmert, welche beim Unterricht große Vorsicht von Seiten des Lehrers nöthig machen. Denn wenn auch nicht verlangt werden kann, daß eine Grammatik gleich einem Compendium Alles und Jedes enthalte, so kann man doch billig die Anforderung stellen, daß die sachlichen Angaben durchaus richtig und relativ vollständig seien. Was in beiden Beziehungen als verfehlt erscheint, soll in Folgendem der Hauptsache nach angegeben werden.

1) Sprachlehre.

In §. 6. fehlt die Aussprache des ai in faisant u. s. w. und Montaigne — bei ay die von Mayence, Bayonne sowie des ao = o in taon, Saône u. A., = a in paon, Laon, u. A.

§. 13. ch ist stumm in almanach und lautet wie g in drachme; f ist stumm nicht nur in den Pluralen nerfs, cerfs, oeufs, boeufs sondern auch in boeuf gras, nerf de boeuf; desgleichen l außer in zwei- und mehrsylbigen Wörtern auf il, auch in allen Eigennamen vor d, r und t, und in einigen Städtenamen wie Toul und Vesoul. p wird gehört vor einem t in exemption, impromptu. Q(u) lautet nicht allein wie ein deutsches k, sondern sehr oft wie ku und kü; x wie ein weiches s in den Ableitungen von deux und six, wie gs in vielen Eigennamen und wenn ein Vokal folgt.

§. 44. heißt es „die Adjektiva auf al verwandeln diese Endsylbe im Plural der männlichen Form in aux," ohne daß von Wörtern wie fatal, final, frugal, nasal, théatral u. A. die Rede ist. Sehr richtig theilt der Verfasser die Beiwörter (adjectifs) in Bestimmungswörter, (adj. déterminatifs), und Eigenschaftswörter, adjectifs qualificatifs. Zur ersten Klasse gehören die adjectifs démonstratifs (ce, ce-ci u. s. w.) Die adjectifs possessifs (mon, ton . . .) Die adjectifs interrogatifs (quel u. s. w.) und die adjectifs numéraux (Grund-, Ordnungs- und unbestimmte Zahlwörter) — zur zweiten die eigentlichen Eigenschaftswörter und Mittelwörter. Danach bleiben als eigentliche „stellvertretende Pronomina" 1) die persönlichen (Dingfürwörter), 2) die Beifürwörter (Bestimmungsfürwörter) pronoms adjectifs, a. die pronoms démonstratifs celui (ci), b. die pronoms possessifs, le mien u. s. w., c. die pronoms interrogatifs lequel u. s. w., d. die pronoms relatifs und e. die pronoms indéfinis.

Ein Irrthum ist es, wenn §. 93. das faut in Sätzen wie „il me faut du pain" u. s. w. von faillir hergeleitet wird, „dessen Particip nicht existire". Beide Behauptungen sind falsch; bildet doch der Verfasser selbst: il lui a fallu de l'argent. Das Participium failli steht in jedem Wörterbuch. Eben so wenig stimmt damit, wenn §. 133. der „Sprachkunst" nach il faut que l'homme travaille angeführt wird, — il me faut un couteau, „ich brauche ein Messer." Es war

statt dessen einfach zu sagen — faillir ist persönlich (le coeur me faut) und falloir unpersönlich (il me faut de l'argent, nicht l'argent me faut).

§. 93. Nr. 3. (Sprachkunst §. 132.) war zu den Beispielen il manqua un élève u. s. w. Die Beschränkung hinzuzufügen, daß das Substantiv bei dieser Inversion nicht den bestimmten Artikel vor sich haben darf.

Sprachkunst.

§. 26. waren die Beispiele der männlichen Ländernamen auf e durch le Bengale, le Mexique und le Péloponnèse zu vermehren.

§. 28. ist la héroine ein Irrthum; das Kapitel über die Mehrzahl der zusammengesetzten Hauptwörter §. 36 – 37. ist sehr unvollständig; man vergleiche damit §. 47 und 48. der Franz. Gramm. von Müller, sowie mit §. 38. die Beispiele §. 46. dieses Buches.

Der §. 48. über die Auslassung des Artikels abweichend vom Deutschen, ist übersichtlich und bestimmt gefaßt; nur fehlen die Angaben über den entgegengesetzten Fall — entendre la raillerie, savoir la latin, avoir le temps u. s. w.

Unvollständig ist §. 53., welcher von dem Gebrauch des Genitivs de handelt, es fehlen Fälle wie quelque chose de grand, il y avait cent hommes de tués, un habit de soie, le nom d'Alba, le titre de professeur, douze pieds de hauteur, — cest un drôlo d'homme. Ausnahme ist le mont Vesuve. Als Beispiel gegen die sonst allgemeine Regel, daß die Namen der Flüsse den bestimmten Artikel bei sich haben, läßt sich anführen Buffon (histoire des animaux quadrupèdes) „le fleuve Niger.“

§. 59. die Regel „bei Ländernamen auf die Frage wohin und wo heißt nach und in en ohne Artikel,“ ist in dieser Allgemeinheit unrichtig. Man sagt ebensogut dans la France, wie dans Paris, als en France nur mit etwas verändertem Sinne. Vergl. Müller §. 882. Auch heißt es il est allé aux Indes, il est resté au Brésil.

Die Beispiele §. 64. 3 waren zu vermehren durch augmenter, diminuer, hausser u. A.

§. 67. Als vor einem Zahlwort heißt auch que, wenn nämlich das folgende Substantiv Subjekt eines unterdrückten Satzes ist, il travaille plus que cinq autres.

Der Abschnitt über die Stellung der Adjektiva §. 72—76. bedarf vieler Zusätze und Beschränkungen, wie solche ausführliche Grammatiken angeben. Wie wenig bei dieser schwierigen Frage allgemeine Regeln ausreichen, zeigen folgende Beispiele: il n'était pas jusqu'à sa haute stature, à son imperative et brusque démarche et à ses yeux toujours pleins d'une rouge et ardente flamme, qui, ne complétassent l'ensemble de sa supériorité; und car d'abord il faudrait établir en quoi la science est absolument une chose bonne.

Die Regel §. 84., daß beim Imperativ die Pronomina nach demselben stehen, ist auf den einmal gesetzten Imperativ zu beschränken: achetez-les, aber achetez-les et les payez.

§. 88. fehlt der Gebrauch des celui abweichend vom Deutschen vor dem Particip und Adjektiv, und dessen Auslassung wie im Lateinischen.

§. 95. Der Genitiv en wird als Casus vom Demonstrativum ce hingestellt; besser möchte er wol als Genitiv des Pronomen personale 3ter Person zu fassen sein.

Beim Abschnitt über die relativen Fürwörter §. 102. folgd. vermißt Referent die Angabe von qui-qui, voilà qui est beau, qui pis est u. s. w.

In Betreff der Zeitwörter ist der Verfasser der vielfach vertretenen Ansicht, daß nur 3 regelmäßige Conjugationen zu statuiren seien (er, ir, re.) Wenn auch Ref. der Meinung ist, daß man diese drei auf zwei reduziren kann, kann er doch die angenommene Eintheilung aus praktischen Rücksichten nur billigen.

Der Abschnitt über die regelmäßigen Verba §. 122—425 ist übersichtlich und klar. Bei Gelegenheit der passiven Zeitwörter konnte bemerkt werden, daß besonders im Präsens die Verwandlung in die aktive oder reflexive Construktion vorzuziehen ist.

§. 145. die Regel, daß pas und point nach cesser, oser, pouvoir, savoir ausgelassen wird, wenn ein Infinitiv folgt, ist nicht unbedingt richtig. Dahin gehört auch n'avoir garde.

§. 144. (über ne nach plus und moins) enthält nur die Hälfte der Regel; es heißt il n'agit pas autrement qu'il pense u. s. w. Unter den Präpositionen §. 146. fehlt bei chez: de chez. bei dans: boire dans la main — bei de vor mourir de froid, mit couvrir de bras, auf d'une étrange manière. Die Angabe über en ist ungenauer. Es heißt nicht „in der Eigenschaft als“ sondern nach Art, wie; jenes ist comme. Auch findet sich nichts über den Unterschied zwischen parmi und entre.

§. 112. du côté heißt bald „auf der Seite,“ bald „nach der Seite hin“.

§. 150. si mit dem Plusqueparf. Subj. und die Inversion — vient Ciceron; restent quelques chapitres und a. scheint dem Verfasser nicht bekannt zu sein.

§. 163. erkennt der Verfasser nur je lui ai fait raconter cette histoire an und schreibt vor zu sagen, je l'ai entendu raconter cette histoire. Von laisser und voir in diesen Verbindungen finden wir kein Wort, so wie überhaupt keine erschöpfende Behandlung der Frage. Es war überflüssig unter die Zeitwörter, deren régime vom Deutschen abweicht, se rappeler qc. aufzunehmen, dagegen fehlt il fut obéi, il fut conseillé, parler (raison, politique u. s. w.) prétendre, tenir, user, échapper, taxer u. A.

§. 193. ist die Regel über den Gebrauch des subjonctif nach den Verbis des Beschließens, Entscheidens dahin zu vervollständigen, daß wenn diese im Präsens stehen, der abhängige Satz das Futurum hat. Ebenso ist §. 195. unvollständig; Sätze wie: „j'admets qu'il y ait conséquence,“ „beaucoup d'hommes ne croient pas que l'âme est immortelle“ finden darin keine Erledigung.

§. 198. 2. Das verneinte nier hat auch nach Umständen den Indikativ nach sich — man sagt eben so richtig je ne nie pas, que cela n'a causé beaucoup de chagrin, wie je ne nie pas qu'il n'ait fait cela!

§. 199. ist nicht ganz deutlich; es kommt bei der Frage über die Wahl des modus nach dem Superlativ nicht sowohl auf die historische als auf die subjective Gewißheit an. Ich sage „c'est le plus beau jardin que je connaisse,“ wenn ich mein Urtheil zurückhaltend ausspreche, als nicht unbedingt für mich feststehend; nicht, wie der Verfasser meint „weil es noch schönere geben

kann, die ich nicht kenne," sondern weil, wenn ich genau mich besinne, ich unter den mir bekannten vielleicht noch schönere finde.

§. 200. In unabhängigen Sätzen steht der subjonctif nicht nur, wenn ein Wunsch oder Befehl ausgedrückt wird, sondern auch zum Ausdrucke einer undenkbaren, oder blos angenommenen Thatsache, wie „qu'on n'ait pas eu plus de respect pour une telle — personne" und „Qu'il fasse le moindre excès — il tombe malade"; außerdem gehört dahin, „je ne sache" und „dussé — je perdre tout mon argent, je ne reculerai pas".

Als gelungen sind die Abschnitte über Infinitif, Gérondif und Participe zu bezeichnen; nur möchte in §. 222. 4. die Erklärung des Beispieles les enfants que j'ai vus jouer „wen habe ich gesehen, nicht wen habe ich gespielt" besser zu fassen sein „nicht, wen sah ich gespielt werden?" Denn das Participium wird in solchen Fällen flectirt, wenn der Accusativ dem Sinne nach Subject des Infinitiv ist; ist er Object desselben, so bleibt es unverändert.

In das Verzeichniß der zu adverbialischen Bestimmungen dienenden Verba §. 227. hätte ne pas laisser de und ne faire que de eine Stelle finden können. Nach dieser Angabe der wichtigsten Punkte, welche Referenten bei genauer Durchsicht als mangelhaft aufgefallen sind, scheinen die beiden grammatischen Lesebücher des Verfassers noch einer genauen Ueberarbeitung des Sachlichen zu bedürfen, damit sie für Lehrer und Lernende die Zuverlässigkeit haben, welche man billig fordern kann und um so mehr hier wünschen muß, als Uebersichtlichkeit, und planmäßige Anordnug überall empfehlend hervortreten.

Dr. Bromig.

II. Französisches Sprachbuch. Elementarmethodische Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der französischen Sprache von Dr. Mager. Vierte Auflage 1847.

Dieses Buch, welches den ersten Theil des französischen Elementarwerkes des Verfassers ausmacht, ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, die darin befolgte Methode und Anordnung den Lesern auseinanderzusetzen; den wenigen, welche die Schriften des Verfassers nicht gelesen haben sollten, kann nur der Rath gegeben werden, eine derselben in die Hand zu nehmen und durch eigne Anschauung sich ein Urtheil zu bilden. Auch ist über das vorliegende Werk im Großen und Ganzen so viel gesprochen worden, daß es Ref. nicht für angemessen hält, auch seine Meinung in den angeregten Streitfragen abzugeben. Er beschränkt sich vielmehr im Folgenden darauf, wie in einer Nachlese dasjenige, was ihm bei genauer Durchsicht des Buches ungenau erschien, einer nähern Besprechung zu unterwerfen.

Die vorgenommenen Veränderungen bestehen nur in Vermehrung der gewählten Beispiele: Lection 72. No. 3., Lection 75. bei quoique, §. 442. bei den verkürzten Modalsätzen, §. 443. §. 470. bei den verkürzten Substantivsätzen und §. 488.

§. 22. konnte außer ne point auch ne guère, ne goutte, sowie §. 129. zu dem Beispiele „il n'est par si riche qu'on pense" auch das abweichende pas plus ebensowenig mit folgendem ne erwähnt werden. Ebenso ist §. 121.

die Regel über den Gebrauch des Conjunctivs nach einem Superlativ zu allgemein gefaßt.

§. 132. rien ohne Negation heißt allerdings „etwas". Dabei ist aber die Redensart compter pour rien zu bemerken.

§. 270. Aehnlich dem être obéi ist être conseillé, wie es sich bei Voltaire — siècle de Louis XIV., chap. XI findet: pour remplacer les hommes que la France avait perdus dans tant de sièges et de combats, Louis XIV fut conseillé de ne se point tenir aux recrues de milices comme à l'ordinaire, mais de fair marcher le ban et l'arrière-ban.

§. 294. Nr. 2. Wie mit sortir, descendre u. s. w. verhält es sich auch mit casser und battre „la corde ayant cassé und la générale bat".

§. 297. heißt es, daß beim positiven Imperativ die disjoints moi, toi gebraucht werden. Es scheint etwas gewagt, geradezu zu behaupten, daß in diesem Falle moi und toi disjoints sind; denn warum sagt man dann nicht auch à moi und à toi und donnez eux (à eux) sondern donnez-leur? Ueberhaupt aber ist beim Imperativ das Pronomen zu enge mit dem Verbum verbunden, als daß nicht das conjoint durchaus an seinem Platze wäre. Sollten nicht moi und toi hier einfach als vollere Formen zu betrachten sein statt ma und ta, welches hinter dem Verbum in der Aussprache verschwinden würde?

§. 317. ist zu den Verben, welche das Infinitivobjekt mit à setzen, noch surprendre aufzunehmen (Louis XI. v. 102. lorsque, seul avec moi, je vous surprends à feindre.)

§. 334. fehlt zum Ausdruck des „Beinahe" das Verbum manquer. Bei der Erklärung des à nach Adjectiven vermißt Referent den Dativ der Vergleichung wie bei antérieur und postérieur.

§. 481. Aehnlich der Verbindung des pour mit einem Infinitiv der Vergangenheit, um eine Vergeltung auszudrücken, in dem Sinne von „dafür daß" ist die mit dem Infinitiv der Gegenwart in un officier, pour être plus ancien, n'est par toujours meilleur. (Volt. siècle de Louis XIV.)

In der dem Buche angehängten Fibel war §. 12. die Aussprache des um in den lateinischen Formen post scriptum u. s. w. sowie in rhum und rumb hinzuzufügen.

§. 34. ch lautet wie k außer in den der Schriftsprache angehörenden Wörtern, auch in dem gewöhnlichen orchestre; desgleichen x vor ce und ci. g wird ch geschrieben in drachme.

§. 35. weiches s wird auch durch x bezeichnet in den Ableitungen von six und dix.

§. 37 — 39. handelt der Verfasser vom mouillirten l und n. Es heißt dort zwar richtig, daß in den lateinischen Wörtern folium, melior u. s. w. das i in j übergegangen. Es ist aber nicht allein das Vorhandensein eines i, sondern sehr oft eines Gaumlautes, welches das Mouilliren veranlaßt. Beides zusammengenommen reicht für die Erklärung der meisten wenn auch nicht aller Wörter hin. Sicherer und praktisch von demselben Nutzen ist es zu bestimmen, in welchen Fällen das einfache oder doppelte l nicht mouillirt. Darnach würde sich Folgendes ergeben:

Das Mouilliren findet in den französischen Wörtern nur nach dem Vokal i statt.

A. vor i ist ein Vokal: 1) ail, aille mouillirt immer; 2) eil, eille (conseil, abeille) ebenfalls; 3) oil mouillirt nicht, poil, 4) ouil, ouille (fenouil, fouille) mouillirt; 5) uiller, uillon mouillirt, doch so, daß l gesprochen wird.

B. il, ill am Anfang des Wortes mouillirt nicht.

C. vor i steht ein Consonant; 1) il mouillirt, a. wenn ursprünglich auf l ein i folgt, mil — milium, conseil — cilium (ciglio); persil — petroselinum (über cil unten); b. wo ursprünglich auf l ein Gaumlaut folgt, péril — periculum (pericolo) nombril — umbilicus, gril (grille — graticula?) c. im einzigen Adjectiv gentil; d. in den Substantiven chenil, baril, fusil, coutil, outil, grésil, babil; il wird nicht mouillirt, a. wo ursprünglich ll steht, béril, bil, mil, (mille), pistil; b. wo ilis in il verkürzt ist, subtil, vil, viril, sextil, juvenil, volatil, civil; c. wo il aus ilum hervorgegangen ist, fil, morfil, profil, pourfil, Nil — nilus; d. in exil und cil (aber wieder mouillirt in desiller.) Alguazil.

2) ille mouillirt: a. wo ursprünglich auf i ein Gaumlaut folgt; die Wörter sind meist diminutive und lassen sich zum Theil im Lateinischen noch auffinden. In den Substantiven: aiguille — acucula, (aguglia); bille (biglia); bisbille (bisbiglio); apostille (apostiglio); cheville clavicula; cochenille (cocciniglia); croustille crusticula; codille (codiglio); étrille strigilicula (striglia); faucille falcicula; flottille (flottiglia); grenadille (grenadiglia); grille graticula; lentille lenticula; mantille (mantiglia); peccadille (peccadiglio); pointille (puntiglio); quadrille (quadriglia); quille (chiglia); vanille (vaniglia); torpille (torpiglia). In den Verben boursiller (borsiglio s.); habiller (abbigliare); éparpiller (sparpagliare); fourmiller formicula s.; piller (pigliare); siller sulcare; essoriller (exauriculare?) auricula; vétiller vitilitigare; b. wo ursprünglich auf ill ein i folgt famille — familia (famiglia); fille — filia (figlia); c. In der Diminutivendung ille, iller theils in durchaus französischen Wörtern, theils in solchen, deren Stamm ein fremder ist; in den Substantiven brindille (brin) cannetille, cantatille, cedille, charmille (charme), escadrille, esquille, estampille, mercantille, roquille, roupille, chenille? volatille; in den Verben brandiller, bresiller, détortiller, gambiller, gaspiller, mordiller, pendiller, pétiller (pèter: le sel, jeté dans le feu, pète); d. in den Wörtern béquille, anguille, camomille, guenille, jonquille, morille (von „Morchel"?) vrille (dim. von terebra?) briller, écarquiller, égosiller.

Anmerk. Die abgeleiteten Formen gentille, babiller, fussiller, grésiller erklären sich von selbst.

ille nicht mouillirt wo im Lateinischen ll steht a. in den Substantiven ville, fibrille, montarille, scille, sibylle, Achille, idylle, camille, codicille, pupille, tranquille; b. in den Verben destiller, osciller, vaciller; c. im Zahlwort mille.

Hauptregel würde darnach die sein, daß il und ille nicht mouillirt wird, wo ursprünglich ll ist und in den Adjektiven, mit einziger Ausnahme von gentil. Für il und ille gilt dieselbe Regel, weil letzteres nur die weibliche Endung ist, ausgenommen in le drille und le quadrille.

Die Behauptung §. 45., daß das aspirirte h nicht gesprochen wird, ist wohl nicht genau; wenn auch im Allgemeinen das h nicht so scharf hervortritt wie im Deutschen, so wird es doch niemand einfallen etwa la (h)eine, je (h)ais, la (h)ache zu sagen.

§. 56. konnten die Beispiele, wo das Schluß t und s quiescirt, vollständiger und namentlich soit, alors, fons u. s. w., wo vor einer Pause der Deutlichkeit wegen der Schluß-Konsonant gehört wird, angeführt werden.

Wie mit bourg, so verhält es sich mit joug. C vor t quiescirt zwar (aspect, respect), tritt aber beim Ueberziehen wieder hervor.

Dr. Bromig.

Neues Lehrbuch der französischen Sprache für die zweite Unterrichtsstufe, von Dr. Ph. Schifflin. Barmen 1847.

Hr. Dr. S. giebt hier statt des II. Cursus seiner „Anleitung zur Erlernung der franz. Sprache", ein neues Lehrbuch, welches auch für die erste Unterrichtsstufe benutzt werden kann, da es zugleich die ganze Formenlehre enthält. Der Verf. und seine Leistungen im Fache der franz. Grammatik sind zu bekannt, als daß es hier einer ins Einzelne gehenden Angabe und Kritik seiner Methode noch bedürfte. Ref. bemerkt deshalb nur, daß diese neue Schrift den I. und II. Curs. der „Anleitung" nicht nur vollständig ersetzt, sondern auch den Vorzug hat, daß statt der früheren über die Formenlehre gegebenen abgerissenen Sätze sich zusammenhängende Lesestücke vorfinden, welche für diese Stufe äußerst passend sind und zugleich anziehenden Stoff darbieten. Außerdem sind deutsche Sätze zum Nachbilden mit beigefügt worden, und die Lehrer, welche früher schon die Schifflin'schen Schulbücher benutzt haben, werden gewiß diese neue Schrift noch bei weitem praktischer finden.

Am Schlusse der Vorrede verspricht Hr. S. zugleich, in kurzer Zeit eine Schulausgabe des Charles XII. -- als zweiten Theil dieses Lesebuches herauszugeben, deren Veröffentlichung wir um so freudiger entgegensehen, da der Verf. seit vielen Jahren die Geschichte Karl's des Zwölften mit seinen Schülern wiederholt gelesen und zu dem Zwecke einer eigentlichen Schulausgabe mit Noten lange Zeit hindurch gesammelt hat.

Druck und Papier sind rühmlich und der Preis von 12 Sgr. äußerst billig.

Französische Grammatik für Gymnasten von Dr. H. A. Müller. Erste Abthlg. Jena 1846. 2te Auflage.

Auch in dem vorliegenden Werkchen begegnen wir einem alten Bekannten, welchem seit der kurzen Zeit seines ersten Erscheinens bereits viel Beifall zu Theil geworden ist. In dieser zweiten Auflage hat der Verf. sein Werk in 2 Theile zerlegt, und der vor uns liegende ist ausschließlich für die mittleren Gymnasialklassen bestimmt. Mit vollem Rechte hat das Bestreben des Herr M. überall große Anerkennung gefunden, den Geist der Wissenschaftlichkeit in die Methode des Unterrichts mehr und mehr eindringen zu lassen; darum verschmähte er nach dem Vorgange von Schifflin und Mager das bloße Auffassen sprachlicher Erscheinungen als solcher, und das bloße Einprägen ungeordneter Einzelheiten, die sich „wie eine bunte Gesellschaft zusammengefunden haben — wie wir dieses bei Sanguin, Hirzel und mehr oder weniger auch in mehreren ausschließlich für Gymnasien bestimmten Grammatiken finden — und suchte mit vielem Geschicke

das Einzelne auf das Allgemeine zurückführen und den Grund der Erscheinungen zu erforschen und darzulegen". Diese zweite Ausgabe, welche im wesentlichen mit der ersten übereinstimmt, unterscheidet sich nur dadurch auf eine vortheilhafte Weise, daß außer vielen kleinen Verbesserungen besonders die Regeln über die Aussprache, das Kapitel von der Sylbenabtheilung vervollständigt sind und daß zugleich die Genusregeln an Uebersichtlichkeit gewonnen haben. Es waren dieses die eigentlich schwächeren Partieen der früheren Ausgabe und nach einer sorgfältigen Vergleichung derselben müssen wir demnach diese neue Auflage im wahren Sinne des Wortes eine verbesserte nennen.

Ein Critiker der früheren Ausgabe hatte den Wunsch ausgesprochen, bei den Uebungsaufgaben die Wörter künftig nicht unter dem Text, sondern in Form eines kleinen Wörterbuches hinter demselben zu finden. Herr M. hat dieser Aufforderung keine Folge gegeben „um das für den Schüler so nützliche mündliche Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische dadurch nicht einzubüßen, oder wenigstens unbequemer zu machen". Ref. ist der Ansicht, daß der Gebrauch eines Wörterbuchs für diese Lehrstufe allerdings, nicht recht passend und das Aufsuchen der Wörter für den Elementarschüler mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist und keinen dem Zeitverluste entsprechenden Nutzen hat. Man gebe deshalb eine geordnete Notensammlung, wie dies Herr M. gethan, setze diese dann aber nicht unter sondern hinter den Text. Geschieht dieses, so folgt daraus nur eine scheinbare Unbequemlichkeit: die Schüler werden sich dann mit Erfolg und ohne große Mühe vorbereiten müssen, d. h. sie lernen die für das besondere Stück gegebenen Phrasen tüchtig auswendig, sie werden das Erlernte genauer behalten und der Lehrer kann ihren Fleiß um so leichter kontroliren.

Praktische franz. Grammatik für Deutsche. Von Dr. L. Noël Professor am H. Gym. in Dessau. 1847.

Wie schon der Zusatz des Titels besagt, erhalten wir hier ein „Lehrbuch, dessen Regeln sich auf das Dictionnaire de l'Académie, auf die Gramm. nationale und auf die besten bis jetzt von dem Conseil royal de l'instruction publique genehmigten Sprachlehren gründen". Der Verf. hat es sich zur strengen Pflicht gemacht, in Hinsicht der grammatischen Theorien dem Dict. de l'Académie („ouvrage qui est sans contredit (?!) la source la plus pure à laquelle on puisse avoir recours pour" etc.) gefolgt, und die im vorliegenden Werke aufgestellten Regeln stützen sich vorzugsweise auf die Gramm. nationale, welche Herr N. characterisirt als „ouvrage éminemment classique, émané d'un jury de savants d'élite et accueilli avec enthousiasme dans toutes les parties de la France". Was es mit den sogenannten „genehmigten" Lehrbüchern in Frankreich auf sich hat, ist durch die belustigende Darstellung in der Mager'schen Revue zu bekannt geworden, als daß man hier darüber noch ein Wort zu verlieren brauchte; andrerseits verdient aber auch die marktschreierische Gramm. nationale nur wegen des Reichthums an Beispielen einige Beachtung, denn sie enthält nur oberflächliches und völlig unwissenschaftliches Räsonnement, in welchem le goût und l'oreille als Entscheidungsgrund und oberstes Sprachgesetz auftreten. Leider

können wir in Betreff des Dict. de l'Académie nichts Günstigeres sagen, — es ist in dem Buche noch immer der alte Schlendrian, und vergleicht man damit z. B. die rühmlichen Leistungen Péschier's, so begreift man durchaus nicht, warum ein Grammatiker zu diesem nicht lieber seine Zuflucht genommen. Wir wollen hiermit dem Verdienste des Herrn R. durchaus nicht entgegentreten, der ein gewiß sehr practisches und für seine Zwecke brauchbares Buch geschrieben hat, wie wir dieses auch im Folgenden zeigen werden; Ref. ist vielmehr der Ansicht, daß Herr R. mehr und sicherer auf eignen Füßen steht, als er dieses in seiner Bescheidenheit beansprucht und es wäre nur zu wünschen gewesen, daß in der Gramm. neben dem Was das Warum häufig noch entschiedener hervorgetreten wäre. Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin, vor Allem auf das Dict. de l'Acad. selbst und dessen Bedeutung für die Grammatik näher einzugehen, da es ungeachtet aller Einsprache in Deutschland noch immer zu sehr überschätzt wird und wir wiederholen hier im Auszuge einzelne Bemerkungen, die Ref. im Rhein. Museum (II. 4.) weiter ausgeführt hatte.

Besonders unglücklich, wahrhaft komisch ist die Academie in ihren Definitionen. „La grammaire est l'art qui enseigne à parler et à écrire correctement.“ Gute Definitionen sind allerdings nicht leicht zu geben, wenn man aber zu Vierzig arbeitet und Jahrhunderte zur Ausarbeitung eines Wörterbuches hat, so müßte man doch wohl besser definiren, als Lhomod und seine Nachbeter. La grammaire ist doch wohl eher eine Wissenschaft, als eine Kunst, und läßt sich denn wohl von der Kunst sagen, daß sie enseigne. L'art est enseigné, et n'enseigne point. — — „Le nom se dit des mots qui servent à désigner ou à qualifier les personnes ou les choses. Abgesehen davon, daß es wohl heißen müßte les noms se disent des mots (da sich le nom nur d'un mot sagen läßt) möchte man doch wohl fragen, inwiefern sich das „qualifier“ vertheidigen ließe. Doch die Antwort liegt sehr nahe, wenn man nur sich erinnert, daß nach der Academie auch die Adjective zu den noms gehören, indem sie die noms eintheilt in noms substantifs und noms adjectifs. Jeder auch nur halb Kundige wird hierüber die Achseln zucken. Doch weiter. „L'article est une partie du discours qui précède ordinairement les noms substantifs.“ So lange man denken kann, sind die Franzosen unglücklich in der Definition des Artikels gewesen; so erklärte man z. B. Les articles servent comme de clef, de chévalet ou de gouvernail pour diversifier les noms, das ist doch wahrhaft pittoresk. Duvivier sagt c'est un petit mot; Wailly geht noch weiter und behauptet c'est un mot qui ne signifie rien. Der Unsinn jener Definitionen liegt am Tage; was thut aber die Academie? Ueber den Begriff des Wortes weiß sie gar nichts; sie redet nur von der Stellung des Artikels, und was sie in dieser Beziehung behauptet, ist unrichtig und ungenau, denn man sagt doch: la plus belle des femmes, oder le pour, le contre.

Die Definiton des Adverbs ist nicht vollständig. Das Dictionnaire sagt: „Partie invariable du discours, qui se joint avec les verbes et les adjectifs, et qui les modifie de diverses manières.“ Das Adverb läßt sich aber auch mit Adverbien verbinden, denn man sagt ja il se porte bien u. s. w. Die Definition der Conjunction: „Partie du discours qui sert à lier un mot à un autre“ ließe sich weit besser auf

die „Préposition“ anwenden (z. B. le livre de Pierre) und die Conjunction verbindet doch wohl auch ganze Sätze und mehrere vollständige Gedanken.

Gehen wir nach diesen vorläufigen Bemerkungen, welche den grammatischen Tact der Academie einigermaßen andeuten, mehr ins Einzelne. „Aigle“ soll durchaus nur dann féminin sein, wenn es das „Wappen“ bedeutet; aber Buffon schreibt doch gewiß mit vollem Rechte: L'aigle est furieuse lorsqu'on lui ravit ses aiglons. Die beiden Wörter ancêtres und pleurs kommen bei Voltaire, Dubois und vielen andern trefflichen Schriftstellern auch im Singulier vor und Bossuet ruft in einer seiner Leichenrede: „Là commencera ce pleur éternel, ce grincement de dents qui n'aura jamais de fin. Wie matt würde sich hier der Pluriel machen, und so redete Bossuet, dessen Bildsäule in demselben Locale steht, wo die Herren jetzt über die fernere Existenz der Wörter ziemlich leichtfertig entscheiden.

Das Wort astrologue findet sich nicht nur auf Männer angewendet, sondern auch auf Frauen. Voltaire sagt Mademoiselle raisonne en astrologue judicieuse. — Ueber automne hören wir noch immer die seltsame Regel „automne est masc. quand l'adjectif le précède, et fém. quand l'adjectif le suit; indessen ist es nach Nodier immer als masc. anzunehmen nach Analogie der andern Jahreszeiten und die Chemiker sind dieser Methode in Bezeichnung der Erden, Metalle und Halbmetalle gefolgt. — Balayures wird nur im Plur. aufgeführt, obwohl das Wort eben so häufig im Singulier geschrieben und gesprochen wird. — Bizarre findet sich auch im fém. (bei Boileau z. B.), Blette auch im masc. (z. B. des fruits blets), Bonze auch im fém. (la bonzesse bei Volt.) welches die Academie aber nicht zu wissen scheint. Ebenso finden sich botaniste, centénaire und champion bei den besten Schriftstellern als fém. gebraucht, welches die vierzig Herren geradezu leugnen. (Rousseau u. B. d. St. Pierre sagen une botaniste, une centénaire u. s. w.) Statt daß die Acad. lehrt, ein chameau habe zwei Höcker auf dem Rücken, was ja jedes Kind weiß, hätte sie nicht vergessen sollen zu bemerken, daß sich ein fém. findet, welches chamelle heißt; (z. B. Les moeurs Arabes sont conservées; les femmes boivent le lait de chamelle (Chateaubriand), oder

> D'autres (vierges) joyeuses comme elles,
> Faisaient jaillir des mamelles
> De leurs dociles chamelles,
> Un lait blanc sous leurs doigts noirs.
>
> (V. Hugo.)

Auch singt Barthélemy:

> Le zèbre rayonnant, la docile chamelle,
> Autruche à quatre pieds et qui vole comme elle.)

Ebenso findet sich cochon und commentateur auch im fém., welches die Academie ignorirt (Volt. schreibt an Mme. Dacier: „Vous êtes la seule traductrice et commentatrice), dasselbe läßt sich von commissionnaire und conspirateur sagen. In Beziehung auf les délices, welches von den besten Schriftstellern zuweilen als masc., zuweilen als fém. gebraucht wird, hält die Acad. ihre Ansicht zurück und bestimmt gar nichts. — Wer würde sich wohl scheuen zu schreiben: Une peste désolatrice, une nation déprédatrice, spoliatrice — und in Beziehung auf eine Frau — c'est une habile speculatrice,

calculatrice, elle ne sera jamais la délatrice de —? Diese und ähnliche Ausdrücke finden sich bei den besten Schriftstellern und in guten Wörterbüchern, außer in demjenigen, welches manchen Leuten als einzige Auctorität gilt. So findet sich z. B. disciple auch als fém.

Je n'aime point qu'un jeune homme endoctrine.
Cette disciple à qui je me destine (Voltaire).

Le charme, le chêne, le frêne, l'érable, le hêtre, l'orme, und le troène erhalten seltsamer Weise nach d. Ac. in ébène eine Schwester; Voltaire aber schrieb:

Je vis Martin Fréron, à la mordre attaché,
Consumer de ses dents tout l'ébène ébréché.

Die Acad. kennt farceur nur im Masc. und man muß deshalb auf sie das wohlbekannte farceuse anwenden. Eben so findet sich auch huissier ironisch im fém. bei Voltaire.

Ivrogne findet sich als masc. und fém.; im Dict. der Acad. finden wir dagegen den pöbelhaften Ausdruck ivrognesse, den kein Mensch von Bildung in Frankreich in den Mund nimmt. Voltaire bediente sich dieses academischen Barbarismus nicht, sondern schrieb; „Une pauvre bourgeoise ivrogne meurt d'apoplexie; vous dites qu'elle est dans la région des morts.“ — Jésuite ist nach der Acad. als masc. und fém. anzuwenden; sie fügt aber nicht hinzu, daß das fém. jésuitesse heißt: Urbain VIII. donna aux cardinaux le titre d'éminence; il abolit les jésuitesses.“ Volt. Das Wort laitière wird nur im fém. angezeigt, als ob nur Frauen die Milch brächten; vielleicht findet sich in einer spätern Ausgabe auch einmal le laitier. Losange wird fälschlich als fém. angeführt, man gebraucht das Wort aber allgemein als masculin. Le mâtin ist doch gewiß nicht une espèce de chien de grosse espèce; dann ist auch das fém. mâtine nicht citirt, welches als injure populaire gehört wird. In Beziehung auf den Pluriel der aus fremden Sprachen entlehnten Wörter hat die Acad. nicht die geringste Consequenz; sie schreibt:

des deficit	und des placets
„ aliéna	„ récépisses
„ duplicata	„ opéras
„ impromptu	„ trios
„ solo	„ géraniums
„ quatuor	„ spécimens
„ quiproquo	„ quolibets
„ numero	„ arums

Man sieht, daß doch offenbar nur Launen und Grillen solche Gesetze dictiren können. Die Grammatiker und die besten Schriftsteller sind aber längst darüber einig, daß man schreiben müsse des déficits, des aliénas, des impromptus u. s. w. z. B. Volt. — — „J'ai comme une autre marque
Tous les déficits de ma table.“

und Boileau:

„Il met tous les matins six impromptus au net.“

Négociateur, nouvelliste und officier sollen nach der Acad. nicht im fém. vorkommen; es giebt aber des négociatrices de plus d'un genre: man sagt une nouvelliste ebenso gut als une modiste und in vielen Hospitälern finden sich des officières, wie auch in manchen Klöstern der Titel officière ein

besonderes Amt andeutet. — Quelque chose soll immer masc. sein; es kommt doch aber wohl darauf an, wie es genommen wird, denn man sagt z. B. Quelque chose que vous ayez promise, donnez-la“ (Le mare) oder „Quelque chose qu'il m'ait dite, je n'ai pu le croire“. (Marmonte). Ebenso sagt man richtig une vertue réparatrice, une politique réparatrice und l'analyse scrutatrice; die Acad. kennt aber in ihrem article scrutateur beide Wörter nur im masc.

In Beziehung auf die Bestimmung derjenigen Wörter, welche sich auf al endigen, ist die Acad. oft sehr zweifelhaft und ungenau. Ueber anomal, bancal, central, conjugal, monacal, nominal, nasal und andere weiß sie nichts zu sagen, außer daß sie das Nichtvorhandensein des Pluriel dieser Wörter behauptet; dessen ungeachtet redet sie selbst an andern Stellen z. B. von den sons nasals und kann auch die ordres monacaux nicht in Abrede stellen, da sie nun einmal existiren. Eben so kennt sie keinen pluriel von automnal, man sagt aber doch allgemein des fruits automnaux und les trois mois automnaux. Ueber den Plur. von carnaval sagt sie nichts, und der arme Jules Janin hat sich deshalb kürzlich seiner Mitgliedsschaft wegen genöthigt gesehen zu schreiben: Ce qui rentrerait dans notre sujet, ce serait de faire l'histoire de tous les carnavaux ou carnavals de ce monde. — Dieselbe Ungewißheit herrscht über idéal und initial, und es wäre doch wohl der Mühe werth, eine Entscheidung über den Streit der Grammatiker zu geben, welche theils initials (und dies thun die meisten) theils initiaux anempfehlen. Die Acad. ist vorsichtig und berührt den Streitpunkt gar nicht.

Auch an Barbarismen ist das Dict. sehr reich. Es empfiehlt abolissement statt abolition, und lehrt noch immer zu sagen un chat Angora, une chèvre Angora statt un chat d'Angora, une chèvre d'Angora oder ganz kurz un angora ungeachtet aller Einreden, welche in Beziehung auf diesen Fall der gelehrten Gesellschaft von den tüchtigsten Grammatikern gemacht sind. Angora wird nach den besten Schriftstellern gebraucht wie Bordeaux und Champagne und man kann wohl elliptisch sagen du Bordeaux und du Champagne, aber gewiß nicht du vin Bordeaux oder du vin Champagne. Freilich erlaubt man sich im kaufmännischen Stile der Kürze wegen zu schreiben: 20 bouteilles rhum Jamaique oder 3 caisses café Martinique, — aber dieser merkantile Gebrauch beweist doch für die Grammatik gar nichts. — Auch bourelle findet sich wieder, obgleich Niemand anders schreiben wird als cette femme a été le bourreau de son enfant. Statt crassane (von dem lat. crassula, diminut. von crassus, d. franz. gras und grassette abzuleiten) findet sich cresane, weshalb nicht lieber das ganz pöbelhafte creusane? — Der Gebrauch des Verb. être für aller wird von Neuem autorisirt; die Acad. lehrt zu sagen: Je fus le complimenter oder j'ai été le voir. Keiner der Herren Quarante würde wohl sagen je suis le complimenter, weshalb soll denn das Défini in diesem Falle mehr Recht haben, als das Présent? — Nodier sagt in seinem Examen crit. des Dict. hierüber sehr treffend: „Le verbe être détermine un état, c'est même là sa fonction spéciale dans le langage. Il ne peut donc pas être suivi d'un infinitif qui en détermine un autre. Pour vous assurer de sa propriété, ramenez la phrase à l'nfinitif: être: cette règle est infaillible.

Être à Paris est du très bon français; être le voir est barbare. On dit: Je suis allé le voir, j'ai été chez lui. Daß dieser Barbarismus sich findet, wer wollte das leugnen; aber wozu ihn autorisiren?

Statt frileux findet sich froidureux; das Wort papable würde Niemand verstehen, wenn nicht die Erklärung folgte: propre à être élu pape. Man sieht nun gar nicht ein, weshalb es nicht auch ebenso gut erlaubt sein soll, sagen zu können: ducable, pairable, députable, baronable u. s. w. Das Wort saigneux, welches die Acad. angiebt, hört man doch wohl nur von ganz ungebildeten Leuten, und statt phrasier sagt man allgemein phraseur wie paraphraseur, jaseur und causeur. Ebenso sind sauveté und veridicité (statt véracité) Barbarismen, und es ist im Gegentheil auffallend, daß véridiquement gar nicht aufgeführt wird, obwohl es gewiß besser ist zu sagen raconter véridiquement, confesser véridiquement als raconter avec véridicité.

An Solöcismen ist das Wörterbuch auch nicht gerade arm. Die Acad. hat sich noch immer nicht entscheiden können, ob man sagen müsse jusqu'aujourd'hui oder jusqu'à aujourd'hui; man begreift gar nicht, daß die Logik und der vielfältige Gebrauch in diesem Falle noch immer nicht eine feste Regel bewirkt haben, da doch Niemand sagt jusqu'à ici, jusqu'à ou, jusqu'à auprès, jusqu' à au-dessus, jusqu'à au-dessous, u. s. w. und in den besten Schriftstellern findet man jusqu'aujourd'hui. — Ueber den Buchstaben B. heißt es: „Le B se redouble dans les mots ..... Man sagt wohl on redouble le pas aber une consonne se double. Man begreift wohl, daß man könne enfoncer son chapeau sur sa tête — aber dans sa tête, wie die Acad. lehrt, ist doch wohl unmöglich, man müßte sonst auch sagen können avoir des souliers dans ses pieds. — Statt fleur d'oranger heißt es noch immer fleur d'orange im Dict. ebenso statt aboyer à la lune und après les passants findet sich — freilich höchst komisch! — aboyer la lune und aboyer les passants! Wenn die Acad. an Lafontaine gedacht hätte, würde sie nicht gelehrt haben zu sagen manche à balai.

„Quatre siéges boiteux, un manche de balai u. s. w.“

Man könnte in derselben Redeweise fortfahren: le chapeau à Madame, les bottes à Monsieur. — Höchst zweideutig heißt es unter ombre: „Il le suit comme l'ombre fait le corps; man könnte fragen l'ombre qui fait le corps? — Ueber Plane heißt es: outil dont les charrons se servent pour aplanir les bois qu'ils emploient; man denke nur einmal les charrons aplanissant les forêts avec une plane! In der That nicht übel! — Auffallend ist es, daß die Acad. noch immer schreibt: on fait à savoir que, — un soupçon de liqueur.

Zuweilen macht das Dict. auch sehr naive Bemerkungen; es sagt z. B. Le bâton à deux bouts est une arme familière aux Bas-Bretons — als ob es auch Stöcke gäbe, die nur ein Ende hätten. — Ueber Chat heißt es: animal domestique qui prend les rats et les souris, als ob sich die Katzen nicht auch über Vögel, kleine Kaninchen u. s. w. hermachten. Ueber Cloporte bemerkt die Acad.: „Petit insecte sans ailes.“ — Cuvier würde auf diese Definition sicher antworten: Le cloporte est un crustacé, et non pas un insecte, et tous les crustacés sont sans ailes. — Ueber Démonomanie sagt das Dict.: „Il se dit d'un traité sur les démons.“ Wahrscheinlich hat sie an démonologie gedacht. Von écrevisse heißt es: „Animal de la classe des crustacés, qui vit dans l'eau et qui selon l'opinion vulgaire, va presque toujours à reculons.“ Die Herren Academiker müssen hiernach zu urtheilen die Krebse wohl nur beim Essen gesehen haben. — Wie kommt es nur, daß die Acad. das Wort épinard ohne s aufführt und doch darüber bemerkt, substantif masculin qui ne s'emploie

guère qu'au pluriel, — L'Escarbot wird genannt espèce d'insecte du genre des scarabées obwohl es doch wohl richtiger wäre un genre d'insectes, bien différent et bien éloigné des scarabées. Wie großartig ist ferner folgende Erklärung: „Etoile se dit des météores appelés aussi étoiles tombantes." Wer vermag dies zu fassen und wie schön macht sich in syntaktischer Hinsicht météores im plur. zu étoile im sing.! — Das Wort honoraire wird unrichtig im sing. aufgeführt, und ver wird noch immer erklärt durch animal à sang blanc. Was mögen wohl die französischen Naturforscher hierzu sagen?

Es fehlt in dem Dictionnaire auch nicht an auffallenden Pleonasmen, z. B. si vous avez une heure de temps à perdre oder une lieue de chemin. Das Wort marmotter wird erklärt durch „parler .... entre ses dents" und nun folgt noch das Beispiel: Qu'est-ce que vous marmottez entre vos dents?" Ueber Poulette heißt es „Jeune poule" Exple: une jeune poulette. — Unter Quidam steht als Beispiel: Je fus accosté par un certain quidam. — Das ist academische Genauigkeit!

Eins der wesentlichen Erfordernisse für eine gute lexicographische Arbeit ist unstreitig eine tüchtige wissenschaftliche Behandlung der Onomatik; leider aber führt unser Wörterbuch so sehr häufig metaphorische Bedeutungen als die eigentlichen ursprünglichen an, daß wir uns über diesen Punkt sehr weit verbreiten würden, wenn nicht ein ausgezeichneter Kenner des Französischen vor ganz kurzer Zeit erst diesen Gegenstand sehr gründlich behandelt hätte.

Als Beispiel werde nur das verb. cueillir aufgeführt, welches die Acad. in seiner ersten Bedeutung angiebt als détacher des fruits, des légumes de leurs branches ou de leurs tiges. Bei cueillir (colligere) ist aber doch gewiß nicht zunächst an Pflücken und Brechen gedacht, sondern vielmehr an ein Sammeln, Zusammenlesen, woraus sich dann erklärt accueillir, accueil, recueillir, recueil. Das Zusammenlesen setzt das Pflücken natürlich voraus, und Pflücken ist somit nur eine einseitige Bedeutung des Wortes. — Noch augenfälliger zeigt sich die Ungenauigkeit des Wörterbuchs in dieser Beziehung bei merci, gentil u. s. w.

Auch in Beziehung auf die Orthographie läßt das Wörterbuch viel zu wünschen übrig. Ganz inconsequent heißt es darin abatage, abatée und abatis während alle Wörter derselben Familie mit doppeltem t aufgeführt werden, als z. B. abattre, abattement, abatteur, abattoir u. s. w. Das Wort aiguillettier hat nach der Ac. zwei t, wahrscheinlich weil es von aiguillette abzuleiten ist; aber man denke doch nur an die analoge Bildung der Wörter charretier, gazetier, noisetier, tabletier obwohl diese abzuleiten sind von charette u. s. w. — Die Ac. schreibt baratter und baratte, aber baraterie; es ließe sich noch Vieles über diese Inconsequenz sagen, aber diese Beispiele deuten das ganze Wesen hinlänglich an und sie mögen deshalb genügen.

Eine große Menge von ganz veralteten Redensarten und Wörtern finden sich ferner im Dict. mit unter den jetzt noch gebräuchlichen aufgeführt, deren sich heutzutage Niemand mehr bedient. Man sagt nicht mehr: un bassin à barbe (wie die Ac.) sondern un plat à barbe; statt tabatière wird wohl nicht leicht Jemand sagen (wie die Ac.) j'ai oublié ma boîte. Ebenso veraltet ist das angeführte Sprichwort mettre quelqu'un en cervelle, welches in jetziger Zeit Wenige verstehen würden; dasselbe läßt sich anführen über cette malheureuse a défait son fruit, son enfant; man sagt jetzt détruire son enfant oder se dé-

truire. Ganz veraltet ist der Ausdruck: avoir les joues cousues (ein mageres Gesicht haben). Auch das Sprichwort il est brave bomme un lapin, welches so viel sein soll als il est habillé de neuf, hört man wohl nur im Palais de l'Institut. Ueberhaupt hat das Dict. noch eine ganze Sammlung von Sprichwörtern, (z. B. à laver la tête d'un âne on perd sa lessive — wofür man im guten Französisch sagt à vouloir blanchir un nègre, on perd son savon), die man in guter Gesellschaft und in guten Schriften nicht antrifft, wohl aber auf der Gasse. Wie kommt es nun aber, daß die gestrengen Herren [illegible]artige Ausdrücke so sehr begünstigen und sie als ächt französisch aufführen, obgleich doch jeder Franzose weiß, wo sie so recht eigentlich zu Hause sind. Noch auffallender aber ist es, daß an wahrhaft ekelhaften Ausdrücken und Erklärungen ein ungeheurer Reichthum im Dict. ist, während doch häufig die wichtigsten Sachen kurz und oberflächlich behandelt sind. Man vergleiche darüber unsere obigen Bemerkungen — und das tiefe Studium, welches anderen Artikeln gewidmet ist, als z. B. verge, canal, cul, patineur, trousser, congrès, foire, salière u. s. w.

Kehren wir nach dieser langen Abschweifung zu dem Werke des Herrn Noël zurück, so müssen wir allerdings unser Bedauern darüber aussprechen, daß er der Autorität des Dict. de l'Acad. zu sehr gefolgt ist. Nach Art der älteren Grammatisten hat der Verf. übrigens die einzelnen Redetheile in der alten Folge abgehandelt und die syntactischen Bemerkungen mit den Regeln der Formenlehre vereinigt; jedem einzelnen Kapitel sind entsprechende Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische beigefügt, wie auch ein cours de thèmes zum Uebertragen ins Deutsche; die Sätze sind keineswegs geschmacklos und inhaltsleer wie man dieses in dergleichen practischen Lehrbüchern so oft findet, und geben überhaupt dem Werke in didactischer Hinsicht ein nicht ungünstiges Zeugniß.

(Die Fortsetzung im nächsten Hefte.)



Erwiderung.

Herr Dr. Berglein hat im ersten Hefte des 3. Bandes p. 213 dieses Archivs meine kleine Schrift: „Schulfragen unserer Zeit" einer Beurtheilung unterworfen, die einige Worte von meiner Seite zu erfordern scheint, um den Leser derselben, der die recensirte Schrift selbst noch nicht kennt, auf den richtigen Standpunkt zu setzen.

Zunächst bemerkt der Herr B. ganz richtig, daß ich mit dieser Schrift an das Urtheil des größeren Publikums zu meiner Rechtfertigung gewissermaßen appellire. Wenn er aber das weiß, so hätte er sich schon selbst sagen können, was in der Natur der Sache begründet ist, daß die Schrift, die fast lauter Thesen enthält, keineswegs dazu bestimmt sein konnte, jenes größere Publikum über den behandelten Gegenstand zu belehren, sondern wie Herr B. ja selbst sagt um an dasselbe zu appelliren, d. h. doch wohl im gegenwärtigen Falle nichts Anderes, als es zur Entscheidung aufzufordern, ob die Versammlung norddeutscher Schulmänner durch meinen Vortrag eine Berechtigung erlangt habe, der guten Sitte und dem Anstande so vor Aller Augen Hohn zu sprechen, wie sie es gethan. Eine derartige Recension, wie sie uns Hr. B. geliefert hat, der da meint, durch ein Paar Antithesen zu meinen Behauptungen mich ohne Weiteres aus dem

Felde geschlagen zu haben, konnte man von dem nicht erwarten, der das Sachverhältniß klar aufgefaßt hatte — und das konnte Jeder aus dem Vorworte. — Herr B. hat also diesmal seinen Beruf von vorn herein verkannt und gethan, was seines Amtes nicht war. Hätte ich über denselben Gegenstand eine zum Druck bestimmte Schrift abgefaßt, so würde sie — bei gleichen Resultaten — doch eine ganz andere Form gewonnen haben. Mit einigen Noten meine Rede zu begleiten, wie mir Herr B. naiv genug anräth, damit wäre die Sache nicht abzumachen gewesen; ich hätte dann, wie sich von selbst versteht, Nichts ohne die nöthigen Belege hingestellt; so aber, da die Schrift zum Vortrage bestimmt war, dem eine mündliche Diskussion nachfolgen sollte, konnte von Beweisen und Deduktionen nicht die Rede sein; die Versammlung hatte die Wahl, aus den vielen Thesen, die aufgestellt wurden, beliebige herauszugreifen und zur näheren Besprechung zu bringen; sie konnte z. B. die Principien angreifen, die ich als Maaßstab für die alten und neuen Sprachen bei ihrer Vergleichung mit einander aufgestellt; oder etwa einen Punkt aus dieser Vergleichung, etwa den Inhalt oder die sprachlichen Formen, in diesen wieder die lexikalische oder grammatische Seite, in letzteren die Formlehre, Syntaxis, Orthographie, Orthoepie, kurz was sie wollte; eine solche Thesis nach dem Interesse und dem Geschmacke der Zuhörer ausgewählt, würde hinlänglichen Stoff zum gegenseitigen Ideenaustausche und wenn auch nicht zur gegenseitigen Belehrung, doch gewiß zur gegenseitigen Anregung zur Forschung geliefert haben; diese Anregung zur Forschung scheint mir gerade das wesentlich Ersprießliche bei allen solchen Versammlungen zu sein. Die erwähnte Recension ist demnach in ihrem innersten Grunde verfehlt und unüberlegt; unüberlegt, zumal der Verf. derselben dem Leser gleich im Eingange die Mittel in die Hände giebt, den Stab über ihn zu brechen, auch wenn er meine Schrift noch nicht gelesen haben sollte.

Ich könnte hier schließen, weil einerseits im Vorigen gezeigt, daß das Beginnen des Herrn B. ein verfehltes war, anderseits aber Alles, was derselbe gegen meine Schrift vorbringt, von Andern schon längst gesagt und von mir in einer eignen schon unter der Presse befindlichen Schrift, unter dem Titel: „Wie ein moderner Philologe bei der alten Philologie Besuche macht und von ihr empfangen wird, aktenmäßig dargestellt ist. Parchim und Ludwigslust 1847" beleuchtet werden wird. Seine Recension leidet aber an gewissen Schwächen, die sie mit den übrigen Beurtheilungen meiner Schrift gemein hat, und welche mich veranlassen, noch auf einige Augenblicke dabei zu verweilen.

Das erste, worin Herr B. mit den übrigen Recensenten meiner „Schulfragen" übereinstimmt, ist die strenge Autoritätsgläubigkeit, von der sich doch grade ein Recensent am ersten lossagen sollte, wenn er mit Ueberzeugung über die Schriften urtheilen will, die ihm zu diesem Zwecke anvertraut werden. Ich habe nie Etwas von diesen Autoritätsgläubigen halten können, wenn es sich nicht um historische Thatsachen, sondern rein um einen Principienstreit handelt, weil sie mir immer als geistesarme Abhängige erschienen sind, denen ihre Gewährsmänner den Mangel der eignen Gedanken, Ansichten und Meinungen ersetzen müssen. Hier aber, in diesem besonderen Falle, haben die Autoritäten in der That noch weniger Sinn, als irgendwo sonst, da hier nicht auf Ueberlieferung basirte Wahrheiten, sondern Dinge zur Sprache kommen, die Jedem zur eignen Prüfung vorliegen; es kann hier ganz gleichgültig sein, was Mager, W. v. Hum-

boldt oder Thiersch über den Gegenstand gesagt haben, Alles das verschlägt in der vorliegenden Frage Nichts. Diese Abhängigkeit in die sich Herr B. von vorn herein so gutwillig ergibt, ist's denn auch hauptsächlich, was ihn den richtigen Standpunkt noch von einer anderen Seite, als oben schon bemerkt worden, ganz und gar verrücken läßt. Ihm schweben nämlich fortwährend seine Autoritäten vor den Augen, die von ihm genannten und die nicht genannten! — Diese bringen ihn unwillkührlich auf jene dickleibigen Bände über die griechischen Partikeln und Accente, diese auf die Meinung, wo soviel geschrieben, da müsse doch wohl Alles hübsch geordnet und im besten Zustand der Dinge sein, denn ihm schaudert vor dem Gedanken, gegen seine Autoritäten ein Jota des Zweifels laut werden zu lassen; dabei vergißt er ganz, daß dieses Alles in der vorliegenden Frage gar Nichts verschlägt, da es sich hier lediglich um den schulgemäßen Unterricht handelt, ja er weist diese Berücksichtigung der Schule, auf welche ich doch mein Thema lediglich beschränkt habe, wissentlich von sich (p. 219.) und spricht von einem „streng wissenschaftlichen Unterrichte". Ob er etwa meint, dieser soll den Gymnasiasten ertheilt werden? Ach, mein lieber Herr B., kümmern Sie sich doch ein wenig mehr um die Bedürfnisse der Schule, verschaffen Sie sich doch eine Ansicht von dem, was die alte Philologie in der Schule verdorben, welche Schuld sie sich um die Schule auf ihr Gewissen geladen hat, so werden Ihre Autoritäten zusammenschmelzen wie Wachs an der Sonne.

Das Zweite, das mir seiner Sonderbarkeit wegen, eine nähere Beleuchtung zu erfordern scheint, ist der sehr naive Rath, den Herr B. ertheilt, bei diesem Unterrichte der neueren Sprachen „den von der alten Philologie vorgezeichneten Weg einzuhalten"; Jedermann weiß, wie wenig sich dieser gerühmte Weg auf Schulen bewährt hat: denn das will gar Nichts sagen, daß hie oder da eine Illustration der Philologie auferstanden ist; es fragt sich lediglich, ob es der alten Philologie gelungen sei, der Mehrzahl ihrer Schüler ein der darauf verwendeten Zeit und Mühe angemessenes Quantum formaler Bildung und positiven Wissens mitzutheilen oder nicht. Ich will über diesen Punkt gar nicht einmal meine Meinung geltend machen; da Herr B. so viel auf Autoritäten gibt, so wird es ihm gewiß sehr viel genehmer sein, wenn auch ich ihn auf Autoritäten verweise, ja ich brauche sie ihm in diesem Falle gar nicht einmal zu nennen, ganz Deutschland schreit seit Jahren über den Unfug, ergraute alte Philologen, Männer, die Herr B. gewiß recht gern als Autoritäten anzusehen geneigt sein wird, gestehen zu, daß das Bischen Latein und Griechisch, welches die zur Universität abgehenden Jünglinge vom Gymnasium mit sich nehmen, den ungeheueren Aufwand von Zeit und Kräften, den es gekostet, nicht lohne; Herrn B. kann der noch obschwebende Kampf nicht unbewußt sein, und er wird doch nicht behaupten wollen, daß ganz Deutschland bis auf die paar alten Philologen, die steif und starr bei ihrem hergebrachten Schlendrian bleiben wollen, die Narrenkappe übergezogen habe, denn auch in der Autoritätsgläubigkeit muß nothwendig das Gesetz gültig bleiben, daß die Wirkung der Masse proportional ist. Welche Aussicht wäre nun wohl für die neueren Sprachen vorhanden, wenn sie den Rath des Herrn B. befolgen wollten? Daß man sie über kurz oder lang ebenso aus der Schule hinauszudrängen bemüht wäre, wie man jetzt drum und dran ist, die alte Philologie, um der Dürftigkeit ihrer Leistungen willen, herauszudrängen. Hier muß ich mich aber gleich in meinen Ausdrücken verwahren, um von Herrn B. nicht aufs Neue mißverstanden zu werden. Mein Bestreben ist und war nie das

Studium der alten Sprachen aus der Schule zu verdrängen, sondern nur, erstens den neuern Sprachen den alten gegenüber zu ihrem Rechte zu verhelfen und zweitens die Form, in welcher die sogenannte alte Philologie der Schuljugend zum Bildungsmittel dienen soll, als eine unvollkommene und unzweckmäßige zu bezeichnen.

Wenn sich nun drittens Herr B. ohne Rücksicht auf die eigentliche Bestimmung meiner Schrift, die Mühe nehmen wollte, sie nach gewohnter Recensentenweise zu behandeln, so mußte er auch mit Billigkeit und Gerechtigkeit verfahren; mir aber wieder nach Art meiner übrigen Recensenten, Meinungen unterzuschieben, die ich weder gehegt, noch durch meine Ausdrücke mir aufzubürden ihm die geringste Veranlassung gegeben habe, ist weder recht noch billig. Woher weiß er z. B., daß wenn ich von einem „Uebermaaß" der alten Sprachen rede, ich sie ganz aus der Schule verdrängt wissen will? Er möge meinen Ansichten entgegentreten, sie bekämpfen, aber gerade und offen, wie es dem geziemt, dem es um die Sache, nicht um die Personen zu thun ist. Ich habe meine Gründe für die Beschränkung, aber Beibehaltung der alten Sprachen, Herr B. mag die seinigen für das Gegentheil haben; ich habe mich nie gescheut, meine Ansichten offen vor aller Welt auszusprechen, selbst auf die Gefahr hin, daß mich eine gewisse Zunft verdamme. Jene zu Gunsten der alten Sprachen vorgebrachten banalen Redensarten, die man längst kennt, woran aber Niemand mehr recht glauben will, erscheinen mir als eine wirklich völlig überflüssige Arbeit. Auffallend endlich muß es sein, daß Herr B. — und darin stimmt er mit meinen übrigen Recensenten ebenfalls wieder überein — immer nur von der Herrlichkeit der alten Sprachen spricht und der neueren mit keinem Worte gedenkt, zumal in einer Zeitschrift, die ausschließlich für neuere Sprachen bestimmt ist. Das ist doch offenbar nicht billig; wer über eine angestellte Vergleichung zweier Gegenstände den Stab brechen will, muß selber beide berücksichtigen, die Vorzüge und Nachtheile des einen so gut wie des andern zu würdigen wissen; das thun aber die alten Philologen sammt und sonders nicht, indem sie immer in dem eitlen Wahne leben, es genüge von ihrer Seite vollkommen, nur einmal in die Posaune zu stoßen und das alte Lied von der Vortrefflichkeit und Herrlichkeit des Alterthums von vorn anzufangen, um Alle, die sich für neuere Literatur interessiren, auf der Stelle zum Schweigen zu bringen. So lange sie nicht auch der anderen Seite ihr Recht wiederfahren lassen, kann natürlich von einer Einigung und Ausgleichung der Meinungsverschiedenheiten nicht die Rede sein.

Mehrere andere Punkte in der Recension des Herrn B. wären eben so einer Berichtigung bedürftig, wie die hier besprochenen; doch ich übergehe sie aus den schon oben angeführten Gründen, und bitte den geneigten Leser, bis zur Erscheinung meiner schon genannten Schrift, sich mit dem Gesagten vorläufig begnügen zu wollen.

Parchim. Dr. J. Heussi.



Programmenschau.

Abdruck dreier unbekannter Reimwerke Fischart's von Vilmar. Progr. des Gymn. in Marburg 1846.

Diese Schrift gibt drei unbekannte Reimwerke Fischarts, deren Ueberschriften sind: 1) Reveille matin oder Wacht frü auf; 2) Anmanung zu christlicher Kinderzucht; 3) Ermanung an die Bundbäpstler. Nach einer kurzen etwas kaustischen Einleitung, in der er die Nachlässigkeit des letzten Herausgebers von Fischarts glückhaftem Schiff, Karl Halling (Tübingen 1828) in der Zusammenstellung der ihm bekannten Werke Fischarts, so wie die Thorheit gewöhnlicher Sammler von alten Drucken und anderen Raritäten durchzieht, theilt Herr V. die oben bezeichneten Schriften selbst mit, oder richtiger gefaßt, zu der ersten, welche eine Uebersetzung aus dem Französischen ist, nur zwei Stücke, die unbezweifelt nach des Verf. Nachweisungen als Fischarts Arbeit gelten können. Das französische Original, das Herr V. nicht nachweisen kann, „enthält eine Erzählung der Religionshändel in Frankreich von 1540 bis 1572, namentlich eine ziemlich specielle Darstellung der Scenen vom 24. August 1572, im entschiedensten protestantischen Sinne, und eine Beurtheilung der franz. Zustände sowohl aus dem kirchlichen als politischen Gesichtspunkte". Von den beiden Fischart'schen Stücken steht das erste, welches eine Einleitung zur deutschen Bearbeitung enthält, Bl. Ba — Bija des vom Herrn V. eingesehenen Druckes. Es ist in Fischarts bekannten Reimversen abgefaßt und gibt in 70 Verszeilen die Motive der satirischen Geißelung solcher Zustände, so wie eine kräftige Aufforderung zur Wachsamkeit für Franzosen, Deutsche und andere Nachbaren. Das zweite Stück steht Bl. Lva — Lba und enthält in 70 Verszeilen eine etwas stark saftige Vergleichung der Zeiten und Sitten des Fredgund und Brunhild einer- und der Katharina von Medicis andererseits; gegen den Schluß wird die letztere, und zwar zu ihrem Nachtheile, mit der biblischen Jesabel zusammengestellt.

Das zweite Gedicht „Anmanung zur christlichen Kinderzucht", welches 198 Reimverse enthält, steht in einem Katechismus (es ist ein Abdruck des kleinen lutherischen), der dem Herrn V. in einem straßburger Druck vom J. 1610 vorlag, und dient zur Einleitung eines folgenden Abschnittes, der die Ueberschrift führt: „Etliche Fragen von der Geburt Christi, welche der Jugend zu Straßburg, die sonst die Evangelia aufzusagen pfleget, zu lehren fürgeben werden." Das Gedicht selbst bezwecket die Nutzung dieser „Fragen".

Das dritte Gedicht: „Ermanung an die Bundbäpstler." findet sich in: „Wol bedenkliche Beschreibung Des, an dem König in Frankreich newlich Ver-

thäterisch begangenen Meuchelmords, von einem Mönch Prediger Ordens rc. rc. Auß dem Franz. der eygentlichen Meynung nach verteutscht, und mit Nötigen Erinnerungen ersetzt: durch Bernhart Janot. Anno M. D. LXXXIX." Das Gedicht zählt 99 Verszeilen und enthält eine kräftige, derbe, dem Predigerorden, ja der ganzen Mönchsschaft und den Romanisten die Ermordung Heinrichs III. schuldgebende Apostrophe an die bezeichneten Personen und Gesellschaften.

Der poetische Ruhm Fischarts wird wohl wenig durch das letzte Gedicht erhöht. Inzwischen ist dem sehr sachkundigen Herausgeber doch für diese Veröffentlichungen großer Dank zu zollen, um so mehr, als er als Muster derjenigen Genauigkeit empfohlen werden kann, welche in bibliographischer und literarhistorischer Beziehung bei Behandlung solcher Dinge am rechten Orte ist. Der einer derartigen Anzeige in diesen Blättern gestattete Raum nöthigt den Referenten daher die Leser auf die vielen Vorzüge in der Behandlung des Gegenstandes aufmerksam zu machen, und Selbstlesen des Schriftchens angelegentlich zu empfehlen.

Bz.

Ueber die Einführung unserer Jugend in die deutsche Literatur von Dr. Weber, Progr. der Realschule in Magdeburg 1846.

Tagebuch des deutschen Unterrichts in der ersten Klasse, geführt von einem Schüler desselben (Herausgeg. von Director Dr. Lebebur) Progr. der Realschule in Magdeburg 1847.

Ref. hat hier zwei Schulberichte neben einander gestellt, welche es verdienten, recht bekannt zu werden und von welchem er um so lieber einen sehr ausführlichen Bericht gibt, da er manchen der Collegen dadurch eine willkommene Gabe zu reichen glaubt; war es doch Lebebur's Ansicht über die Methode des deutschen Unterrichts, welche auf der Mainzer Versammlung so allgemein interessirte; wünschten doch gewiß viele seiner damaligen Zuhörer, daß es ihnen verstattet sein möchte, einen Blick in die Magdeburger Schule thun und die dortige Behandlung des Sprachunterrichts durch eigne Anschauung kennen zu lernen. Wir finden dafür in den beiden obigen Schriften Ersatz. Herr Dr. Weber gibt uns ein vollständiges Bild von den Grundsätzen, welche die Lehrer des deutschen Sprachunterrichts leiten und das Tagebuch läßt uns einen klaren Blick in die Praxis thun. Doch zur Sache. Die Abhandlung des Herrn W. zeigt uns, wie die Schüler mit den Erzeugnissen des ächt deutschen Volksgeistes in Dichtung, Erzählung und freier Rede bekannt gemacht werden, und das Ganze zerfällt in drei Abtheilungen: „Was thun wir, wie und warum?"

Der Verfasser sagt: „Wir bemühen uns von der untersten Klasse an die Schüler durch geistige Anschauung in die literarischen Schöpfungen des deutschen Geistes einzuführen, so daß sie das für ihren Standpunkt Passende kennen lernen, durch Lesen und Deklamiren einen gehörigen Vorrath im Gedächtniß aufnehmen und frühzeitig daran gewöhnt werden, diesen Erscheinungen den gebührenden Werth und Ton beizulegen. Diesen Zweck verlieren wir in keiner Klasse wieder aus den Augen, im Gegentheil legen nach gemeinschaftlicher Berathung in

jeder Klasse so viel zu als uns nach dem Standpunkte der Schule (der schon einige Male sich änderte) dienlich erschien. Von der dritten Klasse an beginnt auch eine schon mehr absichtliche Bekanntmachung mit den Formen der Poesie besonders der epischen, und mit den verschiedenen Dichtungsarten. Hier bekommen die Schüler die ersten übersichtlichen Andeutungen von dem, was die allmälige und frühere Entwickelung unsers Volkes betrifft. Da in dieser Klasse, welche die zweite Stufe unserer Bildung abschließt, die deutsche Geschichte vollständig gelehrt wird und Kohlrausch's Geschichte der Deutschen in den Händen der Schüler ist, zum Theil als Lesebuch benutzt wird: so liegt es ganz in der Natur, daß die beiden Unterrichtszweige sich ergänzen, einer in den andern eingreift und sich gegenseitig unterstützen. Von der zweiten Klasse an beginnt neben den Leseübungen ein besonderer Unterricht in der deutschen Literatur nach Schäfers bekanntem Handbuche, welches auch in der ersten Klasse zu Grunde liegt. In derselben wird dieser Unterricht vollendet, und in erweiterter Gestalt bis auf die neueste Zeit fortgesetzt, während in der zweiten Klasse die ältere Literatur in flüchtigen Umrissen, bis auf Klopstock vorzugsweise mit den Schülern besprochen wird. Mit Hervorhebung der Bedeutung dieses großen Reformators deutscher Sprache und Poesie, besonders seiner Lyrik, schließt die zweite Klasse ab, die nach ihm und Lessing mit Herder durchbrechende Glanzepoche durch Göthe und Schiller zur angelegentlichen Würdigung der ersten Klasse überlassend. Doch wird noch in der zweiten Klasse als Vorbemerkung zur Literatur und Lesestunde eine kurze Uebersicht über die Dichtungsarten gegeben, was sich in der ersten Klasse in erweitertem Maaßstabe und genauerer Beschauung wiederholt. Doch werden dabei nicht etwa die Regeln aufgestellt, wonach die Gedichte gemacht sein sollen, als ob dergleichen nach Regeln gemacht würden; es wird vielmehr gezeigt, was sich von selbst Analoges in den Meisterwerken findet, daß es und wie es aus der Natur des Menschengeistes von selbst sich so gestalte. Dieses anzuschauen und zu einem bewußten Verständniß des Schönen sich allmälig durchzubilden, dazu wollen wir dem Schüler Anleitung geben. Von der untersten Klasse an suchen wir den Schülern so viel als möglich Biographisches über die Literatur unserer Helden beizubringen. Es ist dieses die beste Art der Vorbereitung auf einen spätern ordnenden Unterricht in der Literaturgeschichte. Es gibt ihnen den Stoff allmälig, macht sie damit vertraut, und sie haben später mit der geschichtlichen Auf- und Auseinanderfolge nicht auch noch die Namen und Einzelheiten zu merken, diese bringen sie schon mit. Auf das Lesen Deklamiren und auf freie Vorträge legen wir ein großes Gewicht, indem die Einwirkung der Darstellungsform auf das Verständniß und auf das eigne Wohlgefallen am Gegenstande von außerordentlicher Wichtigkeit ist."

Dieses Ziel wird nur auf dem Wege der Anschauung erreicht; man folgt dem Naturgange, die Schüler müssen, deutsch Empfundenes, deutsch Gedachtes und nur Gutes lesen, hören und deklamiren.

„In der sechsten Klasse wird nun beim Lesen der erste Cursus des Wackernagelschen Lesebuchs gebraucht, und besonders darauf gehalten, daß der Knabe ein Gefühl für seine Muttersprache erhalte, daß er ihre einfache Kraft und Anmuth ahne und seine Freude daran finde. Es bietet in Erzählungen, Schilderungen, Gedichten einen Kreis aus der geistigen und natürlichen Welt, den der Knabe nach seinen Hauptmomenten umspannt. Richtiges Aussprechen, Verstehen, und Aneignen sind die Punkte, auf die gehalten wird. Die Verfasser werden ge-

nannt, irgend eine bedeutende Notiz über sie hinzugefügt, wo möglich ein Bild von ihnen gezeigt, so daß sich mit dieser Welt eine Art von Bekanntschaft anknüpft.

Wesentlich gleich ist der Unterricht in der folgenden Klasse, der sich an den zweiten Cursus von Wackernagels Lesebuch anknüpft. Sie lernen hier den mitgebrachten Reichthum zusammenfassen; summiren, was sie von einem Verfasser schon gelesen, gelernt haben, zu dem, was sie hier bekommen. Eine Reihe von Sprichwörtern führt sie in die Volkssprache ein. Das Reproduciren des Gelesenen ist, wie in der vorigen Klasse, die Probe, ob die Kinder fleißig und genau aufgenommen haben. Gut wiedererzählen wird zu einem Ehrenpunkte gemacht.

Der dritte Cursus von Wackernagels Lesebuch regiert in der vierten Klasse, er ist reicher an Inhalt, dehnt der Kinder Gesichtskreis aus, zur erzählenden, beschreibenden tritt die schildernde Form, das Historische tritt ein. Das Erhabene, besonders aus der Natur, findet seine Stelle, und immer sind nur die besten Meister hereingelassen. Auch Komisches und Scherzhaftes findet sich, die Knaben sollen nicht glauben, daß Wahrheit und Weisheit nur finster und ernst aussehe. sie sind ja ihrer Natur nach heiter. Besonders findet hier auch der religiöse und vaterländische Sinn seine Pflege, aus den bedeutendsten Geschichtschreibern sind Abschnitte eingefügt, die bei der Wiederkehr der Tage, auf welche sie sich beziehen, gelesen werden. Man sieht in dieser Klasse schon auf den Wohllaut; Gegensätze rc. müssen in entsprechender Betonung vorgetragen werden, der Knabe muß zeigen, daß er auch empfinde, was er liest. Mündliche Reproduktion und fortgesetzte Erweiterung der biographischen Kenntniß verstehen sich von selbst.

Die dritte Klasse, welche unsere zweite Bildungsstufe abschließt, gibt an der Hand der deutschen Geschichte eine zusammenfassende Uebersicht und geschichtliche Andeutung von der periodenweisen Entwickelung unserer Literatur, und mit Anschluß an Wolfs poetischen Hausschatz werden die verschiedenen Dichtungsarten zur Anschauung gebracht. Die Lectüre aus dem poet. Hausschatze schließt sich besonders an das Epische an. Lautes, deutliches, in jeder Beziehung richtiges Lesen wird besonders bezweckt. Was zur Belebung des Sprachgefühls, zur Bildung des Geschmacks, des Urtheils sich angemessen zeigt, wird herangezogen, besonders die einheitliche Auffassung des gelesenen Stückes vermittelt. Biographische Studien gehen fort.

In dieser Klasse ist zu den biographischen, phonetischen, logischen, reproducirenden Momenten hinzugetreten die geschichtliche Uebersicht, vorerst nur in Umrissen, das Hinweisen auf ihr Dasein und das Aufmerken auf die verschiedenen Arten von Gedichten, ihre Namen. Dieses wird in der zweiten Klasse mit der die dritte Bildungsstufe beginnt, weitergeführt. Nach Schäfers Grundriß der deutschen Literatur wird nun eine mehr innerlich zusammenhängende Vorstellung von der allmäligen Ausbildung unseres geistigen Lebens angebaut. Die Geschichte des Mittelalters, nach Schmidt, giebt den Schülern eine Ahnung von der innern und äußern Wechselwirkung, in welche die Völker Europa's und die hervorragenden Stände besonders durch die Kreuzzüge unter einander treten. Sie begreifen, wie sich dieses in der Literatur des 13. Jahrhunderts offenbart, sich im 15. und 18. wiederholt. Luther, der dreißigjährige Krieg, die von allen Grenzländern nach dem Mittelpunkt von Deuschland dringenden Strahlen zusammengefaßt in den Bremischen Beiträgen, die Befreiung und Erhebung durch Lessing und Klopstock sind die Gesichtspunkte, welche besonders hervorgehoben

werden. Herders Verdienst um das Volksthümliche, dessen Verklärung in Göthe, Uhland 2c. wird noch angedeutet, Bürger und der Hainbund nicht übergangen. Wie Ernst und Heiterkeit in Haller und Hagedorn getrennt, in den Bremischen Beiträgen vereinigt, in Klopstock und Wieland noch weiter auseinander getreten, bis sie sich zuletzt in höherer Einheit durchdrungen, wird anschaulich gezeigt; der Geschmack der Schüler am Hohen, Komischen, Niedrigen, Würdevollen, Einfachen, Schönen geprüft.

Beim Lesen soll nicht nur eine Bekanntschaft mit den verschiedenen Producten der Dichter vermittelt werden, dieses muß mehr der Privatlectüre überlassen bleiben, die wir durch unsere Bibliothek zu leiten suchen, wir versuchen ein ästhetisches Verständniß anzubahnen. Zu dem Zwecke wird das Wichtigste aus der Metrik behandelt, auf die Wichtigkeit der Form hingewiesen, Alliteration, Assonanz, als besondere Form des Verses und als Figur an Gedichten gezeigt. Die Bedeutung des Reims, der accentuirenden und quantitirenden Versmaaße werden besonders an der Nibelungenstrophe, an Schillers Taucher und einigen Platenschen Gedichte fühlbar gemacht. Einige Klopstock'sche Oden werden dem Inhalte und der Form nach sorgfältig behandelt, damit die Schüler für das Tiefe und Innerliche, das Reiche und Mannigfaltige, das Kräftige und Gewaltige, das Einfache und Schöne Empfindung bekommen. Die Betonung muß die Schüler zu der Auffassung des Ganzen führen, indem sie das Gefühl derer, die da reden, handeln, leiden, durch den Ton selbst in sich schaffen. Was der Ton ausdrückt, kommt in das Herz, wenn auch noch nicht klar in den Begriff u. s. w." Daneben biographische Studien, Aufsätze und freie Vorträge. In der ersten Klasse endlich wird Alles in erhöheter Weise fortgesetzt und es wird hier die Kenntniß der engl. und franz. Literaturgeschichte noch mit herangezogen. Von dem Gedanken ausgehend, daß sich die wahre Liebe weit mehr an Menschen emporranke, als an bloßen Worten und Gedanken, entwickelt der Verf. hierauf die Wirkung dieser biographischen Studien in sehr anschaulicher Weise.

In dem dritten Abschnitte legt Herr W. die Gründe auseinander, welche die besprochene Behandlung des deutschen Unterrichts veranlaßt haben und erinnert daran, daß die Bürgerschule nicht Gelehrte sondern Gebildete bilde, daß sie die Schüler deshalb zu den herrlichsten Blüthen führen will, die unser in dem allgemeinen Weltgeist wurzelnder deutscher Nationalgeist getrieben hat. Das Nationale soll von oben nach unten zu seiner Anerkennung kommen, damit die wahre Vaterlandsliebe gekräftigt und erhalten werde und die Fremdländerei in Sprache und Sitte nicht wieder hereindringen könne und des Volkes Elend herbeiführen. Die Seele der Schüler muß also zu edler deutscher Volksthümlichkeit entzündet werden; die Jugend soll das Volk kennen, lieben und ehren lernen in denen, welche des Volkes Kern und Wesen am schönsten in sich aufgenommen und vor der Welt erschlossen haben. Das ist die Aufgabe der Schule.

„Dazu wollen wir diese Einführung in die deutsche Literatur vorzüglich mit gebrauchen, zur Bekämpfung aller Ausländerei und alles Niedrigen und Gemeinen in der Natur. Dem ernsten zum Denken übergeneigten Norddeutschen ist eine ästhetische, poetische Erfrischung gar wohlthätig und nöthig, sie ersetzt durch die Phantasie die arme ihn umgebende Sinnlichkeit. Sie verjüngt ihm das Leben und ist überhaupt jetzt ein schönes Gegengewicht gegen die vorzugsweise materielle Richtung unserer Zeit, eine Richtung, die von je der größte Feind nationaler Selbstständigkeit war, deshalb von Lykurg aus Sparta verbannt, und als

sie in Athen, Sparta, Rom einzog, das Grab der Freiheit und Sittlichkeit und Volksthümlichkeit. Diese Kenntniß ist nächst der Religion der Lehrstoff, der die sittlichen Kräfte am meisten zu einer edlen Thätigkeit ruft. Darum muß sie auch in der Schule mit Anstrengung getrieben werden, damit wie bei allem Unterrichte, der Geist sich übe, eingeengt werde, straff bleibe, sich zu festem Willen kräftige, sich nicht etwa durch Leserei in eine uferlose Breite verliere, etwa in die Schwärmerei der Genuß- und Zerstreuungssucht, die mit Tagesbegebenheiten ängelt und hascht nach dem, was den Geist kitzelt u. s. w."

Doch wir brechen hier ab. — Das Tagebuch giebt, wie schon oben gesagt, ein gutes, und sicherlich ganz getreues Bild von dem Leben und Streben der Schule, der jüngste fünfzehnjährige Schüler der Klasse hat das Buch geführt und es erklären sich daraus manche Mangelhaftigkeiten, welche der Lehrer absichtlich stehn ließ, um auch den geringsten Schein einer Täuschung fern zu halten.

H.

Wie Chamisso ein Deutscher wurde, von Dr. Häser, Progr. der Realschule in Halle 1847.

Der Verfasser nimmt in vorstehender Schrift mit großer Bescheidenheit weder auf den Gelehrten noch auf den Methodiker Rücksicht, sondern wendet sich an das große Publicum und will zugleich zeigen, in welchem Sinne und in welcher Weise in der dortigen Schule die Literaturgeschichte betrieben werde. — Die bekannte Arbeit von Ampère über Ch. in der Revue des deux mondes (Mai 1840) ist durch Vermittelung eines Aufsatzes in The foreign quaterly Review (LXXII January 1846 p. 412) mit kritischer Sorgfalt benutzt worden und Hr. H. hat in anziehender Weise vor dem Leser den geistigen Proceß entwickelt, demzufolge Chamisso seine Nationalität aufgab und nach vielen Kämpfen sich die fremde vollständig aneignete.

Alphabetisches Verzeichniß mehrerer in der Oberlausitz üblichen, ihr zum Theil eigenthümlichen Wörter und Redensarten. 18. St. (II. Nachtr. III St.) von Dr. K. G. Anton. Progr. des Gymn. in Görlitz 1847.

Der rühmlichst bekannte Verf. ist trotz seines hohen Alters unermüdlich in der Weiterführung seiner nun vor 22 Jahren begonnenen Forschungen, welche den Freunden solcher wissenschaftlichen Bemühungen gewiß höchst willkommen sein werden. Wir erhalten hier Nachträge zu dem Buchstaben G., welche in bekannter Weise gearbeitet sind und sehr viel Neues und Interessantes darbieten.

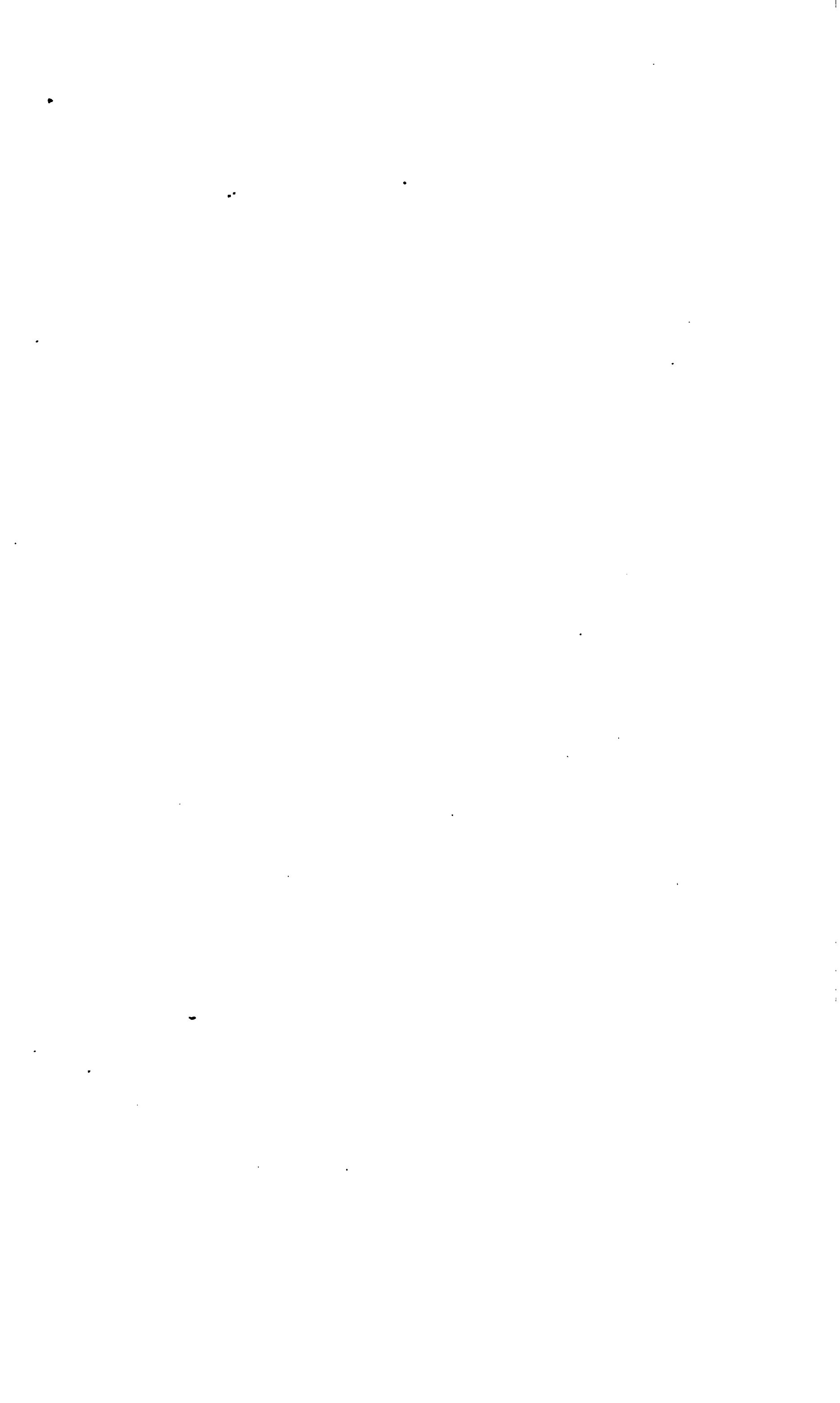
Druckfehler.

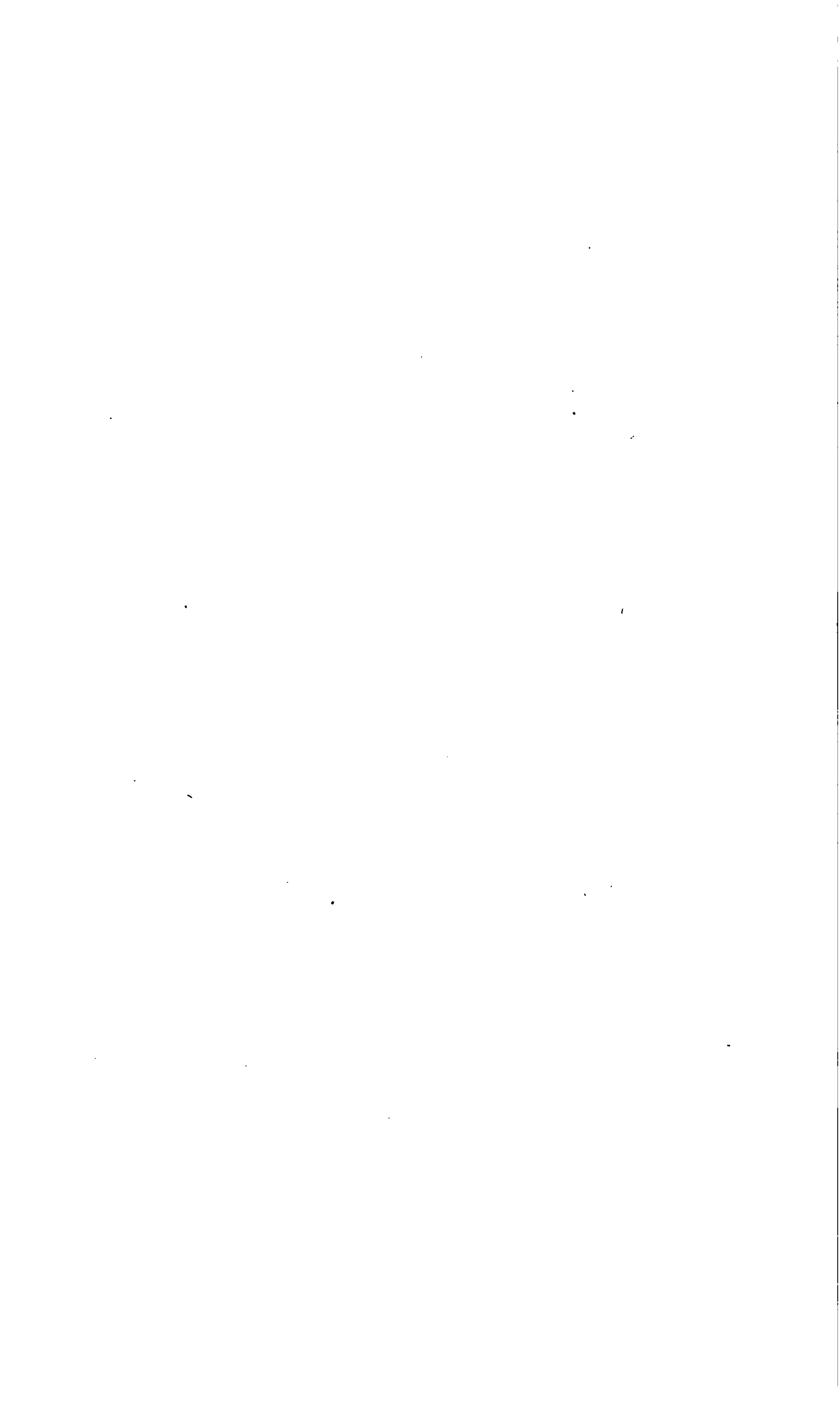
Seite 91 Zeile 8 statt gedehnten lies gelehrtem.
„ 93 „ 22 st. factisch l. serbisch.
„ 94 „ 6 st. rabota l. robota.
„ 9 st. marmor das erstemal mramor.
„ 14 st. der Hindus l. den Hiatus.
„ 20 st. r l. er.
„ 27 st. pj l. kj.
„ 98 „ 24 st. Länder l. Lieder.
„ 108 „ 26 st. prvyl l. prvnjl.
„ 111 „ 2 st. das Neutrum l. der Plural.
„ 114 „ 23 streiche: komische.
„ 152 „ 1 von unten der griechischen Verse in der Anm. st. τ'ά l. τά.
„ 153 „ 2 „ „ des Textes st. seine l. rein.
„ 154 „ 15 von oben st. Vissa l. Lissa.
Anm. 1. st. Schiavon l. Schiavoni.
„ 155 Zeile 2 des Textes v. u. l. spätern.
„ 157 „ 7 des Textes v. u. l. Patras.
„ 2 der ersten Anm. st. 1812 l. 181.
Die letzte Anm. auf dieser Seite gehört zu Z. 18 der vorhergehenden, wo von der Eroberung Korinths die Rede ist.
„ 159 Zeile 1 st. Friedrich Vabrero l. Friedrich Vabrero.
„ 160 Vers 9 st. τὸ l. τὰ.
Zeile 5 des Textes v. u. l. νὰ 'πάνῃς.
„ 4 „ „ „ „ l. Νὰ ἦτον.
„ 3 „ „ „ „ l. νὰ ὁρίσῃ.
„ 2 „ „ „ „ l. τ'ἄρματα, πάντοτ' ἀνδρειωμένοι.
„ 1 „ „ „ „ l. πάντα.
Anm. 2 l. dieser.
„ 162 Zeile 14 st. 'μ l. 'κ.
„ 16 l. 'βρίσκεται.
„ 4 des Textes v. u. l. καὶ ποῦναι καὶ οἱ μπράβοι,
In der zweiten Anm. Z. 1 l. Markusplatz. — Z. 2 u. 5 st. Cpern l. Cypern. — Z. 3 l. Es besaß Kreta.
„ 163 Zeile 12 l. an Glanz. — In der Anm. Z. 7 v. u. l. Kapetane — Z. 6 v. u. st. des l. der
„ 164 „ 2 des Textes v. u. gehört die Note (auf der f. S.) zu Τζιρίγο.
„ 166 „ 2 des 2ten Abs. st. Gerichts l. Gedichts.
„ 3 des Textes v. u. l. genährte.
„ 167 „ 13 l. die Ausgangspunkte.
des 2ten Abs. l. Byzantiner.
„ 3 u. 2 von unten l. der heiligen Siebenschläfer.
„ 168 „ 16 v. u. l. hießen.
„ 169 „ 7 der deutschen Verse l. der Erkor'nen.
„ 170 „ 2 der griech. Verse in der Anm. l. ἀνατροφὴν.
„ 171 „ 1 der deutschen Verse l. Er war.
„ 172 „ 1 der griech. Verse l. Θρηνεῖ.

Seite 173 Zeile 5 v. u. lies Dank den.
„ 175 „ 2 l. unserer.
„ 20 l. Μωρέως.
„ 4 des Textes v. u. l. in Bezug.
„ 176 „ 1 l. für jeden.
„ 2 statt caploëllinischen lies 'aploëllinischen.
„ 13 l. ἀσπαστή.
„ 19 nach σας ist das Komma zu streichen.
„ 4 v. u. statt Insolvenz l. Insolenz.

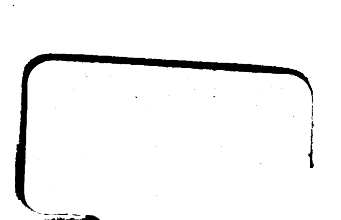
Zum II. Bande.

„ 299 „ 8 v. u. ist statt den Untergang zu setzen: der U.
5 „ „ „ „ meisterhaft „ „ massenhaft.
„ 301 „ 9 Anm. 2 „ diesen „ „ dürfen.
„ 302 „ 14 v. u. ist „ nur „ „ noch.
„ 305 „ 12 v. u. „ nach demüthigenden noch einzuschieben: aber.
„ 306 „ 10 v. o. „ statt Geschichten zu setzen: Geschicken.
„ 21 „ „ „ „ seine bethörenden „ „ Sinnbethörende.
„ „ „ „ zornigen „ „ zornige.
„ 307 „ 14 v. u. „ „ nun „ „ nur.
„ „ „ nach was einzuschieben: es.
„ 8 „ „ „ statt gleichförmiger zu setzen: gleichgültigerer.
„ 7 „ „ „ „ nach „ „ noch.
„ 308 „ 9 „ „ „ „ bis jetzt ist zwar zu setzen: bis jetzt ist zwar nicht
„ 309 „ 8 v. o. „ „ Ich schlage zuerst den nächsten Weg ein zu setzen: Ich schlage zunächst den ersten Weg ein.
„ 310 „ 22 „ „ „ „ löslich zu setzen: läßlich.
„ 311 „ 7 „ „ „ nach lyrischem ein Kolon zu setzen.
„ 20 „ „ „ statt behauptet zu setzen: behaupten.
„ 24 „ „ „ „ Kreise „ „ Preise.
„ 29 „ „ „ „ unselbstständigen zu setzen: unselbstständigerm.
„ 312 „ 8 „ „ „ „ Geschränktheit „ „ Geschraubtheit.
„ 313 „ 21 „ „ „ nach frei das sich zu streichen.
„ 29 „ „ „ statt Aufgabe zu setzen: Ausgabe.










Widener Library
3 2044 098 636 616